N. III. 36
48

Const. 1. t. 3. &c.

L. 9. 169

Bip. o.

Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Eigene Schriften und Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart.

Der Andere Theil.

Joh. Theoph. Hoffel Sr.

Leipzig 1742.

Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

HERRN

Ludewig Rudolph,

Regierendem Herzoge

zu Braunschweig und Lüneburg,

Ihrem gnädigen Herrn

widmet

Diese Sammlung ihrer Schriften

die

Deutsche Gesellschaft in Leipzig.

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Herr,

Durer Hochfürstl. Durchlauchtigkeit erkühnet sich die Deutsche Gesellschaft in Leipzig diese neue Sammlung ihrer eigenen Schriften und Uebersetzungen in aller Unterthänigkeit zu widmen

widmen und zuzueignen: Ob sie gleich die Ehre nicht hat, sich unter die glückseelige Anzahl der Braunschweig-Lüneburgischen Bürger zu zehlen, oder in den Grenzen dieser, durch ein so preiswürdiges Oberhaupt, beseligten Herzogthümer zu blühen.

So stark ist die Macht großer Eigenschaften an Durchlauchten Personen, daß sie sich nicht nur unter gebohrnen Unterthanen, sondern auch unter fremden Landeskindern, Verehrer und Bewunderer zu erwerben wissen. Ludewig der vierzehnte, König in Frankreich, dem mehr seine edle Liebe zu Künsten und Wissenschaften, als seine siegreichen aber ungerechten Waffen, den Namen eines Großen erworben, war zu seiner Zeit ein fast allgemeiner Au-

genmerk aller Gelehrten in Europa: Und selbst in Deutschland ist mehr als ein Buch seinem Namen zugeeignet worden; weil man keinen so großen Schutzgott der Gelehrsamkeit in den Grenzen unsers Vaterlandes anzutreffen wuste. Was Wunder ist es denn, daß auch uns insgesamt, die herrlichen Verdienste des Durchlauchtigsten Braunschweigischen Hauses um die Deutsche Sprache und Dichtkunst, so stark in die Augen geleuchtet, daß wir uns genöthiget gesehen, der Wahrheit zu weichen, und hiervon ein öffentliches Zeugniß abzulegen.

Es schwebet noch ganz Deutschland in frischem Andenken, wie zu den gesegneten Zeiten des Durchl. Anton Ulrichs, Eurer Hochfürstl. Durchl. großen

Herrn

Herrn Vaters, alle Deutsche Musen an dessen erleuchtetem Hofe fast ihre einzige Zuflucht gefunden. Wenn ein Fürst selbst die Feder in der Hand führet, und sich als einen Meister in der schönen Schreibart mit vielen sinnreichen Werken ans Licht waget: So breitet ein so hohes Beyspiel die Liebe zu den freyen Künsten auf alle seine Diener, ja auf sein ganzes Land aus. Alles will alsdann geistreich seyn, alles will scharfsinnig denken, sinnreich und angenehm schreiben; und der gute Geschmack nimmt in wenigen Jahren mehr überhand, als wenn sich hundert Gelehrte zwar Mühe darum geben, aber keinen so erlauchten Anführer zum Vorbilde haben. Und dieses geschah da-
zumal in Braunschweig und Wolfen-

büttel:

büttel: Wie nicht nur der in Salzthal so artig angelegte Musenberg, sondern auch die unsterblichen Schriften eines so Durchlauchten Scribenten, nemlich **Octavia** und **Aramena**, die vollgültigsten Zeugnisse davon ablegen können.

Wo bleiben noch die vormals in Deutschland fast unerhörten Bemühungen, auch die theatralische, und sonderlich die tragische Poesie der Alten und Ausländer, bey uns empor zu bringen? Was hatte wohl Frankreich von seinem Corneille und Racine großes und edles gesehen, das nicht auf Befehl und Anstalt dieses weisen Herzogs in Deutscher Sprache auf die Schaubühne gebracht worden wäre? Zum wenigsten ist die Wolfenbüttelische die

erste

erste gewesen, darauf sich die prächtige Melpomene, in einer ihr anständigen Majestät, Deutschen Zuschauern gewiesen: Da man sich an andern Höfen mehrentheils mit lauter ausländischen Possenspielern, und zwar in fremden Sprachen belustiget hat, die dem grösten Theile des Schauplatzes ganz unverständlich gewesen.

Wir würden übel thun, wenn wir von dem gottseligen Herrn Vater Eurer Hochfürstlichen Durchlauchtigkeit so viel Rühmens machten: Dafern es nicht weltkündig wäre, daß Dieselben, wie an allen großen Eigenschaften eines löblichen Regenten, also auch in der Gnade und Huld gegen die Deutschen Musen, der würdigste Nachfolger deselben geworden. Welche von den

löblichen Anstalten des Großen Anton Ulrichs ist wohl unter dem weisen Regimente des Durchlauchten Ludewig Rudolphs in Abnahme gerathen? Oder welche darvon ist nicht vielmehr merklich gebessert und in gröfseres Aufnehmen gebracht worden? Welcher von unseren guten Scribenten in gebundener und ungebundener Rede ist Eurer Hochfürstlichen Durchlauchtigkeit unbekannt? Ja welcher Fürst von Deutschland hat den Werth und die Verdienste Derselben iemals besser zu beurtheilen gewußt, als eben Dieselben?

Wer hat es nicht neulich mit sonderbarer Bewunderung vernommen, was Eure Hochfürstliche Durchlauchtigkeit Dero berühmten Helmstädtischen Ho-

hen

hen Schule vor eine Ehre erwiesen? Dieselben geruhten einer feyerlichen Doctorpromotion daselbst gnädigst beyzuwohnen, und mit Dero Hohen Gegenwart eine Academische Solennität ansehnlicher zu machen, die ohne dem durch den erlauchten Grafen von Oettingen schon prächtig genug wurde, der sichs vor keine Schande hielte, die Lehrerwürde in den bürgerlichen Rechten anzunehmen. In Wahrheit, wer aus so deutlichen Proben nicht die Gnade Eurer Hochfürstlichen Durchlauchtigkeit gegen die Gelehrsamkeit überhaupt abnehmen will, der wird wohl durch keine Macht der Wahrheit zum Beyfalle genöthiget werden können?

So vielfältige und wichtige Bewegungsgründe, Durchlauchtigster Herzog,

Herzog, haben wir gehabt, gegenwär-
tige Sammlung Dero Hohem Namen
zuzueignen; und dadurch die Nachwelt
von unserer aufrichtigsten Ehrerbie-
thung vor ein den Musen so theures
Haupt, zu überzeugen. Zugleich aber
haben wir den spätesten Zeiten hier-
durch eine glaubwürdige Nachricht ge-
ben müssen, daß es auch itzo in Deutsch-
land nicht ganz an gnädigen Schutz-
herren der freyen Künste gemangelt ha-
be, die aus selbst eigener Einsicht und
Liebe zu allem was edel und schön ist,
den Schutz ihrer Liebhaber und Vereh-
rer übernommen. Wir übergehen also
mit Vorsatz diejenige besondre Verbin-
dung, so wir durch den Vorsteher un-
serer Gesellschaft, mit den Braun-
schweigischen Landen haben; als wozu
unsre

unſre Geſellſchaft vor einigen Jahren den beredten Abt Mosheim aus Helmſtädt erwählet: Weil ſie in ganz Deutſchland kein dazu geſchickters und würdigers Haupt zu finden gewußt, als denjenigen Redner, den Eure Hochfürſtliche Durchlauchtigkeit ſo oft Dero hohen Beyfalls und ſo vielfältiger Gnadenbezeugungen gewürdiget haben.

Es würde uns hier zu weitläuftig fallen, alle übrige große Eigenſchaften und Tugenden Eurer Hochfürſtl. Durchlauchtigkeit mit einer anſtändigen Lobſchrift zu erheben, dadurch ſich Dieſelben von ſo vielen Regenten voriger und itziger Zeiten unterſcheiden. Eine einzige Glückſeligkeit Deroſelben können wir nicht unbewundert und ungeprieſen laſſen, dadurch Eure Hochfürſtl.

Durchl.

Durchl. von Gott besonders beseli-
get worden. Es ist dieses Dero
Durchlauchtigste Gemahlin, die unver-
gleichliche Christina Luise, dieses
Kleinod des Hohen Braunschweigischen
und Oettingischen Hauses; Dieses
wahre Muster aller an Verstand und
Tugend vollkommenen Damen; Die-
se glückselige Mutter einer großen Kay-
serin; Diese würdige Großmutter eines
leider! allzufrüh verewigten Rußischen
Kaysers, und andrer Durchlauchten
Enkel mehr, die den Glanz des Braun-
schweigischen Hauses auf späte Zeiten
erhalten und vergrößern werden. Ein
jeder, der ein so seltnes Durchlauchtes
Paar in der Nähe zu bewundern das
Glück hat, welche Ehre vor kurzem etli-
chen aus unserm Mittel wiederfahren,

der

der wird mit Vergnügen gestehen, daß nur ein solcher Herzog einer solchen Gemahlin, und nur eine solche Fürstin, eines so fürtrefflichen Gemahles würdig sey.

Der höchste Beherrscher der Welt erhalte ein so vollkommnes Fürstenpaar noch auf späte Jahre, in allem ersinnlichen Vergnügen und unverrücktem Hochfürstlichen Wohlseyn. Er segne alle Dero höchstweise Anschläge; Er stärke Sie an Geist und Leib, und überschütte Sie mit allen Glückseligkeiten, deren die Häupter der Sterblichen nur immer fähig seyn können. Dero Länder müssen künftig Rednern und Poeten zu Exempeln blühender Staaten dienen, und unter Dero gnädigem Zepter den Gipfel

aller

aller irrdischen Wohlfahrt erreichen.

Dieses sind die brünstigen Wünsche aller patriotisch gesinneten Deutschen; sonderlich derer, die sich in das gnädige und huldreiche Andenken solcher Durchlauchten Häupter empfehlen, als

Eurer Hochfürstl. Durchl.

Unsers Gnädigsten Herrn

Leipzig den 3. Oct.
1734.

unterthänigst gehorsamste
Diener

Die sämmtlichen Mitglieder der Deutschen Gesellschaft in Leipzig.

Vor-

Vorrede.

Geneigter und deutschgesinnter Leser,

Es sind nunmehro vier Jahre, daß wir dir den ersten Theil von den eigenen Schriften und Uebersetzungen der Deutschen Gesellschaft geliefert haben: Und der gute Abgang derselben, hat uns versichert, daß diese Art vermischter Schriften deinen Beyfall erhalten habe. Dieses hat uns bewogen, auf einen andern Theil zu denken, den wir dir hiermit liefern, und deiner geneigten Beurtheilung unterwerfen.

Wir haben unter dem großen Vorrathe von gedruckten und ungedruckten Stücken, die wir in der Zeit von Mitgliedern unserer Gesellschaft gesammlet, nur diejenigen erwählet, die allem Ansehen nach deine Aufmerksamkeit verdienen können, und theils des Inhalts, theils der Ausarbeitung halber würdig schienen, dem Untergange

entrissen zu werden. Sind dir viele von denen, die schon gedruckt gewesen, schon einzeln zu Handen gekommen: So denke, daß sie andern, die keine Gelegenheit gehabt, derselben theilhaftig zu werden, noch ganz unbekannt geblieben, und also bey ihnen noch die Anmuth der Neuigkeit haben werden. Und wenn es dir ja ekelhaft würde, dasjenige, so du schon sonst gesehen, noch einmal durchzulesen, welches doch bey guten Sachen so leicht nicht geschieht: So schlage es vorbey, und belustige dich an denen Stücken, die dir noch neu sind, welche unfehlbar den grösten Theil dieser Sammlung ausmachen werden.

Der erste Theil hält sechs und funfzig Stücke in sich, darunter der vierte Theil in ungebundener Rede abgefasset ist. Gleichwohl betragen dieselben nach der Zahl der Blätter, so sie einnehmen, nicht vielweniger, als die dreymal stärkere Anzahl der poetischen Stücke: Und bloß diese Gleichheit zu erhalten, und den Liebhabern der gebundenen und ungebundenen Schreibart gleich gefällig zu werden, hat man dieses Verhältniß beobachten wollen. Viele von beyden Arten sind auf hohe Häupter, und vornehme Standespersonen, viele auf gute Freunde und sonderlich Mitglieder unsrer Gesellschaft; viele auch aus eigenem Triebe verfertiget worden. Alle aber werden vermuthlich eine vernünftige Art zu denken, einen

regel-

regelmäßigen Ausdruck, und ein ungezwungenes Wesen an sich zeigen; welches alles bey dem nunmehro ziemlich gebesserten Geschmacke unsrer Landesleute, einer Schrift, die Beyfall und Leser finden soll, fast unentbehrlich geworden.

Wir haben keine Oden in diesen ersten Theil mit einrücken wollen, ungeachtet deren in unserm Vorrathe keine geringe Anzahl vorhanden war. Wir haben selbige zu einem andern Theile desjenigen Bandes, den wir bereits vor sechs Jahren geliefert, aufbehalten, und hoffen selbigen gewiß mit stärkern Stücken anzufüllen, als der erste damals in sich gehalten. Eine einzige Ausnahme von dieser Regel ist in Ansehung des Lobes der Gottheit gemacht worden, welches den ersten Theil beschließet. Der vornehme Herr Verfasser derselben war vor einiger Zeit zum Mitgliede unsrer Gesellschaft erkläret worden, und weil wir noch nichts anders von seiner Arbeit in Händen hatten, als dasjenige, was uns zur Probe von seiner Poesie eingesandt worden: So konnten wir nicht umhin, unsre Sammlung damit zu zieren; zumal es in seiner Art eine große Stärke zeiget, und den Liebhabern geistlicher Gedichte darthun wird, daß die heutige verbesserte Dichtkunst, auch eben so glücklich zum Lobe Gottes, als zu andern Absichten angewendet werden könne. Ein paar in der reinen Mundart ungewöhnliche

Ausdrückungen wird man dem Herrn Verfasser, in Ansehung der schönen Gedanken, die er darinn vorgetragen hat, leicht übersehen: Zumal ihn die Aussprache seines Vaterlandes gewissermassen entschuldigen kann. Wir haben dieselbe nicht ausbessern wollen, weil sonst eine Aenderung etlicher Zeilen unvermeidlich gewesen seyn würde.

Eine weit größere Ursache um Vergebung zu bitten habe ich selbst vor mich, daß ich mich abermal unterstanden, ein paar reimlose Gedichte mit in diese Sammlung zu bringen. Ich weis wohl, daß sie wenigen, oder vielleicht gar niemanden gefallen werden; Und noch weniger kann ich mir schmeicheln, daß ich viel Nachfolger darinn bekomen werde. Indessen habe ichs wagen wollen, und einen Versuch gethan, in wie weit man den Ekel der Ohren bey ungereimten Zeilen, durch ein reines Sylbenmaaß, und andre innerliche poetische Zierrathe überwinden könne. Ich will hier dasjenige nicht anführen, was ich bereits theils in meiner critischen Dichtkunst, theils in den Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, zu Vertheidigung dieser poetischen Ketzerey gesaget. Ich überlasse mich lediglich dem Urtheile derer, die griechische, lateinische, italienische und englische Verse ohne Reime lesen und schön befinden können. Diese werden unpartheyische Richter abge-

abgeben: Ob denn unsre Sprache nur allein ohne die Reime keines Wohlklanges fähig sey? Nur dieses habe ich noch hinzuzusetzen, daß ich in dem ersten reimlosen Stücke mit Fleiß lauter männliche Endungen gebrauchet, um die Jambos senarios der Griechen und Lateiner nachzuahmen, die sich allezeit mit einer langen Sylbe schließen. Hernach, daß ich in dem andern Stücke die Endigungen durchgehends weiblich gemacht, weil ich die zärtliche Art der lateinischen Hendecasyllaben gern im Deutschen ausdrücken, und zu dem Ende auch hier lauter eilfsylbigte Verse brauchen wollte, als welche mir dazu überaus beqvem schienen; ob ich gleich das übrige Sylbenmaaß der Lateiner in solchen Versen nicht beobachten konnte.

Wegen des andern Theils überhaupt habe ich fast gar nichts zu erinnern. Der geneigte Leser wird darinn allerley wichtige und sowohl lehrreiche als anmuthige Stücke aus alten und neuen ausländischen Scribenten antreffen. Vermuthlich wird er sich über keinen Nothzwang beklagen, den unsre Muttersprache darinn erlitten: Aber in Ansehung dessen es auch nicht fordern, daß alle Kleinigkeiten des Grundtextes, die oft mit den weitläuftigsten Umschreibungen in andern Sprachen nicht ausgedrucket werden können, gegeben seyn sollten. Dieses ist ein Vorrecht aller Sprachen, daß ihre Originalschriften

etwas verlieren, wenn sie übersetzet werden. Indessen geschicht doch denen, die nur deutsch verstehen, ein Gefallen, wenn sie die Gedanken der Ausländer nur in so weit kennen lernen, als sie sich deutsch geben lassen. Diejenigen, so griechisch, lateinisch oder französisch verstehen, behalten den Vorzug, daß sie aus den Quellen selbst schöpfen, und desto mehr Süßigkeit daraus schmecken können.

Vielleicht werden sich einige Leser wundern, warum man des Cicero Tractätchen von dem Weltgebäude auch übersetzet und hier eingerücket habe? Es ist dieses aus vielerley Ursachen geschehen. Anfänglich wird man daraus erkennen, daß viele Lehren der heutigen Weltweisen, als zum Exempel, der Satz des zureichenden Grundes, die Lehre, daß die wirklich verhandene Welt, die beste und vollkommenste sey, die der Schöpfer hervor zu bringen vermocht; welche von vielen vor neu und unerhört angesehen werden, schon den Alten bekannt gewesen. Hernach aber wird man aus dieser platonischen Weltbetrachtung, wenn man sie mit den heutigen Lehren unsrer Philosophen vergleichet, wahrnehmen, wie unvollkommen die Einsicht eines Weltweisen gewesen, der doch damals und lange hernach der göttliche Plato genennet worden. Diejenigen endlich, die unsre heutige Art zu philosophiren, der

Dunkel-

Dunkelheit beschuldigen, werden hier allererst sehen können, daß auch der beredteste unter den griechischen Weltweisen noch viel dunkler und unverständlicher geschrieben; indem seine Schreibart fast nicht anders klinget, als die Bücher der Alchymisten, oder der mystischen Scribenten, z. e. Jacob Böhmens oder Pordätschens und andrer so genannten Theosophen.

Bey der Virgilianischen Ecloge ist nichts zu erinnern, als daß man den Leser ersuchet im Anfange den Namen Meliböus, und nach der fünften Zeile Tytirus darüber zu setzen, damit die Dunkelheit dieses Schäfergedichtes, die sonst den Leser in Verwirrung setzen könnte, wegfalle.

Wegen der Ovidianischen Fabel dient zu wissen, daß dieses eine Fortsetzung von der im ersten Bande schon angefangenen Uebersetzung der Verwandlungen Ovidii ist, die Herr M. Winkler bey künftiger mehrerer Musse ganz hinaus zu führen willens ist.

Bey der Uebersetzung aus dem Lucan habe ich wieder einen Versuch in ungereimten Versen, und zwar von einer neuen Gattung langer trochäischer Zeilen, gethan. Es ist dieses eine Art, die schon Ennius im Lateinischen versuchet hat, wie aus folgenden Zeilen zu sehen ist, die uns aus einem Lobgedichte auf den afrikanischen Scipio übrig geblieben:

- - Mundus Coeli vastus constitit silentio,
Et Neptunus saeuus vndis asperis pausam dedit,
Sol equis iter repressit vngulis volantibus.
Constitere amnes perennes, arbores vento vacant.

Die Ursache, warum ich diese Art eben erwählet, ist diese, weil ich versuchen wollen, ob nicht diese Art sich besser zu einem deutschen Heldengedichte schicke, als die schlechten jambischen, die man nach Art der Griechen und Römer, lieber zu theatralischen und kleinen Gedichten allein brauchen sollte.

Denn da es nicht zu hoffen steht, daß man im Deutschen iemals das alexandrinische Sylbenmaaß der Lateiner einführen werde, so wie die römischen Poeten solches von den Griechen angenommen: So würde dieses trochäische an pathetischem Wohlklange und andern Beqvemlichkeiten mehr, am geschicktesten seyn, ein heroisches oder episches Gedichte darinn abzufassen; wenn sich mit der Zeit ein deutscher Dichter an ein so großes Werk wagen sollte.

Ich habe allezeit meiner eigenen Stücke halber die meisten Entschuldigungen vonnöthen: Denn ich muß auch von dem Versuche der Uebersetzung aus dem reisenden Cyrus etwas melden. Ich kam vor einiger Zeit auf den Entschluß, dieses treffliche Werk ganz in deutsche Verse zu bringen, wie Neukirch den Telemach übersetzet hat. Nun ist zwar Ramsays Cyrus eine Fabel von einem Helden; aber gleichwohl nicht nach den rech-

ten

ten Regeln eines Heldengedichtes, die Aristoteles und Bossu gegeben, eingerichtet. Unter andern ist auch die Zeit, die es in sich fasset, viel zu groß, indem er von der Kindheit des Helden anfängt, und bis in sein 40. Jahr fortfährt. Hernach folgt der Verfasser auch gar zu sehr der Zeitordnung, dadurch sein Buch ein ganz historisches Ansehen bekommt. Diesen beyden Fehlern abzuhelfen, und dem deutschen Cyrus ein poetischer Ansehen zu geben, bin ich auf die Gedanken gekommen, den Anfang des ganzen Werkes mit dem dritten Buche zu machen, da Cyrus schon fast dreyssig Jahre alt ist: So daß die Erzehlung des Poeten dadurch um zwey Drittheil weniger Zeit in sich begreifet. Die beyden ersten Bücher aber dachte ich in dem Verfolge theils von dem Cyrus selbst, theils von dem Araspes an beqvemen Orten erzehlen zu lassen: So wie Virgil den Aeneas bey der Dido die Eroberung der Stadt Troja, und Fenelon den Telemach bey der Calypso seine Egyptische Gefangenschaft, und andre Begebenheiten mehr hat erzehlen lassen. Damit aber auch ferner nicht der Eingang und die Anruffung eines Heldengedichtes fehlen möchte: So habe ich mir die Freyheit genommen, beydes in den ersten acht Zeilen von dem meinigen voranzusetzen. Gefällt den Lesern eine solche Einrichtung dieses Werkes: So will ich sorgen, daß von einer geschick-

ten poetischen Feder, unter meiner Aufsicht, dieser gemachte Anfang durch das ganze Werk fortgesetzet werden, und ehestens ans Licht treten möge; als wozu sich schon ein guter Verleger gefunden.

Die folgenden Stücke von Richard Steelen und die Uebersetzung der sieben Bußpsalmen werden sich selbst loben. Das erste stellet uns die besondern Vorzüge der christlichen Tugend vor der heydnischen, auf eine so edle und lebhafte Art vor Augen; daß man wohl sehen wird, wie es sehr wohl angehe: Ein Christ und ein vernünftiger Mann zu seyn. Die Psalmen aber werden sonder Zweifel den Beyfall aller Poesieverständigen finden, und einem jeden Liebhaber geistlicher Gedichte den Wunsch abnöthigen, daß man den ganzen Psalter in einer so feurigen, und geistreichen Uebersetzung von dem Herrn Verfasser lesen könnte. Vielleicht entschließet sich derselbe auf unser öffentliches Ersuchen der Kirche den Dienst zu thun, und die Andacht und Erbauung dadurch auf eine so edle Art zu befördern, als noch von wenigen Liederdichtern geschehen: Indem es kein Zweifel ist, daß er dadurch eine Stelle neben Paul Gerharden und Simon Dachen verdienen; Lobwassern und Langen aber, die auch den Psalter in Lieder gebracht, weit hinter sich zurücke lassen würde.

Was die beyden Briefe aus dem Alciphron anlangt:

anlangt: So werden sie vermuthlich nach solchen erbaulichen Stücken niemanden zum Aergerniße gereichen. Ist gleich ihr Inhalt verliebt, so herrschet doch keine sträfliche Liebe darinnen; sondern eine solche, die unter vernünftigen und tugendhaften Personen zweyerley Geschlechts gar wohl ohne Tadel herrschen kann: Wenn sie entweder schon auf ihr Lebenlang mit einander verbunden sind; oder sich doch dergestalt verbinden wollen. In diesen Umständen aber ist Menander und Glycera befindlich gewesen, wie der Inhalt ihrer Briefe sattsam zeiget: Ueberdem findet man durchgehends zwar zärtliche Worte, aber nicht die geringste anstößige und schlüpfrige Ausdrückung: So daß auch das schamhafteste Frauenzimmer beyde ohne zu erröthen wird lesen können. Indessen werden selbige zeigen, daß man vorzeiten in Griechenland die zärtlichen Empfindungen der Liebe, und die artigsten Schmeicheleyen eben sowohl in seiner Gewalt gehabt, als das sinnreich-höfliche Frankreich im vorigen und itzigen Jahrhunderte uns solches in seinen Briefen gewiesen hat. Ueberhaupt aber wird man aus allen Worten dieser Verliebten sich die edelste Abbildung von ihren Gemüthern machen müssen, die aus einer unwandelbaren Treue, und einer aufs höchste getriebenen Zärtlichkeit, ganz zusammen gesetzt gewesen zu seyn scheinen. Sonderlich

derlich hat es mir darinn gefallen, daß beyde einander nicht um der Jugend oder bloßen Gestalt halber, sondern ihres Verstandes und Witzes und ihrer angenehmen Sitten halber geliebet haben. In Wahrheit, man muß entweder so, wie Menander, oder gar nicht geliebet werden: Und entweder eine so scharfsinnige und zärtliche Glycera, oder gar niemanden lieben.

Nichts ist übrig, als daß ich noch ein kurzes Verzeichniß von denjenigen neuen Mitgliedern unsrer Gesellschaft gebe, die seit zweyen Jahren in dieselbe aufgenommen worden; so wie wir in der Vorrede zu den Antritts- und Abschiedsreden, die damalige Zunahme derselben bekannt gemacht. Das erste darunter ausgenommen, so sind alle übrigen unter dem neuen Vorsteher unsrer Gesellschaft, dem hochberühmten Herrn Abt und Kirchenrath **Mosheim** in die Zahl unsrer Glieder getreten: Und man wird auch aus dem Ruhme und der bekannten Geschicklichkeit derselben schon schließen können, daß uns ein so würdiges Haupt bereits die merklichsten Vortheile gebracht. Es sind aber dieselben nach der Zeit, wie sie auf einander gefolget, und ohne einige Absicht auf ihre übrige Rangordnung folgende:

Herr Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr, Eques Pomer. Phil. & Lib. Art. Mag. allhier.

Herr Johann Gottlieb Krause, Histor. Prof. Publ. Ordin. zu Wittenberg und itziger Zeit Rector Magnificus daselbst.

Herr

Vorrede.

Herr M. Friedrich Wilhelm Stübner, der Philos. Facultät zu Leipzig Assessor und der Königl. Preuß. Soc. der Wissenschaft Mitglied.
Herr George Ernst von = = = (ein vornehmer von Adel, der seinen Namen noch nicht bekannt gemacht haben will.)
Herr Christian Andreas Teuber, Prediger zu Dedeleben im Halberst. der Königl. Groß-Brittannischen und Preuß. Soc. der Wiss. Mitglied.
Herr Joh. Adam Darnmann, Hochf. Braunschw. Hof-Diaconus zu Blankenburg.
Herr Georg Pentzki, Conrector der Stadtschule zu Halberstadt.
Herr Jacob Friedrich Lamprecht, J. V. C. aus Hamburg.
Herr M. Johann Georg Sachse, der Churfürstl. Maynzischen Hochlöbl. Regierung zu Erfurt ordentl. Adv.
Herr Lic. Carl Friedrich Drollinger, Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Baden Hochberg Hofrath.
Herr Joh. Matthias Kramer, J. V. Pract. zu Offenbach bey Frankf. am Mayn.
Herr M. Johann Jacob Spreng, Prediger der Waldensischen Pflanzstäte zu Peruse im Würtenbergischen.
Herr Daniel Schönemann, Pastor zu St. Georgen in der Königsstadt an Berlin.
Herr Johann Daniel Denso, Professor bey dem königlichen Gymnasio zu Stargard.
Herr Johann George Poley, Professor der Philos. und Mathematik auf dem Hochfürstl. Gymnasio zu Weißenfels.
Herr Heinrich Walther Gerdes, der H. Schrift Doct. Prediger an der deutschen Kirche in Londen, der königl. Großbritt. Soc. der Wissensch. und der Soc. von Fortpfl. des Glaubens Mitglied.
Herr Johann Balthasar von Antesperger, verschiedener des H. R. R. Fürsten und Stände Rath und geschworner Kayserl. Reichs-Hofraths-Agent.
Herr Gottfried Behrndt, Hochadel. Alvenslebenscher Amtmann und Justitiarius zu Eichenbarleben.
Herr M. Johann Adam Löwe, Prediger zu Eutra.

Lebe wohl, geneigter Leser, und bleibe unsern fernern Bemühungen gewogen.

Johann Christoph Gottsched.

Inhalt.

Inhalt.
Eigene Schriften.

Freyherrn v. Sehrrthoß Rede auf den König von Pohlen Bl. 3
Neubürs Ged. an den König von Engelland Georg II. 14
M. Schellhafers auf die Huldigung des Churfürsten zu Sachsen 15
Prof. Gottscheds Schreiben an den Herz. zu Weißenfels 23
von Wengler, ob man aus der Vernunft erkenne, daß man seine Feinde lieben solle? 27
M. May an den Herzog zu Braunschweig Ludw. Rudolph 38
Buchka auf das Beylager des Erbprinzen zu Bareuth 39
Lamprecht an den Herzog zu Braunschweig 54
M. Pantkens Lobrede auf den Herzog zu Braunschweig, Aug. Wilhelm 55
= = Gedichte auf denselben 87
= = Gedichte auf desselben Gemahlinn 93
M. Mayens Gedächtnißrede auf Herrn Hofrath Mencken 104
= = Elegie an den Herrn Abt Mosheim 116
Prof. Gottscheds Schreiben an Herrn von Seeberg 120
Liebers auf das Absterben des Herrn von Brück 123
Lamprechts Erweis, daß es besser sey unter einem weisen und gnädigen Fürsten, als in einer Republik zu leben 128
Prof. Gottsched an Herrn M. von Steinwehr 137
M. Hofmann, die freudige Bewillkommung eines treuen Vaters, bey der Wiederkunft seines geliebten einigen Sohnes 142
M. Knöcher an seine Frau Mutter 146
M. Stübners Gedächtnißrede auf Herrn Hofrath Mencken 151
M. Mayens Elegie an Herrn Hofrath Benemannen 170
Langguth an Herrn von Goldstein 173
Lamprecht, daß die Poesie das beste Mittel sey, die wahre Weisheit unter den Menschen fortzupflanzen 176

Erneſti

Ernesti Rede von der höchstnöthigen Verbindung der Beredsamkeit mit der Gottesgelahrheit 180
M. May, der Character einer vernünftigen Liebe zwischen Personen beyderley Geschlechts 192
Junkers Schäfergedichte auf eine Hochzeit 195
M. Winkler auf Herrn Prof. Gottsched 200
M. Mayens Rede zum Andenken Herrn M. Rabners 205
Prof. Gottscheds Schreiben an Herrn Hofr. Weichmann über den Verlust seiner Frau Schwester 222
M. Knöcher auf die Groß- und Demmelische Eheverbindung 226
M. Seidels Hirtengedichte auf die Hohmann- und Neuhausische Hochzeit 229
Prof. Gottsched, daß man die wahre Beredsamkeit nur in männlichen Jahren recht fassen und ausüben könne 236
Frau von Ziegler Klage des Damons über den Verlust und Abschied der Phillis 247
M. Hofmann auf den Tod Herrn M. Gottwalts 254
M. Winklers Schreiben an Herrn M. Matthesius bey seinem Eheverbündnisse 258
M. von Steinwehrs Glückwünschungsschreiben an Herrn M. Mitternacht zu seiner Eheverbindung 263
M. Schellhafers Gedanken von der Satyre 273
Prof. Gottsched an Herr M. Schellhafern über den Verlust seiner Jungfer Schwester 279
Lamprecht an die Jungfer S. E. B. bey Uebersendung eines Gedichts auf den Kronprinz von Preußen 282
Prof. Lotters Glückwunsch bey dem Kunz- und Wildischen Hochzeitfeste 284
M. Knöchers moral. Gedanken über einen Geizhals 294
M. Langens Trauergedichte auf Herr Bürgermeister Hodden 299
Langguths erstes Stück seines Narcissus 304
Frau von Ziegler Gespräch von der wahren Freundschaft 308
M. Schellhafers Hochzeitgedichte 319
M. Knöchers Glückwunsch an Herrn M. Steinbachen zu seinem 73 Geburtstage 326

M. Schellhafers Lob des Esels 330
Lamprechts Glückwunsch an Herrn Conr. Damm zu seinem Hochzeitfeste 342
Prof. Gottscheds Elegie an Herrn M. Mayen über den Tod seines Vaters 345
Lamprecht an Herrn Prof. Gottsched 330
M. May bey der Jenich- und Bahrmannischen Eheverbindung 353
Hofrath Drollingers Lob der Gottheit 361

Uebersetzungen.

Die Kayser des Julianus von Prof. Lottern 371
Die vierte Satyre aus dem 1 Buche Horatii von Professor Gottscheden 424
Des M. Tullius Cicero Buch von der Welt von M. Winklern 431
Die erste Ecloge des Virgilius von M. Clodius 457
Lucians Abbildung einer vollkommenen Schönheit von Prof. Gottscheden 461
Die 7 Fabel aus dem 1 Buche der Verwandlungen des Ovidius von M. Winklern 481
M. T. Cicero von der besten Gattung der Redner von M. von Steinwehr 487
Ein Stück aus dem 9 Buche Lucans von Pr. Gottscheden 497
Des Herrn Riccoboni Abhandlung von der heutigen Tragödie von M. Mayen 500
Das 8 Schäfergedichte aus dem Fontenelle von Lamprechten 548
Des Herrn von St. Evremond Gedanken von der Oper von M. von Steinwehr 552
Probe einer Uebersetzung aus Ramsays reisenden Cyrus von Gottscheden 565
Richard Steelens christlicher Held von Lamprechten 571
Die 7 Bußpsalmen von M. Sprengen 662
Der 3 Brief aus Alciphrons II Buche v. Prof. Gottsched 684

Der

Der
Deutschen Gesellschaft
in Leipzig
Eigne Schriften.
Zweyter Theil.

Rede
auf das hohe Geburts-Fest
Herrn Friedrich Augusts,
Königs in Pohlen, und Churfürstens zu Sachsen, ꝛc. ꝛc.
Den 12 May 1730. in der Academ. Kirche zu Leipzig gehalten
im Namen der deutschen Gesellschaft
durch
Carl Heinr. Freyh. von Sehrr-Thoß.
Allerdurchlauchtigster, ꝛc. ꝛc.

Ich weis mehr als zu wohl, daß die unzählichen Bemühungen der geschicktesten Redner und Poeten, welche bloß das Absehen gehabt, deine Thaten, **Allergroßmächtigster König**, der Ewigkeit zu übergeben, meine noch ungeübte Zunge billig schüchtern machen sollten, durch unvollkommene Ausdrückungen die mir bewußte Schwäche zu verrathen.

Denn sind jene, da sie sich vorgesetzet, der Welt ein rechtes Meisterstück ihrer Kunst mitzutheilen, zufrieden

gewesen, wenn es ihnen geglücket, einen Schattenriß deiner recht Königlichen Tugenden zu verfertigen: Wie wollte denn ich so verwegen seyn, zu hoffen, daß meine Kräfte zureichen möchten, ihren gelehrten Unternehmungen auch nur in etwas beyzukommen.

Und ließe auch deine weltberühmte Gütigkeit mich schon bey gegenwärtigem Unterfangen keinen ganz ungnädigen Blick vermuthen; so scheinet mich doch auf der andern Seite der Vorwurf abzuschrecken, womit vielleicht manche meine allerunterthänigste Pflicht in ihrem Vorsatze zu hemmen suchen würden: Warum nicht das an fähigen Gemüthern höchst fruchtbare Sachsen vor dießmal unter seinen Kindern jemand auftreten ließe, welcher mir, als einem Auswärtigen, die Ehre streitig machen könnte, ein demüthiges Opfer zu den Füßen seines großmächtigsten Beherrschers niederzulegen.

Allein so wenig dieses getreue Land jemals ablassen wird, vor dein höchstes Wohlergehen tausendfache Seufzer abzuschicken: So unmöglich fällt es mir, dich, **großer Augustus**, und deinen unsterblichen Ruhm, als etwas fremdes zu betrachten.

Denn ob mir gleich keine von deinen glückseligen Provinzen das Leben geschenket; so verehret dich ja auch Schlesien, als eine der stärksten und wichtigsten Stützen von Deutschland: Ich will sagen, als einen der mächtigsten Churfürsten, welchem es ganz eigen ist, seine Gnade und kräftigen Schutz, sowohl fremde Völker, als seine eigene Büger, genießen zu lassen.

Wie sollte mich dasjenige anitzt verhindern, daß mich die Geburt dem Zepter des **Allerunüberwindlichsten Carls** unterworfen? Warum soll ich mich nicht ver-

verpflichtet erachten, deine Majestät in allerdemüthigster Ehrfurcht anzubeten, nachdem beyde Durchlauchtigste Häuser, Oesterreich und Sachsen, durch ein unzertrennliches Freundschaftsband; nicht so wohl erst neulich verbunden, als vielmehr aufs kräftigste befestiget worden.

Das unschätzbare Kleinod aus Oesterreich, die mit unzählbaren Fürstlichen Tugenden begabte Tochter des **großen Josephs**; ich meyne diejenige Prinzeßinn, welcher Sachsen mit der Zeit einmal seine künftige Regenten wird zu danken haben, in deren Durchlauchtigsten Nachkommen sich das Heldengeblüte beyder Häuser auf ewig vereinbaret zeigen wird, verbindet beyde Völker zu einem untadelhaften Wettstreite der zärtesten Liebe, und aller nur ersinnlichen Ehrenbezeigungen.

Jedoch, wenn ich auch diesen innerlichen Trieb, welchen ich bey mir empfinde, beyseite setzen wollte; so befinde ich mich dennoch zu diesem Unternehmen schon genugsam berechtiget und verbunden: Weil ich das Glück habe, die zu meiner künftigen Wohlfahrt dienenden Wissenschaften in diesem Sächsischen Pleiß-Athen einzusammlen.

Ist dieses alles aber noch zu wenig, so setze ich Schuldigkeit, Geburt und Vaterland beyseite, und rede hier als ein Bürger dieses Musensitzes; ja sonderlich als ein Mitglied der allhier befindlichen deutschen Gesellschaft.

Und eben diese allerunterthänigste Gesellschaft ist es, welcher dein höchstes Geburtsfest, so am heutigen Tage ein allgemeines Frolocken erwecket, viel zu herrlich geschienen, als daß sie solches durch ein undankbares Stillschweigen entheiligen sollte. Denn wie selbi-

ge schon etliche Jahre her, diesen so großen Tag, in der Stille, und vor sich alleine gefeyert; indem an demselben ihre Mitglieder unter einander gestritten, wer ihren Schutzgott am geschicktesten erheben und loben könne: Also hat es selbiger dießmal gefallen, sich öffentlich meiner Worte zu bedienen, und also die Meynung ihrer Herzen, samt den heißesten Wünschen ihrer Seelen durch mich kund zu machen.

Und ob man sich wohl nicht entbrechen kann, zu bekennen, daß die gelehrten Societäten, worauf auswertige Reiche und Länder so hochmüthig worden, unserm geringen Orden, darinn bey weitem überlegen gewesen, daß sie Gnade vor ihren Landes-Herren gefunden: So ist doch die Begierde sie an unterthänigster Verehrung deines unsterblichen Ruhms zu übertreffen, bey uns um so viel größer, je höhere Vortrefflichkeiten man bey deiner höchstweisen und glücklichen Regierung beständig zu bewundern bekommen hat.

Hat es jenen bisweilen Mühe genug gekostet, zu versuchen, wie weit es menschlichen Kräften möglich sey, einem Gesalbten zu Ehren, Triumphe, Verdienste und Tugenden zu erdichten; hat so gar Erzt und Marmor herhalten müssen, die offenbarsten Schmeicheleyen zu verewigen! ja hat man fast ganze Lorbeerwälder kahl gemacht, um die Eitelkeit ehrgeitziger Fürsten zu vergnügen: So reden gegentheils die im Segen blühenden Länder, die Sicherheit deiner Grenzen, das Wachsthum der Wissenschaften, die bezwungenen Feinde, die Eifersucht der höchsten Häupter, dich zu ihrem Bundsverwandten zu erhalten, ja das ganze itzt herrschende Europa, weit kräftiger von deinen ungemeinen Eigenschaften: als sich irgend die schwülstige Einbildung

dung eines schmeichelnden Redners oder Dichters vorzustellen, und mit weit gesuchten oder erborgten Lobes-Erhebungen auszudrücken weis.

Hier ist es nicht nöthig, gleichsam die Grüfte römischer und griechischer Helden zu stürmen, und durch Vergleichung ihrer Thaten mit den deinigen Deinem Ruhme einen größern Zusatz zu geben.

Denn zu geschweigen, daß Blutdurst und Verwegenheit öfters an ihren Siegen den größten Antheil gehabt; so würden wir uns noch an der geheiligten Asche Deiner allertapfersten Väter versündigen, wenn wir, durch Erhebung verkappter Laster, ihrer auf dich fortgepflanzten Großmuth zu nahe treten wollten.

Wir erinnern uns mehr als zu wohl, wie der sonst gewöhnliche Schluß, daß die Ehre durchlauchter Vorfahren zugleich mit den Provinzen auf die Nachkommen gebracht werde, öfters durch eine widrige Erfahrung sehr zweifelhaft gemacht worden.

Bey Dir aber, **großmächtigster Monarch**, hat man so wenig Ursache, sich erst darauf zu beruffen, da Deine majestätische Vollkommenheit auch unter den Unbekannten ein tiefes Nachsinnen erwecket: Welchem Fürsten ein solches Wunder der Zeit, Blut und Leben zu danken habe? Frankreich und die Ottomannische Pforte werden nimmermehr deines Ursprunges vergessen; wenigstens erneuert der Anblick der empfangenen Wunden das an sich schon unauslöschliche Andenken des durchlauchtigsten Churfürsten, Johann Georgs des dritten. So gar das kayserliche Wien erkennet diesen heldenmüthigen Fürsten vor seinen Erretter, dessen unschätzbare Verdienste, in den Herzen getreuer Patrioten niemals ersterben werden; ob er gleich selbst,

(vielleicht weil die Welt seiner nicht werth gewesen) derselben schon längst entrissen worden.

Ja der Rhein, der Mayn und die Donau werden ehe: ihren Lauf verlassen, ehe die von diesem Helden abgelegten Proben eines unüberwindlichen Muthes und einer hocherleuchteten Einsicht, in das Grab der Vergessenheit versinken werden.

Pflegen sich nun die edelsten Seelen stets die vollkommensten Muster zur nachahmung auszulesen; so muste sich die Welt von Deinen künftigen Unternehmungen nothwendig etwas außerordentliches versprechen: Da Du unter einem so großen Vater das Schulrecht in der Kriegskunst gelernet, und bereits in zarter Jugend nicht gemeine Merkmale derjenigen Tapferkeit blicken lassen, von welcher dermaleinst, nebst so vielen andern Gegenden, das Gefilde um Temeswar und Stralsund erschallen sollte.

Ich lasse es dahin gestellet seyn, wie weit diejenigen Recht haben, welche den Heldennamen vor ein Kleinod halten, wornach man erst über etliche tausend Leichen steigen müßte. Genug, Deine Gnade, welche weit größer ist, als ein Sterblicher mit seinen Gedanken sie zu begreifen vermag, hat keinen zur Leiche werden lassen, als der sich durch eigenen Wahnwitz des Lebens unwürdig gemachet hatte.

Ja auch in solchen Fällen hielte sichs Deine Langmuth unzählige mal vor rühmlicher, bey den verwegensten Verräthern, lieber durch Sammlung feuriger Kohlen, auf ihr bereits verwirktes Haupt, einen redlichen Liebesbrand zu erregen, als den so rechtmäßig erhaltenen Thron auf mürbe Todtenknochen zu gründen.

Die Demuth ziehet uns den Vorhang vors Gesich-

te,

te, und verhindert uns solchergestalt, die weisesten Rathschläge einzusehen, womit Dein Königliches Herz vor die Wohlfahrt der getreuesten Unterthanen besorget gewesen.

Denn eben darinnen sind die Verrichtungen Durchlauchter Häupter einer Uhr zu vergleichen, deren Richtigkeit zwar durch den Zeiger bemerket wird, ob schon die künstlichen Räder, wovon dieser seine Bewegung erhält, den Augen verborgen sind.

Wie manche Gefahr ist durch Deine unermüdete Wachsamkeit in der Geburt erstücket! Wie viele feindliche Anschläge sind nicht hintertrieben worden, da deine kluge Vorsicht allen Widriggesinnten die Kraft zu schaden benommen hat. Und wie oft hat diejenige Kette zum Friedensbande werden müssen, welche andre geschmiedet hatten, Deine Unterthanen damit in die Sclaverey zu setzen.

Ja das ungemein prächtige Lager, worzu sich Dein zahlreiches Kriegesheer noch jetzo rüstet, kann hoffentlich Zeugnisses genug seyn, wie weit die Schläfrigkeit zaghafter Fürsten von Deiner Seelen entfernet geblieben.

Du zeigest durch dasselbe fremden Völkern, so wohl die Schätze Deines Landes, als auch die Geschicklichkeit Deiner tapfern Soldaten; ja Du zeigest Dich schon bereit, das von allen Enden aufgefoderte Deutschland auf den Kampfplatz seiner allezeit siegenden Waffen zu begleiten.

Giebt es gewisse Völker, welche die Armuth ihres Vaterlandes nöthiget, unter dem Vorwande des Krieges, an den Reichthümern ihrer Nachbarn zu Räubern zu werden: So wachsen hingegen Deine in Glück und Segen stehende Länder um so viel mehr und herrli-

cher, ie länger des Janus Tempel bisher verschlossen gewesen.

Ja wenn auch ein strafbarer Undank alle Gelehrten und Künstler deines Landes auf einmal stumm machen sollte, Deine höchstpreißliche Verdienste in Beförderung nützlicher Künste zu erzählen: So wird doch das entlegene Rußland nimmermehr deine Ehre verschweigen; als welches aus der baldigen Veränderung seiner vorigen Barbarey, in eine recht vernünftige Lebensart, zur Gnüge erkennen können, was Peter der Große an Dir vor einen klugen Lehrmeister gehabt haben müsse.

So lebhaft der staatskluge Fenelon, von welchem man die Reisen des Telemachs erhalten hat, von dem Fleiße zu dichten weis, womit die neuen Unterthanen des Idomeneus bey Erbauung ihrer Stadt beschäftiget gewesen: So viel würde doch selbiger an der Unvollkommenheit seiner Beschreibung auszubessern finden, wenn er die muntere Hurtigkeit betrachten sollte, womit sich Deine Bürger bemühen, den Befehl ihres **allergnädigsten Fürsten**, nicht nur in der Gegend des berühmten Dreßdens, sondern durch das ganze Land überhaupt, durch Aufbauung der prächtigsten Palläste ins Werk zu richten.

Die landesväterliche Vorsorge, durch dergleichen kostbare Veranstaltungen nothdürftige Unterthanen zu erhalten, hat ohne Zweifel daran den größten Antheil gehabt.

Zumal, da das gesegnete Meißen nicht erst nöthig hat, zu deren Auszierung, Venedig und Numidien um ihren Marmor anzusprechen, sondern vor sich schon vermögend ist, ihre Pracht eben dadurch noch herrlicher zu ma-

machen, weil alles von ihm selbst hervor gebracht worden.

Muß man das nicht mit größter Verwunderung ansehen, wenn europäische Länder, Deinen so wohl eingerichteten Hof vor eine hohe Schule ansehen, auf welcher der Kern ihres Adels die größte Staatskunst begreifen kann; da auch das entfernete Persien sich Mühe gegeben hat, durch eine ansehnliche Gesandschaft den Purpursaum **eines so weisen Königes** zu küssen.

So hat denn das mächtige Sarmatien ein sattsames Recht, sich unter dem Scepter seines großen Königes höchst glückselig zu schätzen. Da dessen Ansehn unter der sächsischen Raute so herrlich gewachsen: So lebet das getreueste Churfürstenthum in der stillesten Zufriedenheit, weil es das Herz seines siegreichen Fürsten zur stärksten Vormauer hat.

Nur der Neid, welcher Dir selbst nicht beyzukommen vermag, schrecket beyde mit einem einigen Worte, das ist, mit der Sterblichkeit.

Stimmete der Himmel unsern unterthänigsten Wünschen bey; so würde dein allertheuerstes Leben eben so wenig von einigem Ende wissen, als der Preis und das unsterbliche Andenken Deiner unvergleichlichen Thaten, worüber noch die dankbare Nachwelt sich vergnügen wird.

Allein, da der einmal eingeführte Lauf der abnehmenden Natur eben dadurch seine Gewalt sehen läßt, wenn er sich die mächtigsten Provinzen unterwürfig machet; So lebet doch wenigstens keine redliche Seele in Pohlen und Sachsen, welche nicht den Allerhöchsten bey ehrerbietigster Betrachtung der ihnen durch Dich wiederfahrnen Wohlthaten, um ein noch größeres Wun-

der anrufen sollte, als etwan ehemals durch den Zeiger Ahas bedeutet worden.

Jederman wird mir beypflichten, wenn ich frey bekenne, daß zu Ausübung dieser Schuldigkeit keine angenehmere und erfreutere Zeit erscheinen könne, als der heutige Tag.

Diejenigen, welche vorgeben, die Welt sey im Monat May geschaffen worden, mögen sehen, mit was vor Gründen sie ihre Meynung behaupten wollen. Genug, der zwölfte May wird in ganz Europa vor einen Schöpfungstag gehalten, da die Gnade des grossen Weltbeherrschers durch Dich, **Großmächtigster König**, an das Firmament seines Fürstenhimmels so eine Sonne gesetzet, welche durch ihren gütigen Einfluß nunmehro schon sechzig Jahre zu jedermanns Vergnügen und Bewunderung, dem ganzen Lande sowohl Glanz als Nahrung und Kräfte verliehen hat.

Und obwohl vor einiger Zeit eine schmerzhafte Krankheit uns deren Untergang befürchten ließ; so erwieß doch der glückliche Ausgang, wie die göttliche Vorsehung an dem allgemeinen Leidwesen aller Unterthanen, Dir, als ihrem allergütigsten Vater, nur zeigen wollen, wie unschätzbar allen Ständen und Ländern Dein kostbares Leben sey, und was vor unaussprechlicher Jammer alle und jede betreffen würde, wenn sie durch den tödtlichen Hintritt ihres Beschützers zu Wäysen werden sollten.

Vorjetzo aber setzen die erfreuten Gemüther Furcht und Traurigkeit beyseite, und sind begierig, von Deinem hohen königlichen Hause zu lernen, wie ein inbrünstiger Wunsch gebührend abzufassen sey. Was vor

ver=

vergnügte Minen beobachtet nicht die angeflammte Ehrfurcht an dem Erben Deines Namens und Throns, der einzigen Hoffnung Deiner Länder, dem Muster vollkommener Fürsten, dem durchlauchtigsten Kron- und Churprinzen **FriedrichAugust**? Wie willig leistet nicht die zärtlichste Liebe der preiswürdigsten **Maria Josepha** ihrem höchstgeliebtesten Gemahl, in Bezeugung der innersten Freude, Gesellschaft? Und das unschuldige Ergetzen des durchlauchtigsten Prinzen, **Christian Leopolds**, über das höchste Wohlergehen **Seines Allergnädigsten Herrn Groß-Vaters**, ist vermögend, bey den Anschauenden Thränen zu erwecken.

Allerseits **Durchlauchtigste Herren Vettern** wünschen nichts so sehnlich, als das lange Leben des **großmächtigsten Haupts** von dem Sächsischen Heldenstamme.

Die reichen Feyerkleider, womit der so zahlreiche Hof die Hoheit des Königlichen Geburtsfestes verherrlichet, erregen das Frolocken der jauchzenden Bürger noch mehr, und die Heftigkeit der frölichen Gemüths-Bewegung läßt keinem zu, viele Worte zu machen, sondern die wenigen Sylben: **Lange lebe der König!** scheinen ihm genug zu seyn, alle Arten ihrer Glückseligkeit auf einmal zu begehren.

Nun so lebe denn, **Großer König**, und bestrale Dein weitläuftiges Reich, getreuestes Churfürstenthum, und alle darinne blühende Gesellschaften von Gelehrten und Ungelehrten, bis in das späte Alter, mit Deiner beständigen Gnade. Erscheine du, vergnügter Tag, dessen Andenken wir heute begehen, noch öfters; aber jedesmal mit neuem Segen und Glücke. Laß aber auch, **O Allerhöchste Majestät**, die Seufzer,

wel-

welche itzo gen Himmel steigen, die Wolken durchdringen, und kröne das tausendfache Flehen so vieler brünstigen Lippen, durch ein kräftiges Ja!

Wie nun unsere Deutsche Gesellschaft diesen Wünschen in allem mit tiefester Demuth beypflichtet, als wirft sich selbige noch zum Beschluße vor Deinen hohen Thron, in allergehorsamster Unterthänigkeit nieder: Und da sie nichts mehr suchet und wünschet, als in ihren redlichen Absichten Deines mächtigen Schutzes zu genießen, so erwartet sie bey dem itzigen Schattenwerke ihren künftigen Glanz aus Deinem unsterblichen Namen.

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

An

Herrn Georg den Andern,

König von Groß-Britannien, ꝛc.

Bey Dero Gegenwart in Göttingen im Namen der Stadt verfasset

von

Friedrich Christ. Neubur.

Großmächtigster Monarch!

den beyde Hemispheren,
Der alt- und neuen Welt bewundern und verehren,
Nimm gnädigst an die Pflicht von deiner treuen Stadt,
Die heut zum ersten mal dein Glanz bestralet hat.

Dein

Dein Glanz, der alles Leid wie Duft und Rauch zerstiebet,
Der Groß-Brittannien und Deutschland Leben giebet,
Der auch von fern dein Volk beseelet und erquickt,
Nun aber in der Näh uns außer uns entzückt.
Dich sehen wir erfreut anitzt in unsern Mauren,
Nur schmerzt uns, daß dieß Glück nicht länger solle dauren,
Und daß dein Licht so sehr dem Licht der Sonnen gleicht,
Daß es sich nicht verweilt und gar zu schnell entweicht.
Wir legen Haupt und Herz in Demuth vor dir nieder,
Und bitten, komme bald, o unsre Sonne, wieder!
Wirf künftig auch entfernt, stets deinen Gnadenblick
Auf Rath und Bürgerschaft, auf Kirch und Schul zurück.
Der Höchste kröne dich mit Glück und langem Leben,
Daß dir wir ofte noch der Treue Zeichen geben.
Wir ätzen diesen Tag in Stahl und Marmor ein,
Und er soll unsrer Stadt Gedenk- und Dank-Tag seyn.

* *

Seiner Königl. Hoheit und Churfl. Durchlauchtigkeit Friedrich August dem Andern,

nach empfangener Huldigung zu Leipzig

von

M. Heinr. Gottlieb Schellhafer, Lipſ.

Verzagte Muse schweig; stell allen Zweifel ein,
Als könte nicht ein Fürst auch Liedern günstig seyn;
Als würde jener Thon, der sonst die Herzen zwinget,
Zu schwach, so bald er sich bis zu dem Fürsten schwinget.

Zwar

Zwar denkt ein hohes Haupt nicht wie ein blöder Geist,
Der Gläser Diamant; und Kerzen Sonnen heist;
Aus Menschen Götter macht; aus Künsten Wunderwerke:
Nein, was ein Fürst erhebt, mißt er nach seiner Stärke.
Da wohnt die Weisheit nicht, wo nur ein Grüblen wohnt;
Da ist ihr wahrer Sitz, wo Fürst und König thront,
Der den erhabnen Stuhl deswegen nur bestiegen,
Um alles zu besehn, um alles zu vergnügen.
Die Dichtkunst darf zugleich an diesem Orte stehn:
Weil Edle nur den Tand, das Edle nicht verschmähn.
Dann ist sie nur verhaßt, wenn sie mit bunten Flecken,
Um schön und groß zu seyn, die Blöße sucht zu decken;
Wenn sie vor Hunger singt, bald lobt, bald wieder schilt,
Nachdem ihr Freund und Feind die leeren Hände füllt;
Wenn sie sich unverschämt an hohe Häupter waget,
Nicht, weil sie etwas denkt, bloß, weil sie etwas saget;
Wenn nur die Schmeicheley die freche Feder führt,
Und andre rühren will, da sie doch gar nichts rührt.
Ein Fürst, den Tugenden vom Pöbel unterscheiden,
Ist nur der Wahrheit hold; kann keine Schmeichler leiden.
Hingegen wenn die Schrift ergötzt, indem sie nützt,
Der Laster Thorheit straft, die Tugend unterstützt,
Die Wahrheit lieblich macht, und unter fremden Bildern
Die Leser unvermerkt, doch glücklich weis zu schildern;
Wenn der gelungne Witz, der niemals untergeht,
Durch den erhaltnen Ruhm der Helden Lob erhöht;
Wenn Maro, dessen Kiel der Welt ein Muster schreibet,
Den Helden, den er lobt, der Nachwelt einverleibet;
Wenn des Homerus Geist, was man sonst kaum gedacht,
Der Griechen Tapferkeit noch itzt zum Wunder macht;
Wenn unsre Musenschaar durch wohlgerathne Schriften
Dem **August** dieser Zeit ein Denkmal sucht zu stiften;

Wenn

Wenn sie die Thränen zählt, die Sachsen itzt vergießt;
Den großen **Churfürst** zeigt, der jenes Leid versüßt:
Dann ist der Dichterkranz ein Ruhm, kein eitler Name,
Der Thorheit Gegengift, der Tugend ächter Saame.
Und solche Schriften nimmt die Hand des Fürsten an,
Weil, was die Tugend zeugt, ein Fürst nicht hassen kann.
Herr, meine Muse fällt zu Deinen Füßen nieder:
Sie zollt, was sie besitzt, sie wiedmet treue Lieder.
Die Wahrheit ist ihr Schmuck; sie flieht der Wörter Pracht,
Wodurch der Dichter sich, den Held nicht, größer macht.
Sie will allein auf Dich die freyen Blicke lenken;
Sie zwingt den Ausdruck nicht; sie hat zu viel zu denken.
Die Ehrfurcht, die kein Spiel mit leeren Worten treibt,
Erzählt genug von Dir, wenn sie die Wahrheit schreibt.
Dich, **Herr**, erweg ich nur. Ich ruffe keine Götter
Zu meinem Beystand an. Die Dir geweyhten Blätter
Beschmitzt kein solcher Tand, der nur den Zwang entdeckt,
Womit man durch die Kunst selbst die Natur versteckt.
Die Kunst kann nur den Schein und nicht das Wesen geben,
Folgt sie nicht der Natur, so fehlt ihr Kraft und Leben.
Wenn mir also durch Dich ein feurig Lied gelingt,
So ists, weil die Natur von Deiner Hoheit singt.
Ach dürfte doch mein Kiel den Jammer nicht entdecken!
Da ein vorher noch nie so schnell entstandnes Schrecken
Die Sachsen überfiel: Da das bestürzte Land
Vor Wehmuth alles sprach, und dennoch mehr empfand.
Als uns der Tod den **Herrn** und auch den **Vater** raubte;
Als man die Noth erfuhr, u. doch vor Schmerz nicht glaubte.
Wie, wenn bey heitrer Luft, da alles scherzt und lacht,
Der durch den schnellen Blitz getrennte Himmel kracht,
Der, der es selbst gehört, den andern zitternd fraget,
Und der, was er gesehn, dennoch mit Zweifel saget:

So war es, als die Post in unsre Ohren drang,
Die uns zwar leicht erschreckt; doch schwer zum Glauben zwang.
Herr, damals wandten wir auf Dich die starren Blicke:
Wir fragten Dich um Rath; wir wollten das Geschicke
Aus deinen Augen sehn. Kaum brach Dein Ach herfür,
So klagte jedermann; denn jeder glaubte Dir.
Was Dich als Haupt betrifft, das rührt die andern Glieder,
Du beugst sie, wenn Du klagst, und Du erhebst sie wieder.
Der rühmt Dich niemals recht, wer diesen Schmerz verschweigt,
Der Dich als einen Sohn, der Welt zum Muster zeigt.
Die Wahrheit, die von Dir den Abriß sucht zu geben,
Denkt stets zu Deinem Ruhm an Deines Vaters Leben.
Als **Friedrich August** starb, so fiel der große Held,
Der nicht nur seinem Volk, vielmehr der ganzen Welt,
Die gute Sitten liebt, zum Wohlseyn war gebohren.
Ihn mißt nicht nur sein Land: Die Welt hat Ihn verlohren.
Der Geist, der auf den Grund erhabner Weisheit drang;
Die Tugend, die den Feind sie zu verehren zwang;
Die Faust, die anders nicht, als nur gezwungen kriegte,
Nur für der Länder Wohl, und nicht aus Ehrsucht siegte;
Die Hand, die nichts empfing, was sie nicht wiedergab;
Der mit des Zepters Last verknüpfte Fürstenstab;
Der Mund, der fast noch mehr, als wie man bath, ertheilte;
Beym strafen langsam sprach, und bey der Wohlthat eilte;
Die Pracht, die durch den Ruff den Fremden an sich zog,
Und doch was er gehört, bey weitem überwog;
Die werden in der Welt ein ewig Wunder bleiben.
Wer Helden rühmen will, wird diesen Helden schreiben.
Herr, diesem folgst du nach. Du erbst von Ihm das Reich;
Doch das erhebt Dich nur: Die Tugend macht Dich gleich.

Du

Du bist der, der Er war. Das Churschwerdt, daß Er führte,
Ist noch in Deiner Hand, als wenn Er selbst regierte.
Es klagt der Unterthan. Doch wenn er den Verlust
In etwas zeigen will: So ist ihm nichts bewust.
Oft wird des Fürsten Ruhm dem, der ihm folgt, zur Bürde.
Es ehrt der Unterthan nur die erlangte Würde,
Nicht ihn, ob Er gleich groß, doch dem nicht ähnlich ist,
Nach dessen hoher Kraft man seine Thaten mißt.
Dir wird die Last zum Ruhm; indem man Dich vergleichet,
So sieht man, wie Dein Glanz den höchsten Grad erreichet.
Das aufgegangne Licht gleicht dem, das untergeht:
Nur daß das letzte nicht am ersten Orte steht,
Wer jenen **August** rühmt, rühmt dieses **Augusts** Stärke:
Denn Deine Thaten sind des großen Vaters Werke.
Herr, lenke Deinen Blick auf Dein getreues Land;
Erwege seinen Flor. Sieh, wie der Ritterstand
Den Adel so erhält, als wie er ihn erlanget;
Nicht nur die Ahnen zählt; mit ihrer Tugend pranget.
Auf den lehnt sich Dein Arm: Die Weisheit giebt Dir Rath
Und Klugheit, Muth und Fleiß wirkt und vollbringt die That.
Doch, alles was geschieht, kömmt bloß von Deinem Willen:
Das gute wird vollbracht, um diesen zu erfüllen.
Der Musen muntre Schaar, macht, daß der Elbe Strand
Der Griechen Ufer gleicht. Die Pleiße wird bekannt,
Trägt sie gleich keine Last; bloß weil in ihren Linden
Die Musen ihre Lust bey ihrer Nahrung finden.
Was sonst der Römer Witz, was Griechenland erdacht;
Womit sich Frankreich bleht; was Welschland groß gemacht;
Der Deutschen Fleiß erforscht; was Engelland erfunden,
Wird hier gelehrt, und noch mit eignem Witz verbunden.
Was sonst den Preis erhält, heißt hier nur eine Pflicht;
Man lobt, indem man schweigt, u. nicht von Fehlern spricht.

Was sonst ein Wunder heißt, nennt man hier wohlgerathen,
Und Schriften voller Witz sind nur gemeine Thaten.
So wird die Wissenschaft, die man nicht blindlings ehrt,
Durch ihre Tadler groß, geprüft, geschärft, vermehrt.
Kein blindes Vorurtheil verführt die sichre Jugend:
Man bessert den Verstand, und übt sich in der Tugend.
Uns prägte diesen Trieb Dein großer **Vater** ein;
Denn jeder wollte so, wie Er, vollkommen seyn:
Und itzo sehn wir Dich, **Herr**, so wie Ihn regieren,
Uns wird Dein hoher Geist auf gleichen Wegen führen.

Doch wenn die Wissenschaft sich nur an sich ergetzt;
Und den gelehrten Mund mit nichts, als Wasser netzt;
Viel weis, und wenig kann; mehr Ruhm, als Brodt erwirbet;
Sich vor unsterblich hält, und doch vor Hunger stirbet:
Dabey besteht kein Staat; davor erschrickt kein Feind,
Und Sätze sonder Kraft erwerben keinen Freund.
Der Staat erfordert mehr. Soll er die Wahrheit finden:
So muß die Wissenschaft sich mit der Macht verbinden.
Und die erlangt ein Land wo kluger Handel blüht,
Der, was dem Lande fehlt, aus andern Gränzen zieht;
Den eignen Ueberfluß mit Vortheil andern giebet,
Und sich am meisten liebt, wenn er den Fremden liebet;
Durch Klugheit an sich lockt, ernährt, und unterstützt;
Ihm einen Vortheil gönnt, den er gedoppelt nützt.
Das ist der Weisen Stein. Denn wo die Vorsicht handelt,
Wird ohne Rauch und Dampf das Gut in Gold verwandelt,
Es wird nächst dem, daß sich der Handelsmann ernährt,
Und seine Kasten füllt, des Fürsten Schatz vermehrt;
Denn was der Unterthan verdient, gewinnt, ersparet,
Ist, was der Fürst besitzt, der Unterthan verwahret.
So wird ein Land beglückt. Denn wenn die eine Hand
Die andre füllen kann: So nährt sich jeder Stand.

Der arme Handwerksmann scherzt noch bey seinem Schweiße:
Er freut sich auf den Lohn, und lebt von seinem Fleiße.
Er hofft nicht den Verdienst; er zählt bereits das Geld
Schon in Gedanken nach, eh er es noch erhält,
Und sorgt, wenn er vergnügt die Arbeit niederleget,
Nicht, ob er was verdient; bloß, ob es viel beträget.
Der Acker wird bestellt, indem der Bauersmann
Nur auf die Erndte hofft, den Nutzen rechnen kann;
Die Arbeit willig thut, weil, wenn er sich bemühet,
Er den mit seiner Last verbundnen Vortheil siehet.
Herr, sieh den Abriß an; er stellt Dein Sachsen vor.
Hier hebt die Kaufmannschaft das freye Haupt empor.
Der Schatz, den die Natur in dieses Land geleget,
Der mehrt sich, da man ihn zu fremden Völkern träget.
Hier flieht der Müssiggang; Hier thut man Nacht und Tag,
Was zwar die Wollust will, doch nicht zu thun vermag.
Hier trifft man Dörfer an, vor welchen Flecken weichen,
Und Flecken, die man fast den Städten kann vergleichen,
Doch wo ein **August** herrscht, muß alles glücklich gehn:
Durch Jenen wuchs dein Land; durch Dich wird es bestehn.
Du wirst, was Du empfängst, mit gleichem Glück verwalten:
Denn was die Tugend zeugt, das wird durch sie erhalten.
Da nun so großes Heil aus Deiner Huld entsprießt:
Der Bürger viel erzählt, und dennoch mehr genießt:
So wirft uns nebst der Pflicht die Liebe Dir zu Füßen:
Man läßt nicht mehr vor Schmerz, vor Freuden Thränen fließen.
Man jauchzt, indem Du kömmst, man drängt sich Dich zu sehn;
Man naht sich ganz zu Dir, und Du läßt es geschehn.

Man liebt dich, weil du liebst, und unter dem Gedränge,
Sieht alles nur auf dich, und du nur siehst die Menge.
Der Bürger schwört die Pflicht, wan wiederholt den Eid,
So, wie man ihn gehört, mit größter Einigkeit.
Man merkt auf jedes Wort, es geht kein Schall verlohren,
Als hätte nur ein Mann und nicht ein Volk geschworen.
Die Jugend muntert sich zu großen Thaten auf;
Der Lohn ist ihr gewiß. Sie wagt den stärksten Lauf;
Sie sucht nicht ihre Pflicht in Ehrfurchtsvollen Minen;
Sie will Dir in der That mit wahren Kräften dienen.
Die Männer, die vor dem des Königs Huld erhob,
Erneuren ihre Kraft, erhalten jenes Lob.
Die Tugend kann bey Dir ihr größtes Glück erreichen;
Denn selbst dein Beyspiel, Herr, läßt keines von ihr weichen.
Das Alter war verzagt, es wünschte sich den Tod;
Der Kummervolle Sinn erdachte manche Noth.
Itzt hat es Dich gesehn; itzt will es länger leben,
Um auf der Kinder Wohl mit Freuden acht zu geben.
Sein Zweifel fällt durch Dich, und weil es nichts mehr kann,
So fleht es noch für Dich des Himmels Allmacht an.
Herr, bloß dein Ehgemahl, die wir, nechst dir, verehren,
Wirkt, daß wir itzt den Blick von deiner Hoheit kehren.
Es steht ihr hohes Bild zugleich in unsrer Brust;
Es ist, was dich ergetzt, der Unterthanen Lust.
Du schenkst ihr deine Huld. Darf es dein Knecht wohl wagen,
Was deine Liebe denkt, der Nachwelt vorzutragen?
Nein, Herr, was Du erhebst, braucht meine Feder nicht;
Es schweigt dein Unterthan, wenn Deine Hoheit spricht.
Der Segen, den der Schooß der hohen Mutter träget,
Macht daß das ganze Land die feste Meynung heget,
Gott schütze deinen Thron; denn er bemerkt die Zeit,
Und zeigt von deinem Wohl zugleich die Ewigkeit.

Dein Churprinz, der dir gleicht, ist ein vollkommner Zeuge,
Daß, was von dir entspringt, zu deiner Hoheit steige.
Was dir so mancher wünscht, das zollt auch meine Pflicht,
Doch, da ich blos den Blick auf deinen Glanz gericht:
So küß ich dir den Saum, die Andacht zu bezeigen.
Wer einen Held besingt, muß von sich selber schweigen.

* *

Schreiben

An Se. Hochfürstl. Durchl.

Den regierenden Herzog

zu Sachsen-Weissenfels,

an dessen hohem Geburtsfeste 1733.

von

Joh. Chr. Gottsched.

Durchlauchter, darf dein Knecht, der längst dein Lob erkannt,
Doch deinem Namen noch kein Opfer angebrannt,
Dieß Jahrfest durch ein Blatt von seinen Lorbern ehren,
Und deiner Lieder Ton durch schlechte Reime stören!
Ich weis nicht, was ich thu. Theils forderts meine Pflicht,
Die Ehrfurcht selber rufft: Versäum es länger nicht!
Theils könnt ichs aber auch als einen Frevel scheuen,
Dir Andacht, Seufzer, Fest und alles zu entweyhen.
Doch spür ichs, daß bereits die Ehrerbiethung siegt.
Dein ganzes Land ist froh, und feyret höchstvergnügt
Dein hohes Lebensfest. Der Hof ist voller Freude,
Und kurz, ganz Weißenfels erscheint im Feyerkleide.

So wag ichs billig auch. Du bist den Musen hold;
Sie schätzen deine Gunst weit köstlicher als Gold,
Seit dem sie tausendmal in deinen Nebenstunden,
Durch Lieder mancher Art, Gehör und Beyfall funden.
Auch unser Helikon verehrt ja deinen Thron;
Du schützest dessen Haupt und jeden Musensohn.
Du pflegst die Wissenschaft der Aufsicht werth zu schätzen,
Und oft Dein eigen Wohl in unser Heil zu setzen.
Ist Deine Residenz nicht auch der Künste Sitz?
Du bist ein deutscher Fürst, und liebst auch deutschen Witz:
Was sollte denn allhier die deutsche Laute beben,
Dieß Fest, so gut sie kann, in Demuth zu erheben?
Zu dem entheiligt ja der Musen Frömmigkeit
Der Fürsten Andacht nicht. Sie selber sind bereit,
Auf eines Davids Wink, nach Assaphs reinen Tönen,
Und Hemans höherm Chor die Seyten zu gewöhnen.
Darum, **Durchlauchtes Haupt**! nimm diese Zeilen an,
Von einem, dessen Pflicht nicht länger säumen kann;
Er müßte denn den Trieb, nach deinem Ruhm zu blicken,
Dich würdig zu erhöhn, ganz freventlich ersticken.
Doch, **Herr**! das kan ich nicht. Dein heller Gnadenstral,
Der Stadt und Land beglückt, hat sich so manchesmal
Nach Leipzig auch gewandt. Denn wie viel edle Söhne,
Die Weißenfels erzeugt, nährt unsre Philurene?
Die alle rühmen dich und Deine Vaterhand,
Die lauter Wohlfahrt schafft, und dein getreues Land
In stetem Flor erhält. Sie preisen dein Gemüthe,
Das Recht und Tugend liebt, und lieber durch die Güte,
Als Zwang und Schärfe herrscht. Man rühmt die Mildigkeit,
Die dir so eigen ist, und der Bedrängten Leid
So gern erleichtern mag. Man rühmt den Schutz der Lehre,
Und deines Eifers Glut vor unsers Glaubens Ehre.

Man

Man rühmt die Gottesfurcht, die dich so trefflich macht,
Wie Sangerhausen dort an seines Tempels Pracht
Ein stetes Merkmal sieht. O Herr, wer kann das hören,
Ja selbst vor Augen sehn, und dich dabey nicht ehren?
Nein, nein! man kennet dich und alles das zugleich,
Was dich vor vielen schmückt. Du bist an allem reich,
Was hoher Häupter Glanz zu ihrer Zeit erhebet,
Und durch der Nachwelt Lob sie selber überlebet.
Muß nicht ein wahrer Fürst des Volkes Vater seyn?
Er streicht nicht Schweis und Blut, er sammlet Herzen ein.
Er wird nicht Tag und Nacht auf neue Länder sinnen,
In seinen Wapenschild mehr Felder zu gewinnen:
Er hört den Unterthan, der ihm sein Elend klagt,
Nicht was der Zöllner Geiz, der Diener Hochmuth sagt;
Er straft der Frevler Brut, die durch den Schein des Rechten,
So schwach er immer ist, ihm Naboths Gut erfechten;
Er giebt den Bürgern Schutz, den Fremden Aufenthalt,
Beschwert den Künstler nicht durch heimliche Gewalt,
Erdenkt nicht täglich was den Ackersmann zu drücken,
Und sucht die Armen stets durch Wohlthun zu erquicken.
Nicht wahr? Ein solcher Fürst vertritt des Höchsten Statt:
Sein Volk vergöttert ihn, wie ers verdienet hat:
Man trüg ihn, ließ ers zu, ganz zärtlich auf den Händen,
Und würde für sein Heil sein eigen Blut verschwenden.
Ein so vollkommnes Haupt und vieler Länder Lust
War, o betrübtes Wort! war Sachsens Held, **August.**
August, um dessen Fall, bey allen Glockenschlägen,
In tausend Augen sich die milden Zähren regen.
Ein solcher bist du auch, **gepriesner Christian!**
Ein weiser Antonin, ein Titus und Trajan,
Und was wir ferner sonst von guten Fürsten lesen,
Die alle sind dir stets ein Musterbild gewesen.

Noch neulich sah man dieß, als der Gewissenszwang
Der Neubekehrten Schaar aus seinen Grenzen drang;
Als Salzburgs frommes Volk, der reinen Lehre wegen,
Den Pilgerstab ergriff. Dieß war der erste Segen
Des zweyten Jubelfests. Hier sah man eine Zahl
Von vielen tausenden, die Babel auf einmal
Aus seinen Thoren stieß, zu ihren Brüdern fliehen,
Und in ein fernes Land, das Gott ihr zeigte, ziehen.
Ihr Zug traf auch dein Land, o mildes Fürstenhaupt!
Und wie ersetztest du, was Macht und Flucht geraubt?
Du nahmst sie liebreich auf, du zeigtest an den Armen
Ein mehr als christlich Herz, ein väterlich erbarmen.
Du selbst bist aller Noth empfindlich vorgeeilt,
Geld, Bücher, Speise, Trank, ward reichlich ausgetheilt;
Und deine Fürstinn selbst, die Zierde großer Frauen,
Ließ ihre Mildigkeit in reichem Maaße schauen.

Mein Herzog! dieses ists, was selbst die Wahrheit spricht,
Die Schmeichler hassest du; das macht, du brauchst sie nicht,
Wie glücklich ist ein Kiel bey solchem Ruhm zu schätzen,
Der auch im Loben nicht die Wahrheit darf verletzen!
Wie glücklich ist ein Volk, das solche Häupter hat!
Da blüht das ganze Land, da jauchzet Hof und Stadt;
Da wünschet jedermann dergleichen seltnen Prinzen
Ein ewig Glück und Heil zur Wohlfahrt der Provinzen.

Dieß wünsch ich ebenfalls, Durchlauchter Christian!
Der Höchste leite dich auf deiner Ehrenbahn
Noch lange Jahre fort; So wird dein theures Leben
Den Fürsten später Zeit das schönste Muster geben.
Es stelle sich dieß Fest hinfort so vielmal ein,
Als Arme vor dein Wohl auf ihren Knien schreyn:
So wirst du, theures Haupt, doch erst nach späten Tagen,
Gerechter Fürsten Lohn, des Himmels Krone tragen.

Abhandlung der Frage:

Ob man aus der Vernunft erkenne, daß man seine Feinde lieben solle,

von

Heinrich Siegmund von Wengler.

Cicero de offic. L. I. c. 25.

Nec vero audiendi, qui grauiter irascendum inimicis putabunt: nihil laudabilius, nihil magno, & praeclaro viro dignius placabilitate, atque clementia.

Vernunft und Offenbarung sind diejenigen Mittel, die uns Gott zur Erkenntniß aller Dinge verliehen hat. Beyde sind ihrem Ursprunge nach gleich edel, weil Sie von einem Wesen herstammen: Jedoch hat jene, nachdem der Mensch durch den Fall verderbet worden ist, und nachdem Unwissenheit, Irrthum, und viele andere Gebrechen, seinen Verstand an der Erkenntniß der Wahrheit hindern, ein großes Theil ihrer Vortrefflichkeit verlohren. Indessen, da ein Trieb zur Wahrheit und Glückseligkeit unser Gemüthe beständig anreizet, diejenigen Funken der Erkenntniß und des Guten, die noch in unsrer Seelen verborgen liegen, durch Nachforschen und Fleiß zu erwecken: So haben sich zu allen Zeiten Leute gefunden, die sich die Untersuchung der Wahrheit, und Verbesserung der menschlichen Gebrechen haben angelegen seyn lassen. Wie nun diese Bestre-

bung

bung allerdings nöthig, und rühmlich ist, weil aller Menschen so wohl zeitliches als ewiges Wohl daran hanget: So ist sie auch großentheils nicht vergebens gewesen. Man hat bey Untersuchung der Gründe und Ursachen der Dinge, die Absichten und den Willen des gütigen Schöpfers erkennen lernen, und sich dadurch den Weg zur Glückseligkeit gebahnet: Jedoch dieses nicht so vollkommen, als es billig zu wünschen wäre, weil unsere endliche, und noch darzu geschwächte Vernunft, in der Erkenntniß vieler Dinge, sonderlich aber was die Mittel unsrer Seligkeit anbetrifft, ihre Unwissenheit bekennen muß. Damit aber doch dem Menschen kein Mittel zu seiner Wohlfahrt fehlen möchte, hat die göttliche Güte, da wo die Erkenntniß unsrer Vernunft ihre Grenzen findet, uns die Offenbarung verliehen, aus welcher wir seinen Willen, und die wahren Mittel unsrer Seligkeit, aufs vollkommenste erkennen möchten. So vortrefflich, so unerforschlich, so untrüglich dieselbige ist, so hoch haben wir sie billig auch zu schätzen, und unsrer schwachen Vernunft weit vorzuziehen: Jedoch so, daß wir sie dabey nicht gänzlich hindansetzen. Denn obwohl das göttliche Wort so vollkommen ist, daß es allein vermögend wäre, uns den Weg zu unsrer Wohlfahrt aufs vollkommenste zu zeigen: So haben wir doch die Vernunft als ein Mittel anzusehen, wodurch wir die göttliche Offenbarung erkennen, und zu unserm Nutzen anwenden lernen. Ja wir thun wohl, wenn wir auch unserm Verstande, in so ferne es nicht Glaubenslehren betrifft, seinen Lauf lassen, weil wir hierdurch eine weit tiefere Einsicht, und Gewißheit in der Wahrheit erlangen. Hiervon dürfen wir uns die Meynungen

vieler erleuchteten und großen Männer, deren Verdienste wir billig verehren, nicht abschrecken lassen, die in den Gedanken stehen, man könne die Philosophie in menschlichen Wissenschaften wohl gelten lassen, allein in Sachen, die das Gewissen, und den Glauben anbeträfen, solle man sich hüten, etwas anders als das geoffenbarte Wort zum Grunde zu setzen. Ich will anitzo nicht untersuchen, ob nicht eine unrechte Auslegung desjenigen Spruches, daß der natürliche Mensch nicht vernehme, was des Geistes Gottes sey, diese ungegründete Verachtung vor die Philosophie gewirket habe: Wenigstens ist gewiß, daß bey vielen ein unrechter Begriff, den sie sich von derselbigen gemacht, die Ursache solches Urtheils ist. Jedoch da dieses vorlängst selbst durch die Erfahrung widerleget ist: So achte ich es vor unnöthig, das Gegentheil mit vielen Gründen darzuthun; da jedermann einsiehet, wie vortrefflich der Nutzen sey, der aus der Verbindung der Theologie und Philosophie erwächset, und das allerdings der berühmte Clericus wohl geurtheilet habe, „wenn er schreibet: „Wenn die Theologen zu gleicher „Zeit gute Philosophen wären: So würde daraus viel „Gutes erwachsen, indem sie eine unendliche Menge falscher und unbündiger Schlüsse vermeiden würden, womit ihre Schriften angefüllet sind; die sie uns aber öfters als Glaubenslehren aufdringen wollen, worunter die Religion nicht wenig leidet. Sie würden „dieselbige auch nicht so unvermerkt hintergehen; indem sie vorgeben, man müsse auch dem klärsten „Lichte der Vernunft absagen, und dieselbige ergreifen. Sie würden ihre Gedanken in einer weit bessern Ordnung und Deutlichkeit vortragen, und da-

„bey

„bey vielen Irrthümer vermeiden.„ Und allerdings ist es höchst nöthig, daß man die Grenzen der Vernunft und Offenbarung wohl unterscheiden lerne: Theils damit man mit jener nicht zu weit gehe, theils auch damit man nicht jede theologische Wahrheit für eine Glaubenslehre annehme; sondern mit seiner Vernunft diejenigen Lehren, so Leben und Wandel betreffen, wohl zu beurtheilen wisse. Diesen letztern Entzweck führet auch gegenwärtige Schrift, in der man sich zu zeigen bemühen wird: Daß man nicht nur aus dem geoffenbarten Worte Gottes, sondern auch aus der Vernunft erkenne, daß man seine Feinde lieben müsse.

Einige große Lehrer unsrer Kirchen haben zwar diese wichtige Erkenntniß der Vernunft gänzlich absprechen, und behaupten wollen, daß nur ein erleuchteter Geist nachdem geoffenbarten Willen Gottes vermögend sey, diese Wahrheit zu begreifen. Allein wir haben solche Meynung nicht so gleich vor bekannt anzunehmen, ehe wir die Gründe derselbigen untersucht haben. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß uns im göttlichen Worte, die Liebe unsrer Feinde, und die christliche Geduld und Großmuth, die wir in Ansehung derselbigen ausüben sollen, aufs nachdrücklichste und zum öftern befohlen wird: Ja es hat der Urheber unsers Glaubens, Christus selbst, uns hierinnen aufs kräftigste mit seinem Exempel vorgeleuchtet, und die Christen zur Nachfolge ermuntert. Allein hieraus wird wohl niemand behaupten können, daß man diese Wahrheit bloß nach dem Glauben, und nicht auch durch die Vernunft erkennen möge. Will man sagen, daß es dem natürlichen, und unwiedergebohrnen Menschen eine Thorheit zu seyn scheine,

ne, demjenigen, von dem er beleidiget worden ist, nicht nur willig zu verzeihen, sondern so gar seinen Haß mit Liebe zu bezahlen: So scheinet es dem ersten Ansehen nach ganz unwidersprechlich zu seyn; nach genauerer Betrachtung aber, leidet es doch viele Ausnahme. Wenn wir uns den Begriff eines natürlichen Menschen machen wollen, der geschickt seyn soll, eine moralische Wahrheit zu erkennen: So müssen wir nicht einen solchen in die Gedanken fassen, der noch in seiner natürlichen Verderbniß stecket, dessen Verstand so verdunkelt, als der Wille ungeschickt ist, das Gute zu erwählen. Vielmehr müssen wir uns einen solchen vorstellen, der seine Vernunft durch Nachsinnen und Fleiß geschickt gemacht hat, die Wahrheit zu ergründen, und der sich gewöhnet hat, seine Vernunft über seinen verderbten Willen herrschen zu lassen; mit einem Worte, einen wahrhaften Philosophen. Dieser allein ist geschickt, auch die verborgensten Wahrheiten zu entdecken. Daß dergleichen Leute gewesen sind, wird niemand in Zweifel ziehen, und ob schon viele, das, was sie suchten, nicht erlanget haben, weil sie unrechte Mittel erwähleten: So haben doch auch viele mit besserm Fortgange sich darnach bestrebet, und einen hohen Grad der Erkenntniß erlanget. Daß aber auch diese Erkenntniß in Ansehung derjenigen Wahrheit so wir uns nach der Natur zu erweisen vorgenommen haben, sey erlanget worden, wird nachfolgende Betrachtung ausweisen. Es ist unstreitig, daß alle diejenigen, die der Philosophie obgelegen haben, den Grund dieser Wahrheit eingesehen haben; jedoch nicht alle so vollkommen, als sie billig es zu thun verbunden gewesen wären. Unter diese Zahl haben wir vornem-

nemlich die alten und heydnischen Philosophen zu rechnen. So bald Socrates durch seine Lehren und Exempel die Betrachtungen der Weltweisen, von den äußerlichen Dingen abgezogen, und sie dasjenige, wodurch der Mensch seine Glückseligkeit befördern sollte, in sich selbst zu suchen bewogen hatte, fingen sie allmählich an, die Verderbniß der menschlichen Natur einzusehen, und auf Mittel zu denken, wie sie derselbigen abhelfen möchten. Allein, wie es ihnen an gründlicher Erkenntniß fehlete, woher das Böse in dem Menschen seinen Ursprung genommen hätte: So stelleten sie sich seine Natur so verderbt nicht vor, als sie in der That ist. Und weil sie sahen, daß die Vernunft das edelste Theil desselbigen ist: So hielten sie davor, daß diese ganz wohl vermögend wäre, die bösen Neigungen und Begierden des Willens zu unterdrücken; woferne sich der Mensch nur angelegen seyn ließe, dieselbige zu bessern. Dieser falsche Grund verursachte, daß sie nicht nur die Veränderung, so in der menschlichen Natur vorgegangen war, nicht vollkommen einsahen, sondern er hinderte sie auch, daß sie nicht die rechten Mittel erwählten, diesem Uebel abzuhelfen. Sie erlangten also an statt wahrer Weisheit eine Kunst, die ihnen ihre Bosheit und Schwachheit in scheinbarliche Tugenden verstellen lehrete. Dieses können wir ganz deutlich aus derjenigen Lehre, die sie in Ansehung des Bezeigens gegen die Feinde und Beleidiger hegeten, abnehmen. Sie erkannten zwar, daß die Rachbegierde ein schändliches Laster sey, und daß es einem Menschen, der nach der Tugend strebe, nicht gezieme, Böses mit Bösem zu vergelten: Die Mittel aber, die sie zur Erlangung der

Groß-

Großmuth und Geduld, in Ansehung der Beleidigungen vorschlugen, waren auf nichts als eitle Einbildungen gegründet. Die Lehrsätze, welche die Stoischen Philosophen in diesem Stücke geheget, verdienen in der That ausgelachet zu werden. Denn da sie die Welt bereden wollten, daß ein Weiser alle Begierden und Gemüthsbewegungen, so wohl, als die Empfindung ablegen könne, und also nichts in der Welt vermögend sey, desselben Gemüthsruhe zu stören: So behaupteten sie auch, daß ein großmüthiger Geist, sich so erhebe, daß ihn keine Beleidigung treffen, vielweniger zum Zorne oder zur Rache bewegen „könne. „Also schreibt Epictetus: Niemand kann „dich beleidigen, wenn du es nicht selber willst, und „alsdenn wirst du erst beleidiget seyn, wenn du dir „es einbildest. Und Seneca sagt: Ein hoher Geist, „der sich selbst zu schätzen weis, rächet sich nicht we„gen einiger Beleidigung, weil ihm keine wiederfah„ren kann. Denn wie ein Pfeil von harten Sachen „ohne Verletzung zurück springet: So wird auch ein „großer Geist durch die Schmach nicht getroffen, die „ihm ein andrer anzuthun sucht.„ Wer siehet nicht, daß diese irrigen Philosophen, indem sie uns das Bild eines großmüthigen und weisen Mannes vorstellen wollen, uns den alleraufgeblasensten, und einen in unerkannten Lastern steckenden Menschen abschildern. Es fehlete ihnen also in so weit, daß sie eine wahrhafte Tugend hätten erlangen sollen; daß sie nicht einmal das Wesen derselbigen erkannten. Und es ist nur zu verwundern, daß nicht die tägliche Erfahrung sie auf andere Gedanken gebracht habe. Denn wenn sie nur ein wenig auf sich selbst acht gehabt hätten:

So würden sie wohl verspüret haben, daß die Vernunft mit allen ihren Vorstellungen, nicht vermögend sey, die geringste Neigung zu ersticken, die in unsrer Seelen eingewurzelt ist. In diesem Stücke ist Plato „weit glücklicher gewesen, der also schreibet: „Da „wir die Tugend weder durch die Geburt, noch durch „die Auferziehung, noch durch eignen Fleiß und Mühe erlangen können: von wem sollen wir denn dieses kostbare Geschenke erwarten, als von Gott, der, „da er die Quelle alles Guten ist, auch der Ursprung „desjenigen seyn muß, welches das allerhöchste Gut „ist.„ Ob er diese vortrefliche Gedanken aus Lesung heiliger Schrift, wie man solches von ihm vorgeben will; oder aber durch gründliches Nachdenken, erlanget habe, will ich anitzo nicht untersuchen. So viel ist gewiß, daß außer ihm kein heydnischer Philosoph seine Erkenntniß so hoch getrieben hat. Denn wenn wir ihre Lehren zusammen fassen, und absonderlich diejenigen, die sie in Ansehung der Liebe gegen die Feinde geheget, erwegen: So spüret man sehr leicht, wie unvollkommen ihre Begriffe gewesen sind. Also erkannten sie zwar wohl, daß man sich nicht rächen sollte: aber daß man seinen Feinden vor das angethane Uebel, Gutes erweisen sollte, ist ihnen ganz verborgen geblieben. Es könnte vielleicht hierdurch jemand auf die Gedanken verfallen, eben dieses sey eine starke Anreizung, daß die Vernunft ohne Offenbarung die Pflicht seine Feinde zu lieben, zu erkennen nicht vermögend sey: Weil diese Philosophen, die alle ihre Wissenschaft von der Vernunft hatten, dieselbige nicht eingesehen haben. Allein, wenn wir erwegen, daß sie fast alle ihre Tugenden aus einem falschen Grunde,

de, nemlich aus der Eigenliebe herleiteten: So ist es ganz nicht zu verwundern, daß ihnen so wohl diese Wahrheit, als das ganze Recht der Natur unbekannt gewesen. Da aber die Wissenschaft zu unsern Zeiten hervorgesuchet, und auf richtige Grundsätze, und Folgerungen, erbauet worden ist: So fället aller Zeifel weg, wenn wir kürzlich zeigen, daß man aus diesen Gründen, allerdings die Liebe gegen seine Feinde, aufs deutlichste und vollkommenste herleiten könne. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß es allen Menschen oblieget, gesellig zu leben: weil dieses der einzige Grund ist, worauf der Menschen zeitliche Glückseligkeit beruhet. Dieser Entzweck aber kann unmöglich erlanget werden, wenn Unfriedfertigkeit und Feindschaft das gute Vernehmen unter den Menschen aufhebet. Wenn wir also unsere Glückseligkeit befördern wollen: So ist unumgänglich nöthig, daß wir die Uneinigkeit als eine Hinderniß der Geselligkeit aus dem Wege räumen, und die Freundschaft auf alle Weise herzustellen suchen. Diese Pflicht lieget so wohl dem Beleidiger als Beleidigten ob, und kann von keinem, ohne das höchste Unrecht, unterlassen werden. Legt der Beleidiger sich selbst zum Zwecke, und bereuet seine begangene Fehler: So ist nichts billiger, als daß der Beleidigte sich allezeit zur Versöhnung bereit und willig finden lasse. Gesetzt aber auch, daß er dieses unterliesse, so ist dennoch der Beleidigte seines Orts verbunden, auf Mittel zu denken, wie er seinen Feind gewinnen, und sich mit ihm versöhnen möge. Es sey auch die Beleidigung so groß, als sie nur wolle, so entstehet dem Beleidigten daher kein Befugniß, seinem Feinde gleicher Weise zu schaden, und ihm

die Pflichten der Geselligkeit zu versagen. Denn hätte gleich der Beleidiger an seinem Theile die Geselligkeit unterbrochen, so wäre es doch von dem Beleidigten so ungerecht als thöricht gehandelt, wenn er sich vorsetzen wollte, dieselbige durch Feindseligkeit noch mehr zu stören, und durch einen unglückseligen Wettstreit versuchen wollte, welcher von beyden, den andern am meisten beschädigen, oder wohl gar verderben könnte. So ist nun diesemnach eines Beleidigten erste Pflicht, daß er die seiner verderbten Natur anklebende Rachgier zu unterdrücken suche, damit er nicht dadurch die so nöthige Versöhnung hemmen möge. Hiernechst aber liegt ihm auch ob, daß er die Herstellung des guten Vernehmens sich höchst angelegen seyn lasse. Ist es ein Hauptgrund, woraus wir die Pflichten, die wir unsern Nechsten zu leisten schuldig sind, erkennen; wenn wir erwegen, daß wir dasjenige, was wir von ihnen erlangen, ihnen auch gleichfalls willig leisten sollen: So erhellet daraus, daß wenn wir bey andern Liebe und Freundschaft suchen, wir ihnen dieselbige gleicher Weise erzeigen sollen. Wir müssen also unsre Feinde lieben, und dieses zwar in der That und von Grund der Seelen. Denn da alle Verstellung von kurzer Dauer ist, so könnte es auch nicht anders kommen, als daß eine verstellte Liebe durch äußerliches Bezeigen sich verriethe, und also dem vorgesetzten Zwecke gerade zuwider liefe. Solchemnach wenn unsre Liebe wahrhaftig seyn soll, so muß sie auch äußerlich durch Wohlthaten gegen unsere Beleidiger sich kräftig erzeigen; und dieses zwar um so viel mehr, weil uns die Klugheit lehret, daß kein Mittel kräftiger sey, uns der Menschen Gemüther verbindlich zu machen,

chen, als wenn wir dieselbigen durch Wohlthaten zu gewinnen suchen. Es kann also hierbey auch nicht fehlen, daß wenn unsre Feinde nicht äußerst boshaftig sind, sie durch dieses Mittel überwunden, beschämet, und zur Bereuung ihres Fehlers bewogen werden müssen. Gesetzt auch, wir erlangten diesen Zweck nicht, so sind wir doch in unserm Gewissen entschuldiget, wenn wir alles Mögliche zur Versöhnlichkeit beygetragen haben. In Erwegung dieses allen erhellet nunmehro ganz deutlich, daß man auch aus der Vernunft den göttlichen Willen, in Ansehung der Liebe gegen seine Feinde, vollkommen erkenne. Ob aber ein Mensch nach seiner bloßen Vernunft im Stande sey, diese erkannte Wahrheit auszuüben, das wäre eine ganz andre Frage. So viel ist gewiß, daß wenn es auch möglich wäre, so würde es doch bey ihm weit unvollkommner geschehen, als bey einem Christen, der sie nicht aus dem Grunde des Eigennutzes ausübet; sondern, weil er erkennet, daß solches dem göttlichen Willen gemäß sey. Denn da ihm Gott täglich viele und weit größere Beleidigungen vergiebet: So ist er bereit, auch seinem Nechsten alles Unrecht willig zu verzeihen, und seine Beleidigungen mit Wohlthaten zu bezahlen.

An

Ihre Hochfürstl. Durchlauchten

Herrn Ludwig Rudolph,

regierenden Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, ꝛc.

und dessen Durchlauchtigste Gemahlin,

Als Sie sich 1734. des Lauchstädter-Bades bedienten,

von

M. Johann Friedrich Mayen.

Nun hab ich Euch gesehn, Euch, die Europa preißt,
Und Euch die glücklichsten Durchlauchter Eltern heißt,
Dich, großer **Ludewig**, Dich, **göttliche Christine**,
Ein zweyfach Meisterstück auf Deutschlands Heldenbühne.
Ihr Dichter! schreibet nur, hier schreibt ihr nicht zu viel;
In ihrer beyder Ruhm erreicht man nie das Ziel.
Verehren kann man sie, vollkommen nicht beschreiben,
Ihr Nachruhm wird der Welt ein rechtes Wunder bleiben.
Ein Wunder, das dereinst die Menschen stutzig macht,
Daß auch die Tugend itzt ein paar herfürgebracht,
So die Vollkommenheit in solchem Grad erreichet,
Daß es den Göttern mehr, als schwachen Menschen, gleichet.
Dieß wird ein ewig Lied der deutschen Musen seyn.
Ach meldet doch auch viel von ihrem Gnadenschein,
Womit sie nicht allein die treuen Länder laben,
Wodurch sie jedermann sich unterworfen haben.

Gesegnet sey das Land, das **Ludwig Rudolph** schützt,
Und dem **Luisens** Herz mit seiner Andacht nützt.

Ge-

Gesegnet sey das Volk, das seine Weisheit siehet,
Und das **Christinens** Huld in sanfte Fesseln ziehet.
Herr, wer dir dienen kann, der braucht kein Glücke mehr;
Das ist ihm Glücks genung! Denn das ergetzet sehr,
Mit Treu und Redlichkeit dem besten Fürsten dienen;
Der sorgt, daß Stadt und Land durch seine Vorsicht grünen.
Ihr Quellen, die ihr itzt dem Fürsten Hülfe schafft,
Und der Gemahlin auch; verdoppelt eure Kraft.
Ach sucht dem Uebel doch recht stark zu widerstehen,
Daß ihre Jahre noch bis über hundert gehen.
Ein solches seltnes Paar beglückt nicht stets die Welt,
Das seiner Väter Ruhm durch neuen Glanz erhellt.
Dein Land ruft, und ich auch: Gott, willst du uns was geben,
So laß dieß hohe Paar die längste Zeit erleben!

* *

Auf das Hochfürstl. Beylager
Herrn Friedrichs,
Erbprinzen von Bareuth,
mit Ihrer Königl. Hoheit
Friederica Sophia Wilhelmina
gebornen Kronprinzeßin von Preussen, 1731.
von
Johann Simon Buchka.

Wenn ein Fürst, verzeihe mir, wenn Liebe, Treu und Pflicht
Ein schlechtes Lorberblatt in deine Myrthen flicht;
Wenn dich und diesen Tag verlaßne Musen ehren,
Und deine Hochzeitlust durch matte Reime stören.

Wer hält die Ehrfurcht auf, die du in uns erregst,
Und durch dein Tugendbild in aller Seelen prägst?
Es sey was sträfliches, heut ihren Trieb zu zeigen:
Es ist noch sträflicher von deinem Ruhm zu schweigen!

Wie viel entflammet, Herr, nicht dein Vermählungsband?
Es freut sich Brandenburg, es jauchzt der Cimberstrand;
Dein Erbtheil ist entzückt, und wer die Brennen ehret,
Und zu den Redlichen in Israel gehöret.
Wie sollte nun dein Knecht, wie könnte meine Brust,
Bey allgemeinem Wohl, bey allgemeiner Lust,
So unbeweglich seyn; und, da sich alle freuen,
Nicht auch ein Weyhrauchskorn in diese Flammen streuen.

Mich hat Bareuth gezeugt; ich schätze mich beglückt:
Doch mehr, weil meine Zeit in diese Zeiten rückt,
Da, Herr, dein Vater uns mit Kunst und Tugend zieret,
Und sein getreues Volk zum Glückeshafen führet.
Drum müßte meine Brust ein harter Fels und Stein,
Der Laster Aufenthalt, des Undanks Wohnung seyn,
Wenn sich kein Freudentrieb in meinen Adern regte,
Wenn ich kein Opfer heut zu deinen Füßen legte.
O Herr, so nimm es denn von deinem Unterthan,
Von deinem treusten Knecht nach Art der Götter an,
Die mehr auf Treu und Wunsch als reiche Gaben sehen,
Und bey der Dürftigkeit kein reines Herz verschmähen.
Denn, Herr, zu deinem Ruhm taugt meine Feder nicht:
Dein heller Tugendglanz verfinstert mein Gesicht.
Ein Adler kann sich nur zum Sonnenkörper wenden,
Sonst wird der Stralen Blitz die kühnen Augen blenden.
Zu des Aeneas Ruhm gehöret ein Virgil,
Und zu Achillens Lob Homerens Wunderkiel.

Ich bin zwar keinem gleich: Doch, könnt ich beyden gleichen,
So würde doch mein Flug nicht deine Höh erreichen.

Betracht ich deinen Stamm, der keinen Sprossen treibt,
Den nicht die Ewigkeit zur Zahl der Helden schreibt;
Erweg ich deinen Geist bey deiner frühen Jugend,
Den Geist der Gottesfurcht, die ungemeine Tugend,
Die allezeit so groß, so groß Du selber bist,
Und bey der Niedrigkeit doch allzeit Fürstlich ist;
Ja wenn mein blöder Sinn die Weisheit nur bedenket,
Die deine Gnad und Huld durch ihre Vorschrift lenket:
So wird mir, wie sonst dem, der durch die Fluthen zieht,
Und nun zum erstenmal die offne See besieht.
Nach welcher Gegend sich sein kühnes Auge lenket,
So scheints: Hier ist der Ort, der sich nur selbst umschränket.
Von unten fürchtet er des Abgrunds wilden Schaum,
Von oben schrecket ihn der ungemeßne Raum,
In dessen Tiefen zwar die größten Sonnen glimmen;
Die doch, als leichter Staub, in tiefen Seen schwimmen.
Er sieht den Untergang, er sieht den Aufgang an,
Und findet nirgends was, als einen morschen Kahn,
Den Wellen, Wind und Sturm, bald Ost- bald West-
werts reißen,
Bald wolkenhoch erhöhn, bald in den Abgrund schmeißen.
Dann fällt das Auge zu: Noch einmal sieht er hin;
Doch alles läuft verkehrt, ein Duft umnebelt ihn;
Es schwinden Geist und Kraft, es beben alle Glieder,
Gesicht und Stirn erbleicht, er sinkt, er fällt darnieder.

Wo bin ich? Auf der See? Zurück, verirrter Kiel!
Zurück! ist Friederich nicht Deiner Lieder Ziel?
Ja! Friedrich ist mein Zweck, nebst seiner Wilhelminen,
Er soll mein Phöbus seyn; Sie soll zur Muse dienen.

Kein schönes Fabelwerk entweyhe dieses Blatt,
Das Friedrichs Tugenden zu seiner Vorschrift hat.
Hier, hier darf man kein Lied erlogner Wunder singen;
Der Name kann allein durch alle Zeiten dringen.
Wer prangt mit fremder Pracht? Nur Lunens dunkles Licht;
Das braucht das Feuermeer der Sonnenkugel nicht.
Es wird ihr flammend Gold verdunkelt und beschattet,
Wenn sich ein fremder Stral mit ihren Stralen gattet.
Und wer von Brandenburg mehr als die Wahrheit schreibt,
Bey Friedrichs Schilderung nicht bey ihm selber bleibt;
Der wird den reichsten Schmuck mit schlechtem Schaum
beflecken,
Und Herr, dein Tugendlicht in Rauch und Dampf verstecken.

Fürst, wärst du nicht so groß; ich fände deinen Ruhm,
Im blassen Schattenreich; im grauen Alterthum,
Ich eilte zu der Gruft, wo so viel Heldensonnen,
Von denen Brandenburg den größten Glanz gewonnen,
Durch Mortens schwarzen Duft mit hellem Schimer gehn,
Und durch ihr Götterlicht am Fürsten-Himmel stehn.
Der Brennen Heldenblut hat in der That verrichtet,
Was dort das Alterthum von dem Achilles dichtet:
Es hat sich längstens so der Ost- und Westenwelt
Wie Alcibiades den Griechen dargestellt.
Sein Adler hat schon längst der Feinde Neid bezwungen,
Und das Bekenntniß selbst der Misgunst abgedrungen:
Kein Freund ist unverzagt wenn ihn sein Flügel deckt;
Kein Feind bleibt ungestraft, wenn er die Klauen streckt.
Oft hat er Deutschland wohl zur Zeit des Kriegs beschützet,
Noch öfter aber ihm zur Friedenszeit genützet.
Dort hat die Vorwelt sich durch Kunst und Fleiß bemüht,
Damit man Herculs Bild in seiner Größe sieht:

Und dennoch mußte sie ermüdet stehen bleiben,
Und stets ihr **weiter nicht**! an Calpens Seulen schreiben.
Ein jeder Brennus-Fürst stellt den Alciden dar,
Der ihm im Kriege gleich, im Frieden größer war.
Drum ruhe, theurer Rest, ruht sanft, ihr Wunderhelden!
Kein mürbes Dichterblatt kann euren Ruhm vermelden.
Ihr habt euch durch euch selbst mit Lorbern ausgeziert,
Die keine Zeit zerstäubt, kein Blitz noch Donner rührt.
Es wird bey eurer Gruft und heiligen Gebeinen,
Bey eurem Lobaltar noch mancher Cäsar weinen:
Weil er im Alter das noch nicht verrichtet hat,
Was eur entflammter Muth bey früher Jugend that.
Ich, ich will euren Staub mit stillen Lippen küssen,
Und meinen schwachen Mund aus Ehrerbietung schliessen.

Doch, stört euch dieses nicht, so schickt nur einen Blick
Aus der gestirnten Burg auf unsre Zeit zurück.
Seht, ob aus eurem Stamm ein Zweig und Sprosse steiget,
Der nicht durch Wort und That von seiner Wurzel zeiget.
Sieh, erster Friederich, sieh, was dein Sohn itzt thut,
Auf dem der Heldengeist des großen Wilhelms ruht.
Dein Sinn, dein hoher Sinn wust ohne Schwerdt u. Lanzen,
Und ohne Blut und Mord ein Königreich zu pflanzen:
Da man den Zepter sonst aus Todtenknochen schnitzt,
Und den erworbnen Thron durch mürbe Leichen stützt.
Nur deine Tugend ist das Erbtheil deines Sohnes,
Drum ist er auch mit Recht der Erbe deines Thrones.
Es stützt sein Heldenarm, was deine Kraft gezeugt,
Und schafft, daß Friedrichs Ruhm durch Friedrich Wilhelm steigt.
Die Sonne geht zur Ruh; er blitzt noch bey den Fahnen,
Und übt sein tapfres Heer, zum Schutz der Unterthanen.

Der

Der Schatten deckt die Welt, man eilt dem Lager zu:
Er sorgt, er wachet noch für seiner Bürger Ruh.
Kaum kann Aurorens Hand uns aus dem Schlafe winken,
So sieht man seinen Stahl schon in dem Felde blinken.
Dort steht das große Heer, das man kaum zählen kann:
Doch scheints: es sey nicht mehr, als nur ein einzger Mann.
Nach welcher Seite sich die lüstern Augen drehen;
So steht der Krieger da, den man zuvor gesehen.
Mann kennt mit Mühe kaum, wer der und jener sey:
Kleid, Waffen, Brust und Haupt ist alles einerley.
Der König rufft: Habt acht! Itzt ist die größte Stille;
Man sieht auf ihn; er winkt: Sein Wink ist aller Wille.
Ein Ton verkehret sie, und stellt sie wieder her,
Als ob das Heer die Uhr, sein Wort die Feder wär.
Ein Laut erniedriget, und hebt und streckt die Glieder.
Die Flügel trennen sich: Ein Wort vereint sie wieder.
Man geht: Der gleiche Schritt erschüttert Land und Luft.
Es stehen Mauren da, so bald der König rufft.
Es fällt das starke Knie, so daß der Boden schüttert,
Itzt steht es aufrecht da. Der Erden Feste zittert,
Wenn die vereinte Faust die Waffen sinken läßt,
Und mit gereizter Wuth den Fuß zur Erden stößt;
Wenn sie das blanke Rohr bald links, bald rechtsher reißet,
Und auf den starken Bau der gleichen Schulter schmeißet.
Hier liegt das Rohr gestreckt, dort irrt das große Heer,
Der Wirbel rasselt kaum; so steht es im Gewehr,
So fest, so ordentlich, als ob die stärkste Kette
Die Glieder, Mann für Mann, in eins gebunden hätte.
Nun regt sich Haupt und Fuß, der Arm ist ausgestreckt:
Es wird der kurze Stahl mit Rasseln aufgesteckt.
Zurück! Itzt läuft man an: Doch seht! sie ziehn zusammen,
O welch ein Donnerknall! O was für Feuerflammen!

Nur Nebel, Rauch und Dampf, der durch die Lüfte steigt,
Und Schlag aus Schlag gebiert, und Blitz aus Blitzen zeugt!
Der Duft zertheilet sich, es fallen Feuerbogen,
Und ein Granatenheer kommt auf mich zugeflogen;
Es zischt, es speyt, es knallt, die Lüfte sind entbrannt.
Dort rollt und welzt ein Ball sich in den dürren Sand;
Itzt hebt, itzt stürzt er sich, itzt wird er gar zerrissen,
Und hier und dort ein Stück mit Krachen hingeschmissen.
Von dem zerschmißnen Rest ist Feld und Mann bedeckt,
Zurück! Vielleicht daß noch der Donner in ihm steckt.

Wo ist er? Musen sagt: Wo Friedrich Wilhelm thronet?
Wo er die Trägheit straft, wo er den Fleiß belohnet?
Verzeihe, großer Held, mich hat dein Blitz gerührt,
Und den betäubten Sinn in Rauch und Dampf geführt.
So wirkst du itzt in mich; was würde dann geschehen,
Wenn ich dich vor dem Feind im Felde sollte sehen?
Verzeihe, wenn mein Kiel von deiner Tugend schweigt,
Und dir nicht selbst dein Bild, nur deine Heere zeigt.
Wie sollte sich mein Kiel an deinen Thaten üben,
Daran sich mancher Pietsch schon längstens matt geschrieben,
Und uns dein großes Bild doch nicht so vorgemalt,
Daß es mit solchem Pracht, als deine Tugend stralt.
Du trägst den Lorberkranz, der aus den Lanzen schosset,
Doch auch den Palmenzeig, der in dem Frieden sprosset.
So wird ein Land beglückt, wenn es das Schwerdt bewacht,
Und Recht und Billigkeit die Tugend fruchtbar macht.
Durch beydes wurde Rom die Königinn der Erden,
Durch beydes wirst du, Herr! beständig größer werden.
Noch mehr, des Herren Furcht hat Burg und Stadt verschanzt,
Die täglich neues Wohl und Segensfrüchte pflanzt.

Be-

Beglücktes Vaterland! sieh wie der HErr dich liebet,
Und Dir so vieles Heyl aus seiner Fülle giebet.
Dein Marggraf hat den Thron auf Gnad und Huld gestützt,
Er sorgt nicht, wie er sich, nur deinen Kindern nützt.
Nun will auch Preußen dich auf seinem Adler führen,
Und dich mit Glück und Ruhm durch Wilhelminen zieren.
Betrachte dieses Werk, sieh deinen Vater an,
Und sag, ob dir dein Gott was edlers schenken kann.
Denn welcher Fürst, wie er, so seltne Weisheit heget,
Wem so ein Heldenblut die Lebensuhr beweget,
Wer so bescheiden herrscht, und allezeit dabey
Bedenket, was man Gott und Menschen schuldig sey;
Des Schultern sind schon werth den Purpurschmuck zu tragen,
Sollt ihm auch Stand und Glück das Recht darzu versagen.
Nicht der ist gleich geschickt, daß er den Zepter hält,
Der Länder Fluß und Meer vom Ganges bis zum Belt
Mit Sclavenfesseln drückt: Er muß erst deine Gaben,
George Friedrich Carl! und deine Kräfte haben.

HErr, dein geschärfter Witz, der bis zur Sonne reicht,
Und als ein schneller Pfeil durch alle Zweifel streicht,
Sucht, was den Ländern nützt, flieht, was ihr Wohl zerstöret,
Und trachtet, wie man Glück u. Macht u. Ruhm vermehret.
Die Stützen deines Stuhls sind kein unnützer Staat,
Der vieles Gut verzehrt, und wenig Klugheit hat.
Wen du ans Ruder ziehst, der muß vernünftig leben,
Und eben so, wie du, nach Kunst und Tugend streben.
Denn wen die Weisheit nicht vor ihren Sohn erklärt,
Den schätzt mein Carl auch nicht der Ehrenkrone werth.
Bey ihm gilt nur Verdienst, nicht Stand, nicht Glückesgaben:
Wer Gott und Tugend liebt, kann seine Gnade haben.

Er forscht bey jedem Schluß, was der und jener spricht:
Und duldet jedermann, nur keinen Schmeichler nicht.
Er hört geruhiger der hart bedrängten Klagen,
Als die ihm immerfort von seinen Thaten sagen.
Kein Knecht ist so gering, kein Unterthan so schlecht;
Mein Marggraf hört ihn an, mein Marggraf schaft ihm Recht.
Er ist der Sonne gleich, die Berg und Thal erfreuet,
Und ihren Stral sowohl auf Kraut als Cedern streuet.

Nie hört man, daß ein Mensch sein Regiment beklagt,
Als den die Bosheit quält und sein Gewissen nagt.
Er ist zur Gütigkeit und Gnad und Huld gebohren,
Und liebt sein Volk, als sich. Er schätzt den Tag verlohren,
Wenn er beym Abendroth sich nicht erinnern kann,
Ob seine Gnade heut dem Armen Guts gethan.
Dem Reichen wird sein Gut nicht fälschlich abgestritten,
Der Arme jauchzt und singt in den bemooften Hütten;
Der Landmann tritt vergnügt die Last der Arbeit an:
Weil ihm sein Schweiß erwirbt, was ihn ergetzen kann,
Und seinem Herrn gebührt. Der Schäfer geht mit Freuden
Sein zahmes Wollenvieh im fetten Klee zu weiden.
Er nimmt sein Hirtenrohr, und spielt in stiller Ruh:
Ein andrer kömmt zu ihm und singt ein Lied dazu,
Von seines Fürsten Treu; so daß die Heerden springen,
Und Berge, Feld und Wald von seinem Lob erklingen.
Die Wittwen sind erfreut die Waisen nie betrübt;
Weil sie ihr Landesherr als seine Kinder liebt.
Bey jedem Bissen Brodt wird Gottes Macht gepriesen,
Und dem Gesalbten Ruhm und Lob und Dank erwiesen.
Es ehrt ihn jedermann; und weil ihn jeder ehrt,
So giebt man ohne Zwang, was Gott und ihm gehört.

Es liebt ihn jedermann; und weil ihn alle lieben,
So thun auch alle gern, was er nur vorgeschrieben.
Kein Stand, kein Alter ist, das nicht aus Dankbarkeit
Dem Fürsten Gut und Blut, und Gott das Herze weyht;
Damit die Gnadenhand, zu unserm Heil und Glücke,
Sein Leben, sein Geschlecht mit Heil und Segen schmücke.
Man dankt, man opfert ihm, weil er die Tugend schützt,
Und mit der Bosheit Blut nur Schwerdt und Stahl bespritzt:
Weil er die Irrenden durch Gnad und Huld bekämpfet,
Und als ein Herkules verwegne Laster dämpfet;
Weil er mit Gottesfurcht die armen Seelen ziert,
Und die Zufriedenheit in niedre Hütten führt.

O höchstbeglückter Fürst! du brauchst nicht Schwerdt und Lanzen
Und wilder Krieger Wuth, dein Lager zu verschanzen,
Was hilft der Tyranney der ausgepreßte Schweiß,
Da sie den müden Leib nie sanft zu legen weis?
Sie fürchtet jeden Knecht, sie scheut die eignen Waffen,
Und kann sich keine Ruh mit tausend Schwerdtern schaffen.
Wer kein Gesetz erkennt, als seine Blutbegier,
Dem stellet Schlaf und Traum stets Ungeheuer für.
Und kann ihn gleich die Macht vorm Stahl des Mörders schützen,
So wird ihm Furcht und Harm doch Sarg und Bahre schnitzen.
Dich, Herr, schließt jeder Knecht in seine Sorgfalt ein:
In jedes Bürgers Schooß kannst du geruhig seyn.
Du, du bist unser Schutz, du kannst uns glücklich machen:
Drum wer sich selbst nicht haßt, muß für dein Leben wachen.
Man giebt und thut mit Lust, was dein Befehl gebeut,
Und fürchtet nichts von dir, als deine Sterblichkeit.

Jedoch

Jedoch was fürchten wir? die Tugend kann nicht sterben;
Du lebst in unsrer Brust, du lebst in deinen Erben.
Dich drückt kein stummer Fluch, von Noth und Quaal gezeugt,
Der aus bedrängter Brust zum Thron des Höchsten steigt.
Du hast in jeder Brust ein Dankaltar gegründet,
Auf dem die Liebesgluth ein ewig Feur entzündet.
Du bist der Tugend Schutz, du hemmst der Laster Lauf,
Du giebst den Kindern Brodt, und hilfst den Musen auf.
So wird die Nachwelt einst mit Ehrerbiethung lesen:
Du seyst ein wahrer Fürst und Friedensheld gewesen.

Ihr Zeiten, sagt mir doch, wo findet man das Land,
Dem Gott ein größres Glück und Gnade zugewandt?
O schweige, stolzes Rom, von des Augustus Zeiten!
Bareuth schämt sich mit dir um Preis und Rang zu streiten.
Ja stiege heut Trajan aus seinem Aschenkrug,
Und unser Marggraf stünd als Cato bey dem Pflug,
Uns aber hätte man die Macht zur Wahl gegeben:
Wir würden unsern Carl auf seinen Thron erheben.
Domitian verheert, was Titus Klugheit pflanzt:
Allein was unser Fürst mit Gnad und Recht verschanzt,
Das wird durch seinen Prinz noch tiefer Wurzeln schlagen,
Und was itzt Blüthen trägt, einst edle Früchte tragen.

Ja, theurer Friederich, da dich uns Gott geschenkt,
Und mit des Vaters Blut sein Herz in dich versenkt:
So ist erst unser Wunsch vollkommen eingetroffen.
Was ließ uns nicht von dir die erste Blüte hoffen?
Es zeigte gleich dein Thun, woher der Adler stammt,
Und was für eine Glut dein edles Herz entflammt.
Es spiegelte sich schon am Morgen deiner Jugend
In dir des Vaters Bild und seltne Fürstentugend.

Was manchem durch die Kunst wird mühsam beygebracht,
Das hat dir die Natur freywillig zugedacht;
Und da die Jugend sonst nur Eitelkeiten liebet,
So hat dein zarter Geist in Künsten sich geübet.
Du giengst der Weisheit nach: Und diese stellte dir
Der Wollust Blumengang voll Weh und Jammer für.
Sie zeigte, daß die Ruh in wahrer Tugend stecke,
Und nur ein Rosenblatt das Gift der Wollust decke.
Sie wies, daß sie allein, durch ihrer Schönheit Pracht,
Die Prinzen kronenwerth und Göttern ähnlich macht;
Und daß hingegen den kein Stand, kein Glück erhöhet,
Der seiner Leidenschaft noch zu Gebote stehet;
Der in der wüsten See verwöhnter Lüste schwimmt,
Und ohne Kunst und Witz das Steuer Ruder nimmt.
Sie zeigte dir den Saal, wo deine Ahnen stralen,
Und sprach: Also mein Prinz, muß man den Purpur malen!
Sieh dieses Beyspiel an, und tritt auch auf den Pfad,
Auf dem ihr Heldenarm so manches Wunder that.
Vermeide jederzeit, wornach die Thorheit rennet,
Und denke, was für Blut in deinen Adern brennet!
Für einen Göttersohn gehört kein Kinderspiel:
Verstand und Tugend ist der Prinzen Ehrenziel.
So weit dich die Geburt vom Pöbel unterschieden;
So weit muß auch dein Thun im Kriege, Glück und Frieden
Von ihm entfernet seyn. Vertrau den Schmeichlern nicht,
Und folge meinem Zug und meinem Unterricht.
Denn da dich jene nur aus Geiz und Hoffnung lieben,
So wird dich meine Treu in solchen Künsten üben,
Wodurch man sich beherrscht, sein Land mit Ruhe deckt,
Und hier schon auf der Welt den ganzen Himmel schmeckt.
Betrittst du einst den Thron, so wehle kluge Alten,
Und solche, die ihr Amt in Gottesfurcht verwalten.

Ists möglich, daß der Mensch dein Werk mit Eifer treibt,
Der in des Höchsten Dienst ein fauler Knecht verbleibt?
Verlange selbst kein Lob, sonst wirst du schmeicheln lehren,
Und deinen Willen mehr, als Recht und Wahrheit hören.
Dieß sey dein Grundgesetz: Nur recht und wohl zu thun;
Und dieses deine Lust: Im Büchersaal zu ruhn.
Kurz; Laß die ganze Welt aus deinen Thaten lesen,
Es sey dein ganzes Thun dem Vater gleich gewesen.

So sprach der Weisheit Mund: Das Wort gefiele dir.
Drauf zog sie durch die Welt: Und du, Herr, folgtest ihr
Mit muntern Schritten nach. Da ließ sie dich verspüren,
Was der für Schultern braucht, der einst ein Land regieren
Und es beglücken soll. Da hat sie dich verpflegt,
Des großen Vaters Bild in deine Brust geprägt,
Und dein begierig Herz mit ihrem Schmuck gezieret;
Bis sie dich endlich gar zum Tempel hingeführet,
Wo sie das güldne Vlies beschwitzten Händen beut,
Und ihre Güter nur auf solche Seelen streut,
Die wie die Felsen stehn in den ergrimmten Wellen,
Wenn Scyllens Strudelmund und Luft und Abgrund bellen.

Sie brachte dich zuletzt in dein bestimmtes Land:
Hier sahe nun Bareuth sein allertheurstes Pfand.
Das Feld war voller Lust, die Städte voller Freuden,
Und einer schiene fast den andern zu beneiden,
Der dich zuerst gesehn, der dich zu erst verehrt.
O! sprach man, welch ein Glück ist uns von Gott beschert!
Seht Brüder, unsern Trost! Seht Kinder, eure Sonne!
Seht unsers Fürsten Bild! Seht unsre Freud und Wonne!
Der Vater führte schon das Gold der Zeiten ein,
Durch seinen Salomo wird es beständig seyn.

Durch jenen ist uns schon der Morgenglanz erschienen,
Durch diesen wird man Gott im Mittagslichte dienen.
Gleichwie der Sonnenstral, wenn er am Himmel steigt,
Aus Quellen, Fluß und See, so Dampf als Nebel zeugt;
Dann dieß zertheilte Naß in eine Wolke schließet,
Und solches mit der Zeit auf Gras und Blumen gießet:
So zog auch unser Prinz aus allen Blumen Saft,
Und forschte hier und dort nach Kunst und Wissenschaft,
Um auf sein Erbtheil einst Verstand und gute Sitten,
Und was uns glücklich macht, in Strömen auszuschütten.

So freute sich Bareuth, als seine Hoffnung kam,
Und dich zum erstenmal in seine Grenzen nahm.
O wer ist heut geschickt, die Regung auszudrücken,
Die unsre Seele fühlt, da dich die Myrten schmücken;
Da Preußens großer Held selbst unser Glücke baut,
Und dir Sophiens Bild, sein liebstes Pfand, vertraut!
Ihr Schwanen in der Spree, erwacht und helft uns singen!
Und laßt den reinsten Ton von Wilhelminen klingen.
Mahlt uns den Purpur ab, der auf den Lippen ruht,
Den himmlischen Verstand, den Brandenburgermuth,
Die seltne Gottesfurcht, die ihren Geist entflammet,
Und alles, was auf sie durchs Blut der Brennen stammet.
Beschreibt uns dieses Fest, und wie desselben Pracht
Berlin viel herrlicher, Bareuth beglückter macht.
Wir wissen nicht vor Lust, was wir beginnen wollen,
Und wie wir diesen Tag nach Würden ehren sollen.
Es freut sich Feld und Wald, es jauchzet Land und Stadt,
Es singt, es spielt, es dankt, was Geist und Odem hat,
Es ruffet Berg und Thal: Sie müssen ewig grünen!
Es lebe Friederich nebst seiner Wilhelminen!
Die Flüsse sind entzückt; es strudelt Saal und Mayn,
Und Nab und Eger schluckt mehr Freudenthränen ein,

Als Tropfen von der Höh in grüne Thäler rollen,
Die heut des Fichtelbergs berufne Quellen zollen.
Sie strömen doppelt schnell, so daß es gänzlich scheint,
Als hätten sie sich heut recht mit Bedacht vereint,
Nach Nord, Süd, Ost und West mit reicherm Strom zu eilen,
Der Freuden Ueberfluß den Fremden mitzutheilen.

Ja recht, beglücktes Land! Du lebst in stiller Ruh;
Doch heute wächset dir noch größre Ruhe zu.
Der Himmel läßt dich schon die Friedensfrüchte schmecken!
Heut will er noch dein Wohl durch Preußens Adler decken.
Sieh deines Fürsten Treu! Sieh deines Friedrichs Thun!
Sieh, was für Tugenden in Wilhelminen ruhn!
Wie manches Volk und Land muß heut im Schatten sitzen?
Dir, dir läßt Zions Schutz die Gnadensonne blitzen.
Drum auf! auf! opfre Dank! Vermehre Gottes Ruhm,
Und werde ganz und gar sein Volk und Eigenthum!
Wunsiedel, freue dich! Steig aus dem Graus der Aschen,
Und lasse dein Gesicht die Freudenthränen waschen!
Leg Harm und Kummer hin! Erhebe Geist und Haupt!
Heut schenkt dir Gottes Schluß mehr, als die Glut geraubt.
Kein banges Trauren soll dieß Freudenfest entweyhen,
Und auf den Lobaltar vergällte Myrrhen streuen.
Steh auf! Baruthis kömmt; sie trägt ein Feyerkleid,
Und rufft; auf! Kinder, auf! verbannt die Traurigkeit,
Und laßt uns insgesamt zum Thron des Höchsten treten,
Und für das theure Paar mit reinen Lippen beten:

O Herrscher! der du uns so vieles Wohl erzeigst,
Und dein erbarmend Ohr zu den Gerechten neigst:
Merk itzt auf unser Wort, vernimm der Armen Flehen,
Und lasse Brandenburg in stetem Wachsthum stehen.

Schütz unsers Fürsten Thron, schütt auf sein hohes Haus
Glück, Freude, Ruhm und Macht, u. Gnad um Gnaden aus!
Laß unsern Friederich mit seiner Wilhelminen
Als frische Palmen blühn, als die Gerechten grünen!
Auf! segne diesen Bund, den deine Vorsicht schließt,
So daß er ewiglich ein Bund des Segens ist.
Laß deinen Gnadenstral auf beyder Scheitel blitzen,
Und ihren Samen stets der Feinde Thor besitzen.
Ja, Herr! schließ sie und uns in dein Erbarmen ein,
Und laß uns so dein Volk, wie Friedrichs Erbe seyn!
So wollen wir dir, Herr, Ruhm, Preis und Ehre bringen,
Und vor die späte Welt noch dieses Fest besingen.

☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆

An Seine Durchl.

Den regierenden Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, ꝛc.

Als dieselben uns bey dero Aufenthalt im Lauchstädter Bade 1734. Dero besondere Gnade erzeigten;

von

Jacob Friedrich Lamprecht.

Herr, nimmt dein erster Blick so sehr die Herzen ein,
Wie groß muß dessen Kraft bey deinen Knechten seyn,
Die deinen Fürstenthron bewachen und verehren!
Ihr Prinzen, lasset euch doch Rudolphs Beyspiel lehren,

Daß

Daß Weisheit, Gnad und Huld die Fürsten fürstlich macht.
Was Ludwig unternimmt, was seine Hand vollbracht,
Ist groß, so, wie er selbst. Wo seine Hoheit thronet,
Da ist zugleich der Ort, wo Gnad und Sanftmuth wohnet.
Ihr Deutschen, freuet euch, daß Rudolph euch gehört,
Ein solcher Vorzug ist der größten Ehrfurcht werth,
Merkt, wie der Himmel euch vor allen Völkern liebet.
Der euch, was fürstlich ist, in zweenen Prinzen giebet.
Dort bricht des großen Carls gereizter Donner los!
Und Ludwig Rudolph ist durch Gnad und sanftmuth groß.
Was Wunder, daß, um ihn vollkommen zu erheben,
Der Himmel ihm auch noch Luisens Herz gegeben.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Glückwünschungsrede
auf das hohe Geburtsfest
Herrn August Wilhelms,
Herzogs von Braunschweig
und Lüneburg, ꝛc.
Im Jahre 1731 zu Helmstädt gehalten
von
M. Adam Bernhard Pantken.

Furcht und Zittern würden vorizt ohnfehlbar meine Gefährten seyn; wenn die Verwegenheit an dem gegenwärtigen Unternehmen eben so viel Theil hätte, als meine Ehrerbiethigkeit. Da mir aber keine andere Ursache die Lippen eröffnet, als die unterthänige Freude über das hohe Wohl-

seyn des Tugendhaftesten unter den Fürsten: So begleitet mich eine muthige Unerschrockenheit; und ich empfinde bey mir ein nicht geringes Vergnügen, da ich in einer öffentlichen Versammlung das Innerste meines Herzens entdecken darf. Und wie könnte ich auch an einem Tage bekümmert seyn, der einen jeden Verehrer der Tugend zu ehrerbiethigem Frohlocken ermuntert, und mir die erfreuten Angesichter einer so auserlesnen Versammlung zeiget?

Das hohe Geburtsfest des durchlauchtigsten Fürsten, und Herrn, Herrn August Wilhelms, von Gottes Gnaden regierenden Herzogs von Braunschweig und Lüneburg, unsers leutseligsten Herzogs und Landesvaters, hat den heutigen Tag zu einem allgemeinen Feyer- und Freudentage der im Segen blühenden braunschweigischen Länder gemacht. Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte, alte Greise und unmündige Kinder streiten gleichsam in die Wette mit einander, wer von ihnen den brünstigsten und redlichsten Glückwunsch könne erschallen lassen? Denn ein Fürst ist ein allgemeines Gut; und, da sich seine Gnade auf alle erstreckt: So erfordert zugleich das Gesetz der Natur, daß sie ihn alle verehren müssen.

Womit aber werde ich selbst mein Unterfangen vertheidigen? und auf was für Weise kann ich meine Kühnheit entschuldigen, da ich mich, als ein Fremder, zu den Füßen des durchlauchtigen August Wilhelms niederlasse? Ich gestehe es gerne, daß mich diese Betrachtung bey nahe von Vollziehung meines einmal gefaßten Entschlusses abgezogen hätte. Allein,

die

die wichtigsten Vorstellungen haben meine unterthänigste Ehrerbiethigkeit darinnen befestigt. Was für einen unverantwortlichen Fehler würde ich nicht begehen, wenn ich kein öffentliches Zeugniß meiner demüthigsten Dankbegierde ablegte; die ich der genossenen Leutseligkeit eines so gnädigen Herzogs schuldig bin? Würde mich nicht diese weltberühmte hohe Schule vor ein ganz unwürdiges Mitglied erkennen, wenn ich nicht den großen August Wilhelm bewunderte: Welchen sie nicht nur als einen regierenden Landesherrn; sondern vornemlich dieses Jahr über, als ihren allerhöchsten Director verehret? Die Tugend selbst würde mein Verbrechen mit einer ewigen Feindschaft bestrafen, wenn ich nicht mit der tiefsten Ehrerbiethigkeit einen Herzog verehrte, von dessen tugendhaftestem Leben meine Augen selber die Zeugen sind. Ja, ich müste mir selbst die größte Gewalt anthun, wenn ich von dem Lobe des preiswürdigen August Wilhelms schweigen wollte. Zwar, die Menge dessen, was ich zu sagen hätte, wenn ich einen vollständigen Entwurf seiner hohen Verdienste zu machen dächte; wird mir beschwerlicher fallen, als andern der Mangel daran, bey den Lobeserhebungen ihrer Helden gefallen ist. Ich werde manchmal so gar die Wahrheit verschweigen müssen, damit ich nicht denen verdächtig werde, welche den Ruhm des vortrefflichen August Wilhelms nur in der Ferne hören, und nicht, wie wir, in der Nähe betrachten können. Wenn ich nun aus der reichen Anzahl seiner ausbündigen Tugenden nur diese oder jene zum Gegenstande meiner ehrerbiethigen Betrachtung erwählen soll: So fällt mir die Wahl ungemein schwer;

indem dieser durchlauchtigste Held niemals etwas tadelhaftes verrichtet hat.

Was quäle ich mich aber selbst mit diesen Betrachtungen? Was ists doch vor eine vergebliche Furcht, bey dem Ruhme dieses unvergleichlichen Herzogs in den Verdacht der Schmeicheley zu verfallen, da der Ruf meiner Zunge lange zuvor gekommen ist? Wenn ich auch der Geschicklichkeit fähig wäre, die allervollkommenste Lobrede aufzusetzen, und den Ruhm des gvelphischen Augusts auf eine Art vorzustellen, welche seinen Verdiensten gemäß wäre: So würde mich doch niemand des Fehlers beschuldigen, den man dem verständigen Xenophon vorgeworfen hat. Niemand würde mir Schuld geben, daß ich meinen Helden nicht nach seiner Aehnlichkeit; sondern nach denjenigen Eigenschaften abgebildet hätte, die er hätte besitzen sollen. Alle Welt hat es schon längst zugegeben, daß die Braunschweig-Lüneburgischen Herzoge jederzeit die vollkommensten Fürsten gewesen sind; unter ihnen selbst aber unser gnädigster Landesvater einer der vollkommensten sey. Ich folge daher der überall aufgenommenen Wahrheit, da ich heute die Glückseligkeit unsrer Zeiten in der gesegneten Regierung dieses vortreflichen Prinzen suche, unter dessen Schutze wir leben. Ich thue nichts anders, als was ich mit dem Beyfalle von ganz Europa verrichten kann, wenn ich die Billigkeit unsrer heutigen Freude auf die Gewißheit gründe: Daß der durchlauchtigste August Willhelm das vortreffliche Muster eines frommen, weisen, leutseligen, und glücklichen Fürsten sey. Ob ich nun gleich, als ein Fremder, nichts vortragen werde, was nicht ihnen, hochgeehrteste Anwesen-

sende, viel besser bekannt seyn sollte: So vergnügt es mich doch, wenn ich ihre Gedanken mit dem unterhalte, was uns allen am annehmlichsten ist: und ihnen dadurch zu einer weitern Ueberlegung einige Gelegenheit gebe.

Der besondere Vorzug des heutigen Tages macht auch mir die Gewohnheit andrer Redner zu einer Vorschrift. Es ist ganz unmöglich an die glückselige Stunde zu gedenken, in welcher der durchlauchtigste August Wilhelm zu leben angefangen hat; und sich nicht zugleich derjenigen Helden ehrerbiethigst zu erinnern, deren Tugend sammt ihrem Geblüte sein grosses Herz beseelet. Wie unbillig würde doch die Verschweigung ihres Ruhms seyn, welchen doch ihr tugendhafter Enkel selbst zu der Richtschnur seines Lebens gemacht hat! Eine hohe Geburt ist an und vor sich selbst ein bloßer Glücksfall, welcher alsdann erst zu unserm Ruhme gereichet, wenn wir ihn, als eine Ermunterung zur Tugend betrachten. Die größten Väter haben die niederträchtigsten Kinder gehabt. Der blödsinnige Aridäus hatte von seinem großen Vater nichts, als das Leben und den Namen Philippus empfangen. Die zanksüchtigen Söhne Ludwigs des Frommen hatten seine Großmuth und Gottesfurcht nicht geerbet. Und was half es einem thüringischen Albrecht, daß er den erleuchteten Heinrich zum Vater hatte, da er sich selbst durch sein Laster den Beynamen des Unartigen erwarb? Wenn die ungerathenen Nachkommen die Größe ihrer Verbrechen an der Größe ihrer tugendhaften Vorfahren erkennen müssen, pflegt derjenige oft der strafbarste Uebelthäter zu heißen, welcher die Verdienste eines großen Vaters erwehnet, die ein

bos-

boshafter Sohn zur Entschuldigung seiner Laster so gerne verdunkeln wollte.

Je seltner es nun zu geschehen pflegt, daß die rühmlichen Eigenschaften hoher Ahnen auf die spätesten Nachkommen fortgepflanzt werden: Desto ausbündiger ist der Ruhm des Braunschweig-Lüneburgischen Heldenhauses, welches schon so viele tugendhafte Fürsten gezeuget hat. Die unverrückte Glückseligkeit seiner Beherrscher ist ein unbetrügliches Kennzeichen hiervon; und zugleich eine wohlverdiente Belohnung seiner Tugend. Sein Alterthum erstreckt sich bereits über siebenhundert Jahr, seitdem es nemlich dem deutschen Reiche die größten Stützen gegeben hat. Die mächtigsten und höchsten Häupter der Christenheit haben sich jederzeit mit ihm verbunden: Und was sind nicht vor Helden aus seinem Blute entsprossen, welche mehr, als einmal, den Ungläubigen nicht nur die Stirne gebothen, sondern zugleich Sieg und alles entrissen haben? Wo findet man in der Christenheit ein Geschlechte, welches in einer Zeit von zwey und dreyßig Jahren dem deutschen Reiche zwo unvergleichliche Kayserinnen, drey glorwürdige Churfürsten und viele durchlauchtigste Herzoge; dem mächtigen Britannien zweene große Könige, und so gar dem rußischen Reiche einen Kayser gegeben hat, den bereits seine Jugend mehr, als andre ein vieljähriges Alter, zierte. Wo findet man ein Geschlechte, welches bey der hohen Majestät, mit welcher es pranget, wie das guelphische Heldenhaus, noch diesen besondern Ruhm zu behaupten fähig ist, daß es das alles, ja noch was viel größers, verdient habe? Was einmal die Schmeicheley eines Ausländers zu dem Ruhme des

rö-

römischen Rathes erdichtete, das kann die Wahrheit mit größerem Rechte von dem Braunschweig-Lüneburgischen Stamme bekennen, daß ein jedes Haupt von seinen durchlauchtigsten Fürsten, Kronen zu tragen fähig, und bey seiner fürstlichen Herkunft mit einem königlichen Geiste beseelet sey.

Besonders hat es die Vortrefflichkeit des großen Anton Ulrichs, Christfürstlichen Andenkens, und seiner durchlauchtigsten Gemahlinn, der gottesfürchtigen Elisabeth Julianen verdient; daß aus ihrem Geblüte ein so unbeschreibliches Wachsthum ihres hohen Hauses entsprossen ist; daß das römische Reich alle seine Hoffnung auf die Fruchtbarkeit ihrer allerdurchlauchtigsten Enkelinn setzet, um welche so viele tausend Millionen Seufzer gen Himmel steigen; daß die Braunschweigischen Lande auf späte Zeiten die vollkommensten Fürsten aus ihrem Geblüte zu Beherrschern erhalten werden; und daß noch itzt unser durchlauchtigster August Wilhelm den unsterblichen Ruhm seiner preiswürdigen Eltern verewigt. Hierauf beruht eben ein wichtiger Vorzug dieses Helden, der ihn von hundert andern unterscheiden kann, die ihm Stand und Geburt an die Seite setzet. Der Ruhm, den ihm seine hohe Ahnen zu eigen gemacht haben, hat reichlich gewuchert, denn der Preis den das gvelphische Haus durch ihn bis hieher erhalten hat, ist eine hundertfältige Frucht gewesen. Das Lob seiner heldenmüthigen Voreltern ist ihm nichts fremdes, weil er es durch seine unermüdete Nachfolge zu seinem Eigenthume gemacht hat.

Sein ganzes Leben ist also nichts anders, als eine beständige Verbindung der allervortrefflichsten Tugen-

den;

den; wovon ihn eine jede zum Herzoge machen könnte, wenn er gleich nicht, als ein Herzog gebohren wäre. Ja, man sieht ihn dergestalt mit ihnen beschäftiget, daß es scheinet, als ob er sich hierdurch den hohen Vorzug erst zu erwerben bemühte, den ihm doch bereits die Geburt mitgetheilet hat. So hoch ihn dieselbe über andre Menschen erhoben, so hoch erhebt er sich wieder über alle andre Fürsten durch seine Tugenden. Wer kann die Menge des Ruhmwürdigen erzählen, was wir an ihm erblicken? Wer hat alle das Hohe, was wir an ihm preisen, so rein und unbefleckt, wie er selbst erhalten? Bey welchem Fürsten finden wir alle diese Stücke in einer so bewundernswürdigen Eintracht?

Die meisten unter den Tugenden haben gewisse Laster zu ihren Nachbarn; und die letzten pflegen oft das äußerliche Ansehen der ersten anzunehmen. Wie oft meynen wir die Pflichten der Gottesfurcht zu beobachten; und wir folgen doch allein der Gewohnheit des Aberglaubens, der uns mit andern dahin reißet. Wie oft denken wir nach der Vorschrift der Klugheit zu handeln; und wir werden doch überzeugt, daß uns die Arglist unter einem so schönen Namen betrogen hat. Unser Herzog weis das Wahre von dem Falschen vollkommen richtig zu unterscheiden. Nicht allein die beständige Ausübung des Ruhmwürdigen, sondern auch die reife Ueberlegung einer Handlung, ehe er dieselbe verrichtet, haben seine Tugend von allem gereinigt, was sie noch etwan beflecken könnte. Sie ist desto dauerhafter, je bedachtsamer er in ihrer Ausübung verfährt, und man findet sie desto voll-

komm-

kommner, je heiliger der Grund ist, den er in seinem Herzen darzu gelegt hat.

Tretet nur ganz beschämt zurücke, ihr starken Geister! die ihr es einem Fürsten vor unanständig haltet, wenn er sich mit Ernst einer ungeheuchelten Gottesfurcht befleißiget. Weichet zurück: und lernt an dem Exempel unsers andächtigen August Wilhelms, daß auch die Hohen der Welt sich vor dem demüthigen müssen, der so gar über die höchsten Monarchen zu gebiethen hat. Fürsten sind Menschen, wie die kostbarsten Diamanten Steine sind. Gleichwie aber diese durch den ihnen beygelegten Werth von den andern Steinen unterschieden werden: So rührt auch bey jenen aller Vorzug von dem majestätischen Amte her, das ihnen der Herr aller Herren anvertrauet hat. Wenn die Wahrheit einem erlauchten Helden den Namen des Gottesfürchtigen zuerkennt, welchen Marcus Antoninus und Ludwig der erste unter den Kayfern, Herzog Magnus und Friedrich aber unter den Ahnen unsers Herzogs geführt haben: So klingt es eben so prächtig, als der Name des Großen, des Sieghaften, des Tapfern, den die Vorwelt unter den Gvelphen einem unsterblichen Albrecht, einem unbezwungenen Wilhelm und Otto, einem unerschrocknen Welf und Heinrich zueignete. Denn die Fürsten bezeugen durch nichts die Größe ihres Verstandes so vortrefflich, als durch eine vernünftige Gottesfurcht. Sie beobachten die Pflichten, die ihnen das Gesetz der Natur, so wohl als die Religion, vorgeschrieben hat: Und sie beweisen hierdurch, wieweit sie in der Erkenntniß dessen gekommen sind, von dem sie alle ihre Hoheit empfangen haben.

Die

Die preiswürdigen Exempel der Braunschweig-Lüneburgischen Herzoge können auch hierinnen vor unverwerfliche Muster angesehen werden? Wir finden hiervon in den ältesten Zeiten die herrlichsten Zeugnisse: Da doch der Aberglaube der mittleren Jahrhunderte noch herrschte; ja, da die Frömmigkeit, wie man sie damals erforderte, eine sehr kostbare Tugend war; und wegen der unglaublichen Unkosten, die sie verursachte, nur ein Vorzug der Hohen und Reichen in der Welt seyn konnte. Man verlangte von ihr die gefährlichsten Unternehmungen; und es gehörte gewiß eine große und herzhafte Entschließung dazu, wenn man sich mit den so genannten Kreuzzügen beschweren wollte. Es wurde hierdurch der Kern des Volkes auf die Schlachtbank geliefert, und man stürzte sich selbst, da man doch selten einen glücklichen Erfolg hoffen konnte. Die blutigen Fußtapfen vieler unglücklichen Vorgänger hätten die Nachfolger von dem Eifer abschrecken können, den sie bewiesen, wenn ihn nicht eine redliche Absicht unterstützt hätte. Bey so gefährlichen Zeiten gaben auch die braunschweigischen Helden ihren Muth zu erkennen. Die Lorbern des tapfern Welfs sind unter den Cypressen der Saracenen auf die Mauren des besiegten Jerusalems gepflanzt worden. Die Heldenthaten Herzog Heinrichs, des Jüngern, die er wider die Ungläubigen in Syrien, als kayserlicher Feldherr, verrichtete, wurden durch seines Bruders tapfern Sohn, Herzog Otto, wieder erneuert, welcher die Kreuzherren in Preußen gegen ihre heydnische Nachbarn vertheidigte. Auch das Grab unsers Erlösers zog von den braunschweigischen Prinzen

Her-

Herzog Conraden, den seine Frömmigkeit so gar zum Cardinal der römischen Kirche gemacht hatte, Herzog Henrichen, den Jüngern, aus der Grubenhagischen Linie, und Herzog Erichen, den Aeltern, nach Palästina; und diese andächtige Helden betraten nicht ohne Ehrfurcht die heilige Stäte, wo man ihnen das Gedächtniß des sterbenden Heilandes der Welt zu Gemüthe führte.

Die neuern Zeiten sind in Aufweisung so außerordentlicher Muster der Frömmigkeit nicht ärmer, sondern vielmehr desto reicher gewesen, je mehr diese Tugend von dem Aberglauben der vorigen Jahre gereinigt ist. Opferten ehemals die Perser der aufgehenden Sonne ein schneeweißes Pferd: So opferten die theuersten Voreltern unsers Herzogs, der durch den unerschrocknen Luther wieder hergestellten Reinigkeit der Lehre, gleich bey dem Aufgange ihrer Stralen ein unschuldiges und ehrerbietiges Herze. Der hierdurch erhaltene Ruhm war um desto vollkommener, je eher sie die Vortrefflichkeit der evangelischen Wahrheit erkannten, und derselben seligmachende Kraft in ihrem Herzen wirken ließen. Sie waren daher nicht allein unter ihren ersten Bekennern, sondern auch unter ihren ersten Vertheidigern. Die Fortpflanzung dieser Wahrheit auf ihre Nachkommen, und die unbefleckte Beybehaltung bey denselben war eines von den wichtigsten Stücken ihrer landesväterlichen Sorgfalt. Dieses ist die Ursache, warum sie uns noch durch die Menge der vortrefflichsten Kirchenordnungen von der Redlichkeit ihres Eifers überzeugen, an denen wir nicht allein ihre Got-

tesfurcht, sondern auch ihre Weisheit, bewundern müssen.

Unser andächtiger August Wilhelm ist mit dem rühmlichsten Eifer in die Fußtapfen dieser frommen Helden getreten. Die äußerlichen Zeugnisse hiervon, die uns in die Augen fallen, können uns von der innerlichen Beschaffenheit seines frommen Herzens überzeugen. Ist nicht die Betrachtung Gottes und derjenigen Stücke, die zum Gottesdienste gehören, sein annehmlichster Zeitvertreib? Geschieht es nicht nur deßwegen, damit er die verlangte Gemüthsruhe in der Vereinigung mit Gott suchen könne, wenn er sich der Vorsorge für seine getreuesten Länder einigermaßen zu entziehen scheinet? Legt er nicht oft seinen Fürstenhut vor dem Throne des Allmächtigen mit der demüthigsten Verachtung aller Hoheit, und dem brünstigsten Gebethe nieder? Ist ihm auch alle die Majestät seines Standes, und die Macht seiner Herrschaft einer andern Ursache wegen angenehm, als weil ihn beydes auf eine so kräftige Art zur erkenntlichsten Dankbarkeit gegen das höchste Wesen verbindet? Ist nicht dessen Gnade das höchste was unser Herzog so eifrigst zu suchen pflegt? Ist nicht der Eifer in der Verehrung Gottes dasjenige, welches unser Herzog vor die nöthigste und ruhmwürdigste Bemühung eines Fürsten erkennet?

Eben hierauf gründet sich eine besondere Hochachtung für die öffentlichen Gotteshäuser, und die darinnen angestellten Versammlungen der Heiligen. Wie sorgfältig ist er doch auf den äußerlichen Zierrath dieser Häuser bedacht, welche der Ehre Gottes insbesondre gewidmet sind. Vielleicht hat man einigen Grund

zu

zu behaupten, daß unsre Vorfahren, die redlichen Deutschen, mehr Frömmigkeit vor ihre scheußlichen Gottheiten erwiesen haben, die sie in den dunklen Wäldern verehreten, als ihre leichtsinnige Nachkommen heute zu Tage der ewigen Gottheit erzeigen, die sie doch in so kostbaren Gebäuden anbethen. Vielleicht kann auch bey vielen die äußerliche Ausschmückung der Tempel ein wichtiges Hinderniß der Andacht seyn, die sie insonderheit an so heiligen Oertern zu beweisen verbunden sind. Wer aber, wie unser gottesfürchtiger August Wilhem, das Innerliche mit dem Aeußerlichen so löblich verbindet, der wird eben dadurch eines doppelten Ruhmes würdig; indem er zugleich die rühmlichen Beyspiele seiner Vorfahren, wie unser Herzog die unvergeßlichen Exempel Henrichs des Löwen, und Otto des Freygebigen, verneuert.

Diese so heilige Ehrerbiethigkeit gegen Gott, und den Gott gewidmeten Dienst begleitet eine außerordentliche Gnade gegen die Knechte Gottes. Die Erfahrung unsers Herzogs im Geistlichen übertrifft zwar sehr viele, welche diesen Namen führen; sie verhindert ihn aber doch nicht an einer gelassenen Aufmerksamkeit. So wenig er die öffentlichen Versammlungen versäumet; eben so wenig giebt er zu urtheilen Gelegenheit, daß es aus bloßer Gewohnheit geschehe. Ohnerachtet er ein Meister in der Erkenntniß unsres allerheiligsten Glaubens seyn könnte: So betrachtet er sich doch nur, als einen Schüler. Seine Gedanken eilen immer dem Vortrage des Lehrers zuvor, und er hat die Folgen bereits mit der bewundernswürdigsten Zueignung eingesehen, ehe der Lehrer noch mit dem Beweise seines Satzes völlig zum Ende gekom-

men ist. Die Gegenwart einer Gemeine, unter der er keinen erblickt, der ihn an Stand und Geburt übertreffen könnte, ermuntert seine Gedanken, darauf bedacht zu seyn, daß ihn auch keiner an Eifer und Andacht übertreffen möge. Das einige ist hierbey sein größtes Vergnügen, wenn er siehet, daß seine durchlauchtigste Gemahlinn, die man ein lebendiges Muster der Frömmigkeit nennen möchte, mit ihm um den Vorzug streitet.

Und gewiß, der Endzweck, den er sich vorgesetzt hat, wird dadurch vollkommen erhalten. Ja, durchlauchtigster Herzog, entäußre dich nur einmal der Vorzüge, welche dir Stand und Geburt zu eigen gemacht hat! Lege den Purpur bey Seite, dem du ohne dieß mehr Schmuck ertheilest, als er dir jemals ertheilen kann. Tritt in den unansehnlichsten Kleidern mitten unter deine bethenden Unterthanen! Dein Eifer, deine Demuth, deine Gottseligkeit wird dich doch kennbar machen. Man wird dich unter der größten Menge doch alsbald erblicken; und mit einer vollkommenen Wahrheit bekennen müssen: Der sey unter allen am Stande der höchste, der an Geberden der demüthigste, und in der Andacht der eifrigste ist.

Urtheilen sie nun einmal, hochgeehrteste Anwesende, ob ich nicht die billigste Gelegenheit habe zu schließen, es sey unsrem so frommen Landesvater die ganze Zeit seiner Regierung nichts angenehmers begegnet, als daß er, und seine durchlauchtigste Herzoginn, die ihm an Frömmigkeit eben so ähnlich ist, als an erlauchtem Geblüte, bey einer dreyfachen Jubelfeyer, die man der Religion wegen begangen, dem Höchsten seine ehrerbiethige Freude bezeugen können? Urtheilen

sie

sie selbst, ob wir nicht Ursache zu wünschen hätten, daß doch die Allmacht Gottes bey dem künftigen Jubelfeste, an dem wir das Gedächtniß eines Friedens begehen werden, den Deutschland ehemals mit tausend Thränen erseufzete, diesen glückseligen Ländern das Vergnügen erlauben wolle, alles nach dem Befehle und dem Beyspiele der itzt regierenden durchlauchtigsten Herrschaft zu verrichten.

Dieser rühmliche Eifer aber, den unser Herzog vor die evangelische Wahrheit bezeuget, ist so billig, daß seine Leutseligkeit zwar von Herzen wünschet, es möchten doch alle, die unter seinem Schutze leben, einerley Grundsätze mit ihm erwählen; seine Weisheit und Gelindigkeit hingegen niemanden mit Gewalt darzu nöthiget. Der mächtigste Fürst kann sich doch nicht die Herrschaft über das Gewissen seiner Unterthanen zueignen; und da diese Wahrheit so gar aus der Erfahrung und dem Munde eines Sarmatischen Monarchen geflossen ist: So ist die Ueberzeugung unsers Herzogs davon um desto gewisser. Er bejammert diejenigen, die sich ihres Glücks durch eigne Nachläßigkeit verlustig machen. Er bedient sich erlaubter Mittel, diese Leute ihrem verderbten Zustande zu entreißen. Weiter zu gehen verbeut ihm die Großmuth und Billigkeit seines Gemüths. Denn er weis mehr als zu wohl, daß auch der größte Religionseifer verdächtig wird, wenn er nicht die Freyheit zur Mutter, und die Aufrichtigkeit zur Schwester hat. Ja die Ehre, ein getreues Mitglied des deutschen Reiches zu seyn, ist ihm viel zu kostbar, als daß er selbst die Reichssatzungen verletzen sollte, wel-

che seine durchlauchtigste Vorfahren genehm gehalten, und ihm zu beschützen hinterlassen haben.

Was aber die Gottesfurcht unsers Herzogs am verwundernswürdigsten macht, ist ihre Beständigkeit. Nicht allein die Jahre eines begrauten Alters sind durch diese Tugend so rühmlich gemacht worden; sondern auch die zärteste Jugend hat davon die ausbündigsten Proben gewiesen. Es ist uns allemal rühmlicher, einen Sturm auf dem Meere auszuhalten, als die Schiffahrt bey bequemem Wetter glücklich zu verrichten: Und die Tugend ist viel kostbarer, welche die Reizungen der Laster überwindet, als diejenige ist, die sich keines Widerstandes zu befürchten hat. Wie viel größer wird also der Ruhm unsers gottesfürchtigen Herzogs seyn, da seine ungeheuchelte Frömmigkeit, auch in der Jugend, und auf den langwierigen Reisen in diejenigen Länder, in denen die Feinde der Andacht gleichsam zu Hause sind, so unverletzt ist erhalten worden! Schon dazumal fing er an über sich selbst zu siegen, und sein Sieg ist desto vortrefflicher gewesen, je gefährlicher der Feind war, den er zu überwinden hatte, und je weniger jemand anders, als er selbst, an dem Ruhme dieses Sieges Theil nehmen konnte.

Es war also kein Wunder, daß sich die vortrefflichsten Prinzen, auf denen, wie auf ihm, das Heil ihrer Länder beruhete, glücklich schätzten, wenn sie an ihm nicht allein einen vertrauten Freund genießen, sondern auch ein vortreffliches Beyspiel eines tugendhaften Fürsten finden, und sich dasselbe zum Muster ihres Lebens erwählen konnten. Sie gewonnen desto mehr Liebe und Hochachtung gegen ihn, je vertrauli-

cher

cher er in seiner Freundschaft, und je beständiger er in seiner Zuneigung blieb. Und wie würde sich nicht ihre Hochachtung vermehret haben, wenn sie gewußt hätten, daß er seine Liebe nicht mit ihrem Tode beschliessen, sondern auch noch gegen diese bezeugen würde, die von ihnen das Leben empfangen sollten.

So vortrefflich ist die Gottesfurcht unsers andächtigen Herzogs! und so herrlich sind die Früchte eines so edlen Stammes! Dieses ist derjenige Ruhm, welchen er vor allen andern Lobsprüchen hoch schätzet. Wohlan, ihr Redner! die ihr die Thaten dieses preiswürdigen Helden erheben wollt; hier findet ihr eine Gelegenheit, bey der es euch niemals an Worten fehlen kann. Merket es wohl, ihr Dichter, die ihr eure Federn zu dem Ruhme unsers gnädigsten August Wilhelms ansetzt: Hier findet ihr eine Tugend, zu deren Ausdrückung die lebhafteste Einbildungskraft nicht geschickt genug ist. Vergesset es nicht, ihr Geschichtschreiber, deren aufrichtigen Erzählung unsre Nachkommen die Erkenntniß dieser glückseligen Zeiten verdanken werden: Hier ist der Ruhm, welcher unsern theuersten Herzog von allen andern unterscheidet. Laßt ihn an Stand, an Glücke, ja an allen andern Tugenden seines gleichen finden; wiewohl auch dieses bey nahe unmöglich ist: So wird doch das sein ganz eigener Ruhm bleiben, daß er ein Vater seiner Unterthanen, und nicht allein ihnen, sondern auch allen Fürsten ein Muster der allerreinsten Gottesfurcht gewesen; ja daß dieses allein der Ruhm sey, den sein bescheidnes Gemüthe mit einiger Gelassenheit vertragen kann.

So wenig aber die Frömmigkeit unsers Herzogs

mit einem heuchlerischen Aberglauben gemein hat; eben so wenig ist seine Klugheit einer listigen Verschlagenheit ähnlich. Diese zielet auf nichts, als auf das Glücke seiner Länder und die Wohlfahrt seiner Unterthanen. Sie bestehet in einer bedachtsamen Ueberlegung, und einer zwar behutsamen, aber doch unerschrocknen Ausführung der gefaßten Rathschläge, bey welcher eben so wenig verzogen wird, als man sich bey der ersten übereilt hat. Wir können daher von dem Zimmer unsers vorsichtigen Herzogs viel billiger, als die Perser von dem Pallaste ihrer Könige sagen, daß derjenige, der es betreten hat, über die Schwelle der Glückseligkeit geschritten sey. Denn wir müssen es ja vor einen unerschöpflichen Brunnen erkennen, aus welchem sich die allgemeine Wohlfahrt in tausend Strömen auf die braunschweigischen Länder ergießet.

Die ruhige Regierung unsers weisesten August Wilhelms ist hiervon ein unwidersprechliches Zeugniß. Es ist nicht zu leugnen, daß die Namen der Helden viel prächtiger zu seyn scheinen, welche das Blut ihrer Feinde in die Tagebücher einzeichnet. Allein, wie leicht ist es doch, diesen Ruhm mit einer ungerechten Grausamkeit zu beflecken; und der Thron, welcher auf die Knochen der erschlagnen Feinde gebauet wird, ist nicht feste genung, wenn er sich nicht zugleich auf die Herzen treuer Unterthanen gründet, und von ihren liebreichen Händen unterstützet wird. Wie viele Helden haben ihren Namen bey den Ihrigen verhaßt gemacht, wenn sie ihn bey ihren Nachbarn erschrecklich gemacht haben. Welch ein unglückliches Lebensende findet der grausame Nero, welcher sich eben so wohl vor allen fürchten muß, als sich alle

vor

vor ihm fürchten. Wir haben mehr als einen Alexander gehabt, den die Bosheit seiner Unterthanen bloß darum zu den Todten geschickt, weil er ihnen durch unaufhörliche Kriege zu beschwerlich war. Der Vortheil davon ist selten so groß, daß nicht die Gefahr viel größer seyn sollte, die man den bereits beherrschten Ländern zuziehen könnte. Zu geschweigen, daß die Hoffnung etwas neues zu gewinnen gar oft eine Räuberinn des bereits besessenen abzugeben pflegt. Ueber dieses erfordert der ruhige Besitz eines Landes nicht geringere Klugheit, als die Eroberung eines fremden. Durch dieses leget man an den Tag, daß man mit fremden Händen einen Feind überwinden, durch jenes, daß man ohne fremde Hülfe sich selber besiegen könne. Nicht allein derjenige Schiffer ist zu loben, der einen gefährlichen Sturm aushält: Sondern auch der verdient seinen Ruhm, der das Schiff bey beständiger Windstille erhalten kann. Ein einiger Bürger, den sein Fürst beym Leben und in einem glückseligen Stande erhalten hat, ist eben so vergnügt anzusehen, als eine große Menge der Feinde, die man in ihrem Blute erblickt: Und der glückwünschende Zuruf eines vergnügten Volkes ist viel angenehmer zu hören, als das Seufzen der Ueberwundenen, die man an die prächtigen Triumphwagen gefesselt hat.

Die Weisheit des friedfertigen August Wilhems hat diesem Helden Siege genug erworben, ohnerachtet er vor sich selbst mit niemanden Krieg geführt hat. Seine Begnügsamkeit hat ihn niemals angetrieben, seine durch Erbrecht erhaltenen Länder mit fremden Antheilen unrechtmäßiger Weise zu vermehren; und die unversehrte Freundschaft mit seinen Nachbarn ist

beständig eine Vormauer seiner Länder gewesen. Jedermann hält ihn des weitläuftigsten Reiches in der Welt würdig; und sehr viele Völker würden ihn zu ihrem Beherrscher erwählen, wenn es ihnen nur frey stünde. Niemand ist hierbey unempfindlicher, als er selbst. Die Geburt hatte ihn zwar zu dem Sohne eines großen Vaters, aber nicht zu dem Erben seiner Länder, gemacht; und er begehrte auch nicht das letzte zu seyn, weil er sich schon wegen des ersten vor glücklich schätzte. Wie gerne hätte er doch seinen ältesten Herrn Bruder, als den Nachfolger des unsterblichen Anton Ulrichs verehret: Wenn nicht sein heldenmüthiger Tod das Recht der Erbfolge auf ihn gebracht hätte. Da ihm nun das Schicksal mehr hierdurch gegeben, als er erstlich gehofft hatte: So hält er es itzo vor unbillig, mehr zu verlangen, als ihm die Vorsicht mitgetheilt hat.

So hat demnach sein glückseliger Unterthan eine beständige Ruhe genossen, so lange unser weiseſter August Wilhelm die Regierung geführet hat. So haben denn die vergnügten Einwohner dieser Länder keine Waffen gesehen, als die ihre Landsleute zur Beschützung des Vaterlandes an der Seite tragen. Denn, unerachtet unser gnädigster Landesvater in keine Kriege verwickelt gewesen: So ist doch diese Wahrheit in seinem Herzen tief genug eingewurzelt, welche die Erfahrung allen Staatsklugen ins Herze, Venedig aber an eines seiner öffentlichen Gebäude geschrieben hat, daß man nemlich zu den Zeiten des Friedens an den Krieg gedenken müsse. Deßwegen hat unser Herzog allemal die tapfersten Kriegsleute auf den Beinen gehabt, welche die Proben ihres Muths, unter der Anführung des

helden-

heldenmüthigen Ferdinand Albrechts, in Ungarn gewiesen haben. Den Ruhm, welchen diese sieghaften Völker an den Ufern der Donau erworben, ist vor unsern Herzog desto vortheilhafter, je gewisser er ein Kennzeichen von der redlichen Sorgfalt für das Beste der Christenheit, und die Staaten des Allerdurchlauchtigsten Carls gewesen ist. Auch noch itzo zeigt die auserlesne Mannschaft, welche zur Bedeckung dieser Länder gehalten wird, daß unser vorsichtiger Herzog mehr als zu wohl überlege, was vor Bereitschaft von einem Fürsten erfordert werde, dem die Ruhe des niedersächsischen Kreises anvertrauet ist.

Es verehren ihn daher die mächtigsten Prinzen, und die streitbarsten Fürsten bewerben sich um seine Freundschaft. Denn sie wissen: daß ein großmüthiger Löwe niemals ungezwungen auf Raub ausgehet, und auch niemals ohne Beute zurück kehret; ein so großer Fürst aber den Degen niemals ohne Ursache ausziehet, und ihn auch niemals ohne Ehre wiederum einstecket. Unser Herzog hat also bey ihnen das größte Ansehen, aber noch ein größer Vertrauen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß dieser friedfertige Fürst bey den verworrensten Streitigkeiten zu einem Schiedsrichter erwählet wird. Der Allerdurchlauchtigste Carl, welcher sich so nahe mit dem Geblüte des Gvelphischen Hauses verbunden, hat ihm daher die Entscheidung der Ostfriesländischen, der Hildesheimischen, der Mecklenburgischen und anderer Händel aufgetragen, bey deren Beylegung eben so viel Klugheit als Ansehen vonnöthen ist. Zwo mächtige Kronen, deren Freundschaft durch das Geblüte unterhalten wird, konnten keinen Prinzen erwählen, dem sie mit beßrer Zuversicht ihre Vereinigung überließen,

ließen, als dem sanftmüthigen August Wilhelm. Und wer weis, was noch vor schwere Fälle seiner Klugheit aufbehalten werden, darinnen er eben das zu verrichten genöthigt wird, was der Ahnherr seines Stammhauses Azo oder Albrecht zwischen dem Kayser Henrich dem vierdten, und Pabst Gregorius dem siebenden; sein Herr Großvater, Herzog Augustus, zwischen König Christian dem vierdten aus Dännemark, und der Stadt Hamburg; und endlich sein Durchlauchtigster Herr Vetter und Schwieger-Vater, Herzog Rudolph August, zwischen dem Könige in Schweden, Carl dem eilften, und der Stadt Bremen, so rühmlich ausgeführt haben. Nichts ist also gewisser, als daß er sich durch so wichtige Handlungen, die ihm mit so großem Vertrauen aufgetragen worden, mehr Ehre erworben hat, als die großen Helden durch viel blutige Schlachten erwerben können. Denn wenn diese die grösten Fürsten vom Throne stoßen, die mächtigsten Länder verheeren; den hierdurch erhaltnen Ruhm unbezwungner Weltstürmer mit ihren Soldaten theilen müssen; und alles mit einer unbarmherzigen Gewalt ausführen: So befestigt unser friedfertiger August Wilhelm den Thron seiner Nachbarn; so müssen ihm ganze Länder mit dem Frieden zugleich ihre Wohlfahrt verdanken; so erhält er alles durch seine Klugheit und sein Ansehen; und bedient sich bey seinen glücklichen Unternehmungen nur der Sanftmuth und Leutseligkeit. O demnach glücklicher Herzog! dessen Verdienste so gar denen die Lorbern streitig machen, die man doch ihrer am würdigsten zu halten pflegt.

Es vermehren sich auch seine Verdienste desto mehr, je höher die Friedenskünste in seinen gesegneten Ländern gestie-

gestiegen sind. Aber hiervon können sie mehr zeugen, hochgeehrteste Anwesende, als ich ihnen zu entdecken geschickt bin. Glückseliges Helmstädt! glückselige hohe Schule! die du der Vorsorge eines so leutseligen Herzogs genießen kannst. Dieser hast du es zuzuschreiben, daß sich die Anzahl deiner Söhne vermehret, welche nunmehr der Landesväterliche Befehl, und die Vortrefflichkeit deiner Lehrer doppelt verbindet, die Früchte der Gelehrsamkeit in deinem Bezirke einzusammlen. Dieser hast du es zuzuschreiben, daß die Musen bey dir eine stille Ruhe genießen, und sich nicht mehr genöthiget sehen, über den blutigen Anblick ihrer Verehrer Thränen zu vergießen. So ähnlich nun auch in diesem Stücke dein gnädigster August Wilhelm seinen Durchlauchtigsten Ahnen gewesen ist. So glücklich hat er sie doch darinnen übertroffen, daß sein mildester Befehl von einer ehrerbiethigen Verehrung mehr, als der ihrige, begleitet wird; indem die gegenwärtigen Bürger deines Helikons durch eine wohlgesittete Aufführung rühmlich bezeugen, daß sie geschickt sind, sich der Vorsorge eines für ihre Ruhe so eifrigst sorgenden Herzogs durch den vollkommensten Gehorsam würdig zu machen. Doch du hast ihm noch mehr zuzuschreiben. Wie viele, die sonst im Staube, und von der Untersuchung gelehrter Wissenschaften entfernt bleiben müßten, werden durch die Freygebigkeit deines wohlthätigen Herzogs, dir und dem ganzen Lande zu dienen geschickt gemacht. Sage nun, an was es dir dein mildester Landesvater noch mangeln läßt! Sage nun, ob du nicht unter den glücklichsten Oertern der Welt eine Stelle verdienest, glückseliges Helmstädt!

Und du, o glückseliges Wolfenbüttel! das du in der

höch-

höchsten Gegenwart deines Herzogs die kostbarste Art des Segens empfindest, wirf doch nur einen Blick auf das vortreffliche Gebäude, welches den Namen deines Herzogs, und zugleich das Gedächtniß seiner Gnade vor die Arbeit der Gelehrten unsterblich macht. Niemand kann den auserlesenen Vorrath der ausbündigsten Schriften genug bewundern, welchen dein grosser August ehemals angelegt hat. Niemand wird ihn in Zukunft betrachten, der nicht diesen ruhmwürdigen Fürsten, wegen seines ihm ganz ähnlichen Enkels, glückselig preisen wird, welcher diesem mehr als fürstlichen Bücherschatze, aus eigner Bewegung, einen königlichen Wohnplatz angewiesen hatt. Doch es ist dieses kein Wunder, da er, und seine geliebteste Herzoginn, auch die wüsten Einöden in bevölkerte Oerter zu verwandeln pflegen; und so wohl in Vechelde als Fürstenau, gewiesen haben, wie mächtig die Gnade so erhabner Fürsten seyn könne. Desto mehr Ursache hat das getreue Braunschweig für das Leben seines Herzogs zu flehen, der nicht nur den vortheilhaftigen Handel dieser berühmten Stadt durch die gnädigsten Befehle verbessert; sondern auch das Gedächtniß seines hohen Namens durch den daselbst angefangenen kostbaren Bau verewigen wird.

Der hieraus entspringende Ruhm wird desto herrlicher seyn, weil kein einiger Stein dieses Baues mit den Thränen seiner Unterthanen befeuchtet wird. Denn die Gnade des leutseligen August Wilhelms kann das Seufzen der Bekümmerten niemals vertragen. Seine Gerechtigkeit giebt einem jeden das Seine, und die ehrerbiethige Liebe seines Landes ertheilet ihm wieder, was ihm gehöret. Wen hat man iemals betrübt von

ihm

ihm gehen gesehen, als denjenigen, der nicht genug Fähigkeit bey sich spüret, einen so ruhmwürdigen Fürsten zu verehren. Seine mildthätige Hand darf mit dem Kayser Titus und dem portugiesischen Petrus keinen Tag vor verlohren anschreiben, an dem er niemanden etwas gutes gethan hat, weil kein einiger Tag jemals vorhanden seyn wird, an dem er nicht sehr vielen viel gutes thun sollte. Begiebt er sich doch selbst mit Vergnügen der Vortheilhaftesten Vorzüge, wenn sie seinen getreuesten Ländern zu beschwerlich scheinen; nur damit er diejenigen bereichern möge, über die er zu befehlen hat. Der Schatz ist ihm allein angenehm, welcher aus den Herzen seiner Unterthanen bestehet, und er würde um die Wiedererlangung eines einigen alles hingeben, wenn es möglich wäre, daß man es dem leutseligsten Prinzen entziehen könnte. Eben deßwegen hat er kein Bedenken getragen, ein Gesetze dieser Länder abzuschaffen, welches die Verwandten eines unverheyratheten unglücklich machte, der sich eben hierdurch glücklich zu machen beschlossen hatte. So liebet er alle, und wird auch von allen geliebet. So ist seine Herrschaft desto fester, weil sie sich auf die Liebe der Unterthanen gründet, und durch ihr Gebeth befestiget wird. Er darf sich vor niemanden fürchten, und vor ihm fürchtet sich wieder niemand, als die Beleidiger der Gesetze; unerachtet alle die vollkommenste Ehrfurcht in ihren Herzen empfinden. Ein jeder Schooß seiner Unterthanen würde ihm, wie jenem Würtenbergischen Eberhard, zu dem Orte einer sichern Ruhe dienen; und da bereits ein jegliches Herze mit der ehrerbiethigsten Bewunderung seiner fürstlichen Tugend angefüllt ist: So wird es dereinst nach seinem, Gott gebe

spät!

spät! erfolgten Absterben, eine heilige Wohnung seines unvergeßlichen Gedächtnisses seyn; wie sein Hof der Schauplatz seiner unvergleichlichen Weisheit ist.

Dieser stehet einem jeglichen offen, dessen Herze der Tugend offen stehet. Nur den Lastern allein ist er verschlossen. Auch die Fremden finden bey ihm einen gnädigen Zutritt; und es fällt ihnen schwer zu entscheiden, ob sie mehr über die wohleingerichtete Hofstadt, über den bey ihr herrschenden auserlesnen Geschmack in der Höflichkeit der Sitten, und in der Beurtheilung der Lustbarkeiten; oder über die Leutseligkeit des Titus unserer Zeiten erstaunen sollen, den sie mit der ehrerbiethigsten Demuth das Vergnügen des menschlichen Geschlechts nennen müssen. Was für eine Verwunderung, was für eine demüthige Hochachtung wird es in meinem geliebten Vaterlande, und in dem unglückseligen Oels erwecken, wenn der Ruf von der Gnade, und der Freygebigkeit eines so großen Herzogs, mitten unter den wehmüthigen Thränen der verlassenen Einwohner, und den beweglichen Klagen dieser bedrängten Leute erschallen wird! Ja, wenn einmal die Kinder dieser bejammernswürdigen Eltern an den itzt verwüsteten, und mit Schutt und Asche bedeckten Oertern, in den neuerbaueten Häusern eine so theuer erhaltene Ruhe genießen werden: So wird mit dem Andenken ihres ehmaligen Zustandes das Andenken deiner Wohlthaten, barmherzigster August Wilhelm, verbunden werden.

Einem so unverbesserlichen Beyspiele seines gnädigen Herzogs folget der ganze Hof. Den hohen Staatsbedienten muß man beydes unter den Klugen, und unter den Höflichen einen gewissen Vorzug zu erkennen, und ihre Leutseligkeit verehren; die Niedrigern wegen

ihrer

ihrer Gefälligkeit lieben; bey dem allen aber den grossen August Wilhelm bewundern. Wie glücklich sind also die Prinzen, welche an dem Hofe des vollkommensten Herzogs erzogen werden; welche das Beyspiel dieses durchlauchtigsten Helden zur Leutseligkeit und das Exempel ihres heldenmüthigen Herrn Vaters zur Tapferkeit führen kann. Glückseliges Land! welchem sein gnädigster Landesvater so Hoffnungsvolle Prinzen erziehet, die zwar nicht aus seinem Blute, aber doch aus seinem Stamme entsprossen sind, und die Bahn der Ehre am leichtesten finden werden, wenn sie dem Vorbilde folgen, das sie vor Augen sehen.

Ich würde hierdurch den Schluß meiner Rede machen, wenn nicht noch etwas vortrefflichers übrig wäre. Die Tugend des durchlauchtigsten August Wilhelms ist außerordentlich; und die Gerechtigkeit der Vorsehung erforderte, daß er nicht nur das Muster eines tugendhaften, sondern auch glücklichen Fürsten seyn sollte. Sie hat ihn daher unter allen Prinzen in der vollkommensten Hochachtung erhalten. Sie hat ihn zu dem Beherrscher solcher Völker gemacht, deren unveränderte Treue gegen ihre durchlauchtigste Herzoge eine ungewöhnliche Art des Segens verlangte. Sie hat endlich die schwere Last der häufigen Regimentssorgen durch die Annehmlichkeit dreyer der liebreichsten Gemahlinnen vermindert, von denen unsere itzt regierende gnädigste Landesmutter die vortrefflichste ist.

Diese glückselige Ehe so erlauchter Personen, welche bereits in das ein und zwanzigste Jahr dauret, ist nicht nur das Muster einer vergnügten, sondern auch besonders merkwürdigen Verbindung. Das durch-

lauchtigste Braunschweig-Lüneburgische Heldenhaus hat sich nunmehro mit dem hohen Holsteinischen Stamme sechsmal verbunden; indem es vier fürstliche, und zwey königliche dännemärkische Prinzeßinnen zu den Gemahlinnen seiner Fürsten erwählet hat. Dreymal ist die reiche Anzahl erwünschter Prinzen und Prinzessinnen das öffentliche Zeugniß so glücklicher Verbindungen gewesen. Dreymal hingegen hat die Vergnügung bloß in der zufriedenen Übereinstimmung der Gemüther bestanden. Wie betrübt sind wir doch, daß wir eine doppelte Vermählung unsers Herzogs mit zwey holsteinischen Prinzeßinnen unter diese letzten zählen müssen! Indessen vergnügen wir uns doch an der erwünschten Uebereinstimmung der Gemüther bey unsrer gnädigsten Landesherrschaft. Es würde mir leicht fallen, die vergnügtesten Ehen anzuführen, und den Vorzug dieses fürstlichen Bündnisses daraus zu beweisen, wenn man vermögend wäre, etwas so Hohes deutlich zu machen. So viel können wir sagen, daß die Zärtlichkeit einer ehlichen Treue nirgends so vollkommen, als bey diesem durchlauchtigsten Paare angetroffen werde. Es bezeugen solches unzählige Proben, und die itzigen Tage legen unverwerfliche Zeugnisse von der treuesten Neigung unsrer durchlauchtigsten Herzoginn ab.

Wie wunderbar sind doch die Leitungen der göttlichen Vorsicht bey dieser Vermählung gewesen! Derjenige Ort, welcher die vollkommenste Elisabeth Sophia Maria, ich nenne diese Namen mit der unterthänigsten Ehrerbiethigkeit, in Zukunft als eine regierende Herzoginn erblicken sollte, muß zufälliger Weise zu dem Orte ihrer Geburt werden. Sie verläßt

läßt ihn in ihrer zärtesten Kindheit. Wenige Zeit nach dem Anfange ihres Lebens begleitet sie ihre durchlauchtigsten Eltern nach Schlesien. Sie fliehet also von dem Orte, welcher ihr das Leben gegeben hatte, und von dem Hoffnungsvollen Prinzen, der ein Taufzeuge von ihr geworden war, und ins künftige ihr Gemahl werden sollte. Aber umsonst! Wenige Jahre verfließen. Der Tod beraubt sie ihrer durchlauchtigsten Eltern. Unsre verlaßne Prinzeßinn nimmt ihre Zuflucht an den Ort ihrer Geburt, und an den Hof, welchen die Schwester ihres Herrn Vaters, die preiswürdige Herzoginn, Elisabeth Juliana, zu einer Schule der Tugend und Gottesfurcht machte. Hier genießt sie eine standesmäßige Erziehung: Hier findet sie eine Herzoginn, in deren Fußtapfen sie desto eher zu treten willig war; je näher sie das Geblüte mit ihr verbunden hatte. Sie eilt democh noch einmal aus ihren Ländern und von ihrem Hofe. Sie entziehet sich noch einmal dem Blicke des bereits zum andernmale verheyratheten August Wilhelms. Sie widmet ihre Liebe einem Prinzen, der von ihrem Geschlechte, und die Hoffnung seines Landes ist. Diesen muß sie frühzeitig aus ihren Armen verlieren, damit sie die Vorsicht nach dem Verlaufe weniger Jahre in die Arme des zum andernmale verwittibten August Wilhelms liefern könne. Dieses führt sie wieder nach Wolfenbüttel zurücke, wo sie nunmehro eine theureste Erbprinzessinn wird, da sie vorhin nur ein hoher Gast gewesen war. Es war also kein Wunder, daß diejenigen Länder sie mit vielem Jauchzen empfingen, welche sie als das Vergnügen ihres theuresten Erbprinzen verehrten. Sie war nicht fremde bey ihnen; und sie

konnten sich ganz gewiß versprechen, daß sie mit der Zeit eine rechte Mutter dieser Länder seyn würde, zu deren Kinde sie die Geburt gemacht hatte. Der weise Anton Ulrich versprach sich lauter Gutes von einer Prinzeßinn, welche seine hochselige Gemahlinn erzogen; und das Vergnügen des glücklichen August Wilhelms war desto größer, je näher ihn das Geblüte mit ihr verband; und je mehr Aehnlichkeit sein Gemüthe mit dem Gemüthe seiner geliebtesten Herzoginn hatte.

Sie war auch allein fähig die Brust dieses großen Herzogs zu vergnügen. Es muste gewiß etwas kostbares seyn, welches den doppelten Verlust ersetzen sollte, den dieser bekümmerte Fürst zu zweyenmalen empfunden hatte. Es muste gewiß eine vollkommene Herzoginn seyn, welche das Wohlseyn dieser Länder befördern sollte, die über den Verlust zwoer vortrefflicher Erbprinzeßinnen bestürzt waren. Niemand war geschickter hierzu, als diese unvergleichliche Herzoginn, welche die aus den Augen stralende Majestät, die in ihrem Herzen wohnende Gottesfurcht, und die mit allen Worten verbundne Leutseligkeit, der besondern Vorsorge Gottes, der brünstigen Liebe eines so großen Herzogs, und der ehrerbiethigen Bewunderung der ganzen Welt würdig machen. Ihrem Gebethe, ihrem liebreichen Bezeugen haben wir das hohe Wohlseyn unsers allertheuersten Herzogs besonders zu danken. Jenes hat die Vorsicht aufs neue zu der Erhörung unsrer Wünsche bewogen; diese hat ihn selbst unterstützt und gestärkt, wenn ihn die unermüdete Sorgfalt für seine Länder abgemattet hatte. Was haben wir also kostbares, das nicht von ihr herrühre, da wir ihr so gar das theure Leben unsers allermildesten

sten Landesvaters zu danken haben? Ihr einiges Vergnügen ist das Vergnügen ihres Gemahls; ihr einziger Wunsch ist das Verlangen seines Herzens. Wenn wir also den heutigen Tag mit den ehrerbiethigsten Wünschen feyren wollen: So müssen dieselben ein Echo von denen seyn, welche unsre durchlauchtigste Landesmutter gen Himmel schicket.

Wir begehen heute den Geburtstag dieses Landes mit dem Geburtstage seines Herzogs. Ist auch wohl ein Glücke, welches nicht von dem seinigen herrühre? Können wir auch vergnügt seyn, wenn wir nicht wissen, ob er vergnügt ist? Ewiger Gott! wie erschrecken wir nicht über das, worüber wir uns erfreuen sollten, über das gesegnete Alter dieses glückseligen Herzogs. Stellen wir uns nicht hierbey die betrübten Tage bereits vor Augen, in denen wir nichts als das unvergeßliche Andenken seines hohen Namens übrig behalten werden? Doch, wir wollen uns nicht selbst vor der Zeit ängsten. Wir werden ohne dieses genug empfinden, wenn uns dieses Unglücke betreffen wird. Wir wollen lieber den heutigen Geburtstag unsers Herzogs auch zu dem Geburtstage unsrer Hoffnung machen. Die Tugend unsrer theuresten Herzoginn ist noch unverändert, und der Eifer ihres Gebeths noch nicht erkaltet. Verdienen gleich wir nicht mehr das Glücke unter dem Schutze eines so leutseligen Herzogs zu leben: So verdienen doch ihre Vollkommenheiten die Liebe eines so großen Gemahls noch auf lange Zeit zu genießen. Laßt uns also die Glückseligkeit unsrer Zeiten ohne Kummer empfinden! Laßt uns den vollkommensten Herzog mit der unterthänigsten Treue noch im Leben verehren. Laßt uns mit einem brünstigen Eifer wünschen, daß der Höchste

durch ein außerordentlich langes Leben, als ein unbetrügliches Kennzeichen der Braunschweig-Lüneburgischen Herzoge, den Abgang eines fürstlichen Ehesegens ersetze, welcher uns sonst zu empfindlich fallen würde. Und, damit wir den allervollkommensten Wunsch in wenig Worte einschließen: So rufen wir zu der höchsten Allmacht aufs demüthigste, daß sie das eifrige Flehen der gottesfürchtigen Elisabeth Sophien Marien erhören wolle. Denn der Endzweck hiervon ist die Wohlfahrt des durchlauchtigsten August Wilhelms; und hierdurch wird das Heil dieser Länder versiegelt.

Was werden sie aber endlich von mir gedenken, hochgeehrteste Anwesende? Vergesse ich doch bey nahe meines Vaterlandes. Rede ich doch als ein Bürger dieser glückseligen Länder. Wünsche ich doch, als ein Unterthan des vortrefflichen August Wilhelms. Ich folge hierinnen dem Triebe meines Gemüths, und wenn ich mich ja zu weit vergangen habe: So ist der durchlauchtigste Held selbst daran schuld, dem ich dieses demüthige Opfer ehrerbiethigst widme. Machet doch seine Leutseligkeit keinen Unterschied zwischen denen, die unter seiner Herrschaft gebohren sind, und zwischen denjenigen, welche den Augenblick vor glückselig halten, indem sie einen so leutseligen Herzog gesehen haben. Wie leicht ist es doch bey der ehrerbiethigen Betrachtung so vollkomener Tugenden sich selbst zu vergessen, und durch die Unordnung seines Gemüths zu bezeugen, daß man die bündigen Verdienste erlauchter Helden nur mit einem demüthigen Stillschweigen verehren müsse. Glückselige Prinzen! deren Verdienste, wie der Ruhm des unvergleichlichen August Wilhelms, unaussprechlich bleiben, gesetzt, daß auch die Beredsamkeit alle ihre Kräfte dabey erschöpfet hätte. Glück-

Glückwunsch zum neuen Jahre

An Se. Durchl.

Herrn August Wilhelm,

Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, ꝛc.

im Jahre 1731. abgestattet

von

M. Adam Bernhard Pantken.

Herr, da ein neues Jahr das alte weichen heißt,
Und jedermann dabey des Höchsten Güte preißt,
Und deine Vorsicht rühmt, die er genießen können;
So will mir meine Pflicht kein ruhig Schweigen gönnen.
Denn, da ich deinen Schutz zugleich erheben kann,
So flammt die Dankbarkeit mich stark und billig an,
Und will mich ebenfalls so, wie dein Volk, verbinden,
Dir, der du uns beherrschst, ein Opfer anzuzünden.
Denn nichts ist billiger. Von Gottes Machtgeschick,
Und dann allein von dir, stammt deines Landes Glück,
Stammt aller derer Wohl, die bey den Büchern schwitzen,
Und unter deinem Schutz in stolzem Frieden sitzen.

Wie glücklich ist ein Fürst, der diesen Ruhm erhält,
Den du hierdurch erlangst, August der deutschen Welt!
Wie glücklich ist ein Fürst! bey dem gewissen Triebe
Der allgemeinen Treu, der ungefärbten Liebe,
Den ein getreues Volk fast auf den Händen trägt;
Der sich in Sicherheit geruhig niederlegt,

Und ohne Sorgen schläft, weil jedes Landskind wachet,
Und gerne seinen Schooß zum sanften Lager machet.
So herrschte dort Trajan; so herrscht auch Antonin,
Die ihre Tugenden der Sterblichkeit entziehn;
So herrscht ein jeder Fürst von Braunschweigs theuren Helden,
Von deren Langmuth uns wohl tausend Schriften melden;
Von deren hohen Ruhm der stärkste Zuwachs ist,
Daß du, o milder Fürst! ihr Sohn und Enkel bist;
Der ihr erlauchtes Blut in seinen Adern träget,
Dem ihre Großmuth auch sein sanftes Herz beweget,

Wo ist daher ein Glück, daß diesem Glücke gleicht,
Das dein gesegnet Land bisher durch dich erreicht?
Dein Land, da Fried und Ruh und wahre Tugend blühet;
Da frommer Eltern Fleiß auch fromme Kinder ziehet;
Darinn kein Kriegsgeschrey den Trieb der Furcht erweckt;
Kein feindlicher Soldat dein sichres Volk erschreckt;
Da keine Bosheit sich mit List und Frechheit schmücket;
Da keine wilde Macht die Armen unterdrücket;
Darinn der Unterthan, der nach der Tugend klimmt,
Dein theures Leben sich zur besten Richtschnur nimmt;
Und wenn er Dir gefällt, dieß ist dein Preis vor allen,
Gewiß versichert ist, er habe Gott gefallen.

O herrlicher Triumph! o auserlesner Sieg!
Wählt, die ihr Helden seyd, den ungestümen Krieg
Zum Schauplatz eures Muths; dringt mitten ins Gedränge;
Entsetzet euch vor nichts; verlacht der Feinde Menge;
Rennt selber in Gefahr; vergießet Blut auf Blut;
Schont euer Leben nicht; sterbt endlich voller Muth:
Ja rächet euren Tod zuvor mit tausend Leichen:
Es muß doch euer Ruhm des Herzogs Ruhme weichen.

Wie August Wilhelm siegt, so siegt ein wahrer Held.
Wenn sein erhabnes Herz die innern Feinde fällt:
So ist er freylich selbst das Theil, so unten lieget;
Doch ist er auch zugleich das Theil, so obgesieget.
Es fehlt auch seinem Ruhm an Siegeszeichen nicht,
Indem des Landes Volk von seinem Siege spricht;
Indem sein großer Geist sich ganz allein erfreuet,
Wenn sich des Volkes Herz zum Siegesbogen weyhet.
Dieß ist noch nicht genug; sein Sieg muß weiter gehn,
Und kann des Herzogs Ruhm am prächtigsten erhöhn;
Wenn seine Frömmigkeit des Höchsten Herz bestreitet,
Und durch des Glaubens Kraft den schönsten Sieg erbeutet.

O tugendhafter Fürst! wie freudig macht dein Ruhm
Dein anvertrautes Land, dein treues Herzogthum!
So oft der Tag erwacht und uns vom Schlaf erwecket;
So oft die Finsterniß sein helles Licht verstecket;
So oft gedenkt dein Volk an diesen theuren Preis,
Der dir ganz eigen ist, den nichts zu schwächen weis,
Den jeder Tag vermehrt, den jede Stunde stärket,
Der nie sein Ende sieht, stets neues Wachsthum merket.
Warum? die Gottesfurcht, die ihm das Leben gab,
Nimmt stündlich bey dir zu, und niemals bey dir ab;
Entflammet Deine Brust mit einem reinen Feuer,
Und unterdrücket stets der Laster Ungeheuer,
Das in die Höfe sonst mit stiller Arglist schleicht,
Oft, eh man sichs versieht, sein völlig Ziel erreicht,
Und wenn es nicht, wie hier, ein frommer Eifer dämpfet,
Das allgemeine Glück des ganzen Staats bekämpfet.
Dein Hof im Gegentheil, wo Recht und Tugend wacht,
Die eines Fürsten Ruhm gedoppelt größer macht,
Ist so, wie deine Brust, der Weisheit reiner Tempel,
Ja auch der Gottesfurcht vortreffliches Exempel.

Wen liebt dein frommes Herz, der nicht die Andacht liebt,
Und von der Redlichkeit die stärksten Proben giebt?
Du fragest nicht nach Stand, nach Alter, Würd und Tugend,
Du fragst, wie Gott, allein nach Redlichkeit und Tugend.
Noch mehr; so hoch dich auch der Herr erhoben hat;
So wenig giebst du doch dem eiteln Hochmuth statt.
Du forderst nimmermehr ein größer Reich auf Erden,
Und denkst, o schöner Ruhm! durch Demuth groß zu werden.

Es tadle, wer da will, daß dieses schlechte Blatt
Des Herzogs Andacht preist, die wohl nichts gleiches hat.
Unseliger Betrug! der Fürsten übermannet,
Und alle Gottesfurcht aus ihrer Brust verbannet.
So groß sie immer sind an Ansehn, Würd und Pracht;
So klein sind sie dennoch, wofern man ihre Macht
Mit Gottes Macht vergleicht, der doch ihr Herr verbleibet,
Gesetzt, daß ihr Befehl vors Volk Gesetze schreibet.
Dem mächtigsten Monarch den je die Welt geschaut,
Wird doch das Regiment von Gott erst anvertraut,
Der größer ist als er; der ihn zwar schützt und liebet,
Doch nur an seiner Statt der Welt zum Herrscher giebet.
Wohl dem! der, wenn ihn Gott mit Land und Volk beschenkt
Stets an die Rechenschaft, die er ihm thun muß, denkt,
Und durch der Gottesfurcht ganz ungefärbte Proben
Den weisen Herrscher ehrt, der ihn so hoch erhoben.
Drum bist du, großer Fürst, der Herrschaft doppelt werth,
Weil dein so frommer Sinn durch manche That erklärt,
Daß, wie er sich nicht selbst der Herrschaft Recht genommen,
So such er seiner Pflicht aufs strengste nachzukommen.
Ja Herzog, dieser Trieb, der niemals dich verläßt,
Vermehret deinen Ruhm, macht deine Herrschaft fest;

Und

Und ist die Mutter noch von wohlgerathnen Kindern,
Die nichts durch Macht und List im Wachsthum weis zu hindern.
Hieraus entsteht bey dir die Liebe für das Land,
Die aller Heil besorgt. Sie ist der Welt bekannt.
Du weist, dein Vorbild sey der Herrscher dieser Erde;
Drum sucht dein frommer Geist, daß er ihm ähnlich werde.
Deswegen freust du dich, wenn du uns gutes thust,
Deswegen schmerzt es dich, so oft du strafen mußt;
Hier kann man an dir sehn, hier kann man recht bemerken:
Die Größe deiner Lust an tugendhaften Werken.
Ja, Herr, es sieht alsdenn dein treuer Unterthan
Mit fester Zuversicht und frohen Augen an,
Daß dieses Purpurs Pracht, die er an dir erblicket,
Zwar einen Herzog ziert, doch einen Vater schmücket.

Kein Wunder ist es denn, wenn deines Volkes Pflicht,
O gütigster August, aus Mund und Augen bricht.
Denn jedes Landeskind ist schuldig Blut und Leben
Für seines Herzogs Wohl mit Freuden hinzugeben.
Dein Wohlseyn theurer Fürst, ist ein zu kostbar Gut,
Das bey des Landes Glück das allerbeste thut:
Drum sucht man seinen Flor mit frommem Händefalten,
Durch ein inbrünstig Flehn vom Himmel zu erhalten.
Wohin man heute nur in deinem Lande sieht,
Da sieht man jedermann mit seiner Pflicht bemüht,
Da sieht man Hof und Stadt und Land die Vorsicht bitten,
Sie woll auf dich, o Herr! des Segens Menge schütten.

Indem ich dieses seh, so werd ich auch erhitzt,
Ich ehre deine Huld, die mich zugleich beschützt;
Indem sie Helmstädts Glück so unbeweglich machet,
Und vor den steten Flor der Wissenschaften wachet.

O Herzog, lebe lang! und lebe stets beglückt,
Indem dein Leben doch der Gvelphen Stammhaus schmückt;
Indem dein Leben doch Sophiens Brust entzündet,
Zu deren Lobe mich mein Vaterland verbindet;
Mein liebstes Vaterland, das sie als Kind gesehn,
Und für ihr höchstes Wohl so manch getreues Flehn
Zum Himmel aufwerts schickt; der unsern Wunsch erhöret,
Und, Herzog, durch dein Wohl ihr eignes Wohl vermehret.
Sie ist um jenes mehr, als dieses noch, bemüht,
Kein Wunder! wenn man sie in vollem Eifer sieht,
So wie sie immer pflegt, mit brünstigem Verlangen
Nach ihres Herzogs Glück, das Neujahr zu empfangen.
Wenn durch ihr Beyspiel nun das ganze Land erwacht,
Und eben das begehrt, auf welches sie gedacht:
So ruff ich nochmals aus, weil mich sein Trieb entzücket,
O Herzog, herrsche lang und lebe stets beglücket!

Zwar bin ich von Geburt, Herr, nicht dein Unterthan,
Allein, ich bin dein Knecht, den nichts verhindern kann,
Daß er nicht deinen Ruhm auch fremde Länder lehre,
Und dich mit solcher Treu, als je ein Landskind ehre.
Ja, wenn dein Auge nur genädig auf mich blickt:
So schätz ich mich bereits mehr als zu viel beglückt,
Und schwör, aus Dankbarkeit vor solches Gnadenzeichen,
Mein Herzog, als dein Knecht, mit Ehrfurcht zu erbleichen.

Glückwunsch

An Se. Durchl.

Frau Elisabeth Sophie Marie,

Herzoginn zu Braunschweig und Lüneburg.

zum neuen Jahre abgeleget 1731.

von

M. Adam Bernhard Pantken.

Durchlauchte Herzoginn, vergieb der kühnen Treu!
Die Gnade reizet mich und locket mich herbey;
Die Demuth leget mich dir itzt zu deinen Füssen:
O laß des Purpurs Saum mich doch mit Ehrfurcht küssen!
Die Freude, die dein Haus so heftig angeflammt,
Die von der Vorsicht Huld und deiner Gnade stammt,
Von der sich Hof und Staat, und Land und Volk besprechen,
Will auch bey deinem Knecht aus Mund und Augen brechen.
O Fürstinn! schau ihn doch mit solchen Blicken an,
Woraus er deine Huld und Gnade merken kann.
O! laß ihn durch dieß Lied vor deinem Throne zeigen:
Wie hoch in seiner Brust der Ehrfurcht Triebe steigen.

Schon seit geraumer Zeit empfindet meine Brust
Die Stärke dieses Zugs. Ihr ist schon längst bewust,
Wie viele Tugend dich, o fromme Fürstinn! schmücket,
Die deines Namens Preis weit über andre rücket.
Zwar hab ich dieses Land, das August Wilhelm schützt,
Und dessen reiches Glück dein Seufzen unterstützt,
Dein Segen ewig macht, vor kurzem erst betreten;
Doch hab ich für dein Wohl schon lange Zeit gebeten.

Die Kindheit war kaum hin, so machte schon mein Mund,
Zwar lallend noch und schwach, dein Lob mit Ehrfurcht kund:
Da deiner Eltern Preis mein Herze stark erweckte;
Da dein selbsteigner Ruhm viel schönes mir entdeckte.
Dieß hat mich aufgebracht, dieß zog so Leib als Sinn
Vor wenig Wochen nur nach deinem Helmstädt hin;
Allwo man stündlich mir mit dankbarem Gemüthe,
Von August Wilhelms Schutz, von deiner Gnad und Güte
Viel seltnes schon erzählt; doch nichts bisher gemeldt,
Was ich mir nicht bereits im Geiste vorgestellt.
Wie könnt ich deinen Ruhm auch etwas fremdes nennen?
Da Ost und Süd und West und Nord ihn schon erkennen;
Ja, da auch Schlesien, mein kleines Vaterland
Einst deines Vaters Schutz; jüngst deine Gnad erkannt.
Da Rudolph Friedrichs Bau sein Angedenken preiset,
Und auch dein theures Bild in unserm Tempel weiset.

Dort, wo der Zotenberg die lichten Wolken trägt,
Hat so Natur als Kunst mein Knignitz angelegt,
Mein Knignitz, einen Ort, den seine Gegend zieret,
Dem aber Friedrichs Bau den größten Ruhm gebieret.
Der hohen Berge Reih umgiebt das freye Feld,
Worauf des Landmanns Fleiß den Ackerbau bestellt;
Hier sieht man Wald und Au den holden Platz vertauschen,
Hier hört man manchen Bach mit sanftem Rieseln rauschen.
Sein festes Gotteshaus, daß man von weitem schaut,
Verewigt dessen Ruhm, der viel daran gebaut,
Der sein Beherrscher war, sein Vater, wollt ich sagen;
Und vor sein festes Glück viel Sorgfalt hat getragen.

Es steigt der starke Bau recht prächtig in die Luft;
Doch ziert ihn sonderlich die theure Fürstengruft,

In

In der, o Herzoginn! die heiligen Gebeine
Der großen Eltern ruhn, auf deren Grabesteine
Ihr hoher Name prangt. Ihr Name der zugleich
In tausend Seelen lebt, die stets an Ehrfurcht reich,
Des theuren Friederichs unsterblichs Angedenken
Und Bibianens Ruhm in ihre Brust versenken:
So wahr, als beyder Bild in diesem Grabmal steht,
Und, auch durch todte Pracht, sein Ansehn mehr erhöht;
So wahr, als wir dabey dein theures Bildniß schauen,
Bey dem nicht weniger dein Bruder ausgehauen,
Dein Bruder, der die Spur des großen Vaters fand,
Doch leider sich zu früh dem Himmel zugewandt.
O sollte doch mein Wunsch, ja vieler Wunsch gelingen!
O sollte doch dein Blick in diesen Schauplatz dringen:
O! lenktest du doch selbst, Durchlauchte Herzoginn,
Der Augen hohes Paar auf dieses Grabmal hin!
Du würdest Rudolphs Leib in tiefverborgnen Gründen,
Doch sein Gedächtniß noch in vollem Segen finden.
Hier hat dein tiefster Knecht sich manchen Tag verkürzt;
Hier wurd ich oft erfreut, hier wurd ich oft bestürzt;
Erfreut, weil ich erstaunt an Rudolphs Lob gedachte;
Bestürzt, wenn mich sein Grab wohl gar zu Thränen brachte,
So oft ein frommer Greis, den Schwäch und Alter quält,
Mir voller Dankbarkeit von jener Zeit erzählt,
Da Rudolph Friedrichs Schutz und seiner Gnade Gaben
Dieß Gotteshaus beschützt, geziert, erweitert haben,
O! sprach sein schwacher Mund: Was war doch da vor Zeit!
Der Herzog zeigte nichts als lauter Mildigkeit,
Die Herzoginn war selbst ein Muster aller Tugend,
Der Prinz ergetzt uns auch, wie der Prinzeßinn Jugend.
Dieß sagt er ganz erfreut; drauf klagt er ganz bestürzt:
Wie schnell des Himmels Schluß dieß hohe Glück verkürzt;

Wie Bibianens Tod zuerst sein Herz erschrecket;
Wie Rudolphs frühes Grab das größte Leid erwecket.
Dann setzt er noch hinzu: Wie du dich nicht verweilt,
Und bey so zarter Zeit von Schwentnich weggeeilt;
Zuletzt beschließt er noch: O sollt es doch geschehen!
O könnt ich noch einmal die beyden Kinder sehen!

O Fürstinn! dieses Wort hat mich so oft erhitzt,
Das edle Land zu schaun, das dein Gebeth beschützt:
Besonders hat der Trieb mich damals eingenommen,
Da dieses Fürstenmal von dir sein Glück bekommen.
Vier Jahre sind es nun, seit dem des Sturmes Macht
Sein kostbar Dach zerbrach, das sonsten voller Pracht
Sich schon von weitem zeigt. Wir waren voller Klagen:
Die Noth befahl uns dir den Kummer vorzutragen.
Du hast uns auch gehört, und deine milde Hand
Hat deine Gnad auch uns, wie allen, zugewandt;
Ja mit der Hülfe selbst aufs gnädigste geeilet,
Und deiner Eltern Gruft verneuten Schmuck ertheilet.

Dieß hab ich selbst gesehn; dieß hab ich überlegt.
Wie wurd ich nicht erstaunt! wie wurd ich nicht bewegt.
O! was empfand ich doch für ungemeine Triebe
Der allerreinsten Treu der Ehrfurchtsvollen Liebe.
Nun wunderts mich nicht mehr, so dachte Herz und Sinn,
Daß ein beständig Glück die theure Herzoginn
So unverändert ziert, daß sie im Segen grünet;
Es ist der Tugend Lohn, die noch weit mehr verdienet.
Das Volk war höchsterfreut, denn meines Vaters Mund
Entdeckt ihm deine Huld, und macht ihm alles kund.
O! was sind dazumal bey innigem Vergnügen,
Vor Wünsche für dein Glück zum Himmel aufgestiegen.

Ich, dein geringster Knecht, weis auch, was ich empfand;
Es wandte sich mein Fuß zwar nach der Sachsen Land;
Doch, soll dein hoher Blick hier lauter Wahrheit lesen,
So wiß, es sey mein Herz auch da bey dir gewesen.
Ich nahm mir eifrigst vor dein Helmstädt zu besehn,
Und dann vor deinem Thron um einen Blick zu flehn;
Damit ich, Fürstinn, dir als Herold deiner Knechte,
Den allerreinsten Dank mit Ehrfurcht bringen möchte.

Mit Freuden trat ich denn dieß schöne Reisen an;
Kaum kam ich in dein Land; o! so erzählte man
Sogleich von deiner Huld und August Wilhelms Thaten,
Die Holsteins Gütigkeit u. Braunschweigs Muth verrathen.
Ich selber sah erstaunt den Abriß jener Welt,
Die uns der Dichter Volk als gülden vorgestellt.
Wohin ich mich begab; wohin ich mich nur wandte,
So sah ich, wie dein Volk sein ruhig Glück erkannte.
Ich hörte seiner Lust mit eigner Freude zu;
Mein Aug erblickte nichts als allgemeine Ruh;
Mein Ohr vernahm den Schall der muntern Freudenlieder;
Mein Mund gab selbst dabey ein frohes Echo wieder.
O! rief ich ganz entzückt: Beglücktes Herzogthum!
Hier steiget ja dein Wohl mit deiner Herrschaft Ruhm;
So wirst du jährlich dich zum Dank bereiten mögen.

Ja! rief mir alsobald dein treues Volk entgegen,
Verweile nur bey uns, du wirst wohl täglich sehn,
Was unser Herzog thut, um dessen Heyl wir flehn;
Was unsre Herzoginn, die Herz und Seele liebet,
Vor Proben ihrer Huld uns zu erkennen giebet.
Schon sechzehn Jahre sinds, daß der erfreute Geist
Sie mit dem höchsten Recht des Landes Mutter heißt.

Schon sechzehn Jahre sinds, seit dem so viele Proben
Von ihren Tugenden auch unser Glück erhoben.
Nicht einer ist von uns, der nicht in seiner Brust
Bey ihrem Wohlergehn die allergrößte Lust,
Und auch bey ihrem Schmerz die größte Pein empfindet;
Nicht einer ist von uns, der sich nicht gleich verbindet
Für ihren höchsten Flor zu unserm Gott zu schreyn;
Kurz were sie nicht verehrt der soll kein Landskind seyn.

So eifrig ist die Brust der treuen Unterthanen,
Weil Gnad und Huld den Weg zu ihrem Herzen bahnen.
Wer aber schätzt dich nicht unendlich mehr beglückt,
So bald man deinen Held voll Zärtlichkeit erblickt.
Wenn August Wilhelm dir so oft und klar entdecket:
Wie stark so Lieb als Treu sein großes Herz erwecket.
Wie groß ist dieser Ruhm! der Titus unsrer Zeit,
Der Gvelphen hohes Haupt ehrt deine Trefflichkeit.
O Fürstinn! dieser Ruhm macht deinen Ruhm vollkommen.
Was seinen hohen Geist so kräftig eingenommen,
Das muß vortrefflich seyn. Denn nicht allein das Blut
Verbindet dich und ihn; nein, auch dein Heldenmuth,
Den Plön bestritten nur, nicht überwunden schaute,
Der voller Frömmigkeit auf Gottes Schutz vertraute,
Und, als dich dessen Schluß an deinen Held verband,
Was dort verlohren schien, hier doppelt wieder fand.

Dieß ist der Vorsicht Huld, die deine Treu erkennet,
Die diese Tugend liebt, von der dein Herz entbrennet,
Die deine Gottesfurcht so unbewegt gesehn,
Die deinen Eifer schaut, mit welchem du dein Flehn
Vor Braunschweigs Heldenhaus, vor den geliebten Prinzen,
Vor deines Staates Glück, vor Wachsthum der Provinzen,

So

So brünstig und so oft vor ihren Thron geschickt;
Die, wenn sie dich vergnügt auch deinen Held beglückt.
Dieß ist der Vorsicht Huld, die dich ihr fest verbindet,
Und auch dein Herze stets an ihrem Herzen findet,
Dein Herze, das kein Sturm von seinem Vorsatz treibt,
Dein Herze, das so fest an seinem Gott verbleibt,
Und, wo es ja noch was auf dieser Welt vergnüget,
Das Herze des Gemahls durch zarte Treu besieget.

Drum zeigt dieß neue Jahr den allerersten Blick
Bey ungestörter Ruh und allgemeinem Glück;
Und läßt dein Herzogthum ein neues Wohlseyn hoffen,
Indem der Wechsel dich im Segen angetroffen.
Wie jauchzet doch hierbey dein treu erfundnes Land!
Wie freut sich dein Gemahl, des Volkes Segenspfand!
Wie freudig fällt der Hof vor deinem Throne nieder!
Wie reizend thönen doch die reinsten Freudenlieder!
Wer Stand und Tugend ehrt, wer selber recht versteht,
Daß seiner Fürsten Glück der Länder Glück erhöht,
Der naht sich alsobald zu deines Thrones Stuffen,
Dir einen treuen Wunsch mit Ehrfurcht zuzuruffen.
So bald das Lebelang! den Hof nur aufgebracht,
Den deine Gottesfurcht zu einem Tempel macht;
So hört man schon dein Volk den treuen Wunsch erheben:
Es müß Elisabeth und August Wilhelm leben.

Auch ich, dein treuster Knecht, versäume nicht die Zeit,
Mein Herz ist schon entflammt, mein Herz ist schon bereit;
Und, darf ich noch einmal itzt deinen Purpur küssen,
So wirft mein Vaterland durch mich sich dir zu Füssen.
Es wünscht durch deinen Mund, was deine Brust begehrt,
Der, was sie nur verlangt, die Vorsicht stets gewährt.

Staatl. Bibliothek Bamberg

Dieselbe mehre ja die Anzahl deiner Jahre!
Und kröne, wie bisher, mit Lorbern deine Haare!
Zufriedenheit und Ruh umgebe deinen Thron!
Es lebe dein Gemahl, der Gvelphen Salomon!
Von deiner Frömmigkeit, von deines Seufzens wegen,
Empfinde stets dein Land des Himmels reichen Segen!
So sieht dein tiefster Knecht noch lange freudig an;
Wie eine Herzoginn im Segen grünen kann,
Die das, was dir bey uns so vielen Ruhm gebieret,
Verstand und Gottesfurcht, und Gnad und Großmuth zieret.

* *

Neujahrswunsch an Se. Durchl.

Herrn Ludewig Rudolph,

Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg,

Und

Frau Christine Louise,

Gebohrne Fürstinn zu Oettingen,

im Namen des

Seniors und der Conventualen

vom Kloster Michaelstein,

abgeleget durch

Heinrich Richard Märtens.

So haben abermal, Durchlauchtigste! die Stunden
Des abgewichnen Jahrs ihr letztes Ziel erreicht.
Wie schnelles Wasser fleußt, ein Schattenbild entweicht;
So sind sie fortgeeilt, so sind sie nun verschwunden.

Es

Es tritt ein neues Jahr aus seinem tiefen Nichts,
Sein froher Anblick scheint uns Segen und Gedeyen,
Und euch, Durchlauchtigste, viel Glück zu prophezeyen.
Drum danken wir auch dir, du Vater alles Lichts!
Daß du der Zeiten Lauf, doch ohne Zeit, regierest,
Und alles voller Güt und voller Wahrheit führest.

Ein jeder sieht und schmeckt die Früchte von dem Frieden;
Ein krummer Ackersmann streut schweren Saamen aus,
Und füllt zu rechter Zeit mit Garben Scheur und Haus,
Und ist mit dem vergnügt, was ihm von Gott beschieden.
Er stimmt bey Pflug und Axt ein Halleluja an,
Ein kühner Bergmann fährt zu den vertieften Gründen,
Um silberreiches Erz und Eisenstein zu finden,
Weil unser Boden Korn und Erze zinsen kann.
So Kauf=als Handelsmann steht in erwünschter Blüthe,
Und alles sieht und schmeckt des Friedens Werth und Güte.

Komm, Wahrheit! zeig uns doch den Quell so güldner Zeiten.
Wo sprießt der Bürger Wohl, des Landes Wachsthum her?
Was macht uns Freudenvoll, und banger Sorgen leer?
Du sprichst: Es kommt, nechst Gott, von Ludwigs Treff=lichkeiten.
Der fordert Gottes Ehr, der Unterthanen Flor:
Und seines Herzens Theil, die theureste Louise,
Macht Blankensburgs Revier zu einem Paradiese,
So steigt der Bürger Glück durch ihr Bemühn empor!
So treiben sie die Noth und widriges Geschicke
Durch ihre Frömmigkeit und Andachtsglut zurücke.

Was fordert unser Fürst für diese Vaterliebe?
Was wünscht die Herzoginn für solche Muttertreu.

Nur daß man wiederum treu und gehorsam sey.
Wie rein vollkommnes Paar, wie rein sind eure Triebe!
Doch ist es unsrer Pflicht, Durchlauchtigste erlaubt,
So wird sie euren Ruhm in güldne Tafeln ätzen,
Und euch ein Ehrenmal von festem Marmor setzen.
Sie wird um eure Stirn, wie dort um Cäsars Haupt,
Den Glanz des Firmaments, der Sonnen helle Stralen,
Und ein unzählbar Heer der schönsten Sterne malen.

Doch nein! die Tugend winkt, so an der Fürstenkrone
Das größte Kleinod ist; die Warheit aber spricht:
Was unterfangt ihr euch? dieß Paar bedarf es nicht,
Daß ihr Verdienst die Welt auf solche Art belohne!
Was Stern? was Ehrenmal? Was Bücher von Asbest?
Der Himmel läßt sie selbst ins Buch des Lebens schreiben;
Hier wird von ihrem Ruhm so manches Denkmahl bleiben,
Als Häuser ihre Hand dem Höchsten bauen läßt; (*)
Und endlich werden sie in Salems schönen Grenzen
Selbst, wie das Sonnenlicht und wie die Sterne, glänzen.

Verzeiht, Durchlauchtigste, daß wir so brünstig flehen,
Es werde dieser noch sehr weit hinaus gesetzt,
Weil auch ein bloßer Traum uns auf den Tod verletzt
Darinnen uns bedünkt der Fürsten Tod zu sehen.
Gott leg euch noch ein Theil von unsern Tagen zu,
Daß eure Lebenszeit Augustus Alter gleiche,
Ja, wo es möglich ist, ein weiter Ziel erreiche;
Dabey vermehre sich die wahre Seelenruh.

Loui-

* Seit der beglückten Regierung Ihro Durchl. haben sie bereits acht Kirchen im Fürstenthume Blankenburg, Gott zu Ehren neu aufführen lassen; und mit Errichtung der neunten, oder Guarnison-Kirche in Blankenburg, ist man anitzo rühmlichst beschäftiget; Ja es haben Ihro Durchl. beschlossen, mit dieser Gott wohlgefälligen Arbeit beständig fortzufahren.

Louisen gönn er noch sehr lange das Ergetzen,
An Albrecht Ernstens Wohl die treue Brust zu letzen.

Durchlauchtigstgroßer Fürst, da wir den Namen nennen,
Der Braunschweig angenehm und Schwaben heilig ist, (*)
Weil du der Tugend Schild, der Bosheit Schrecken bist;
So zürne nicht, daß wir auch auch unsre Pflicht erkennen.
Es reichet Michelstein heut Simren (**) Hand und Herz,
Es schlagen beyder Wunsch und beyder Andachtsflammen
Für dich und dein Gemahl, obgleich entfernt, zusammen,
Und steigen, froher Blick! von hinnen himmelwerts,
Wie wird uns! Sehn wir nicht, wie sich der Himel schließet,
Und wie sich über euch ein Segensstrom ergießet?

So ists! der Himmel hört den treuen Wunsch der Seinen,
Er höret und erhört das andachtsvolle Flehn,
So für Ernestus Heil und Ludwigs Wohlergehn
Die Schwaben heut mit uns aus treuer Brust vereinen.
Das niemals müde Ohr des Höchsten merket drauf.
Er krönet dieses Jahr Europens beyde Kayser:
Er segnet dieses Jahr der Guelphen schönste Reiser;
Und schließet überall der Gnaden Füllhorn auf.
Was für ein Anblick ists, der uns hier wird gezeiget?
Wir sehn, wie Rußlands Czaar den Traualtar besteiget!

---

* Die durchl. Herrschaft von Oettingen befindet sich anietzo hieselbst in der hochfürstl. Residenz Blankenburg.

** Simren ist ein unweit Oettingen belegenes, und dieser Durchl. Herrschaft unterworfenes evangelisches Kloster.

* *

Gedächtnißrede

auf den

Herrn Hofrath Mencken,

als

Den ersten Vorsteher

der deutschen Gesellschaft in Leipzig

von

M. Johann Friedrich Mayen.

Wenn es mir nicht von einer ganzen Gesellschaft wäre aufgetragen worden, in dieser Versammlung heute nochmals an die Verdienste unsers bisher gewesenen Oberhaupts öffentlich zu gedenken; wenn ich nicht dieses Verlangen vor einen Befehl hielte, den ich gehorsamst in acht zu nehmen verpflichtet bin; wenn ich endlich nicht selbsten eine gewisse Befriedigung meines Gemüthes dabey fände, welches längst gewünscht hat, seine Hochachtung gegen das vornehme Menckische Geschlechte an den Tag zu legen: So würde ich mich auch niemals einer so wichtigen Bemühung unterzogen haben, in Gegenwart so vieler vornehmen, gelehrten und scharfsinnigen Männer, etwas von seinem Ruhme vorzubringen. Die gelehrte Welt beklaget schon seit einigen Wochen den Verlust des weyland Hochedelgebohrnen, Vest und Hochgelahrten Herrn, Herrn D. Johann Burchard Menckens, Ihro Königl. Maj. in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachsen hochbestallten Hofraths, Historio-

graphi,

graphi, der Historie öffentlichen Lehrers, der Königl. Englischen und Preußischen Societäten der Wissenschaften hochansehnlichen Mitgliedes, und der deutschen Gesellschaft in Leipzig hochverdienten Vorstehers. Je weiter sein Name, nebst dem Ruhme seiner Gelehrsamkeit und Wissenschaft gedrungen ist; je mehr man auch erkannt hat, wie sehr durch seine unermüdete Vorsorge die Schriften der berühmtesten Männer allenthalben ausgebreitet und bekannt gemacht worden sind: Je weniger kann es ihm auch überall an aufrichtigen Lobrednern fehlen, die alle weit geschickter seyn mögen, als ich, der ich wohl große Männer zu bewundern und zu verehren, ihre Verdienste aber niemals zu beschreiben und zu preisen weis. Meine Beredsamkeit reichet noch nicht so weit, etwas ausnehmendes so schön auszubilden, als es in der That ist: Und wenn ich mir es auch so gar zutrauen wollte, daß ich diese Geschicklichkeit besäße; so gehöret doch noch sehr viel dazu, einen großen Mann zuvor in seiner Vollkommenheit zu betrachten, und ihn so zu erkennen, daß man ihn nach allen seinen Vorzügen darzustellen vermögend sey. Ich überlasse es also andern, eine vollkommene Abbildung von den herrlichen Verdiensten unsers hochseligen Hrn. Hofraths zu geben; oder es mögen sich vielmehr die Gelehrten selbst in seine Verdienste theilen, und ein jedweder dasjenige vor sich nehmen, was er vor allen andern eingesehen, und an ihm lobenswürdig befunden hat. Es wird genug seyn, wenn ich ihn nach den Eigenschaften bezeichne, welche wir an ihm, als dem ersten und würdigen Vorsteher unserer Gesellschaft, verehret haben. Ich finde hier eine neue Ursache, bey meinem itzigen Vorhaben etwas furchtsam zu seyn, und

ich hoffe, daß man mir diese Entschuldigung zu gut halten wird, wenn sie auch bey andern verwerflich seyn sollte. Es gehöret mehr Kunst dazu, die Geschicklichkeit eines großen Mannes zu loben, welche er in einer ganz neuen Sache gewiesen, und wodurch er andern die Bahne gebrochen hat, als diejenigen zu preisen, die einem gebähnten Wege gefolget sind, und dasjenige nur weiter hinausgeführet haben, was mit einem glücklichen Fortgange angefangen worden. Wie leicht ist es in solchen Fällen etwas zu übersehen, was in der Sache selbst von großer Wichtigkeit ist. Die deutsche Gesellschaft wird durch diesen Verlust zum erstenmale in die betrübten Umstände gesetzt, sich zu erinnern, was ihr durch den Tod eines geschickten Aufsehers entrissen wird; Und da ich dasselbe anitzo in einen kurzen Entwurf bringen soll, so fehlet es mir an einer guten Vorschrift, nach welcher ich denselben einrichten könnte. Ich muß mich hierbey bloß auf die Erfahrung verlassen, durch welche ich wahrgenommen habe, was die Beschaffenheit und Einrichtung unserer Gesellschaft vor Eigenschaften zu ihrem Vorsteher und Aufseher erfordert, und wie man dieselben allerseits an unserm hochseligen Herrn Hofrath in seiner großen Vollkommenheit angetroffen hat. Man wird es mir also verzeihen, wenn meinen Gedanken hin und wieder noch vieles fehlen möchte, welches ein geübter und witziger Geist viel richtiger und zierlicher würde vorgebracht haben.

Poesie, Beredsamkeit und Critik können wohl bey niemanden gefunden werden, wo sie nicht zuvor einen reichen Schatz der gelehrtesten Gedanken angetroffen haben. Wer aber dennoch denken wollte, daß man ein deutscher Poet, Redner und Criticus seyn könne, ohne

ohne die geringste Gelehrsamkeit dabey zu besitzen, der müßte sich einbilden, daß alle diese Künste ihre Eigenschaften verlöhren, und nichts als den Namen übrig behielten, so bald sie unter die Deutschen geriethen. Einfältiger Betrug! Die deutsche Gesellschaft in Leipzig hat an ihrem würdigen Vorsteher wahrnehmen können, wie nützlich und unentbehrlich die Gelehrsamkeit in diesen herrlichen Wissenschaften ist, so lange sich dieselbe unter seiner Aufsicht hierinnen fleißig geübt hat. Seine vielen und gelehrten Schriften, welche er in allerhand Arten der Wissenschaften ans Licht gestellt, haben seinen Verstand und Einsicht den Lesern besser angepriesen, als man es durch Worte zu beschreiben vermögend ist. Ich kann es hier überhoben seyn, ein langes Verzeichniß davon anzuführen; weil sie allenthalben so sehr bekannt und beliebt sind, daß derjenige noch nichts von nützlichen, sinnreichen und klugen Büchern wissen müßte, wenn sie ihm bey der Wissenschaft, in welcher sie gebrauchet werden, noch unbekannt wären. Wenn es ein Zeichen eines großen Verstandes ist, die Fehler in denjenigen Dingen einzusehen, in welchen man eine große Vollkommenheit zu erreichen bemühet ist: So hat er, wie es wohl nicht geleugnet werden kann, ein großes Zeugniß davon in den angenehmen und sinnreichen Reden entdecket, durch welche er allen Gelehrten die lächerlichen Fehler vorhält, wovor sie sich zu hüten haben, wenn sie nicht den Vorwurf einer prahlerischen Marktschreyerey davon tragen wollen. Der mannigfaltige Witz, die große Belesenheit und der angenehme Vortrag haben so gar fremde Völker bewogen, dieselben in ihre Sprache zu übersetzen: Und man hat es so gar unsern Landesleuten auf eben diese

Art

Art bekannt gemacht, damit sie wissen möchten, wie viel sie an dem vortrefflichen Mencken besäßen.

Der allgemeine Ruff von seiner Gelehrsamkeit wäre schon groß genug gewesen, die damaligen Mitglieder der Gesellschaft dahin zu bewegen, daß sie ihn um seinen Beystand und seine Hülfe ersuchet hätten: Allein es wies sich auch sein Geist, Feuer und Leben sonderlich in seinen muntern Gedichten und lebhaften Reden; darinnen zeigte er, wie auserlesen sein Geschmack, wie glücklich seine Einfälle, wie richtig seine Gedanken, wie ordentlich sein Vortrag, wie kräftig sein Ausdruck, und wie vollkommen seine Fertigkeit zu dichten und zu reden war. Wie hätte nun eine Gesellschaft, die begierig war, ein solches ungemeines Muster nachzuahmen, hierbey ruhen können, daß sie ihm nicht ihr Verlangen entdecken sollen, unter seiner Aufführung zu versuchen, wie weit sie ihm nachfolgen könnte. Und wie hätte dieser höfliche Mann, welchem eine solche Zuversicht gefiel, dieses billige Verlangen abschlagen können, da er überzeugt war, daß solche Uebungen die Köpfe munter, das Herze rege, den Geschmack rein, die Sprache mächtig, ein Volk witzig und berühmt machen können. Er nahm die Gelegenheit mit Freuden an, sich um sein Vaterland auch in diesem Stücke verdient zu machen, welches nunmehro anfängt dasselbige zu erkennen, und ihm dessentwegen niemals den ergebensten Dank versagen wird, den es ihm schuldig ist. Nunmehro lerneten sie allererst seinen großen Verstand recht einsehen. Sie erkannten, daß sie bishero nur noch das wenigste von demselben gewußt hatten. Der nähere Zutritt, welcher ihnen verstattet wurde, und die monatlichen Zusammenkünfte, welche

sie bey ihm anstellten, führten sie in eine Schule, darinnen sie von dem besten Meister dieser angenehmen Künste die schönsten Vortheile erlernten. Ein edles Gemüthe, wenn es gereizet wird, ruhet nicht, nach dem Ziele zu rennen, wenn es einmal auf den rechten Weg geleitet worden: Es eilet, es verdoppelt seine Kräfte, es rennet mit Gewalt, wenn es durch ein reizendes Lob angeflammet und ermuntert wird. So gar die unempfindlichen Seelen erwachen bey so eifrigen Vorgängern von ihrem Schlafe, sie folgen denselben so viel sie können, und wenn es ihnen unmöglich ist, ihnen vorzukommen, so streben sie doch darnach, ihnen auf dem Fusse nachzugehen. Das empfunden die Mitglieder der glückseligen Gesellschaft, welche nunmehro durch die gründlichen Anmerkungen ihres Oberhaupts zu einem bessern Geschmacke angeführet wurden. Seine aufrichtigen Urtheile erweckten gegen ihn ein besonderes Vertrauen, seine glimpfliche Verbesserung der vorkommenden Fehler einen fertigen Gehorsam, sein Vergnügen über den wohlgerathenen Fleiß einen unabläßigen Eifer ihm zu gefallen, seine weisen Vorschläge einen beständigen Muth, den gefaßten Vorsatz auszuführen. Wäre die Gesellschaft bey ihrem damaligen Ansuchen ihres Wunsches nicht theilhaftig geworden: So würde es schwer seyn, sie in dem Zustande zu sehen, darinnen sie sich anitzo befindet. Denn an ihm fand sie denjenigen, der die Kraft hatte, sie stark zu machen, und das Vorbild, welchem sie nachzuahmen beschäfftiget waren. Man setzte sich vor, die richtigsten Gedanken aufs beste in Unserer Muttersprache auszudrücken. Wer ist jemals darinnen glücklicher gewesen, als unser vortrefflicher Mencke? So gelehrt als er

war,

war, so sehr liebte er doch auch seine Muttersprache. Die meisten Gelehrten stunden ehedem in dem wunderbaren Vorurtheile, daß es ihrer Gelehrsamkeit nachtheilig wäre, ihre Muttersprache wohl zu reden und zu schreiben. Unser Mencke hielt es für eine Ehre; weil er die Gelehrsamkeit nicht in den Worten, sondern in der Sache suchte, und glaubte, daß es das sicherste Merkmal einer deutlichen Wissenschaft wäre, wenn er seine gelehrten Gedanken auch in andern Sprachen, als der Lateinischen, verständlich vortragen könnte. Er hatte dieses bey so vielen Völkern, deren Sprache er verstund, bereits wahrgenommen, und wenn er den Nutzen überlegte, welcher durch einen so bekannten Vortrag unter einem Volke gestiftet würde, so ermunterte er die Mitglieder der deutschen Gesellschaft, sich hierinnen besonders zu üben. Wie vielmal hat er uns nicht selbst gewiesen, daß die deutsche Sprache an Nachdruck, Reichthum und Schönheit vielen andern den Preis abgewinnen könne? Ich wiederhole dieses mit Fleiß, alle diejenigen, welche sich in gleicher Uebung mit uns befinden, dadurch nochmals zu erinnern, daß sie in dem Eifer, mit welchem sie angefangen, niemals nachlassen, sondern diesen Ausspruch unsers hochseligen und hochverdienten Vorstehers, als eine Regel, beobachten sollen, die sie zu erfüllen verpflichtet sind. Denn worzu sollte uns nicht die Hochachtung gegen diesen theuren Mann verbinden?

Ist nicht sein Ruhm der Weg zu unserm Ruhme gewesen? Wohin er auf seinen Reisen kam, da machte ihm seine Höflichkeit, sein vieles Wissen, seine vernünftige Einsicht, Freunde. Denn dieses ist der Weg und das allgemeine Mittel, sich die Gewogenheit und

Hoch-

Hochachtung der Menschen zu erwerben. Diese Eigenschaften gelten allenthalben, wohin sie gebracht werden, und sie haben einen Werth, welcher durch nichts, als durch uns selbst, erhöhet und gemindert werden kann. Wer sie erkennt, der muß sie lieben, und wie kann die Liebe ohne eine genauere Verbindung mit demjenigen bestehen, der uns so wohl gefällt? Aus Engelland schied er also unter den größten Freundschafts-Versicherungen der gelehrtesten Männer, und an diesen konnte es ihm auch bey dem Abschiede aus Holland nicht fehlen; weil er eben derjenige war, der er in Engelland gewesen, doch ich will viel lieber sagen: Weil er von seinen Vollkommenheiten nichts verlohren, sondern sie vielmehr vergrößert hatte. Denn wie könnte es möglich seyn, daß der Umgang mit den verständigsten Männern die Gelehrsamkeit eines aufmerksamen Gemüths nicht durch einen beständigen Zuwachs vermehren sollte? Die Wissenschaft ist nicht nur der schönste Zierrath der Seele, sondern auch der nützlichste Reichthum, mit welchem sie den größten Wucher treiben kann, so bald sich eine bequeme Gelegenheit findet, dieselbe zu gebrauchen.

Sein geliebtes Vaterland nahm ihn bey seiner Zurückkunft mit dem größten Vergnügen an, und es konnte sich mit der gewissen Hoffnung schmeicheln, daß sich seine Ehre in diesem wohlgerathenen Sohne befestigen würde, da sie durch seinen fleißigen und gelehrten Herrn Vater bishero so rühmlich befördert worden war. Wie konnten ihm demnach die wichtigsten Ehrenstellen entzogen werden, da er, wegen seiner Verdienste, gleichsam ein Recht dazu hatte? Wenn sich viele durch allerhand listige Vortheile in

manche

manche Ehrenämter einschleichen, die sie doch mehr zu ihrer Schande als Zierde über sich nehmen, und diese Verwegenheit mit dem größten Schimpfe bezahlen müssen: So folgten ihm diese, als eine Belohnung seiner erworbenen Geschicklichkeit und Tugend nach. Er verwaltete sie mit der größten Weisheit und Vorsicht, und man fand immer mehr Ursache ihm zu danken, daß er dieselben über sich genommen, als daß er es vor ein besonders Glücke halten sollen, wenn man ihn in der Wahl mit gutem Vorbedachte dazu bestimmet. Ich weis nicht, ob ich irre, wenn ich glaube, daß die Zahl der Aemter in einer Stadt oder in einem Staate die Zahl derjenigen weit übersteige, welche würdig sind dieselben zu verwalten. Das kann vielleicht seyn, daß mich meine Unwissenheit in einem Zweifel erhält, den ich mir selbst gerne benehmen wollte; ist aber dieses wahr, was ich gedenke, so habe ich recht, daß man niemals sagen müsse, ein rechtschaffener und wackerer Mann, könne durch ein aufgetragenes Amt geehret werden. Die Ehre fällt auf die zurücke, welche so gewissenhaft und gegen ihre Mitbürger so wohl gesinnet gewesen, daß sie ehrliche und verständige Männer nicht gehindert, ihre Klugheit und Redlichkeit zur Beförderung des gemeinen Bestens anzuwenden. Ich werde es mit Stillschweigen übergehen, worinnen sich unser theurester Mencke gegen diese hohe Schule verdient gemacht hat. Das dankbare Andenken, mit welchem man seinen Namen an allen Orten, wo man seinen Fleiß, seine Treue, Wachsamkeit und Vorsorge verspüret hat, jederzeit sorgfältig aufbehalten wird, kann ihn mehr verewigen, als die wenigen Namen, die ich davon in meiner geringen Rede anführen könnte. Und

wenn

wenn dieses nicht zureichen sollte: So weis ich gewiß, daß sein Ruhm dennoch unvergänglich bleiben wird, da sich bey nahe die ganze gelehrte Welt Mühe geben muß, sein Andenken zu bewahren.

Hatte er auf seinen Reisen seinen Ruhm selbst in entlegene Länder gebracht, so suchte dieser nunmehr nicht nur den Weg wieder, welchen er ihm selbst gemacht hatte; sondern er gieng auch zu andern Völkern, wo er zuvor nie gewesen war. Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Schweden, Hungarn, Pohlen, ja ganz Europa lernte seinen Namen u. die Begierde kennen, die er von seinem Herrn Vater geerbt, und selbst noch mehr entflammt hatte, alles Merkwürdige in dem Reiche der Gelehrsamkeit zu kennen und bekannt zu machen. Wie sehr dadurch die Grenzen dieses Reichs erweitert worden, in was vor eine genaue Verbindung die Gelehrten selbst dadurch unter einander gesetzet worden, und wie weit der Ruhm unsers hochseligen Herrn Hofraths sich ausgebreitet, können diejenigen wissen, welche den Nutzen und die Weitläuftigkeit einer so unvergleichlichen Anstalt eingesehen haben. Diese ausnehmende Liebe zu den Wissenschaften bewog dahero zwo große königl. Gesellschaften, ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen, damit durch diese öffentliche Zeugnisse der Beyfall bekräftiget würde, welchen er sich bereits allenthalben erworben hatte. Das Glücke konnte so gar diese Liebe nicht unvergolten lassen; und da es bishero dieses nützliche Werk durch keinen widrigen Zufall in seinem erwünschten Fortgange gehemmet hatte: So sollte unserm hochseligen Herrn Hofrath auch diese Freude nicht gestöret wer-

den, ein halbes Jahrhundert mit dieser gesegneten Arbeit vergnügt zu beschließen.

Wenn derjenige zu loben ist, der sich bey einem allgemeinen Ruhme nicht selbst erhebet: So muß derjenige noch ein größer Lob verdienen, welcher durch seinen Ruhm andere in Ansehen bringet, und auf gewisse maße seinen Ruhm mit ihnen theilet. Das erste zeiget von der Bezwingung seiner Eigenliebe; das andere von seiner vernünftigen Liebe, das Gute zu befördern. Je größer nun die leztere Vollkommenheit vor der erstern ist; je höher ist sie auch zu schäzen. Hierinnen liegt der Grund zu dem ewigen Danke, womit die deutsche Gesellschaft ihrem theuresten Oberhaupte auch nach seinem Tode verpflichtet ist. Man bemühete sich zwar anfangs so gut, als man konnte, seinen Vorsaz auszuführen, sich in der deutschen Sprache zu üben, und in der Poesie und Beredsamkeit einen bessern Geschmack zu gewinnen. Allein es geschahe noch im Verborgenen. Der Weg, diese gute Absicht der Welt bekannt zu machen, war noch verschlossen, und man wuste sich zur Zeit noch mit nichts, als mit guten Wünschen zu trösten, die alle von der Hoffnung besserer Zeiten herrühreten. So bald aber die Gesellschaft die Ehre erhielte, daß sich der große Mencke gütigst erklärete, dieser guten Sache beyzustehen, sie in seine Aufsicht zu nehmen, und ein so nüzliches Werk durch seinen Rath und durch seine Hülfe auf einen bessern Fuß zu seßen: So wurde schon ein großer Theil der heiligen Wünsche erfüllet; der Weg zu einem größern Glücke eröffnet, und dieses löbliche Vorhaben den gelehrtesten Männern bekannt und beliebt gemacht.

Seine

Seine besten Freunde und andere vornehme Gönner gewonnen eine Lust an diesen Anstalten, und wir erhielten ihre Gewogenheit, ehe sie uns noch selber kannten: Weil sie vermutheten, daß ihr Freund, von dessen gründlicher Erkenntniß der schönsten Wissenschaften sie längstens überführet waren, sich niemals würde entschlossen haben, ein Werk zu unterstützen, wenn es nicht von einiger Wichtigkeit und Nutzen seyn sollte. Glückselige Zeiten, in welche die Gesellschaft durch diese wichtigsten Dienste unsers weisen Oberhaupts gesetzet worden. Nunmehro siehet sie sich mit vielen hohen und verständigen Gönnern umgeben, die entweder durch ihren eigenen Beytritt, oder auch durch die freundliche Aufmunterung, mit einer aufrichtigen Sorgfalt, auf ihre Befestigung und Aufnahme ernstlich denken.

Was ist nun wohl billiger, als daß sein Name künftig unter uns in beständigem Andenken erhalten werde! So viel sich auch ins künftige noch redliche und gelehrte Männer finden möchten, die sich aus einem vernünftigen Wohlgefallen an den Bemühungen der Gesellschaft entschließen sollten, ebenfalls einen Theil ihres Fleißes mit ihr darauf zu verwenden; so groß auch die Vortheile seyn möchten, die man ihr durch eine kluge Vorsorge zuwenden könnte; so lange auch diese werthe Gesellschaft blühen, wachsen und dauren möchte: So soll doch dieses Andenken durch nichts vertilget, sondern aus dankbarer Erkenntlichkeit unserm theuresten Mencken beständig nachgerühmet werden; daß der Ruhm der deutschen Gesellschaft in Leipzig aus seinem Ruhme entstanden, und der Grund zu ihrem Wohlseyn durch seine erste Vorsorge geleget worden.

* *

Elegie

An Se. Hochwürden

Herrn Abt Mosheim,

im Namen der deutschen Gesellschaft

von

M. Joh. Friedrich Mayen.

Ein unverhoffter Fall verstimmt das Seytenspiel,
Das dir, berühmter Mann, zum Ruhme klingen sollte.
Der Schmerz betrübet uns, der dich jüngsthin befiel,
Und stört den wachen Fleiß, der dich verehren wollte.
Soll das der erste Zoll ergebner Treue seyn,
Was deiner Liebe schmerzt, mit Wehmuth zu beklagen?
Und zwingt das Schicksal uns bey deiner schweren Pein,
Den Anfang unsrer Schuld in Thränen abzutragen?
O tiefgebeugtes Haupt! wir sehn dich traurig an,
Dein schmerzlicher Verlust beklemt uns Herz u. Sinnen,
Es stirbt dir dein Gemahl, das niemand tadeln kann,
Und mit ihr weicht zugleich dein halbes Herz von hinnen.
Wir haben nun durch dich, so wie wir es verlangt,
An unsers Menken statt, den schönsten Schmuck bekomen:
Hergegen wird dir das, womit dein Haus gepraugt,
Zum äußersten Verdruß zu gleicher Zeit genommen.
Das eine macht uns froh, das andre bringt uns Leid,
Das Glücke will uns recht durch diesen Fall verwirren:
Kaum hat dein sanftes Wort die ganze Zunft erfreut,
So soll sie auch mit dir bey deiner Leiche girren.

Sie

Sie thut es, theurer Mann, und da sein Auge thränt,
So will ein Zährenguß auch ihr Gesicht bedecken:
Und da dein Herze seufzt und sich so ängstlich sehnt,
So sucht es auch bey ihr ein Mitleid zu erwecken.
Dein sonst gelaßner Sinn, der dich so glücklich macht,
Darf hier, betrübter Mañ, aus seinen Schranken weichen.
Du siehst nicht nur ein Weib die dir viel Lust gebracht,
Nein, deiner Tugend Bild zugleich in ihr erbleichen.
Sie hat von Jugend auf zum Muster dich ersehn,
Weil ihres Vaters Haus dein edles Wesen ehrte:
Je mehr sie dir gefolgt, je mehr ist es geschehn,
Daß sich die Aehnlichkeit in Geist und Sitten mehrte.
Aus dieser Aehnlichkeit entsprang der süße Trieb,
Der so vermögend war die Herzen zu verbinden.
Ihr hattet beyderseits die Tugend eifrig lieb,
Und konntet sie an euch am allerreinsten finden.
Sie reichte dir die Hand, daß sie dein eigen sey,
Du hattest ihr dein Herz vorlängsten schon gegeben:
Und nunmehr zeigten sich die Proben reiner Treu,
Und eurer Liebe Lohn durch ein vergnügtes Leben.
Neun Jahre flossen hin, als wären sie ein Tag,
Auf welchen diese Nacht so zeitig eingebrochen:
Und da dich außer ihr sonst nichts vergnügen mag,
So weist du nun von nichts als lauter Marterwochen.
Ihr letztes Abschiedswort war voller Zärtlichkeit,
Und wirket doch in dir ein ewig Angedenken,
Ihr Bild in deiner Brust verlöscht durch keine Zeit,
Und läßt sich allererst mit dir ins Grab versenken.
Du suchst den lieben Schatz, und trifft ihn nirgends an,
Man sieht, wie dich der Gram in öde Schatten führet:
Da sitzest du betrübt, und denkst mit Angst daran,
Wie viel dein Haus, nebst dir, durch diesen Fall verlieret.

Die feste Gottesfurcht vom Aberglauben rein,
Ihr unversöhnter Haß der Welt gesinnten Triebe,
Die Neigung niemands Feind und jedes Freund zu seyn,
Das thätige Bemühn der milden Nechsten-Liebe;
Die kluge Wachsamkeit, die sich im Herzen wies,
Der edle Zeitvertreib in weisem Bücherlesen,
Die wohlgesetzte Schrift, die deutlich sehen ließ,
Daß du so wohl ihr Mann als Meister seyst gewesen;
Ihr aufgeweckter Geist, der sich viel Gunst erwarb,
Ihr unerschrocknes Herz das Unglück zu ertragen,
Der Heldengleiche Muth, womit sie freudig starb,
Die Kunst, die letzte Furcht so standhaft zu verjagen:
Dieß alles fällt dir ein! Wo hörst du endlich auf?
So zeitig sie auch starb, so hast du doch erfahren,
Daß ihre Tugenden, ihr ganzer Lebenslauf
Ein rechter Inbegriff von seltnen Dingen waren.
Dein Jammer wächst dadurch, und übermeistert dich,
Es quält dich ein Verdruß den Körper zu bewohnen,
Die Welt wird dir zur Last, das Herze grämet sich,
Bey nahe willst du gar auch deiner nicht mehr schonen.
Das presset Thränen aus! Sie netzen dein Gesicht,
Du willst der Asche noch ihr letztes Opfer zollen.
Wir werden selbst bestürzt: Allein wir wissen nicht,
Durch was für einen Trost wir dich ermuntern sollen.
Sieh auf den ersten Sohn, der Mutter Ebenbild,
Der sich an deinen Hals mit banger Furcht geklemmet;
Er lässet nicht von dir, bis du sein Leid gestillt,
Und die Bekümmerniß durch eignen Trost gehemmet.
Laß dir das Klaggeschrey der andern nahe gehn,
Die deinen Vaterschutz noch lange nöthig haben.
Willst du dem Kummer nicht mit Nachdruck widerstehn,
So wirst du dich und sie in kurzer Zeit begraben.

Warum gebahr sie doch die Pfänder ihrer Treu?
Vielleicht daß sie mit ihr durch diesen Streich verdürben?
Und daß ihr eigner Tod dir noch betrübter sey,
Mit ihr zu gleicher Zeit vor deinen Augen stürben?
Nein, darum brachte sie die Kinder nicht zur Welt.
Sie sollten dir zum Trost nach ihrem Tode dienen,
Es sollte, wenn ihr Leib in dünnen Staub zerfällt,
Ihr wohlverdienter Ruhm in ihren Pflanzen grünen.
So zeige dann einmal, wie hoch du sie geschätzt,
Und laß die starke Brust den Kummer überwinden;
Und lehr die Kinder das, was dich an ihr ergetzt,
Daß wir an ihnen einst der Mutter Tugend finden.
Vergiß den Heldenmuth in ihrem Unfall nicht,
Und laß denselben schon in diesen Tagen spüren.
Sonst unterlässest du die allergrößte Pflicht, (ren.
Und sie muß durch dich selbst den größten Schmuck verlie-
Ein jeder sieht auf dich, der dein Verdienst erkannt,
Du weist durch deine Kunst die Traurigkeit zu dämpfen:
Und würdest du voritzt so schändlich übermannt,
Wer wagte sich hinfort dieselbe zu bekämpfen?
Du bist in allem groß, und hast es längst gezeigt;
Die Kleinmuth würde dir den wahren Ruhm beflecken.
Das ist ein schwaches Rohr, was sich zur Erden beugt,
Den Eichenbaum vermag kein Wetter zu erschrecken.
Wir alle sehn auf dich, und lernen itzt von dir;
Willst du das ganze Chor verzagt und furchtsam machen?
Du kennst und zeigest uns der deutschen Sprache Zier;
Lehr uns auch deutschen Muth, weñ Sturm u. Wetter kra-
Das haben wir bemerkt, was itzt bey dir geschehn, (chen.
Wie Lieb und Zärtlichkeit die Tugenden beweinen:
Nun laß uns ebenfalls an deinem Muster sehn,
Wie Tapferkeit und Muth in der Gefahr erscheinen.

* *

Sendschreiben

An

Herrn Martin Zacharias Wankhel von Seeberg,

aus Hermanstadt in Siebenbürgen,

Bey dessen Abzuge von Leipzig im Namen der deutschen Gesellschaft

abgelassen durch

Johann Christoph Gottscheden.

So ziehst du, werther Freund, aus unsrer Pleißenstadt,
Die dich ein ganzes Jahr bemüht gesehen hat,
Der Wissenschaften Grund und wahren Kern zu fassen?
So willst du denn zugleich auch unser Chor verlassen?
Wir haben deinen Trieb mit vieler Lust erkannt,
Wenn du mit Geist und Witz und wohlgeübter Hand,
In deutscher Sprache schriebst, und stets bedacht gewesen,
Was du gewußt, gehört, und anderwerts gelesen,
Durch den geschickten Kiel, mit Kraft und Munterkeit
Wohl ausgedruckt zu sehn. Itzt nähert sich die Zeit,
Die Stunden sind schon da, die von des Pindus Stuffen,
Dich, werthgeschätzter Freund, nach deiner Heimat ruffen.

Der Abzug muß geschehn, dein Glücke locket dich.
Wohl! ziehe denn beglückt! und glaube sicherlich,
Daß wir uns so nach dir, wie du nach uns wirst sehnen.
Ein Weiser zwar vergießt bey keinem Zufall Thränen,

Sein

Sein Schicksal leitet ihn, er folget stets vergnügt;
Er ist getrost im Kampf, und muthig, wenn er siegt;
Kein Glücke macht ihn stolz; er schämet sich zu zagen,
Wenn alle Wetter gleich auf seine Scheitel schlagen.
Er weis, was ihm geschieht, fügt das Verhängniß so,
Drum bleibet sein Gemüth bey allen Fällen froh.
Warum? Er sieht es wohl, daß die empfundne Bürde,
Durch Gram und Ungeduld sich nur vergrößern würde;
Und daß im Gegentheil ein festgesetzter Geist,
Durch Unerschrockenheit oft Strick und Band zerreißt,
Womit die Trübsal ihn zwar hier und dar umschlungen,
Doch nicht, wie sonst geschieht, sein starkes Herz bezwungen.

So, Freund, bist du gesinnt. Dich rufft dein Vaterland.
Dein Vater winkt dir selbst, du folgest mit Verstand.
Du könntest Daciens entlegne Berge scheuen,
Du könntest thun wie die, so sich zwar heftig freuen,
Wenn sich der wilde Geist von Zucht befreyet sieht,
Den kaum erlösten Fuß aus seinem Kefigt zieht,
Und allen Lüsten fröhnt; doch an kein Wiederkehren,
An keine Rückkunft denkt: Die sich zuletzt beschweren,
Daß sie noch lange nicht den rechten Grund gelegt,
Noch lange nicht gefaßt, was man zu fordern pflegt,
Und mit vergeblichen erdachten Winkelzügen,
Sich boshaft unterstehn den Vater zu betrügen,
Der sie zu sehen wünscht; der oft voll Kummer sitzt,
Und sein besorgtes Haupt mit matten Armen stützt,
Ob Zucht und Zeit und Geld auch glücklich angeschlagen?
Und ob sein Saame nichts als leeres Stroh getragen?
Allein du bist bereit, und thust, was dir gehört.
Das macht, die Weisheit hat dein edles Herz gelehrt,
Wie löblich Söhne thun, die, sonder Widerwillen,
Der Eltern kleinsten Wink mit Herzenslust erfüllen;

Wie weislich dich und uns der Herr der ganzen Welt
Durch seine Vorsicht führt, in seiner Obhut hält,
Und Schritt und Tritte lenkt, so daß in unsern Werken
Der höchsten Weisheit Stral ganz deutlich ist zu merken.
Ein solch Erkenntniß macht des Weisen Unruh still,
Denn was ihm wiederfährt, das ist es, was er will.
Und darum sieht man auch dein Herze sich nicht kränken,
Mußt du gleich Sachsenland die letzten Blicke schenken.

Doch wie? ganz Sachsenland? Wir irren zweifelsfrey,
Dein Siebenbürgen selbst wird misvergnügt dabey:
Es nennet sich mit Recht die Abkunft alter Sachsen,
Die auch in fremder Luft zu Glück und Ruhm gewachsen.
Dieß wünschet dich zu sehn, und hoffet viel von dir.
Kein Wunder! bist du doch des jungen Adels Zier,
Der sich auf deutsche Kunst und Lebensart und Wissen,
Auf Klugheit und Verstand mit rechtem Ernst beflissen,
Und bald erweisen wird, wie weit uns Witz und Fleiß,
Wenn man die Musen kennt, empor zu bringen weis.
Ihr Dacier! seyd froh, ihr sollt in wenig Jahren,
Von Seebergs Wissenschaft die edle Frucht erfahren.

Der Himmel leite denn, mit unentzogner Hand,
Dich, hochgeliebter Freund, bis in dein Vaterland.
Vergiß die Musen nicht, so dich in Leipzig lieben,
Und dieß betrübte Blatt auf deinen Zug geschrieben.
Du siehst hier keinen Scherz; dein Scheiden bannt ihn aus!
Die Räder tragen dich zur Lindenstadt hinaus.
Wir ruffen: lebe wohl! und sehn wir dich nicht wieder,
So denken wir doch dein, von wegen deiner Lieder.

Auf das Absterben
Herrn Heinrich Sigismunds
von Brück,
auf Haubitz, ꝛc. Erbherrn,
Im Namen der deutschen Gesellschaft
durch
Joh. Heinrich Liebers.

Daß Crösus hundert Jahr, Mecänas hundert mehr,
Und länger leben will, befremdet mich recht sehr.
Dieß konnte, dünket mich, nur vor fünf tausend
Jahren,
Ja weiter noch hinaus den Leuten wiederfahren.
Nach dem schuff die Natur uns nicht so dauerhaft,
Und nur wie wir itzt sind: da freylich unsre Kraft
Im Anfang unsers Laufs schon wieder abwerts klimmet,
Und uns kein langes Haus bey Lebenden bestimmet.

Doch nein! man glaubt es nicht; es stellt sich immerhin
Bey Leichen, Bahr und Gruft, des Menschen zarter Sinn
Nicht anders, als sey ihm ein Herzeleid geschehen,
Darüber Sonn und Mond entfärbet möchten stehen.
Man legt dem Tode Neid, Gewalt und Bosheit bey,
Und weis nicht, daß er doch des Himmels Bothe sey.
Nicht besser pfleget man dem Schicksal mitzuspielen,
Als sucht es seine Lust an uns allein zu kühlen.
Hier strauchelt, wankt und fällt der menschliche Verstand!
Man pochet auf sein Recht mit allzufrecher Hand,
Da man doch keines hat; will wohl die Vorsicht hassen,
Und schilt, daß sie es nicht bey alter Art gelassen.

Um wessen Leichnam wird nicht mit der Gruft gezankt?
Kaum daß ein Bettler stirbt, da man ihm etwa dankt,
Daß er der Kümmerniß, die ihm stets angehangen,
Durch den beglückten Weg zum Grabe nun entgangen.
Sonst zahlet niemand mehr die Schulden der Natur,
Wie man vordem gesagt, und wie man sonst erfuhr,
Daß auch die Weisen sich nicht scheuten so zu sprechen,
Wenn sie bey Sterbenden die Augen sahen brechen.

Ihr Weisen, macht mir doch der Regeln Inhalt kund,
Die ihr davon gehabt, daß ich auf solchen Grund
Noch itzo bauen kann; die Kunst, nach den Gesetzen
Der richtigen Natur, das Sterben recht zu schätzen?
Ja, ja, ihr lehret mich, ihr lehrt, das Schicksal sey
Viel weiter über uns, als daß wir uns so frey
Und ohne Mäßigung zu seinen Werken wagen,
Und es, warum es das und jenes thut, befragen.
Ein Fürst, der auf der Welt die Macht in Händen hat,
Giebt dir nicht Rechenschaft, sein Wille, seine That
Ist beydes einerley, und er erlaubt mit nichten,
In Dingen seines Staats bald so, bald so, zu richten.
Nun ist das Schicksal ja der Gottheit einverleibt;
Und, wie die Gottheit stets mehr als die Menschheit bleibt,
Darunter Fürsten stehn, wer wird ihr das nicht geben,
Was man den Fürsten giebt, die hier als Menschen leben?
Aus einem solchen Quell stammt das Verhängniß her.
Es ist der Gottheit Arm, denn nichts kommt ungefehr.
Nein! was der Anfang war, und künftig wird geschehen,
Hat es von Ewigkeit in einem Blick gesehen.
Was es verhängt und wirkt, gilt völlig als ein Recht:
Besonders führt es auch das menschliche Geschlecht
Ins Leben, in den Tod: Wie es ihm Gott geheißen,
So wird es sich auch stets in seinem Thun befleißen.

Es thut in keinem Stück zu wenig, noch zu viel.
Erreicht ein Sterblicher sein vorgesetztes Ziel,
Verrichtet es sein Amt: Es kann unmöglich schonen;
Umsonst! es gilt bey ihm kein Ansehn der Personen.
Was die Gerechtigkeit auf Erden sonst gethan,
Das thut das Schicksal noch; wie sollt ein weiser Mann
Nun solches und den Tod als ungerecht verklagen?
Denn, was nicht anders wird, muß er geduldig tragen.

Zwar dieß geschiehet nicht! Laß sehn, was hilfet dir
Dein ängstliches Geschrey, und daß du für und für
Nach deinem Todten geilst? Kannst du ihn wieder haben?
Wenn du gleich rasend wirst, so bleibt er doch begraben,
Und steht nicht wieder auf. Und weist du denn gewiß,
Daß dein Verstorbner selbst an deiner Kümmerniß
Nicht einen Ueberdruß und Eckel würde finden?
Wohl aber! daß er nichts von allem kann empfinden.
Doch höre, was es macht, daß du so mürrisch thust,
Und nach dem harten Sturm auch morgen noch nicht ruhst.
Du selbst hast keine Lust zu deinem eignen Grabe:
Was gilt es, denn du schweigst, daß ichs getroffen habe?
Da du nun andre früh den Abschied nehmen siehst,
So glaub ich, daß du gleich die Rechnung auf dich ziehst,
Und denkst, ach! daß ich auch von der so lieben Erden,
Wohl eher, als ich mag, soll weggenommen werden.
Kurz! ich versteh es wohl, du klagest über dich;
Denn keiner liebet wohl itzt einen mehr als sich:
Du klagest, heulst und schreyst nur bey des andern Sterben,
Daß deine Trefflichkeit auch endlich soll verderben.

Gesetzt, es wäre dieß zuweilen nicht dein Sinn,
So reißt die Neigung dich doch zu was anders hin,

Das

Das auch nicht Farbe hält. Dich schmerzt, daß der gestorben,
Und nicht an dessen statt ein anderer verdorben.
Der war dir gar zu klug, und jener zu gelehrt;
Den hat das ganze Volk als einen Mann verehrt,
Der wackre Dienste that. Ich glaub es deinetwegen,
Und will im andern Theil auch deine Meynung hegen,
Daß viele schlechter sind, die das Verhängniß läßt:
Ich räume dir so gar den ganzen Ueberrest
Von deinen Wünschen ein. Es wär ein herrlich Wesen,
Gieng es nur immer an die Leichen auszulesen,
So lebten Socrates, Demosthenes, Virgil,
Und der von Boberfeld, der unser Seytenspiel
Zu allererst gestimmt. Auch unser Brück, der lebte,
Der nach Gelehrsamkeit und Kunst und Tugend strebte.
Ich dächte tausenden ein stetes Leben zu,
Und gönnte denen nur im stillen Grabe Ruh,
Die gar nicht brauchbar sind. Das wären güldne Zeiten,
Die Kunst und Wissenschaft unendlich auszubreiten.
Allein dieß denkt sich ehr, als es zu hoffen ist,
Drum siehe, daß du auch in dem ganz irrig bist:
Denn sollte die Natur sich anders wohl bequemen,
Und einen neuen Weg in ihrem Alter nehmen?
Was die Natur nicht kann, das ist dir auch versagt.
Ich sag es frey heraus, du hast umsonst geklagt,
Und wirst auf keinen Fall, du magst noch länger sinnen,
Dem Tod und seiner Macht ein Vorrecht abgewinnen.
Wie groß dein Kummer ist, was schafft er dir vor Frucht?
Auf! strafe dich nur selbst, zumal die Eifersucht
Die Schranken der Geduld mit Vorsatz überschritten:
Du hast mit dem Geschick ganz ohne Noth gestritten.
So spricht der weisen Mund, wenn sich ein Fall begiebt.
Sie sind zwar ebenfalls, doch weiter nicht, betrübt,

Als es gebilligt wird: Sie werden zwar getroffen,
Doch ihre Wunde heilt, und bleibt nicht immer offen.
Das Beyspiel reizet sie und ihre Nichtigkeit
Wird ihnen mehr bekannt. Sie sammlen ihre Zeit,
So wie ein Wandersmann, wenn Tag und Nacht sich theilet,
Mit doppeltschnellem Schritt nach seiner Heimath eilet.

Nach solcher Weisen Art, nicht nach gemeinem Brauch,
Der nicht zu loben ist, bedauren wir dich auch,
Dich, o erblaßter Brück! Dieß fordert deine Jugend,
Dein emsiges Bemühn, so wie dein Trieb zur Tugend.
Des Geistes Fertigkeit, der Dichter erste Macht,
Hat uns nicht ohne Grund die Hoffnung beygebracht,
Du würdest ganz gewiß vor vielen deines gleichen,
Wie Canitz, durch dein Lied ein hohes Lob erreichen.
Allein die Vorsicht schlägt uns diesen Vortheil ab,
Den du und wir gehabt. Sie weist uns auf dein Grab,
Und saget: Euer Brück hat sehr geschickt gesungen,
Ihr habt schon Ruhm von ihm, es ist ihm wohl gelungen.
Wollt ihr erkenntlich seyn, schließt ihn in eure Brust,
Und habt auch noch an dem, was er geschrieben, Lust.
Ihr seyd noch stark genug. Er war euch nur geliehen,
Drum laßt ihn, da Gott winkt, auch willig von euch ziehen.

Erweis,

* *

Erweis,

Daß es besser sey unter einem weisen und gnädigen Fürsten, als in einer Republik zu leben;

ausgeführet von

Jacob Friedrich Lamprecht.

Freyheit und ein unterthäniger Gehorsam scheinen einen so starken Widerspruch in sich zu fassen, daß man deren Vereinigung fast für unmöglich hält. Dieser Zweifel aber wird nur in dem Verstande desjenigen Menschen aufsteigen, welcher statt der wahren Untersuchung von Vorurtheilen eingenommen ist. Die Freyheit hat oftmals nichts weiter als den bloßen Namen. Unter demselben liegen die allergrößten Beschwerlichkeiten verborgen, und ihre Verehrer sind gar nicht einig, was sie unter dieser Benennung verstehen wollen. Die schreckende Unterthänigkeit hingegen verläßt noch weit öfter diesen Titel, und zeiget sich in der Gesellschaft aller derjenigen Vortheile, welche der sogenannten Freyheit gänzlich vorzuziehen sind. In einer Republik findet man dieses Wort allenthalben angezeichnet; zum Beweise aber, daß ihr das Wesen selbst eigen sey, braucht sie nichts weiter, als den Haß gegen die Monarchie, in welcher doch mehrentheils eine durch Gesetze befestigte Freyheit angetroffen wird.

Ein Republikaner erschrickt daher, so oft er von einem monarchischen Staate höret. Er glaubet, daß

ihm

ihm kein größer Unglück begegnen könne, als seine Lebensart mit dem Gehorsame gegen einen König zu vertauschen. Der Name eines Monarchen kömmt ihm ganz fürchterlich vor, und er entdecket in demselben mehr als einen gefährlichen Feind seiner eingebildeten Freyheit.

Ich erkläre mich, da ich dieses schreibe, daß ich an dem Wesen der Republiken nichts auszusetzen habe. Denn sonst würde ich der Haushaltung der verehrungswürdigen höchsten Weisheit zu nahe treten. Ich schmeichle mir aber auch; daß es mir an Gründen, meinen Satz zu beweisen, nicht mangeln werde.

Es ist wahr, der Name der Freyheit ist so angenehm, und kützelt den Menschen mit so vielen Verheißungen, daß er sich selbst die Pflicht schuldig zu seyn glaubet, sie zu suchen. Frey von der Gewalt und Bothmäßigkeit eines andern zu seyn, das verdienet ohne Gegenrede eine Ueberlegung. Selbst einen Antheil an der Regierung zu haben, das gefällt dem Hochmuthe, und lehret allem dem, was dieses verhindern kann, widerstreben. Höret ein Republikaner das erstere, und gelanget zu dem andern, so dünkt er sich völlig überzeugt zu seyn, daß er seinen Zustand der Beschaffenheit königlicher Unterthanen bey weitem vorzuziehen habe. Er redet sodann von nichts als von Freyheit, und sein Leben ist das geringste Opfer, welches er ihr bringen kann. Mitten aber unter dieser Erhebung trachtet er nach nichts mehr, als über seine Mitbürger zu gebiethen, und deren Freyheit zu unterdrücken.

Diese Begierde ist die Quelle so vieler vom Anfange der Tage erregter Trauerspiele, welche wir mit so vie-

len blutigen Merkmalen aufgezeichnet finden, und deren Andenken sich in den Geschichten fast auf alle Blätter erstrecket.

Rom, das Augenmerk der ganzen Welt, verdienet hier vor allen andern in Betrachtung gezogen zu werden. Wer schätzte sich glücklicher als seine Bürger, nachdem sie das königliche Geschlecht vertrieben hatten, und sich zwar mit eben so vieler Unruhe, aber doch in einer veränderten Gestalt, regieren ließen? Dennoch war der Haß gegen den Namen eines eigenmächtigen Regenten viel zu schwach, so viel herrschsüchtige Gemüther abzuhalten, daß sie nicht durch Unterdrückung der so sehr gerühmten Freyheit, diese alte Stadt berühmt und blutig hätten machen sollen. Catilina stellet in seinem einzigen Exempel vor, was eine Republik von so vielen widriggesinnten Köpfen zu befürchten habe. Meyneid, Verfolgung, Untreue und ein innerlicher Krieg haben in diesen Staaten eine fürchterliche Scene nach der andern aufgeführet. Holland zeiget in den neuern Zeiten seine zweene Witten, welche ein großes Volk in Empörung gesetzt, und Hamburg meldet in seinen Tagebüchern das traurige Denkmahl Schnitgers und Jastrams. Ein Regiment kann unmöglich ohne Gesetze bestehen: Diese sind das Band, welches alle Glieder in einer unzertrennlichen Einigkeit erhält. Sie verlieren aber ihre Erfüllung, wenn sie kein genugsamer Nachdruck unterstützet. Ein einziger unrecht gesinnter, auch von dem Pöbel, wirft oft die besten Verfassungen über einen Haufen, und es fehlet ihm dabey so wenig an Anhang, als es den Bösen insgemein an Gesellschaft zu mangeln pfleget. Die Anzahl dererjenigen,

welche mit bey dem Ruder stehen wollen, ist so groß, daß die Redlichgesinnten, bey so vielen widereinander laufenden Meynungen selten mit ihrem überlegten Rathe durchdringen können. Hierinn mischet sich zum öftern ein gewisser Haß, welcher auf viele Geschlechter fortgepflanzet wird, und der, sobald er nur etwas zu Kräften kömmt, einer Tyranney sehr gleichförmig ist. Bey wem soll ich wider meinen Feind, welcher zwar nur ein kleiner Potentate, aber desto größer an Rachgier ist, Hülfe suchen? Er drücket mich so heimlich, und mit so scheinbarer Gerechtigkeit, daß es nicht wenig Einsicht erfordert, hinter seine versteckte List zu kommen.

Hat in einer Republik erst einmal ein Haus von einer Würde Besitz genommen, so trachtet es dieselbe so viel möglich bey sich zu befestigen, und es übet sodann denjenigen Nepotismum aus, welcher sich auch bis auf die Kutscher und Knechte erstrecket. Ich sehe dadurch in kurzem denjenigen die Gerechtigkeit handhaben, welcher nur vor wenig Tagen durch Ungerechtigkeit zu dieser Erhöhung gelanget ist, und dessen einziger Vorzug darinn bestehet, daß ihn sein vielvermögender Vetter unterstützet.

In den Ehrenbezeugungen ist man daselbst entweder gar zu verschwenderisch, oder allzusparsam. Die Schmeicheley hat es hier mit vielen zu thun, und erschöpfet sich sodann leicht an Lobsprüchen. Verdienste hingegen werden, so bald sie nicht eine Anzahl von hundert tausend Thalern begleitet, sehr oft über die Achsel angesehen.

Unter den Bürgern regieret ein gewisser Stolz, welcher von einer leeren Einbildung herrühret. Viele

unter ihnen können sich fest überreden, daß nichts mit reiferem Vorbedachte angeordnet werde, als was in ihrem Rathschlusse abgehandelt ist. Ich bin daselbst keine Nacht versichert, daß nicht ein schreckender Lerm des rasenden Pöbels meinen Schlaf unterbreche: Und wehe mir, wenn ich sodann in seine Hände gerathe! Inzwischen siehet man demselben öfters nach, und gebrauchet sich der ausschweifenden Freyheit zu einem verkappten Mittel, die Bürger unterthänig zu machen.

Ich muß mich noch mehr erklären. In einer Republik wird nicht einmal der Schatten, der so sehr gerühmten Freyheit angetroffen. Ein königlicher Unterthan muß Schoß und Zoll geben; ein Republikaner auch, und oft in einer weit höhern Anzahl. Von jenem fordert man den Gehorsam gegen die Befehle der Obrigkeit: Diesem wird hierinn eben so wenig nachgesehen. Hat dieser in seiner Republik nichts zu befürchten, so lange er sich nicht an dem Staate vergreifet: So ist das Volk eines Fürsten eben so sicher; und besitzet noch den merklichen Vorzug, daß bey ihm Tugendhafte aus der Hand des Fürsten belohnet werden. Nichts ist übrig, welches den Namen der Freyheit verdienen könnte, es müßte denn dieses seyn, daß die Einwohner der Republik einer wilden Fluth gleichen, die auf einmal aus der Tiefe bricht, unterwegens alle noch stille Wasser, fortreißt, sodann in die Dämme fällt, alles überschwemmet, und das ganze Land in einen oft unwiederbringlichen Schaden setzet; endlich aber, nachdem sie durch den Verlust vieler Wasser von Kräften kommen, sich weit fester in die gesetzten Schranken wieder einschließen lassen muß. Wenn dieses Freyheit zu nennen ist, so muß

ich

ich gewiß gestehen, daß sie nirgends mehr als in den Republiken angetroffen werde.

Wie ganz anders aber siehet dieses unter der Regierung eines weisen und gnädigen Fürsten aus! Dieser sitzet deswegen auf seinem erhabenen Throne, um alles zu übersehen. Die Weisheit erleuchtet ihm die Augen, und ihr Anblick erforschet die Geheimnisse. Seine Räthe sind nach der Wahl der Klugheit verordnet, er entfernet von seinem Angesichte alle diejenigen Mängel, welche sonst in ihre Bestellung mit einzuschleichen pflegen. Alle Gebrechen, welche man sonst den Höfen vorrücket, sind wo nicht gänzlich ausgerottet, dennoch unterdrückt und in der Gefangenschaft. Seine Gnade erquicket das ganze Land wie ein Morgenthau, und ein jeder Abend beschließet so viele Werke eines liebreichen Vaters, als er Unternehmungen vollendet hat. Recht und Gerechtigkeit unterstützen seinen Stuhl, welche aber mit der zärtlichsten Neigung verbunden sind, und alle Entschließungen mit derselben theilen. Er wird die Wollust und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts, ein Vater des Vaterlandes, die Freude der Unterthanen, und die Bewunderung der Fremden. Sein Name erstrecket sich durch alle Theile der Welt, und indem man denselben mit Ehrerbiethung nennet, erhebet man auch zugleich die Glückseligkeit seiner Länder. Wohin sich seine Augen wenden, entdecken sie die Merkmaale seiner Weisheit. So oft sein Mund spricht, ziehet seine Rede die Herzen der Menschen an sich. So vielmal sich seine Hände ausstrecken, so viel bleiben auch Zeugen seiner Großmuth und Gnade übrig. Wohin seine Füsse treten, da lassen sie auch unauslöschli-

che Spuren hinter sich, daß daselbst ein Vater gewesen sey.

Das ganze Regiment vereiniget sich in seiner Person, und also ist allen Niedrigen die Hoffnung, und mit derselben das Bestreben nach der Hoheit, benommen. Er hat das Wohl aller seiner Länder in seiner Hand, bloß um sie alle glücklich zu machen. Seine Völker leben bey einem angenehmen Gehorsame in einer ungekränkten Freyheit. Er straft aber mit dem Nachdrucke, daß sich der Boshafte schämen muß, ihn zur Strafe gereizt zu haben: ja er verwandelt dieselbe oft in Gnade, und erhebet, wie Augustus den wider ihn aufrührischen Cinna, zu einer unerwarteten Ehrenstuffe. Wer will sich demnach unterstehen, die Ruhe seiner Unterthanen zu stören, da dieselbe von der nachdrücklichsten Vorsorge bedecket wird? Das Recht, welches an andern Orten sich mit verbundenen Augen zeiget, erscheinet hier ohne Decke, die arglistigen und geheimen Werke der Bosheit desto besser einzusehen, und die Unschuld des Unterdrückten so viel herrlicher an das Licht zu bringen. Es ist zwar unmöglich, daß sich nicht verschiedene Unordnungen regen sollten: Allein sie behalten nur so lange ihren Platz, als sie dem Fürsten unbekannt bleiben.

Findet sich ein Künstler? die Gnade des Fürsten ziehet ihn hervor und erwecket dadurch bey den übrigen denjenigen edlen Eifer, welcher zwar seinem Nechsten das erlangte Glück gönnet, sich aber äußerst bestrebet, auch etwas zu wege zu bringen, das der Aufmerksamkeit seines Fürsten würdig seyn möge. Die Thore seines Pallastes stehen allen denen offen, welche durch Tugend und Verstand in denselben einzudringen suchen.

chen. Kein Geschlecht, kein Reichthum hat sich hier einiger Vorzüge zu erfreuen. Die Verdienste allein werden daselbst in Betrachtung gezogen. Fremde glauben in seinem Reiche ihr Vaterland gefunden zu haben. Ja einige, die nur auf etliche Wochen daselbst zu verweilen entschlossen sind, halten endlich viele Jahre für zu wenig, seine Großmuth, Gnade und Weisheit zu betrachten.

Die Städte stehen in Segen und das Land lebet in Ruhe. Es wird ein Aufenthalt aller Künste und Wissenschaften, welche von einem weisen Fürsten unzertrennlich sind. Niemand hat sich einer plötzlichen Unruhe zu befürchten, dergleichen man in den Republiken zu erfahren pflegt. Ein jeder endiget seinen Tag mit Lust und fängt den folgenden Morgen mit Freuden wieder an. Es stehet um alle gut, so lange sich ihr Fürst wohl befindet, denn da seine einzige Sorge auf seine Bürger gehet, so ist beyder Glückseligkeit auf das genaueste mit einander verbunden. Sein Großes Exempel reizet auch Niedrige zur Nachahmung. Denn wenn Trajan in seiner Person den großmüthigsten Monarchen vorstellet: So ist sein Hof mit einer ausnehmenden Anzahl tugendhafter Leute angefüllet. Adrianus, sein Vetter und Nachfolger im Reiche; Licinius Sura, des Kayfers geheimdester Rath; Julius Servianus ein vornehmer Rathsherr, welchen Trajan selbst des Kayserthrons würdig schätzte; L. Plinius Cäcilius Secundus, den seine Gelehrsamkeit berühmt gemacht; Martialis und Juvenalis, wovon der erste durch seine Ueberschriften bekannt ist, und der zweyte in seinen Satyren lebet, beweisen dieses unter unzähligen andern.

Man wird mir zwar hier entgegen setzen, daß dieser vortreffliche Fürst sterbe, und sein Nachfolger auf die Spuren eines Tyrannen gerathen könne. Ich gebe dieses als etwas mögliches zu; finde aber noch keinen Grund darinn, warum der Unterthan eines solchen Prinzen dem Republikaner nachzusetzen sey. Denn auf solchen Fall erhält ihn das Andenken der genossenen Glückseligkeit so, wie ihn die Hoffnung sie wieder erlangen zu können tröstet. Wir würden auf die Vortrefflichkeit des Lichts gar wenig acht haben, wenn uns nicht das Gegentheil davon, die Finsterniß selbst, dazu angewiesen hätte.

Und was will ich mehr von den Vorzügen der Unterthanen eines weisen und gnädigen Fürsten schreiben, da wir dieselben täglich vor Augen haben.

Friedrich August, der durch Großmuth verewigte Beherrscher seiner Sachsen und Sarmaten, lässet uns in beyden Ländern unzählig viele mit unauslöschlichen Buchstaben lesen.

Friedrich der weise und erste König in Preußen, war nicht weniger ein wahrhaftes Muster eines solchen erwünschten Prinzen. Denn wo findet sich ein Ort, dahin nicht sein Name gegangen; und wo trifft man ein Auge an, das ihn gesehen, und nicht zugleich in ihm den größesten Monarchen verehret hätte?

Ich ziehe demnach die Ehre unter einem weisen Beherrscher zu leben, der eingebildeten Freyheit einer Republik weit vor, und will nichts mehr thun, als mich äußerst bestreben, dem Dienste eines verehrungswürdigen Prinzen meine Tage bis auf den letzten Augenblick meines Lebens mit einer unverrückten Treue auf zuopfern.

An
Herrn M. von Steinwehr,
von
Joh. Christ. Gottsched, P. P.

O Freund, den ich nunmehr ein ganzes Jahr geprüft,
Und den mir Scherz und Ernst stets ohne falsch gezeigt:
Erlaube, daß ich dir den längst bestimmten Ruhm
Und Glückwunsch auf dein Fest, zugleich entrichten mag.
Zwar weyh ich dir dießmal ein ungekünstelt Blatt,
Das so, wie mein Gemüth, geschminkte Worte flieht:
Doch weis ich, daß du selbst den Schellenklang nicht ehrst,
Der unsern freyen Geist sehr oft zum Sklaven macht,
Indem er die Vernunft dem Reime weichen heißt.
Drum hoff ich auch so wohl, als sonst Athen und Rom,
Mit ungezwungner Kunst der Musen Freund zu seyn.
Wer dieß in Zweifel zieht, und ein gereimtes Nichts,
Mehr als Vernunft und Witz in freyern Zeilen, liebt;
Der glaube, diese Schrift sey nicht für ihn bestimmt:
Sonst hätte man sich gern nach seinem Sinn bequemt,
Und seines Namens Lob ihm zehnfach vorgereimt.

Du, edler Steinwehr! bist von allem Zwange frey.
Kein blindes Vorurtheil umnebelt deinen Geist
Mit dicker Unvernunft. Du pflegst der Sachen Grund,
Den Kern der Wahrheit selbst, urplötzlich einzusehn.
Was hat der Weisen Zunft in jeder Wissenschaft,
Vom Anbeginn der Welt erfunden, ausgedacht,

Verworfen, ausgeziert, verbessert, umgekehrt,
Errathen und gewünscht; das nicht dein schneller Witz
In kurzer Zeit gefaßt? Was hast du nicht geprüft,
Gebilligt, widerlegt, entschuldigt, oder gar
Als Einfalt eingesehn? Du kennst der Römer Pracht;
Du schmeckst der Griechen Salz in ihren Quellen selbst.
Was Londen und Paris in kluge Schriften schließt,
Ist dir so wohl gemein, als was der Deutsche schreibt.
Doch dieses und noch mehr so klar es auch die Kraft
Des edlen Geistes zeigt, der dich so sehr erhebt;
Erreichet das noch nicht, was du durch Thaten zeigst,
Und dieß wird doppelt stark zur Ueberführung seyn.

Das Wappen, Werthester, das dich zum Ritter macht,
Und deines Stammes Preis bis auf die Nachwelt führt,
Ist freylich auch für dich ein Vorzug des Geschlechts,
Der edle Triebe wirkt. Allein dein großes Herz
Erhebt dich noch weit mehr, als aller Ahnen Ruhm.
Sprich, konntest du nicht auch, gleich andern deiner Art,
Nach Titeln, Macht und Gold an Fürstenhöfen sehn,
Und auf den glatten Steg der falschen Ehre gehn?
Was fehlte dir von dem, was andre tüchtig macht,
Geschäften vorzustehn, der Prinzen rechte Hand,
Des Vaterlandes Last, an Wortgepränge reich,
An Werken arm zu seyn? Hat dich das Glücke nicht,
Durch großer Männer Gunst, schon oftmals angelacht,
Und dir durch Heucheley, Verleumdung, List und Geld,
Und Niederträchtigkeit die nächste Bahn gezeigt,
Darauf man insgemein zu seinem Tempel klimmt?
Doch alles war umsonst. Ein zwiefach stärkrer Zug
Hat deiner regen Brust der Musen stillen Sitz
Zum Augenmerk gesetzt, zum Aufenthalt bestimmt.

Die Tochter Jupiters, des Himmels liebstes Kind,
Minerva lockte dich mit ihrer Schönheit an,
Und wie ein Adler sonst, wenn ihn die Sonne reizt,
Des tiefen Erdenballs vor Sehnsucht fast vergißt,
Nur immer höher strebt: So hat dein edler Trieb,
Von oben angeflammt, was niedrig war, verschmäht;
Und was den blöden Schwarm des Pöbels ganz entzückt,
Kaum eines halben Blicks, ja minder, werth geschätzt.

So findest du dein Glück in deiner eignen Brust;
Bist größer als ein Held, der ruhmbedürftig kämpft,
Zwar andern Elend bringt, doch selbst nicht glücklich wird,
Weil ihn die Ehrsucht stets mit bittrer Unruh quält;
Bist reicher als ein Herz das an dem Goldklump hangt,
Darinnen klopft und lebt, viel hat, doch nichts genießt,
Und nichts so eifrig sucht, als seines Guts Gebrauch
Sich selbst und aller Welt Zeit Lebens zu entziehn;
Bist über allen Wahn, der schlechte Seelen äfft,
Die, reich an Aberwitz, nach Hirngespinsten sehn,
Durch Lüste mancher Art sich selber hintergehn:
Wie sonst ein kleines Kind nach Schmetterlingen rennt,
Nach bunten Farben greift und einen Wurm erhascht.

So edel werther Freund, ist deiner Ehre Grund!
Verstand und Tugend sind die Güter, die dein Herz
Verehret, liebt und lobt, und über alles schätzt.
Ein aufgeweckter Geist, geläuterter Geschmack
Und angenehmer Witz macht deinen Umgang süß
Und vieler Anmuth voll. Wie mancher kluge Scherz
Hat schon dein Wort gewürzt! Wie manchen Einfall zeugt
Dein fruchtbarer Verstand! Wie artig schreibt dein Kiel,
So wohl wenn er die Schrift nach Art der Römer setzt,
Als wenn er uns ein Blatt mit deutschen Zeilen füllt.

Du denkest neu und scharf, natürlich, gründlich, schön,
Und deine Sprache fließt so rein, als dein Verstand
Die Wahrheit eingesehn. Fürwahr ein seltnes Lob
In unsrer deutschen Welt, die wider die Natur,
Sich selber närrisch schilt, und nur das Fremde liebt;
Französisch ißt und trinkt, französisch singt und tanzt.
Französisch denkt und spricht, französisch liest und schreibt:
Wiewohl dieß mehrentheils so kauderwelsch geräth,
Als wenn ein deutsch Franzos sich selbst zum Fehlen zwingt.
Jedoch man fängt schon an die Thorheit einzusehn;
Man sucht die Schriften schon, wo Deutschlands Mundart
hell
Und unverstümmelt stralt. Und ob die Misgunst gleich
Den Fleiß verlästern will, der mit vereinter Kraft
Germanien erweckt, auf seinen Ruhm zu sehn:
So siegt der Eifer doch, der keine Mühe spart,
Und seine Lästrer selbst mit Schweigen übermannt.

Dieß sind die Reden oft, wenn uns, von Sorgen frey,
Ein liebliches Gespräch die Ruhestunden kürzt.
Ihr Stunden voller Lust, wie schnell verfließt ihr doch!
Wenn uns der Lindengang, der unser Leipzig schmückt,
In seine Schatten hüllt. Wie oft wird nicht der Kreis
Um Wall und Thor vollbracht, da unsre Reden nichts
Als dieser Innhalt nährt. Jedoch ich irre mich:
Wir loben auch dabey die weise Sorgfalt oft,
Dadurch von Zeit zu Zeit die Väter dieser Stadt
Das allgemeine Wohl erhalten und erhöhn.
Es wächst der Bürger Lust mit jedem Baume zu.
Den ihre Sorgfalt pflanzt, und zierlich unterhält,
Wir preisen jeden Bau, der Leipzigs Mauren ziert,
Und Fremden zeigen kann, wie da das Glücke blüht,

Wo

Wo so viel Weisheit herrscht. Wir rühmen Schul und
Thurn,
Das Zucht- und Weysenhaus, die Graben und den Weg,
Der um die Wälle führt. So gehn oft Stunden hin,
Darinn die Unschuld selbst uns frey von Fehlern spricht,
Darinn uns Leipzigs Wohl vergnügt und glücklich macht.

Jedoch dieß Blatt ist voll; obgleich dasselbe kaum
Den zehnten Theil begreift, was ich dir zugedacht.
Wie viel Vertraulichkeit ist dein Gemüthe werth?
Wie treu ist deine Brust den Freunden, die du dir
Vor andern auserwählt! Wie redlich nimmt dein Herz
An jedem Zufall Theil, der ihre Ruhe stört!
Wie ernstlich hassest du die Niederträchtigkeit,
Die so viel Dummheit zeigt, als Ehrgeiz sie erfüllt!
Und kurz, wie edel ist dein groß und starkes Herz!
O! fahre ferner fort, mein unverstellter Freund,
Mein andrer Jonathan, mein Pylades zu seyn!
Und wenn ich selber nicht vollkommen tüchtig bin,
Vor andern deiner werth, und dein Orest zu seyn:
So glaube, daß mich doch dein Umgang mit der Zeit
Allmählich würdiger, als jemand, machen wird.

Genug, ich setze nichts von deinem Fest hinzu,
Als daß sein Anbruch mich mit zarter Lust erfüllt.
Von Wünschen hältst du nichts, dafern du sicher bist,
Daß man dir alles gönnt, was dir die Vorsicht schenkt.
Und was? wer so wie du die Weisheit ehrt und übt,
Wird glücklich durch sich selbst, und braucht die Wünsche
nicht.

* *

Die freudige Bewillkommung eines treuen Vaters bey der Wiederkunft seines geliebten einigen Sohnes.

von

M. Balthasar Hoffmann,
Conrectorn in Merseburg.

So ist der Tag gewiß? von dem ich längst gesehn,
Es würde mir alsdann ein neuer Riß geschehn,
Wenn ich dich, Herzensfreund, nun auch verlieren sollte,
Von dem ich, könnt es seyn, mich niemals trennen wollte.
Viel Worte schreib ich hier von unsrer Freundschaft nicht;
Du weist schon, was das Herz auf beyden Theilen spricht:
Viel Worte, wenig That, ist itzo zwar die Mode,
Ich kehre solches um; und dieses bis zum Tode.

Doch, soll ichs frey gestehn? ich freue mich darob,
Und sage ganz vergnügt, daß du es hörst: GOtt Lob!
Daß nun mein Fischer kann nach Wunsch nach Hause reisen,
Und sein gelehrtes Pfund dem Vaterlande weisen.
Ich sag es noch einmal: Ich bin recht sehr erfreut,
Wenn ich im Geiste schon der Eltern Freudigkeit
Bey deiner Ankunft seh. O was vor Freudenthränen!
Die alle dir den Weg zu ihrem Herzen bahnen.

Auf! schwinge dich, mein Geist, nach Hamburgs Mauren hin,
Vernimm in Gegenwart der werthen Eltern Sinnn.
Indessen schweig, mein Kiel, wir wollen heimlich hören,
Was doch der Vater spricht: schweig, daß wir ihn nicht stören.

Willkommen, liebster Sohn! nun ist mein Wunsch erfüllt:
GOtt hat mein Flehn erhört; mein Sehnen ist gestillt,
Da ich dich nun, mein Sohn, (das ist von Gott geschehen!)
Bey meiner Tage Rest, vergnügt kann wiedersehen.
Auch dieses ist ein Werk von Gottes Vaterart,
Die sich von Zeit zu Zeit an mir geoffenbart.
Was bin ich, und mein Haus! daß Gott noch an uns denket,
Und uns so manchen Blick von seiner Gnade schenket.

Ich denke noch wohl dran, wie manches liebes Jahr
Mir bald von Jugend auf fast schwer und dürftig war!
Wie mühsam mein Beruff sich damals angefangen;
Wie mancher rauher Wind mich öfters angegangen,
Wenn ich in fremder Luft so manche Reise that;
Wenn ich in Hitz und Frost an meine Werkstatt trat;
Wie vielmal ich fast gar verlassen da gesessen,
Und meinen Bissen Brodt mit Kümmerniß gegessen.
Bis endlich mich der Herr mit Segenskraft bedacht,
Und auch das Schwerste leicht und angenehm gemacht;
Zur Nahrung Glück beschert, daß Segen und Gedeyen
Von seiner milden Hand mich täglich noch erfreuen.

O! merke lieber Sohn, des Höchsten Führung an,
Und siehe, was der HErr an mir und dir gethan:

Das

Das wird uns beyderseits noch oft das Herze rühren;
Das soll uns allemal zu seinem Lobe führen.
Daß du von Kindheit an des Lebens Weg erkannt;
Daß deiner Eltern Treu so viel an dich gewandt,
Als dein Studiren nur zur Nothdurft fordern können:
Daß Gott dir selbst dazu die Kräfte wollen gönnen,
Ein so höchst-wichtig Werk recht standhaft auszustehn;
Nach hohen Schulen zu und wieder wegzugehn:
Das alles wirst du stets, wie sichs geziemt, ermessen,
Und GOttes theurer Huld ja nimmermehr vergessen.

Wie manchen Tag und Nacht war ich um dich besorgt:
Wie manchen treuen Rath hab ich vor dich erborgt,
Dir das gesteckte Ziel, wo möglich, leicht zu machen:
Erwege mein Bemühn, und deiner Mutter Wachen.
GOtt hat dich auch bisher so gnädiglich geführt,
Daß wir die Segenshand gar wohl dabey verspürt.
Sein Engel ist gewiß von dir nie weggeblieben;
Der Deinigen Gebet ist fruchtbarlich beklieben.
Warf GOtt des Bruders Leib, der in der Fremde war,
(Ach Wunde, die noch schmerzt!) auf eine Todtenbahr:
So will er dich davor zur Freude wiederbringen,
Und meiner Haare Schnee durch neuen Trost verjüngen.

So tritt demnach vergnügt in deiner Eltern Haus,
Und breite GOttes Ruhm sammt uns mit Freuden aus,
Und sorge nicht, mein Sohn, GOtt wird schon weiter zeigen,
Wie, wenn und wo du einst die Kanzel sollst besteigen.
Nur lege deinen Fleiß zu seinen Ehren an;
Geh, wenn du andre lehrst, auch selbst die rechte Bahn;
Laß seine Führung nicht aus deinem Herzen kommen,
So wird sein Segenswort auch nie von dir genommen.

Mein GOtt, ich bin vergnügt mit deiner Gütigkeit:
Mein Sohn sey dir davor zu deinem Dienst geweyht.
Heißt du mich endlich hin zu meinen Vätern wallen,
So führ nur meinen Sohn nach deinem Wohlgefallen!

Und so empfanget denn nunmehr den lieben Sohn,
Sein angewandter Fleiß vergnügt euch itzo schon;
Was wird es, werthen Zwey, (GOtt laß es euch erleben!)
Wenn er ein Amt betritt, vor neue Freude geben?
Ihr seht, daß ihr an ihn nichts übel angelegt:
Ihr seht, was eure Treu vor schöne Früchte trägt:
Ich selbst bin höchsterfreut, im Geiste zu erblicken,
Wie eure Herzen sich nunmehr an ihm erquicken.

Du aber, edler Freund, kennst allbereits mein Herz.
Dein Abzug ist mir lieb; bringt er mir gleich auch Schmerz;
Weil ich versichert bin, daß du der Alte bleibest,
Und mir von deinem Wohl bald was Vergnügtes schreibest.

* *

Getreue Wünsche,

an seine

Herzlich geliebte Frau Mutter,

von

M. Johann Martin Knöchern.

Sollte meine Feder nicht treue Wünsche niederschreiben?
Wünsche, die ein stilles Ach! bis zur Sternenhöhe treiben?
Wünsche, welche Pflicht u. Liebe mit Vergnügen ausgedacht?
Wünsche, die ein redlich Herze seiner liebsten Mutter macht?

O! daß die Entlegenheit mir nicht selbst den Blick verstattet,
Anzusehn, wie Gottes Hand, die der Seinen Haupt umschattet,
Sich an der besonders äußert, welche heut ihr Fest begeht,
Ueber der des HErren Auge mit besoudrer Güte steht.
Sechs und siebzig Jahre sinds, die sie nun zurücke leget:
Die der matten Glieder Rest dennoch, ob zwar schwächlich träget.
Sie rühmt Gottes Vaterarme, die sie noch bisher gewiegt,
Daß sie nicht schon längst dem Kummer und der Schwachheit unterliegt.

Frommer Himmel! was vor Kreutz hat in solcher Zeit
von Jahren,
Nicht das schwache Lebensschiff durch gehäufte Last erfahren!

Drun-

Drungen oftmals doch die Wetter fast von allen Seiten ein,
Und sie sah vom Trostgestirne vielmals kaum den klein-
sten Schein.
Trauerwolken wölbten sich gleichsam über ihr zusammen,
Und wie mancher Unglücksstral schoß mit ungeheuren
Flammen
Auf den höchstbedrängten Nachen: O wie manche Trauer-
nacht,
Hat das Herz in tausend Sorgen, u. in Thränen zugebracht!
Ach! wie mancher Todesfall ritzte nicht die alten Wunden;
Welcher Kiel beschreibt die Zahl der betrübten Jammer-
stunden?
Oft gebrach das Oel im Kruge; oft gebrach im Cad das Mehl,
Bey fünf unerzognen Weysen schlug gar manche Hoffnung
fehl.
Dreymal rührte sie der Schlag bey schon angestiegnen
Jahren;
GOtt! du weist es, was vor Angst unser aller Herz erfahren:
Aber bey so vielen Aengsten stund ihr doch die Allmacht bey,
Und bezeigte, wie sie immer in dem Schwachen mächtig sey.

Selbst ihr Glaube wankte nicht: denn auch mitten in den
Wellen
Muß, wenn der das Ruder führt, keine Fluth das Schiff
zerschellen:
Eh muß Fels und Sandbank weichen; ehe muß sich Sturm
und Noth
In gewünschte Stille legen, wenn der HErr den Wind be-
droht.
Hoffnung (dieses Wort bleibt wahr!) lässet nicht zu schan-
den werden;
Auf die dickste Finsterniß lacht der Sonnenstral der Erden.

Hoffnung auf des Herren Güte senkt den festen Anker ein,
Und bald muß ein sichrer Hafen froñen Seufzern offen seyn.
Jenes Auge, das genau auf den niedern Erdkreis siehet;
Jene Hand, die rings umher starke Mahanaim ziehet;
Jenes Ohr, das alles höret, das auf stille Seufzer merkt,
Solches Ohr und Hand und Auge läßt das Herz nicht ungestärkt.

GOttes Obhut schläfet nie; sondern weis zu rechten Zeiten,
Uns ein Labsal in der Angst und ein Pflaster zu bereiten.
Er verbindet wenn er schläget: Stellt er eine Prüfung an,
Weis er schon, wie viel die Schulter von der Last ertragen kann.

Ja, Frau Mutter! wenn ich dieß bey mir öfters überlege,
O! so wird mein redlich Herz, und das Blut in Adern rege:
Mitleid, Harm und Liebe machen, daß die Augen trübe stehn,
Und mir mit gesalznen Thränen voller Wehmuth übergehn.

Mein GOtt! mit wie vieler Huld hast du sie bisher getragen?
Mußte gleich ihr Herz gar oft: Ach du Herr, wie lange! fragen,
Gabst du doch Geduld im Leiden; du warst ihre Zuversicht,
Und auch mitten in den Nöthen ließ sie deine Rechte nicht.
Zwar fünf Weysen waren da, die ihr manchen Kummer machten,
Welche sie um manchen Schlaf bey gehäuften Sorgen brachten:
Dennoch gab die Vaterliebe, Gnade, Segen und Gedeyhn,
Daß sich alle deiner Hülfe und Errettung konnten freun.
Alle wurden wohl versorgt und in guter Zucht erzogen:
Dreyer Schwiegersöhne Herz ward ihr sonderbar gewogen.

So

So steigt frommer Eltern Seufzen eilend bis zu GOtt hinauf,
Und ihr zuversichtlich Bethen baut den Kindern Häuser auf.

Heino, dem ich öffentlich höchst verbundnen Dank erstatte,
Zeigte längst, wie viele Gunst er vor die Frau Mutter hatte.
Itzt erweist er es besonders, daß, je seltner dieses ist,
Er, zu desto größerm Ruhme, die Frau Mutter nicht vergißt.
O was ist das vor ein Trost vor die abgelebten Glieder!
GOtt vergelte solche Treu seinem werthen Hause wieder!
Ihr Gebeth wird das ersetzen, was der Liebe starke Glut,
Und ein rühmenswerther Eifer stets zu ihrer Pflege thut.

Aber! wie soll ich voraus Gottes Güte gnugsam preisen?
Und zugleich mich gegen dich, liebste Mutter, dankbar weisen?
Wenn ich alles dieß erwege, was du mir von Kindheit an,
Sonderlich bey schwerer Krankheit an mir mütterlichs gethan:
O so seh ich keinen Weg, wie ich das erwiedern könnte.
Was ich thu, ist meine Pflicht: Wenn mir GOtt das Glücke gönnte,
Dir bey deinen grauen Haaren nur recht an die Hand zu gehn,
Sollten alle meine Kräfte stets zu deinen Diensten stehn.
Nein! erzürnt hab ich dich nie; darum ist mir deine Liebe
Auch besonders zugethan: Desto mehr sind meine Triebe
Gegen dich, geliebte Mutter, so gar zärtlich angeflammt,
Daß daher dieß Freudenopfer unzählbarer Wünsche stammt.

Dieser Tag, da du zuerst dieses große Rund erblicket,
Ist es, welches dich und mich auf das innigste erquicket,

Dich zwar schwächt ein hohes Alter: Sechs und siebzig sind vorbey,
Doch wird Gottes Vatertreue auch im Alter an dir neu.
HErr, der du der Menschen Zahl längst schon auf dein Buch geschrieben,
Der du seit so langer Zeit unser treuer Hort geblieben,
Fahre fort mit deiner Güte, leite, gängle, trage die,
Die dir Dank und Andacht opfert; sey ihr Schutzstern spat und früh.

Ist sie gleich betagt und schwach, laß sie dennoch ferner leben,
Ihr Gebet muß uns ja noch täglich neuen Segen geben.
O wie freu ich mich zu hören, daß sie bey der Schwächlichkeit,
Ob gleich mit ganz schwachen Händen, dir entbrannten Weyhrauch streut.

Bleib ihr Hort und Zuversicht: Bleib ihr Fels, auf den sie trauet;
Bleib ihr starker Schirm und Schild; bleib ihr Theil, auf das sie bauet.
Stärke die geschwächten Sinnen; wenn sie öfters schlaflos wacht,
Sey ihr einziges Vergnügen, und ihr Licht bey dunkler Nacht.
Laß sie auch noch dieses Jahr, doch nach deinem Willen, ende
Denn das Leben, wie der Tod, steht allein in deinen Händen.
Beyder Wünschen ist noch dieses, uns nur noch einmal sehn,
Doch vielleicht kann unser Hoffen, liebste Mutter, bald geschehn.

Gedächtnißrede,

Dem

Hochsel. Hrn. Hofrath Mencken,

gehalten von

M. Friedrich Wilhelm Stübnern,

der Philosophischen Facultät Assessorn.

Es hat sich wohl seit vielen Jahren kein Todesfall in unsern Mauern begeben, der von so vielen gründlich gelehrten Männern, von so vielen ganzen Gesellschaften, die sonst wenig Verbindung mit einander haben; von so verschiedenen Personen, die, wegen ihres unterschiedlichen Standes, nicht eben gleiche Meynung haben können; aus so mancherley wichtigen Bewegungsgründen und Ursachen, wäre bedauret worden, als das Ableben des großen Menckens: Dessen Verdienste überall bekannt sind, wo nur Gelehrsamkeit anzutreffen ist; dessen Aemter und Ehrenstellen mit so viel Geschicklichkeit und Glücke verwaltet worden, daß ich sie nicht einmal zu nennen nöthig habe, um sie ihnen, hochgeehrteste Herren, zu Gemüthe zu führen; dessen Ruhm, mit dem gesegneten Andenken seiner Voreltern und seines Geschlechts, so lange dauren wird, als Leipzig ein Sitz der Musen, Deutschland eine Mutter dankbarer Nachkommen, Europa ein Aufenthalt wahrer Gelehrten, die Welt ein Behältniß vernünftiger, und mit Erinnerung und Gedächtniß begabter Geschöpfe

seyn wird. Alles ist von den Klagen über den Verlust dieses theuren Mannes bey unserer Stadt und Academie seit einigen Wochen her erfüllet gewesen. Unsere hohe Schule hat in ihrem eigenen Tempel von heiliger Stäte ihre Klagen ausgeschüttet, und der Tugend ihres erblaßten Mitgliedes eine Gedächtnißpredigt halten lassen. Das Haupt derselben hat in einer öffentlichen Schrift von zween Bogen allen Musensöhnen dieser hohen Schule, so zu reden, die Trauer über diesen Todesfall anzulegen befohlen. Die philosophische Facultät hat durch einen Mann, der so wohl seinen Gaben, als seinem Amte nach, am meisten dazu geschickt war, gleichfalls in der Academischen Kirche in lateinischer Sprache, eine Leichenrede halten lassen. Von der Traurigkeit des gebeugten Menckischen Hauses will ich nichts melden: Weil es gar eine schlechte Probe von den Verdiensten eines Verstorbenen ist, wenn man erst die Schmerzen der Anverwandten zu Hülfe ruffen muß, wenn man anzeigen soll, wie sehr er bedauret worden sey. Jedermann weis, daß eine treue Ehegattinn ihren geliebten Eheherrn, und wohlgerathene Söhne ihren wertheften Vater mit äußerstem Schmerze verlieren müssen.

Doch alle die erzählten Ehrenbezeugungen mögen wohl mehrern nach ihrem Tode in nicht viel geringerem Maaße wiederfahren seyn: Und ein jedes Haus betrauret ja seinen Todten, den es liebte, nach allem Vermögen. Unserem Mencken ist eine Ehrenbezeugung wiederfahren, die kein Ableben, als das seinige, begleiten konnte. Die deutsche Gesellschaft, diese ausgesuchte Anzahl redlicher Männer, welche die Aufnahme und das Wohl ihrer Sprache, nebst der Fortpflan-

zung

zung des guten Geschmackes unter ihren Landesleuten, dem Eigennutze weit vorziehet, hat noch kein Oberhaupt, als alleine itzt den fürtrefflichen Mencken, verlohren. Schmerzlicher Verlust! den weder ein vorhergegangenes Exempel gewöhnlich, noch eine in ähnlichen Fällen erlangte Gewohnheit erträglich, und doch die Hoheit des verlohrnen Gutes höchst empfindlich machet. Ich bin selbst ein Zeuge davon, hochgeehrteste Herren, wie tiefe Wunden derselben dieser harte Streich geschlagen hat, der ihr so unvermuthet, als selten und ungewohnt vorkam, und den sie zuvor noch nie erfahren hatte. Ich habe die nachdrückliche Klagrede, und die nicht minder beweglichen Trauerlieder, die ihr der Schmerz ausgepresset hat, wiewohl als ein Fremder, doch nicht ohne innigliches Beyleid, mit angehöret. Es waren außer mir noch mehrere vorhanden, die eben wie ich, zu dieser löblichen Gesellschaft als Glieder nicht gehöreten. Alle wurden von einerley Beyleid gerühret, das man billiger Weise mit dieser Gesellschaft bey so betrübten Umständen haben mußte, welche sie zumal zum erstenmal betrafen.

Die ganze gelehrte Welt verlieret an ihrem Mencken nicht ein gemeines Mitglied; das Reich der Wissenschaften nicht bloß einen seiner vornehmsten Bürger; die Republik der verständigen Geister auf Erden nicht allein einen von dem ersten Range aus ihrem Mittel: Sondern es entgehet ihr der Mann, ohne dessen Sorgen viele Arbeiten ihrer übrigen Mitglieder wären verlohren gegangen, wenn er sie nicht mit in seine Tagebücher von den Handlungen der Gelehrten eingerücket hätte; ohne dessen Anordnung auch die Schriften, die sie etwan doch erhalten hätte, nicht

die Helfte so brauchbar würden gewesen seyn, als sie itzt durch die Auszüge geworden sind, welche die geschicktesten Leute in jeder Wissenschaft auf sein Anstiften und unter seiner Aufsicht verfertiget haben; ohne dessen Zuthun manche Geschichte von gelehrten Sachen, mancher denkwürdiger Umstand aus den Geschichten überhaupt, und besonders aus der Historie der Gelahrtheit, manches gelehrten Mannes Leben und Schriften, nach einigen Jahrhunderten vielleicht völlig würden vergessen seyn, die doch itzo sein Fleiß dem Untergange entrissen, und seine Feder dem Gedächtnisse der folgenden Zeiten aufbehalten hat. So wichtig sind die Ursachen, die auch der ganzen gelehrten Welt den Verlust unsers Menckens höchst schmertzlich machen müssen!

Unsre vertraute Rednergesellschaft nenne ich billig unter den gelehrten Zünften zu letzte, die dieser empfindliche Schlag trifft: Weil sie vielleicht unter allen bisher erzehlten Gesellschaften, die allerentferntesten, und in gewisser Maaße schwächsten Bewegungsgründe, zur Traurigkeit haben mag; die ihr aber deswegen nicht weniger schmerzlich und empfindlich fället, weil sie so nur desto entfernter von allem Eigennutze, nur desto gereinigter von allen zeitlichen Absichten, nur desto freyer von denen Affecten und unruhigen Gemüthsbewegungen ist, die aus näheren Verbindungen natürlicher Weise entstehen müssen. Ja, wenn ich frey heraus sagen darf, was ich vielleicht nicht ohne Grund im Herzen glaube, so ist die Wehmuth unserer Gesellschaft eben deswegen gesetzter, unser Klagen mehr gegründet, und unser Schmerz mehr überlegt, als der Jammer der Freunde und Au-

ver-

verwandten, und überhaupt die Betrübniß aller andern Personen seyn kann, die ich erzählet habe. Alle müssen sich bey diesem Todesfalle mehr Verlust, mehr eigenen Schaden, vorstellen, als wir thun können. Ein entzogener Nutzen, eine betrogene Hoffnung eines nahen Vergnügens, ein betrübtes Andenken eines vertraulichen Umganges, und noch andere heftige Vorstellungen betäuben diejenigen, die an diesem Verluste näher Theil nehmen müssen. Die Academie bedauert einen hochverdienten Professor; Die philosophische Facultät ihr ältestes Mitglied; Die hinterlassene Freundschaft ihren nahen Anverwandten; Die deutsche Gesellschaft ihren ersten Präsidenten; Die gelehrte Republik einen ihrer nützlichsten Bürger, oder besser zu reden, eine mächtige Stütze ihrer Wohlfahrt. Aber was bedauret denn unsere Gesellschaft? Nichts, als einen Mann von seltenen Verdiensten, der sie zwar ehemals seines Beytritts gewürdiget hatte; aber auch durch seine viele Verrichtungen schon vor langer Zeit war genöthiget worden, ihr wieder Abschied zu geben. Unsere Versammlungen vermissen nur ein ehemaliges Mittglied, welches sich in dem eifrigen Bestreben nach der deutschen Beredsamkeit mit unsern Vorfahren gemeinschaftlich verbunden hatte. Die Professoren unserer hohen Schule werden von der Liebe zu ihrem Collegen, die Glieder der philosophischen Facultät von der Hochachtung gegen ihren Aeltesten, die Anverwandten von der Zärtlichkeit gegen ihren Blutsfreund, die deutsche Gesellschaft von der Ehrfurcht gegen ihr Oberhaupt, die Gelehrten von der Dankbarkeit gegen den Beförderer der Gelehrsamkeit gerühret. Uns aber rühret nichts, als die entfernte Erinnerung eines ehmaligen

maligen Mitgliedes unserer Gesellschaft; die Pflicht eines so verdienten Mannes Andenken unter uns zu erhalten; die herbe Schuldigkeit, sein löbliches Beyspiel, und seinen rühmlichen Wandel uns nochmals bey seinem Abschiede aus der Welt, für die Augen zu stellen. Diese Absichten werden auch mein Verfahren rechtfertigen, und mich entschuldigen; wenn ich zur Erhaltung des Andenkens eines so großen Mannes bloß das anführe, was große Dinge, die Wissenschaften nemlich und die Gelehrsamkeit, genauer angehet.

Es ist unnöthig, daß ich die Eltern des hochseligen Herrn Hofraths rühme, deren Gedächtniß ohnedem noch bey allen Einwohnern unsers Leipzigs im Segen blühet. Mein Vorhaben erlaubet mir nicht, daß ich von seinem Geschlechte, von seiner Geburt, von seiner Auferziehung und andern solchen Umständen Meldung thue, die sonst einen großen Theil der gewöhnlichen Gedächtnißreden einnehmen. Wer den berühmten Otto Mencken nicht schon aus seinem Namen kennet, der wird ihn aus einer einzigen Rede nimmermehr genug kennen lernen: Und wer nicht ohnedem schon einsieht, daß ein solcher Mann, als er war, nichts an der guten Erziehung seines Sohnes habe ermangeln lassen; der darf nicht hoffen, daß ich ihn mit vielen Beweisgründen von einer Sache überzeugen werde, bey der ich mich nur auf den ganzen Lebenslauf des Sohnes, als auf ein untrügliches Zeugniß der guten Auferziehung, berufen darf, die er von seinem Vater genossen haben muß. Wer dergleichen Umstände des hochseligen Herrn Hofraths ja nicht wüßte, darf seinen Unterricht nicht aus meiner Rede,

sondern

sondern aus der Einladungsschrift, so ihm zu Ehren geschrieben worden, aus dem Lebenslaufe, der in deutscher Sprache bey seiner Gedächtnißpredigt verlesen wurde, aus der Leichenrede, die auf die Predigt gefolget ist, aus dem Lobe, das den vorigen Monat der gelehrten Monatsschrift einverleibet ist, die er sonst bey seinem Leben selbst besorgete, und noch aus andern Schriften herholen. Die Menge dieser Nachrichten überhebet mich der Mühe, das zu wiederholen, was schon so oft gesagt und geschrieben worden, ja von der dankbegierigen Nachwelt ohnedem noch oft wird wiederholet werden. Ich werde an dem Manne, dessen Thaten ich nicht beschreiben, sondern nur, wie in einem dunkeln Schattenrisse, entwerfen kann, vornemlich seine weitläuftige Erkenntniß, die fast keinen Theil der Gelehrsamkeit unberühret gelassen; seine Liebe zu den Wissenschaften, und die merkliche Aufnahme, die sie von ihm erhalten haben; seine Großmuth, mit der er sich über die gewöhnlichen Gedanken der Menschen weit erhoben hat; seine Freygebigkeit, mit der er absonderlich die Armuth der Gelehrten unterstützet hat, nicht so wohl zur Betrachtung, als nur zur Bemerkung aussetzen. Mit einem Worte, ich werde nur einige wenige aus den vortrefflichen Eigenschaften meines Tugendmusters, das ich vor mir habe, erzählen, die vielleicht andere vor mir nicht berühret haben: Weil ich doch sonst nur gar schweigen müßte, wenn ich mir vorsetzte, keine derselben außen zu lassen.

Wie viel eitle Absichten mischen sich nicht ordentlich mit ein, wenn sich die Menschen vornehmen, eine weitläuftige Erkenntniß in allen Theilen der Gelehrsamkeit zu erlangen? Wie viele sind nicht dadurch

von

von der Gründlichkeit abgehalten worden, daß sie zu viel wissen wollten? Es gehet nur bey den besten Naturen an, daß sie in der kurzen Zeit des menschlichen Alters eine tiefe Einsicht mit einer weitläuftigen Erkenntniß verbinden. Unser Geist verlieret sich, wenn er sich auf viele Dinge zerstreuet. Wer die Begierde, vieles zu wissen, dem angebohrnen Triebe, den Grund von allen Sachen einzusehen, vorziehet; wer sich nicht vorher wohl geprüfet hat, ob auch sein Gemüthe die Wissenschaft und Gewißheit, und die Menge der Sachen zugleich fassen könne; wer nicht die wichtigsten Ursachen hat, mit einer engen Erkenntniß nicht vergnügt zu seyn, sondern sich nothwendiger Weise in Weitläuftigkeiten einzulassen; der ist nicht zu bedauren, wenn er durch seine Bemühungen nichts begreift, da er alles erlernen will.

Das Gemüthe des hochseligen Herrn Hofraths war geschickt, vieles gründlich zu fassen, und eine Menge verschiedener Wahrheiten zu behalten, ohne dadurch irre gemacht zu werden. Die Proben, die er davon gegeben hat, liegen am Tage. Hier verehre ich die Spuren der göttlichen Gerechtigkeit, die niemand anders als einem solchen Geiste, die dringende Nothwendigkeit, sich eine weitläustige Wissenschaft zu erwerben, auflegen wollte: Und ich sehe es allerdings für eine Probe der ewigen Weisheit an, daß sich unserm hochseligen Herrn Hofrathe so leichte und kurze Wege, diesen Endzweck zu erhalten, gleichsam ohne sein Suchen darstelleten. Er konnte, seinen Umständen nach, nicht Umgang haben, sich in eine weitläuftige Gelehrsamkeit einzulassen. Ohne dieselbe hätte er in den Verrichtungen, die ihm Gott und das Glü-

cke

ke beschieden hatten, der Welt nicht so dienen können, als er hernach wirklich gethan hat. Ihm war so zu eden durch das Recht der Erbschaft die Fortsetzung er Monatschrift aufgehoben, und zu seiner künftigen Beschäfftigung gleichsam zum voraus beygeleget; welche sein Herr Vater mit vielen Unkosten, Reisen und Bemühungen, zu einem unbeschreiblichen Vortheile der ganzen gelehrten Welt, angefangen hatte. Die Pflicht eines treuen Sohnes war es, in die herrlichen Fußtapfen seines Vaters zu treten, und seine löbliche Thaten, die einer Fortsetzung nöthig hatten, fortzuführen.

Die Aufsicht über die gedachte Schrift zu haben, ist kein Werk eines Mannes der zwar die größte Gründlichkeit, aber nur in einer Wissenschaft besitzt. Zu einem Buche, daß seiner ganzen Einrichtung nach von allen Theilen der Gelehrsamkeit handeln muß, und das allen seinen Werth so gleich verlieren wird, so bald man es nur einer einzigen Wissenschaft, wäre es auch die edelste unter allen, wiedmen wollte; zu einem solchen Buche, sage ich, gehöret ein Aufseher, der als ein Argus auf jeden besondern Platz in dem Reiche der Gelehrsamkeit ein offenes Auge haben kann. Unser Herr Mencke konnte es lange, ehe es geschahe, zum voraus sehen, daß die Besorgung dieses wichtigen Werkes auf niemand anders, als auf ihn, dereinst kommen würde. Die angeerbten Neigungen gaben ihm hierzu ein näher Recht. Und wer war mehr berechtiget, in die ruhmvollen Fußtapfen des großen Otto Menckens zu treten, als sein Sohn, auf den die Tugenden seines Vaters fast durch die Zeugung gekommen waren, und nun in reichem Maaße auf ihm

ruhe-

ruheten. Er würde ein unvollkommener Erbe seines Vaters gewesen seyn, wenn er nicht auch den Ruhm von ihm ererbet hätte, der mit der Fortsetzung dieser Monatsschrift verbunden war: Und das bereits eingenommene Erbtheil würde geschwächet, und zerstreuet worden seyn; wenn er diese nützliche Arbeit, die ihm zugestorben war, abgebrochen und nicht fortgesetzet hätte. Starke Gründe! die ihn außer der Gründlichkeit auch noch die Weitläuftigkeit in seine Erkenntniß zu bringen nöthigten.

Dem ungeachtet wagte er sich nicht gleich im Anfange mit einemmale in das freye Land der Gelehrsamkeit hinein, sondern betrachtete erst die einzelnen Provinzen und Ländereyen desselben: Nach der Art derjenigen, die sich ohne Uebereilung und mit Vortheil eine ganze Landschaft bekannt machen wollen, und zu dem Ende erst die einzelnen Städte und Festungen derselben durchreisen, und die kleinen Oerter und Gegenden erst besonders beschauen, ehe sie die ganze Gegend, so zu reden, mit einem Blicke zu übersehen unternehmen. Er fing nicht alles das auf einmal an, was er erlernen wollte: Weil er wohl wußte, daß auch der stärkste Geist der Menge der Sachen nachgeben müsse, wenn seine Kräfte durch die fleißige Uebung in einer Art der Erkenntniß noch nicht genug abgehärtet sind. Er widmete sich, aus Liebe zur Gründlichkeit, die er bey einer andern Aufführrng nothwendig hätte verleugnen müssen, anfangs nur einer einzigen Facultät, und legte sich, doch nicht mit Hindansetzung der Philosophie, unter der Anführung der größten Theologen, die Leipzig damals aufweisen konnte, auf die Gottesgelahrtheit. Es ist leicht zu denken, daß

sein

sein Fleiß, bey so guter Anführung, einen guten Fortgang in dieser göttlichen Wissenschaft werde gehabt haben. Er ging hierauf auf Reisen in Begleitung seines Freundes, dessen geistliche Beredsamkeit und gründliche Erkenntniß in der Gottesgelahrtheit noch bis auf diesen Tag unserem werthen Leipzig so viel Erbauung als Ehre schaffet, und besuchte mit ihm Holland und Engelland: Da er denn in des letzten Reiches Hauptstadt seinen ernsten Vorsatz, sich der Theologie hauptsächlich zu ergeben, durch eine öffentliche geistliche Rede an den Tag legte, die er an die lutherische Gemeine daselbst gehalten hat.

Aber was für wunderbarer Wege bediente sich nicht die Vorsehung, die alles weislich regieret, ihn von der einen Art von Studien, die er erwählt hatte, zu der weitläuftigen Erkenntniß in allen Theilen der Gelehrsamkeit, gleichsam bey der Hand zu leiten, die ihm in seinem folgenden Zustande unumgänglich nöthig war? In eben dem Jahre, da er von Reisen zurücke kam, wurde er durch den Befehl seines gnädigsten Landesherrn zum Professor der geistlichen und weltlichen Historie ernennet. Die erste hatte viele Verwandtschaft mit der Theologie, die er bereits erlernet hatte. Die andere stund in einer so genauen Verbindung mit der Rechtsgelahrtheit, daß er sie ohne diese Beyhülfe weder selbst gründlich genug einsehen, noch andern deutlich genug vortragen konnte. Daher mußte er seinen Fleiß, den er den heiligen Wahrheiten der Offenbarung vorher alleine gewidmet hatte, nunmehr auch mit auf die Erlernung des Verstandes der Rechte verwenden; welches er auch unter dem Beystande der göttlichen Gnade, die ihn durch aller-

hand innerliche und äußerliche Arten des Beruffes dazu aufgefordert hatte, nicht ohne sonderbaren Fortgang leistete. So wurde aus dem, der sich einer einzigen Facultät ergeben wollte, ein Mann, der die drey Hauptheile der Gelehrsamkeit aus dem Grunde verstund, und den vierten eben so glücklich würde erlernet haben, wenn ihn die göttliche Vorsicht dazu mit so wichtigen und augenscheinlichen Ermahnungen, wie zu den andern, angefrischet hätte! So kam unser hochseliger Herr Hofrath durch einen süßen und angenehmen Zwang zu der weitläuftigen Erkenntniß, die der Welt hernach so vielen Nutzen schaffete, als es itzt am Tage liegt! So griff er, wie wohl mancher bey solchen Umständen zu seinem eigenen Schaden würde gethan haben, nicht weiter, als es die größte Nothwendigkeit auf seiner Seite, der Befehl seines Landesherrn auf der andern, und der augenscheinliche Wille des Herrschers aller Dinge auf beyden haben wollte! So wenig hat ihn eine Eitelkeit; so kräftig aber der gemeine Nutzen auf die Einsicht gezogen, die sich so weit erstreckete!

Aus der schon oft gedachten monatlichen lateinischen Schrift, die man seiner Aufsicht zu danken hat, haben die Wissenschaften einen Vortheil gezogen, der schwer zu beschreiben ist. Die Mathesis ist durch sie mit ganz neuen Theilen bereichert worden. Die neue Art der Philosophie, die itzt so vielen Beyfall findet, hat derselben einen guten Theil ihres Wachsthums zu danken. Die Physik und Naturlehre würde manche nützliche Anmerkung noch nicht in sich fassen, wenn sie nicht hätte können aus dieser Monatsschrift genommen werden. Die Lehre von der Seele und den Gei-

stern

stern würde nicht mehr Deutlichkeit haben, als zu unserer Väter Zeiten, wenn nicht der unvergleichliche Herr von Leibnitz, und nach ihm der berühmte Herr Wolf hier einen Platz gefunden hätten, ihre Gedanken der Welt mitzutheilen. Ist nicht die Eintheilung der menschlichen Begriffe und Gedanken, die der erste in diesem Monatbuche zuerst an das Licht gestellet, nun bey nahe von allen Weltweisen gebilliget und angenommen worden? Und würden des letzten Bemühungen ihm nicht merklich schwerer angekommen seyn, wenn er nicht jene Gedanken bereits gefunden hätte? Ehe Herr Hermann, der sonst in Padua, Frankfurt an der Oder, und Petersburg die Mathesin lehrte, nun aber in Basel die Philosophie vorträgt, sein herrliches Werk der Phoronomie heraus gab, suchte man einige wichtige mechanische Ausführungen in allen andern Büchern vergebens, die man doch hier antreffen konnte. Selbst Herr Hofrath Wolf, dem bey uns Deutschen die Mathematik die meiste Deutlichkeit, und die Philosophie die meiste Gründlichkeit zu danken hat, konnte vor nicht gar langer Zeit die neuen Rechnungsarten des Herrn von Leibnitz, und die Erfindungen der Herren Bernoulli, seinem eigenen Geständnisse nach, aus keinem einzigen Buche, als aus diesem, lernen. Was in Frankreich und Engelland nur die ansehnlichsten Gesellschaften von den gelehrtesten Leuten unternehmen können: Das hat in Deutschland die Sorge eines einzigen Vaters zu Stande gebracht, und der Fleiß seines Sohnes bis auf unsre Zeiten erhalten und fortgeführet. Eine Sammlung aller neuen Erfindungen in allen Wissenschaften haben noch nie zwo Privatpersonen durch

funfzig Jahre fortgesetzet. Die gelehrtesten Italiener können es daher bis auf diese Stunde nicht glauben, daß die Aufsicht eines einzigen Mannes ein solches Werk habe liefern können. Es mag ihnen an dieser Monatsschrift etwas gefallen, oder misfallen haben: So legen sie das Lob oder den Tadel auf die ganze Leipziger Academie. Sie sind zu unterschiedenenmalen deswegen erinnert worden; stehen aber dem ungeachtet nicht davon ab, daß sie die Sammlung dieses Werkes unserer ganzen hohen Schule beylegen. Unpartheyisches und klares Zeugniß, daß der hochselige Herr Hofrath das Unternehmen seines Hrn. Vaters mit solchem Fortgange ausgeführet habe, dessen sich auch eine ganze Academie nicht schämen dürfte. Die Leipziger Zeitungen von gelehrten Sachen, die wöchentlich zweymal an das Licht treten, sind eine unverwerfliche Probe seines Fleißes, mit dem er die Gelehrsamkeit, und die freyen Künste auf alle nur ersinnliche Weise zu befördern getrachtet hat. Den Ruhm jener Schrift theilete er so zu reden mit seinem Herrn Vater; diese aber ist ihm völlig eigen. Jene Arbeit setzte er nur fort; diese aber hat er selbst angefangen. Ich schweige von seinen übrigen Schriften, und von der großen Sammlung historischer Nachrichten, die um so viel größern Nutzen schaffen, je genauer sie ganz Sachsenland betreffen.

Noch eins! Die Freyheit zu denken, ist durch unsern Mencken in allen Dingen, die zur Religion nicht gehören, unserer Academie erhalten worden, und sein Widerspruch hat uns alle von dem Joche, das uns bereits auf den Hals fallen wollte, und von der Sclaverey, anderer Leute Gedanken in philosophischen Din-

gen

gen gezwungener Weise für ausgemachte Wahrheiten anzunehmen, glücklich befreyet. Wer da weis, wie viele Vortheile aus einem so hohen Gute der Gelehrsamkeit überhaupt, und einer Academie besonders zuwachsen können, der wird die Hoheit dieser Wohlthat ohne mein Erinnern ermessen können. Hier wäre der Ort, wo ich mich billig länger aufhalten sollte: Aber die Großmuth meines Helden heißet mich zu dem Stücke eilen, woran sie eben so viel Theil hat, als an den vorhergehenden.

So niederträchtig es ist, scharfsichtig in anderer Leute Fehlern, und in den eignen blind zu seyn: So erhaben ist hingegen die Redlichkeit, welche die Fehler anderer Stände so lange übersieht, bis sie die Mängel des eigenen Standes nach Möglichkeit verbessert hat. Die allerwenigsten unter den Menschen erheben ihre Gedanken bis zu einem so hohen Grade der Erkenntniß; daß sie das, was ihnen und ihres gleichen fehlet, nur recht lebhaft einsehen, geschweige zu verbessern suchen sollten. Die Selbsterkenntniß ist auch den klügsten Weltweisen unter den Heyden, als eine Tugend von so erhabenem Grade, vorgekommen, daß sie den griechischen Spruch, in welchem sie gebothen wird, keinem andern Erfinder, als dem Gott der Weisheit selbst, dem Apollo, beylegen konnten: Zum Zeugnisse ihres Wahnes, als ob das ganze vernünftige Geschlecht der sichtbaren Creaturen nicht fähig wäre, eine so edle Tugend ausfündig zu machen, und ihre Nothwendigkeit von sich selbst einzusehen. Die Fehler des Standes, in dem wir leben, sind so genau in unsere eigene eingeflochten, daß wir gemeiniglich jene eben so schwer, ja eben so ungerne, als diese wahrneh-

nehmen. Kein gemeiner Verstand besitzt die Herzhaftigkeit, die Schandflecken der Lebensart, die er selbst erwählet hat, aufzudecken. Es ist ungemein schwer, die Furcht durch alle Bemühungen sich selbst am meisten zu beleidigen, und gewissermaßen die Selbstliebe in sich zu überwinden. Haben sich ja einige ausserordentliche Geister bis auf diesen Gipfel in die Höhe geschwungen, so hat ihnen doch dieser jähe und abhangende Felsen auf einer andern Seite zu einem schnellen Falle gedienet. Sie sind auf niederträchtige Spöttereyen verfallen; und da sie Gelegenheit geben wollten, über andere zu lachen, sind sie selbst am meisten lächerlich geworden. Unser Mencke hat die belachenswürdigen Thorheiten des Standes der Gelehrten, in dem er doch selbst lebte, aufrichtig entdecket, daß man aus seinem ganzen Betragen bey einer so gefährlichen, als heldenmüthigen Handlung, sehen muste: Es sey ihm nicht so wohl darum zu thun gewesen, daß sie bekannt gemacht, als daß sie verbessert würden. Ich beruffe mich dießfalls auf sein Buch selbsten, das man itzt in vier Sprachen lesen kann, und zweifle, ob ihm jemand etwas ähnliches mit so allgemeinem Beyfalle zuvor gethan habe, oder auch vielleicht gar jemals nachthun werde. Kenner der Sittenlehre und des menschlichen Herzens mögen meinen Zweifel prüfen; und die Nachkommen zusehen, wie weit sie es in Verbindung der Einsicht, Aufrichtigkeit, Bescheidenheit und der aufgeweckten Schreibart, gegen das, was er geleistet hat, bringen können.

Seine Freygebigkeit gegen das gelehrte Armuth ist theils durch Denkmahle verewiget, die jedermann vor Augen liegen, theils mir von glaubwürdigen Personen,

sonen, auf welche ich mich sicher beruffen darf, nach besondern Umständen bezeuget worden. Ich ziele hiermit, für vielen andern Exempeln seiner Gutthätigkeit, auf eines, welches sonderbar merkwürdig ist. Ich ziele, sage ich, auf den deutschen Poeten, der an dem natürlichen Ausdrucke keinen gleichen Vorgänger, und nächst dem Philander von der Linde wenige Gefährten hat, den bekannten Günther; den Schlesien gezeuget, Sachsen ernähret, und nach seinem frühzeitigen Tode, ganz Deutschland bewundert hat; welches wohl keinen ärmern, und meist wider Verschulden, unglücklichern Dichter, als ihn bey seinem Leben getragen hat. Dieser rühmet in vielen Stellen seiner Gedichte, die seine Freunde nach seinem Tode gesammlet haben, die großen Wohlthaten, die er von dem hochseligen Hrn. Hofrath empfangen hat. Und wenn er auch gleich an einigen Orten so hohe Redensarten davon brauchet, daß er sich einer poetischen Freyheit bedient zu haben scheinen möchte: So versichern doch diejenigen, die davon genaue Kundschaft haben können, daß seine Ausdrückungen noch unter dem sind, was er empfangen hat. Diese Gaben sollen oft so beschaffen gewesen seyn, daß man sie würde vor eine Verschwendung haben achten müssen, wenn sie entweder einem weniger geschickten, oder weniger bedürftigen Menschen wären mitgetheilet worden. Andere haben ebenfalls dergleichen Wohlthaten aus eben diesen Händen genossen, wiewohl vielleicht nicht in so reicher Maaße, weil sie es weniger bedürftig waren. Günther ist der einzige unter den zehnen, der wieder umkehrete und öffentlich Dank sagte. Seine Schriften werden niemals in Vergessenheit gerathen, weil sie der Natur näher kommen, als ihr die Kunst

bisher hat kommen können: Und mit ihnen wird der Ruhm der Menckischen Wohlthätigkeit bis auf die spä-ten Nachkommen fortgepflanzet werden. Philander von der Linde lebt in seinen eigenen Werken als ein Poe-te; aber Herr Hofrath Mencke in Günthers Gedichten als ein Wohlthäter. Ich schäme mich nicht, diese Sa-che in diese Gedächtnißrede mit gebracht zu haben, der sich noch die entfernte Nachwelt mit Vergnügen erinnern wird. Andere hätten sie vielleicht mit Stillschweigen übergangen, weil es einem Lobredner erlaubt ist, die Tu-genden mehr nach dem, was in der Seele vorgehet, als nach den äußerlichen Werken abzumessen. Ich stehe noch bey mir an, ob ich Günthern soll vor glücklicher ach-ten, daß er so reiche Wohlthaten genossen hat; oder daß er davon Gelegenheit genommen hat, eines so großen Man-nes in seinen Schriften mit Ruhm und Dank zu geden-ken. Jenes ist nur eine Frucht seines elenden Schick-sals, das ihn nicht nur fähig, dergleichen Wohlthaten anzunehmen, sondern sie ihm gar unentbehrlich machte. Dieses aber war eine Wirkung eines edlen und dankba-ren Gemüthes, das man nicht mit Golde erkaufen kann. Durch jenes wird die Nachwelt immer an Günthers Unglück, an Günthers Armuth; durch dieses an seine Tugend und Redlichkeit; durch beydes aber an unsers Mencken Klugheit in Austheilung seiner Gaben, und an seine Mildigkeit zu denken erinnert werden.

Hochgeehrteste Herren. Ich habe mein Versprechen treulich gehalten, und nur wenige Eigenschaften unsers ehemaligen Mitgliedes betrachtet. Diejenigen, so un-sern hochseligen Herrn Hofrath in seinem Leben genauer zu kennen die Ehre gehabt haben, können nun urtheilen, ob ich nicht vielleicht die wichtigsten mit Stillschweigen über-

übergangen habe. Wäre dieses ja geschehen, so wäre es wohl daher gekommen, daß ich die Traurigkeit über den Verlust, den mit unserer Gesellschaft die ganze gelehrte Welt erlitten hat, nicht noch mehr vergrößern wollte: Zumal da unser Schmerz durch die Erinnerung und Hoffnung dessen nicht wenig gelindert wird, was sich das Reich der Gelehrsamkeit von den hinterlassenen zween Herren Söhnen versprechen kann, auf denen der Geist Ottonis, und Johann Burchards, ihres Großvaters und Vaters ruhen wird. Ich wünsche, daß man von diesen blühenden Zweigen des Menckischen Stammbaumes die gesegneten Früchte bald einsammlen möge, zu denen man sich nach allen gegründeten Kennzeichen, und nach den herrlichen Proben, die man von ihnen schon hat, mit allem Rechte die edelste Hoffnung zum voraus machen kann. Gott lasse sie das erwünscht vollenden, was der Tod dem hochseligen Herrn Vater fortzusetzen nicht erlaubte. So wird das vornehme Menckische Haus das Leid über das Ableben des Vaters mit dem Vergnügen über die Wohlfahrt der Söhne gerne verwechseln, und in den nachfolgenden Zeiten eben so sicher, und eben so feste unter den Beschäfftigungen der Enkel und Kindes-Kinder fortdauren, als es in dem vergangenen durch die Sorge des Vaters und Großvaters fortgedauret hat. Sie, hochgeehrteste Herren, werden sich über das Glücke dieses theuren Geschlechts mit mir allezeit von Herzen erfreuen.

☆ ☆ ☆

Klagschreiben

An Herrn

Joh. Christian Benemannen,

Hof- und Justitienrath in Dreßden,

abgelassen von

der deutschen Gesellschaft in Leipzig

durch

Johann Friedrich Mayen, M. A.

Elegie.

Wir nahen uns zu dir, du deutscher Musenfreund,
Nicht den gestillten Schmerz von neuem aufzuwecken;
Wer es mit unserm Chor, wie du, so redlich meynt,
Den sollte nicht einmal das mindste Leid erschrecken:
Nein, wir bewundern nur den großmuthsvollen Geist,
Der bloß das Uebel fühlt, um seine Kraft zu zeigen,
Wir sehn von ferne zu, wie stark er sich erweist,
Wenn Unmuth, Schmerz u. Angst dich fast zur Erde beugen.
Dein Sohn, ein einzig Kind, der Jugend Musterbild,
Dein süßer Augentrost, die Hoffnung später Zeiten,
Der Erbe deines Sinns, mit deinem Geist erfüllt,
Muß mit dem letzten Feind in erster Blüthe streiten.
Er ist getrost dabey, doch vor den Kampf zu schwach;
Noch nicht zum Tode reif, und muß doch schon erliegen:
Der Arm war viel zu stark, der diesen Zweig zerbrach;
Wer kann denn wider Gott und seinen Willen siegen?

Er stirbt und du verlierst dein Kleinod, deinen Schatz,
Die Größe des Verlusts entdecken deine Thränen;
Die Freude macht nunmehr der Wehmuth bey dir Platz,
Und hinterläßt dir nichts als ein betrübtes Sehnen.
Du siehst mit Jammer zu, wie diese Pflanze fällt,
Wie zeitig hat sie nicht zu deiner Lust getrieben?
Die Stütze bricht entzwey, die deinen Ruhm erhält;
Denn deine Tugend wär auf deinem Sohn geblieben.
Er lernte schon von dir, wie man die Musen ehrt,
Er sahe, wie dein Fleiß des Landes Wohlfahrt stützte,
Und da man längst an dir dieß beydes rühmen hört,
So fand er gleich an dir, was ihm am meisten nützte.
Ja hätte man einmal dich in der Welt vermißt,
Der Himmel laß es erst nach langer Zeit geschehen!
So hätte man in dem, der uns entrissen ist,
Dein wahres Ebenbild an deiner statt gesehen.
Uns schmerzet der Verlust. Was Wunder, wenn er dir,
Du tiefgebeugter Mann, bis in die Seele dringet?
Wir stellen uns den Fall als höchst beweglich für,
Der deinen starken Sinn zu bittern Klagen zwinget.
Du weinst. Wer tadelt dieß? Du siehst auf dein Gemahl,
Die sinket neben dir in blasser Ohnmacht nieder;
Und wenn sie sich erholt, erholt sich ihre Quaal,
Ihr Leben giebt ihr auch den alten Kummer wieder.
Das setzt dich außer dir, und endlich weist du nicht,
Was wohl am heftigsten die volle Brust beklemmet:
Den dort erblaßt dein Sohn, und hier dein schönstes Licht,
Wo findest du den Trost, der deine Thränen hemmet?
Die treue Zärtlichkeit, die beyder Herz umstrickt,
Benimmt euch alle Kraft den Schmerzen auszuweichen:
Ihr schmachtet bey der Last, die euch zu Boden drückt,
Bis euch Vernunft und Zeit die starken Hände reichen.

Da wacht dein muntrer Geist aus seinem Schlumer auf,
Du nimmst das Seytenspiel, das oft so schön geklungen,
Und spielst nach deiner Kunst ein süßes Lied darauf,
Das hat den Trauergeist aus deiner Brust verdrungen.
Wir haben es gehört, und fühlen seine Kraft,
Die Liebe gab dirs ein, der Witz hat es geschrieben,
Dem Sohne hat es Ruhm, euch beyden Trost geschafft,
Wir aber wollen uns nach deinem Muster üben.
Du hast mit deiner Gunst das deutsche Chor erfreut,
Ach könnten wir dich nur auch nach Verdienste preisen!
Jedoch was rühmen wir des Geistes Seltenheit!
Am besten kann er sich durch seine Schriften weisen.
Dein Sohn lebt schon durch dich, dir fehlts am Troste nicht;
Wem kann ein Lied wie dir, geschickter Mann, gelingen?
Und weil es hier demnach an beyden nicht gebricht,
So wollen wir dich nur in unsre Wünsche bringen.
Es sey dein Lebensziel sehr weit hinaus gesteckt;
Dein tugendhaft Gemahl soll dich dahin begleiten.
Das Schicksal, das bisher euch allzusehr erschreckt,
Verwechsle diese Pein mit freudenvollen Zeiten.
Das Land kennt deinen Rath, er stützt sein Wohlergehn,
Was deine Weisheit wirkt, das wird ihm nicht entrissen.
O! daß doch Männer, die wie du sein Heil verstehn,
Und dabey redlich sind, nicht ewig leben müssen!
Doch uns fehlt allzuviel, dein abgeschiedner Sohn:
Wir hätten einst dieß Pfand von deiner Huld bekommen.
Die Hoffnung stirbt uns ab. Ach ja, wir hofftens schon,
Nunmehr ist unserm Chor ein schöner Schmuck genommen.
Itzt sehn wir bloß auf dich, du deutscher Musenfreund,
Und wohin könnten wir das Auge lieber lenken?
Du billigst unsern Trieb, du hast es gut gemeynt:
Wir denken deines Sohns, du wirst an uns gedenken.

* *

An

Herrn Carl Gottlob von Goldstein,

Als er auf Reisen ging, im Namen der deutschen Gesellschaft durch

Johann Ludewig Langguth.

So heftig ist der Trieb, der einen edlen Geist
Bis in den innern Theil des Ehrentempels reißt;
Daß er den Weg dahin, der voller Dornen stehet,
Und hundert Berge zeigt, geschwind und freudig gehet.
Wie stutzt der Faule nicht, wenn er die Krümme sieht,
Die da den Wandersmann oft funfzig Jahr bemüht:
Er schleichet anfangs fort; bald reuet ihn die Reise:
Drum kehrt er wieder um, und bleibt bey seiner Weise.

O unterschiedner Sinn, der in den Menschen steckt!
Der ringt nach Ehr und Ruhm ist stolz und aufgeweckt:
Ein andrer ist verzagt, matt, klein, und flucht der Ehre,
Und reget nur die Hand, daß ihn die Hand ernähre.

Es ist nicht die Geburt, so die Gemüther lenkt,
Und einen muntern Geist den Heldenkindern schenkt.
Oft hat des Gärtners Sohn dergleichen große Gaben,
Darauf auch Könige dereinst selbst Achtung haben.

Nun

Nur reicht das Mittel kaum, das seinem Zweck gebührt,
Die Tugend ist es bloß, was ihn zur Ehre führt.
Hier ist kein Rittergut, hier ist kein eigner Lehrer;
Hier ist kein hoher Freund, kein Rath, und kein Verehrer;
Doch schwingt er sich empor! Er faßt sich einen Muth,
Lernt, schreibt, erfindet mehr, als wohl der Reiche thut;
Vergießt mehr Schweiß als Wein; wagt gerne Leib und Leben;
Und braucht die Kräfte wohl, so die Natur gegeben.
Er prüft des Gönners Herz, thut was ihm wohlgefällt,
Nimmt gute Sitten an und schickt sich in die Welt,
Er macht sich keinen Feind, rühmt sich nicht seiner Werke,
Und zeigt nur, wenn er soll, des hohen Geistes Stärke.
Er hält das Unglück aus. Die Seele bleibt beherzt,
Wenn seinem Fleische gleich ein starker Angriff schmerzt.
Er weis den Decan, der dem im Wege stehet,
Der in den sichern Port der süssen Ehre gehet.

So hebt der Arme sich,! die Lust zu seinem Zweck
Räumt die Verhinderung der schwachen Mittel weg.
Glaubt, wenn den Ritter selbst nicht Fleiß und Ehre treiben,
So wird er lebenslang ein blosser Ritter bleiben.
Nicht sein berühmtes Haus, nicht seiner Eltern Schatz
Erwirbt ihm, nach Verdienst, dereinst den Ehrenplatz.
Soll er am Hofe klug, im Kriege tapfer leben,
So muß er sich vorher auch rechte Mühe geben.

O Goldstein! welche Glut entzündet deine Brust!
Du liebst die Wissenschaft, du fühlst die wahre Lust,
Der sich die Weisheit rühmt; suchst selbst den Grund der Sachen,
Und kennst fast jeden Schluß, den die Gelehrten machen.

Was bläst dein Feuer auf? Es ist das schöne Lob,
Das deinen edlen Stamm, gelehrter Freund, erhob.
Du siehst der Ahnen Glanz, du siehst des Vaters Thaten,
Du greifst dich selber an, und willst nach ihm gerathen.
Ja, Freund, du schlägst ihm nach. Die Blüthe, die du trägst,
Verspricht uns schon die Frucht, die du noch in dir hegst.
Auf! setze deinen Stamm durch neue Wurzeln feste,
Breit Zweig und Gipfel aus; und treibe Blatt und Aeste.

Das ist dein edler Zweck. Du kennst dein Vaterland,
Sein Volk, Gesetz und Brauch und Staat ist dir bekannt.
Nun nöthigt dich dein Stand die Länder zu beschauen,
Um auf der Fremden Witz dein hohes Wohl zu bauen.
Dem deutschen Musenchor geht dieser Abschied nah,
Ein Mitglied, das die Pracht der Muttersprache sah,
Das rein und förmlich schrieb, wird davon weggerissen,
Das es, so schwer es fällt, doch wird verschmerzen müssen.
Nimm diesen Wunsch von ihm: Das Glücke sey mit dir!
Es stellt dein kluger Sinn sich alles nützlich für,
Und kömmst du wieder heim; so zeiget dir die Ehre,
Was vor ein Platz für dich in ihrem Saal gehöre.

* *

Daß die Poesie das beste Mittel sey, die wahre Weisheit unter den Menschen fortzupflanzen.

von

Jacob Friedrich Lamprecht.

Die Weisheit kehrte noch in schlechte Hütten ein,
Eh Mord u. Uebermuth u. ein geschminkter Schein
Die Menschē von der Bahn der reinē Tugend zogen,
Doch diese frohe Zeit ist bald davon geflogen.
Die Redlichkeit verstarb, ein wilder Unverstand,
Der kein Gesetz erkennt, nahm immer überhand.
Man sprach der Tugend Hohn, die Unschuld ward verdrungen,
So bald die Wohllust sich auf ihren Sitz geschwungen.
Hier wich die Weisheit auch. Das Volk ward roh und wild,
Und so der Erdenkreis mit Lastern angefüllt.
Die Tugend rief umsonst; man wählte sich die Bande,
Verlangte Ruhm und Ehr, und fand doch nichts als Schande,
So saß die Wohllust denn auf dem erschlichnen Thron.
Nicht nur der Pöbel rang nach ihrem falschen Lohn,
Nein, selbst Sardanapal verließ den Königsorden,
Und war der Mörderinn gebückter Sclave worden.
Der Misbrauch ward ihr Rath, der nahm auch Tugend an,
So weit dieselbige zur Wohllust dienen kann.
Man lehrte Wissenschaft, ihr Ziel war das Betrügen,
Die Großmuth hieß, die Kunst die Schwachen zu bekriegen.
Ein kühner Unverstand ward gleich des Adels werth,
Und der ein großer Held, der vieles Volk zerstört.
Die Freundschaft wog man ab nach angefüllten Schalen,
Man floh den innern Werth und ließ die Titel pralen,

Kurz

Kurz, alles was sich sonst nur bey der Tugend fand,
Blieb bey den Lastern auch, jedoch verkehrt, bekannt.
Zu diesen ward nun auch die Dichtkunst hingerissen,
Sie, die vorher allein der Gottheit dienen müssen,
Hieß dann der Geilheit Magd. Man hörte nun nicht mehr
In ihrem süßen Thon der Tugend Ruhm und Ehr.
Ihr Mund war sonst bemüht die Thaten solcher Helden,
Die ihren Trieb besiegt, der Nachwelt zu vermelden.
Sie sang der Unschuld Werth, sie wies den Tugend Weg,
Itzt aber trat sie bald von dem gerechten Zweck,
Und half der Ueppigkeit die falsche Lust erheben.
Ihr Lied enthielt den Werth frisch ausgepreßter Reben;
Erhob ein geiles Weib, und machte Brust und Schooß,
Der Keuschheit zum Verdruß in tausend Bildern bloß.
Ja als sich der Verstand der Menschen so verlohren,
Daß man auch Thiere selbst zu Göttern auserkohren,
Den Katzen Opfer hielt, den Krokodill besang,
Ward ihrer Flöten Schall ein fürchterlicher Klang
Der rasenden Vernunft. So war ihr Werth verschwunden,
Als sich Latonens Sohn auf Erden eingefunden.
Apollo, den die Qual der Sterblichen bewog,
Die ein geschminkter Schein, ein Schattenwerk, betrog,
Entschloß sich nunmehr selbst, durch seine weise Lehren
Die Menschen von der Bahn der Laster zu bekehren.
Die Dichtkunst nur allein war hier die Mittlerinn:
Er sahe wie das Herz, wie aller Menschen Sinn
An ihrer Anmuth hing, und nur in diesem fehlte,
Daß es die Weisheit ließ und sich den Scherz erwählte.
Er nahm demnach nunmehr die Flöte selbst zur Hand:
Ihr ungewohnter Schall durchdrang das ganze Land;
Sein Lied erhob allein die Göttlichkeit der Tugend,
Rief von der Thorheit weg, und wies die muntre Jugend

Zur wahren Ehrenbahn. Der Wollust Dürftigkeit,
Des Hochmuths blinden Trieb, den wahren Werth der Zeit,
Die Liebe wie sie sich der Unschuld anvermählet,
Das wars, was hier sein Mund mit holdem Ernst erzählet.
Das Volk kam Haufenweis, der Ton durchdrang die Brust,
Es fühlte wiederum die alte Tugendlust.
Die Hirten ließen sich zu seinen Füssen nieder;
Die Weisheit, der Verstand, die Anmuth seiner Lieder
Gieng ihnen an das Herz. Der wilde Trieb verschwand,
Da sich ein wahrer Muth allmählich wieder fand.
Der suchte die Gewalt der Fessel abzulegen,
Die Männer eilten schon der Tapferkeit entgegen.
Nicht laues Menschenblut, kein übersätes Feld,
Das Leichen ohne Zahl in seinem Umkreis hält,
War ihres Kampfes Zweck. Nein, nein sich selbst zu zwingen,
Die stürmende Gewalt der Wollust zu durchdringen,
Dem Hochmuth widerstehn, thun was die Tugend kann,
Das nahm man wiederum als große Thaten an.
Die Weiber hatten sich den Reizungen ergeben,
Und fingen nunmehr an der Unschuld nachzustreben.
Der Wollust Trebermahl ward ihnen ekelhaft,
Und der geschminkte Putz von allen abgeschafft.
Nur die war angenehm, nur die war schön zu nennen,
An der sich auch die Zucht der Keuschheit ließ erkennen,
Die mehr durch Sittsamkeit, durch Unschuld, durch Verstand,
Als durch den geilen Blick die Herzen überwand.
Der Müßiggang entwich, ja selbst ein Weiber-Degen,
Der wuste bey dem Streit die Feinde zu erlegen.
So hat Apollens Lied in der verkehrten Welt
Die Laster unterdrückt, die Tugend hergestellt.
So hat die Dichtkunst selbst den Erdkreis unterrichtet,
Die Großmuth wiederbracht, der Thorheit Satz vernichtet.

Kein Volk, das noch so rauh, verachtet ihren Werth,
Sie hat der braune Mohr, der Scythe längst verehrt.
Sie ists, die unbewegt die Weisheit unterstützet,
Mit Anmuth Lehren giebt und im Vergnügen nützet.
Der Laster gräslich Heer, das sich noch oft erhebt,
Die Blinden an sich zieht und nach der Krone strebt,
Kann ihr erhabner Satz zur tiefsten Demuth führen,
Bald durch gelinden Zwang, bald aber durch Satiren.
Ihr Wort ergreift das Herz, sie preißt die Großmuth an,
Und jeder ist ihr gleich mit Beyfall zugethan.
Ihr Mund ruft uns zum Streit, die Laster zu bekriegen,
So fort erwacht das Herz, es weis von nichts als siegen.
Ein edler Eifer brennt und nimmt die Seele ein,
Man wünscht sich eh den Tod, als lasterhaft zu seyn.
Daß der Geschmack sich itzt in reiner Zierde zeiget,
Nicht mehr in falscher Pracht und hohen Schritten steiget;
Nicht brausend überfließt, und wenn der Schaum vergeht,
Was er vorher gesagt, nun selber nicht versteht;
Ziebeth und Ambra flieht, Gold, Stein, und Perlen meidet,
Das macht die Poesie, die hat ihn umgekleidet.
Was Griechenland, was Rom, in dieser Kunst gethan,
Wie man der Weisheit Kost mit Anmuth würzen kann,
Wie überwindend stark der Dichtkunst weise Lehren,
Das lassen uns noch itzt so viele Schriften hören.
Jedoch nicht Rom allein, und nicht allein Athen,
Die lassen diesen Werth in ihren Schriften sehn.
Auch Deutschland hört den Klang der ungezwungnen Lieder,
Wie Rom und Griechenland in seiner Sprache wieder.
O wäre doch auch nun der Dichtkunst holde Kraft,
Wie zu Apollens Zeit von gleicher Eigenschaft!

* *

Rede von der höchst-nöthigen Verbindung der Beredsamkeit mit der Gottesgelahrtheit

von

Joh. Friedrich Christoph Ernesti,

Dienern des Wortes Gottes in Thüringen.

Wenn sich ein wahrer Gelehrter, der einen reichen Vorrath von allerhand nützlichen Wissenschaften gesammlet hat, vor vielen andern freuen mag, weil er die Quellen der wahren Glückseligkeit den Menschen öffnen kann: So glaube ich, es darf ein Gottesgelehrter vor andern Gelehrten den größten Theil an diesem Vergnügen nehmen. Vielleicht siehet man dieses als ein Vorurtheil an, davon die Ursache eine verkehrte Liebe zu der Lebensart ist, die ich gewählet habe. Allein ich verspreche mir ein gelinderes Urtheil von denen, welche eine jede Wissenschaft nach ihrem innern Werthe schätzen, und ihr Urtheil von dem Vorzuge derselben auf den vielfachen Nutzen gründen, den das menschliche Geschlecht aus dieser oder jener Wissenschaft ziehen kann. Ein Gottesgelehrter hat nicht nur vor andern schöne Gelegenheit, Dinge zu erkennen, welche man als die bewährtesten Mittel zur wahren Glückseligkeit anzusehen hat: Sondern er ist auch mehr als andere im Stande, die Menschen zur Tugend zu leiten, und den Lastern, als dem Verderben der Sterblichen, zu steuren. Niemand

mand wird dieses in Zweifel ziehen, als derjenige, welcher die vielen und herrlichen Gründe nicht weis, noch verstehet, so die Offenbarung einem Gottesgelehrten als Mittel zur Besserung der Laster und Beförderung der Tugenden an die Hand giebet. So unstreitig aber dieses ist, so wenig kann man leugnen, daß diese Sachen ohne den gehörigen Gebrauch alle ihre Kraft verlieren, die sie würden gehabt haben, wenn sie von Verständigen zum allgemeinen Nutzen der Menschen wären angewendet worden. Es kommt demnach das Vornehmste darauf an, daß ein Gottesgelehrter diese herrlichen Schätze auf solche Art anwende, damit die Menschen dadurch nicht nur zur Erkenntniß der Mittel zur wahren Tugend und Glückseligkeit gelangen, sondern auch in ihnen eine Begierde erwecket werden möge, diese Mittel zu gebrauchen u. selbst ihre Glückseligkeit durch Wahrheit und Tugend zu befördern: Das heißt, ein Gottesgelehrter muß die Beredsamkeit mit der Gottesgelahrtheit verbinden.

Die Beredsamkeit muß nach dem verderbten Geschmacke ihrer Feinde eine Kunst seyn, der es gleich viel gilt, ob die Menschen dadurch zum Irrthum und zu Lastern, oder zur Wahrheit und Tugend beredet werden. Dieser falsche Begriff von der Wohlredenheit ist alt. Die Sophisten hielten ehemals diese Kunst vor die beste, und glaubten, daß in der Fertigkeit vom Wahren und Falschen, von Lastern und Tugenden auf einerley Art zu reden, das Wesen der Beredsamkeit bestünde. Andere meynen, man verstehe durch die Beredsamkeit eine Geschicklichkeit, die den Eigennützigen dazu diene, daß sie bloß den Leuten gefallen und sich selbst Ruhm und Ansehen erwerben könnten.

Diese Beschuldigung, damit man die Beredsamkeit beläſtiget, hat ihren Ursprung daher genommen, weil man angemerket hat, daß einige Leute, welche in der Weltweisheit Fremdlinge gewesen sind, durch ihre falsche Beredsamkeit mehr die Laster als Tugenden befördert haben. Man hat Ursache diese Art Menschen zu tadeln, und sie mit dem beredten Cicero (*) vor gefährliche Leute anzusehen. Allein man gehet zu weit, wenn man von dieser falsch berühmten Beredsamkeit auf die wahre Wohlredenheit schließet. Man hat auch ohne Grund unter einem Redner und einem Lehrer einen Unterscheid gemacht, und das Amt eines Lehrers und die Beredsamkeit als Dinge betrachtet, welche mit einander stritten. Am allerwenigsten aber ist man zu entschuldigen, daß man deswegen geglaubet hat: Es folge derjenige den Fußtapfen Christi und der Apostel nicht, der sich der Wohlredenheit befleißiget. Denn der Begriff den ich mir itzo nach der Einbildung solcher Leute von der Beredsamkeit gemacht habe, ist höchst falsch, und ein deutlicher Beweis, daß man sich um das Wesen der wahren Wohlredenheit nicht gebührend bekümmert habe. Der Mangel der nöthigen Untersuchung einer jeden Sache, und die Nachläßigkeit aus den Schriften der Alten den wahren Begriff von der Beredsamkeit aufzusuchen, hat nicht nur bey den meisten einen Abscheu vor derselben erwecket, sondern man spricht sonderlich einem geistlichen Lehrer alsobald das Verdammungsurtheil, wenn er die Beredsamkeit zu preisen und ihre Nothwendigkeit darzuthun sich bemühet. Allein es wird wenig Mühe

(*) Im 1. Buch von der Erfindung, so gleich im Anfange desselben.

Mühe kosten, aus dem wahren Begriffe der Beredsamkeit zu erweisen, wie nöthig die Verbindung derselben mit der Gottesgelahrtheit sey.

Niemand wird so glücklich gebohren, daß er von ihm selbst das Gute, das ihn ewig glückselig machen soll, begreifen könne; ja der reinste Verstand geräth leicht in Finsterniß, wo er nicht beständig durch einen gründlichen Unterricht erleuchtet wird. Die wenigsten Menschen suchen eine gründliche Erkenntniß der nöthigen Wahrheiten zu erlangen. Auch die Tugend findet unter der so großen Menge der Menschen wenig Liebhaber. Was die Sinnen vergnüget, raubt ihnen die Lust zur Untersuchung der Wahrheit und Ausübung der Tugend. Wenige Augenblicke bleiben ihnen öfters übrig, da sie den natürlichen und geoffenbarten Wahrheiten nachdenken, und der Tugend Platz zu geben sich entschließen können. Da nun an der Wahrheit und Tugend dem ganzen menschlichen Geschlechte viel gelegen ist: So ist nichts, was einen jeden Gelehrten und sonderlich einen Gottesgelehrten mehr vergnügen soll, als eine bequeme Gelegenheit viele zu unterrichten und tugendhaft zu machen. Es ist etwas schönes, wenn ein Gottesgelehrter allerley nützliche Wissenschaften gesammlet hat: Aber wie weit schöner ist es, wenn viele Menschen aus seiner Erkenntniß Nutzen schöpfen können? Es ist etwas herrliches, wenn er von Gott und dessen Vollkommenheiten überzeuget ist: Allein, ist es nicht viel herrlicher, wenn viele von so wichtigen Dingen überführet werden? Es ist etwas treffliches, wenn er die heimlichen Treibfedern des menschlichen Willens ergründet hat: Allein ist es nicht weit trefflicher, wenn er durch

diese nöthige Eigenschaft eines Redners die Menschen erreget, ermuntert, erwecket? Was hilft ein stummes Wissen? Was nutzt ein Kopf, der die Schätze göttlicher und menschlicher Weisheit nur deswegen gesammlet hat, daß er sie besitze? Was ist also mit der Gottesgelahrtheit genauer verbunden, als ein geschickter, lebhafter, bezaubernder und beweglicher Vortrag der Wahrheiten, welche die Gottesgelahrtheit ausmachen? Was ist nöthiger, als daß ein Gottesgelehrter die Kunst verstehe, die wichtigsten Wahrheiten der Vernunft und Offenbarung deutlich vorzutragen, die Menschen kräftig davon zu überzeugen, und sie zur Ausübung derselben zu bewegen?

Eine Wissenschaft muß auch andern nutzen, wenn man nicht wieder auf die Thorheit gerathen will, die längst alle Verständige verlacht haben. Man kann diesen Endzweck ohne einen Vortrag, der lebhaft und überzeugend ist, nicht erlangen. Die meisten Menschen haben so wohl von natürlichen, als sonderlich von geoffenbarten Wahrheiten undeutliche Begriffe. Hierinn kann man die Ursachen finden, daß so wenige von der Wahrheit überzeugt werden, und sich der Tugend befleißigen. Die Verderbniß des Willens ist in dem verfinsterten Verstande gegründet, und so lange kein Licht in diesem aufgehet, so lange wird es dem Willen an der Lust zur Tugend fehlen. Ist nun die Gottesgelahrtheit eine Wissenschaft solcher Wahrheiten, auf deren Erkenntniß und Ausübung das Heil aller Menschen beruhet: So ist die Pflicht eines Gottesgelehrten, andern deutliche Begriffe von himmlischen Dingen durch einen geschickten Vortrag beyzubringen. Die Erfahrung lehret, daß die meisten

sten Menschen durch nichts mehr als durch das Aeußerliche gerühret werden. Ist der Vortrag schläfrig, so wird wenig Ueberzeugung folgen. Wenn hingegen Anmuth und Feuer sich darinn zeiget, so wird die Aufmerksamkeit erhalten, und das Innwendige der Menschen rege gemacht. Wo werden wir aber zu einem geschickten Vortrage angeführet? In der Redekunst. Wo lernen wir die Hindernisse der Ueberzeugung heben? In der Redekunst. Wo wird uns gezeiget, die Menschen von dem, was wir glauben, zu überführen? In der Redekunst.

Die schönste Speise erwecket einen Ekel, wenn sie in unreinen Gefäßen aufgesetzet wird. Und man wird bey Anhörung der wichtigsten Wahrheiten schläfrig, wenn der Ausdruck des Redners entweder allzu pöbelhaft oder gar ohne Zusammenhang ist. Die größten Redner (*) unter den Alten haben eine geschickte Wahl der Wörter fast vor das nöthigste Stück einer Rede gehalten, welche eine erwünschte Wirkung thun sollte. Man braucht auch in der That wenig Mühe, die Wahrheit hievon zu begreifen. Das Gehör ist das zärtlichste unter den Gliedmaßen der Sinnen. Es pflegt so gar müde zu werden, wenn auch ein geschickter Redner lange anhält, ernsthafte Sachen vorzutragen. Allein wo findet man ernsthaftere Sachen als in der Gottesgelahrtheit? Wie vielmehr wird ein Zuhörer müde werden, der eine übel zusammenhängende geistliche Rede hören muß?

*) Cicero B. 3. vom Redner p. m. 156. b. Quintilianus B. 8. c. 3.

Die Wahl der Wörter bewahret einen geistlichen Redner vor einem Ausdrucke, der so gar die Zuhörer verwirret, oder sie doch ziemlich an deutlichen Begriffen der vorgetragenen Wahrheiten hindert. Ich ziele hier auf den unmäßigen Gebrauch der figürlichen oder der so genannten metaphorischen Redensarten, worinnen einige eine besondere Schönheit ihrer Rede suchen. Man leugnet nicht, daß eine figürliche Redensart zuweilen mehr Kraft hat, als ein schlechter Ausdruck, wenn jene bey der nöthigen Bewegung der Gemüther unsrer Zuhörer angebracht wird. Allein lauter Figuren und Bilder brauchen, (*) da man unterrichten und den Leuten deutliche Begriffe beybringen soll, heißt nichts anders, als den Zuhörer in der Unwissenheit lassen, oder ihm wenigstens seltsame Begriffe von gewissen Wahrheiten in den Kopf setzen. Die Liebhaber dieser Art des Ausdruckes haben viele Ausflüchte, damit sie ihre Gewohnheit zu rechtfertigen suchen; zumal wenn sie solche Redensarten brauchen, davon die meisten, ihrer Meynung nach, noch einen Begriff haben können. Allein es fällt alles gar bald weg, wenn man einen Unterscheid unter dem Begriffe des Tons der Wörter, und unter dem Begriffe der Sache machet, die unter den Wörtern bedeutet wird. Man kann zwar leere Wörter verstehen, aber deswegen keinen Begriff von dem haben, was man höret oder redet.

Die bloße Reinlichkeit der Gefässe macht die Speise nicht angenehm, sondern die gute Zubereitung ist das Hauptwerk. Es wird also ein geistlicher Redner

(*) Quintil. B. 9. c. 3.

ner nicht nur auf die Wahl guter Wörter, sondern auch hiernechst auf Ordnung und Gründlichkeit der Beweise zu sehen haben, dazu er in der Redekunst angewiesen wird. Vielen ist die Beredsamkeit deswegen verhaßt, weil sie sich einbilden, als ob die Redner nichts als Scheingründe bey ihrem Vortrage brauchten. Ich will itzo den Ungrund dieser Einbildung nicht darzuthun suchen, weil er schon von andern sattsam gezeiget worden ist. Vielmehr will ich hieraus etwas zum Vortheile meines Hauptsatzes schließen. Ich will so freygebig seyn, und meinen Widersachern einräumen, daß die weltlichen Redner lauter Scheingründe vorbringen. Ich will ihnen zugeben, daß dergleichen Gewohnheit einen Abscheu vor der Beredsamkeit erwecke. Wird deswegen ein geistlicher Redner nothwendig Scheingründe brauchen müssen, weil ein weltlicher Redner derselben sich öfters bedienen muß, indem es ihm zuweilen an bessern fehlet? Was hat ein geistlicher Redner nöthig, davon er die Beweise in der heiligen Schrift nicht aufs deutlichste findet? Was trägt er vor eine Pflicht vor, davon die Bewegungsgründe ihm nicht in der Bibel aufs gründlichste gezeiget werden? Und was hat er also Ursache, deswegen die Beredsamkeit überhaupt zu verwerfen, weil ein weltlicher Redner Scheingründe vorbringt, von deren Gebrauche ein geistlicher Redner frey seyn kann, wenn er anders gründlich zu reden beflissen ist.

Die Ordnung und die Beweise sind die größte Zierde einer weltlichen und geistlichen Rede. Ein Mischmasch von vielen Sachen verdient keinesweges den Namen einer Rede, und ist als eine Ursache der

Verwirrung der Zuhörer anzusehen. Die Unordnung macht, daß man die vorgetragenen Sachen entweder gar nicht, oder doch sehr schwer in das Gedächtniß fassen kann. Man handelt zugleich wider die Absicht eines Redners, der deswegen auftreten soll, daß er andern die Wahrheiten beybringen möge, welche vor sich nicht geschickt sind, sich dieselben deutlich vorzustellen.

Die Gründlichkeit der Beweise ist bey einer Rede das Hauptwerk. Man hat die Einfalt sattsam entdecket, da man einem Redner zu Gefallen, alles ohne den geringsten Beweis angenommen hat. Das Ansehen des Redners blendet zu unsern Zeiten die wenigsten so sehr, daß sie einem Satze Beyfall geben, ohne auf die Beweise desselben acht zu haben. Will also ein Redner den Beyfall der Verständigen erhalten: So muß er sich diese zwo Hauptregeln vorstellen. Die erste ist: Er muß deutlich und ordentlich verfahren. Die andere: Er muß richtig und gründlich beweisen, was er sagt.

Die Beobachtung dieser Regel ist bey einem geistlichen Redner am allernöthigsten. Der Mensch hat von Natur einen Ekel an den göttlichen Wahrheiten, die den Grund des Herzens ganz umkehren, um die Heiligkeit auf den Thron zu setzen. Daher sucht er destomehr Ausflüchte, die Gewißheit der Lehren Jesu in Zweifel zu ziehen, damit er die unzertrennliche Verbindung der Lehren mit der Heiligkeit desto leichter leugnen könne. Man muß die Tiefe des menschlichen Herzens niemals untersuchet haben, und die Menschen nicht kennen, wenn man dieses nicht zugeben will. Und eben dieses ist der Beweis, wie

nöthig

nöthig es sey, daß ein Gottesgelehrter die Beredsamkeit mit seiner Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten verbinde. Die Lehren Christi, die auf einem unbeweglichen Grunde beruhen, erfordern, daß ein Lehrer denselben Grund anzeige. Die Gefahr derer, welche in Unwissenheit leben, dringet ihn, den Verstand solcher Leute zu unterrichten. Und die Menge derer, welche stark am Geiste seyn wollen, und dabey Verächter der Lehren unserer Religion; aber auch zugleich unsere Zuhörer in öffentlichen Versammlungen sind, heischet von einem Lehrer einen gründlichen Vortrag, dadurch sie können überzeuget und von der Wahrheit und Wichtigkeit der christlichen Lehren überführet werden. Lauter Stücke, denen man niemals eine völlige Genüge thut, wenn man nicht einen großen Theil seiner Zeit der Beredsamkeit gewidmet und nicht gelernet hat, die Menschen vom Wahren und Falschen zu überführen!

Die Erfahrung lehret, daß die meisten sich an der Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten begnügen lassen, und die genaue Verbindung derselben mit dem wohlgeführten Wandel nicht einsehen wollen. Da aber die trefflichste Arzeney ohne den gehörigen Gebrauch die Gesundheit nicht befördert, und eine Wissenschaft, so herrlich sie auch immer seyn mag, nichts zur Glückseligkeit beyträgt, wenn man das erkannte nicht in die Uebung zu bringen bemühet ist: So ist es klar, wie nöthig es sey, daß auch ein Gottesgelehrter die Kunst verstehen müsse, die Zuhörer zu allem, was er vorträgt, zu bewegen. Er muß die heimlichen Neigungen des menschlichen Willens untersuchet haben, und ein Kenner der Sittenlehre seyn, aber

sich

sich durch die Beredsamkeit in den Stand setzen, diese Wissenschaft zu allgemeinem Nutzen seiner Zuhörer zu gebrauchen. Man hat nicht nur in der Sittenlehre mehr als einerley Art der Bewegungsgründe, derer man sich mit Nutzen bedienen kann: Sondern die heilige Schrift giebt einem Gottesgelehrten die herrlichste Gelegenheit, solche Gründe seinen Zuhörern vorzulegen, welche die Nothwendigkeit einer Ausübung der Wahrheiten so deutlich vor Augen stellen, daß man dieselbe nicht leugnen kann; man wolle denn die Augen vor den hellen Stralen der Sonne muthwillig zuschließen. Und gesetzt, es ginge die Bosheit der Zuhörer so weit, daß die entgegengesetzten Bewegungsgründe stärker würden, und sie von der Ausübung der angepriesenen Tugend abhielten: So kann ein geistlicher Redner daraus eine Art des Trostes schöpfen, daß er seinen Zuhörern vortrefflichere und würdigere Gründe vorgeleget hat, welche jener Verdammniß, bey anhaltender Bosheit, noch schwerer machen werden.

Wie weit es hierinn ein Gottesgelehrter bringen könne, beweisen die Exempel, welche in unserer und der reformirten Kirche häufig sind. Wer die Reden des Herrn Saurins gesehen hat, und die Predigten des Herrn Superville kennet, der wird gestehen, daß es den Reformirten an beredten Gottesgelehrten nicht fehlet. Doch was habe ich Ursache, die Lehrer einer andern Kirche zum Muster und zum Beweise meines Satzes zu nehmen? Meyer, Gotttfried Olearius, Mosheim und viele andere sind Zeugen, wie glücklich die Beredsamkeit mit der Gottesgelahrheit müsse und könne vernüpft werden.

Ich

Ich habe mir nicht vorgesetzet, die Einwürfe weitläuftig zu heben, die man dawider zu machen pfleget. Eine kurze Betrachtung der Gründe, darauf sie beruhen, zeiget die Schwachheit der widrigen Meynung zur Genüge an. Daß die Wirkungen einer geistlichen Rede ihren Ursprung von einer höhern Kraft haben müssen, ist nicht zu leugnen: Allein die Gnade hebet die Natur nicht auf, sondern heiliget sie nur, wie unsere Gottesgelehrten schon längst erwiesen haben. Die Verleugnung hoher Worte oder hoher Weisheit, welche man bey dem heiligen Paulo finden will, ist das Vornehmste, was man meinem Satze entgegen stellet. Es wäre meine Schuldigkeit, den Ungrund dieses Einwurfs zu zeigen. Doch ich nehme mir itzo nicht vor, meine Gedanken darüber zu eröffnen. Nichts gründlichers und schöners kann man hierüber sagen, als was ein beredter Gottesgelehrter (*) unsrer Kirche geschrieben hat, da er auf eine überzeugende Art darthut: daß dieser Einwurf nicht gar zu wohl überleget sey; daß Paulus nicht von der wahren Beredsamkeit reden könne; daß er sich auf diese Art selbst widersprechen, und seinen beredten Vortrag tadeln müßte. Diejenigen, welche sich dieses Einwurfes bedienen, müssen wider ihren Willen alle die beredten Männer, die unsere Kirche in alten und neuern Zeiten aufweisen kann, verdammen, und sie unter die Zahl derer setzen, welche ohne Beystand einer höhern Gnade die göttliche Wahrheit verkündiget hätten. Man hat Ursache, sich über diese Folge zu entsetzen. Sie fließet aber so natürlich aus dem angeführten Einwurfe, daß man

(*) Herr Abt Mosheim Th. II. der heiligen Reden p. 266. ff.

man sich gar nicht befürchten darf, wider die Regeln der Vernunftlehre einen Fehler zu begehen. Und eben diese Gefahr, Todte und Lebendige auf eine ganz unverantwortliche Weise zu beleidigen, verursachet es, daß ich um so viel mehr die Verbindung der Beredsamkeit mit der Gottesgelahrtheit, aus oben angeführten Gründen, nicht nur für möglich, sondern auch für höchstnöthig halte.

* *

Der Character einer vernünftigen Liebe zwischen Personen beyderley Geschlechts.

An dem

Kletschk- u. Schwarzkopfischen Hochzeitfeste

im Namen der deutschen Gesellschaft entworfen

von

Johann Friedrich Mayen, M. A.

Seht, wies der Liebe geht! Der eine schilt sie aus,
Ein andrer aber macht sein höchstes Gut daraus,
Und wenn sie dieser gleich der Thorheit Mutter nennet,
So wird sie doch davor von jenem nicht erkennet.
Er siehet sie vielmehr als etwas göttlichs an,
Das Seele, Geist und Herz in Ruhe setzen kann,
Der Menschen Sinn vereint, die wilde Lust bezwinget,
Und den verirrten Trieb auf beßre Spuren bringet.

Das

Das thut das Sündenbild, die geile Wollust, nicht,
Von der man eben so, als von der Liebe spricht,
Sie selbst die Liebe nennt, da doch der Ausgang lehret,
Daß sie durch ihre Wuth die wahre Liebe störet.
Ihr Brand vertrocknet ja der Beine frisches Mark,
Und wirft den welken Leib schon vor der Zeit in Sarg,
Und sucht ein schlechtes Gut, den Kützel reger Sinnen,
Mit größerem Verlust der Seele, zu gewinnen.
Die Liebe, die mit Recht den schönen Namen trägt,
Und uns durch die Vernunft in ihre Bande legt,
Erreget keine Glut, die Kraft und Mark verzehret,
Und den verwirrten Geist mit Angst und Furcht beschweret.
Sie nimmt die Sinnen zwar mit süßer Reizung ein,
Doch darf die Reizung nicht der Seelen Henker seyn;
Sie ruft den Menschen auf, das Schöne zu betrachten,
Um es, wenns ihm gefällt, nach Würden hoch zu achten.
Sie läßt ihm Zeit dazu. Sie dringt nicht auf ihn los,
Bis daß er selbst erkennt, wie herrlich und wie groß
Des Bildes Schönheit sey, das ihn so kräftig rühret,
Das ihm durch sanften Zug das treue Herz entführet.
Sie füllt die frohe Brust mit Huld und Zärtlichkeit
Und wahrer Ehrfurcht an, so, daß er jederzeit
Den edlen Gegenstand mit reiner Neigung liebet,
Und sich vor dessen Wohl die größte Mühe giebet.
Amyntas liebt also. Die kluge Margaris,
Die Lieb und Gunst verdient, ist seiner Huld gewiß.
Es ist kein fliegend Feur, das seine Brust entzündet,
Weil es die Nahrung stets in ihrer Tugend findet.
Er brennt nicht vor Begier, wenn er ihr Auge sieht;
Doch fühlt er, daß es ihn ganz sanfte nach sich zieht,
Ganz sanfte zu sich lockt, die Triebe zu entdecken,
Die in dem Innersten der keuschen Seele stecken.

Erdrückt ihr keinen Kuß auf die geliebte Hand
Es sey denn dieser Kuß ein süsses Unterpfand,
Ihr treuer Freund zu seyn, und daß es ihn ergetzet,
Dieweil ihn Margaris des Glückes würdig schätzet.
Ja wenn er höchst erfreut an ihrer Seite steht,
Wenn ein geheimes Ach! aus seinen Lippen geht,
So dringt es nicht zu ihr: Es ist allein geschehen,
Dereinsten Margaris und sich beglückt zu sehen.
Er schämt sich bey sich selbst, wenn sich die kühle Lust,
Bey ihrer Lieblichkeit, in seiner regen Brust
In seine Neigung mengt. Er schämt sich nur zu denken,
Die keusche Margaris durch diese Lust zu kränken.
Und wenn er sich auch nicht, getreu zu seyn, vermißt:
So sieht doch Margaris, daß er es wirklich ist,
Und daß sich seine Treu nach ihrer Tugend richtet,
Und daß ihn diese mehr als Schwur und Eid verpflichtet.
Hochwerthgeschätzter Freund, in dieses Schattenbild
Hat deiner Liebe Ruhm sich wirklich eingehüllt.
Du liebtest tugendhaft; nun siehst du mit Vergnügen
Das Kleinod deiner Treu in ihren Armen liegen.
Als du noch bey uns warst, und Philuris dich sah,
So lobte sie den Fleiß, durch welchen es geschah,
Daß dir Hygäa selbst die Lorbern zugesprochen,
Die du dir durch Verdienst schon selbsten abgebrochen.
Du bist gedoppelt werth, daß man dich lieb gewinnt,
Daß man bey deiner Lust auf Freudenlieder sinnt,
Dir Glück und Wohlseyn gönnt, und öffentlich bezeuget,
Daß sich auch noch entfernt das Herze zu dir neiget.
Vergnügt euch beyderseits. Ihr habt das Recht dazu,
Ertragt es mit Geduld, wenn euch in eurer Ruh
Des Glückes Zufall stört, daß man der Liebe Stärke
Im unerschrocknen Muth verbundner Herzen merke.

Und endlich sorgt davor, daß man dereinst von euch
Der Liebe Früchte seh, die euch an Tugend gleich
Sich auch, wie ihr gethan, aus wahrer Huld verbinden,
Und nur durch die Vernunft den Weg zur Liebe finden.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Schäfergedichte
bey der
Kirchbach- und Witzthumischen Vermählung
von
Gottlob Friedrich Wilhelm Junkern.

Bey stiller Abendzeit, vor einer kühlen Nacht,
Aß Strephon von dem Lamm, das er selbst abgeschlacht.
Es war so wohl gemäst, gebraten, aufgesetzet,
Daß, als der erste Schnitt ein Stück der Brust verletzet,
Der Hirt so gleich empfand, wie schmackhaft daß es sey.
Da wünscht er bey sich selbst: Ach wär mtin Freund dabey!
Die Liebe trieb ihn an, den Nachbar abzuholen,
Sein Essen setzt er sich auf einen Topf voll Kohlen,
Das Messer wischt er ab an einem Bissen Brodt,
Und eilte so behend, als trieb ihn Schmerz und Noth.
Sylvan lag auf dem Feld, und schlief in seiner Hütte,
Die auf zwey Rädern steht. Mit einem leisen Schritte
Schlich Strephon näher hin. Bey hellem Mondenschein
Konnt er vom Hunde zwar nicht unverrathen seyn,
Der diesen fremden Gast den Augenblick entdeckte;
Aus seinem schwarzen Maul die weißen Zähne bleckte

Und an zu bellen fing. Doch schlief Sylvan so fest,
Als einem möglich ist, und sich kaum glauben läßt;
Denn soll ein Ding geschehn, so müssen tausend Sachen,
Die sonst ganz widrig sind, den Ausgang glücklich machen.
Hier brachten Muth und Scherz dem muntern Strephon bey,
Daß Kühnen alles glückt, und nicht unmöglich sey,
Den schnarchenden Sylvan vom Anger wegzuführen.
Gewagt, geschehn; er schien sich nicht einmal zu rühren,
Und Strephon bracht ihn so durchs Dorf bis an sein Haus,
Da trat sein treuer Knecht gleich zu der Thür heraus,
Den schickt er auf das Feld, daß die beraubte Hürde
Durch einen wahren Dieb nicht auch bestohlen würde.
Indessen that er auf, griff seinem Freund ans Bein
Und schüttelt ihn, und rief, er sollte munter seyn.
Der dehnte sich erst aus, und kroch aus seinem Neste,
Und taumelt hin und her, doch endlich stund er feste,
Und, als er sich besann, ward ihm bald offenbar,
Daß hier sein bester Freund sein eigner Räuber war.
Indessen war bey dem des Lachens fast kein Ende,
Doch endlich schlugen sie vertraulich in die Hände,
Und setzten sich an Tisch, erquickten Leib und Geist,
Wies geht, wenn auf dem Land ein Hirt den andern speist.
Wie beyde sich die Zeit mit dem Gespräch vertrieben,
Ist hier zwar nicht geschickt, doch kurz genug, beschrieben:

Strephon.

Freund, liebster Herzensfreund! auf, sey mit mir vergnügt,
Da auf dem Boden Korn, Most in dem Keller liegt!
Das Dach ist ausgeflickt, worunter wir hier sitzen,
Der Schafpelz wird uns schon vor Frost und Schauer schützen.

Mein

Mein Holz ist eingeführt, und brennt schon auf dem Heerd,
Und beyde, du und ich, sind ja des Segens werth.
Ich weis, wir können ihn mit ruhigerm Gewissen
Als einer dieser Flur, der reicher ist, genießen.
Wir haben nie ein Schaf, das sich etwan verirrt,
Nach seines Herren Art, durch pfeifen, angekirrt,
Sein Zeichen weggewischt, und unsre Zahl vermehret,
Kurz, wir besitzen nichts, was uns nicht auch gehöret.

Sylvan.

Ein Wandel ohne Schuld macht einen frohen Muth.
O! wäre dieses nicht, wie schlief ich denn so gut?
Früh dank ich herzlich dem, den man um alles bittet,
Daß er die Heerd und mich und dich, mein Freund, behütet,
Und segne mein Geschick, das mir zwar wenig schenkt,
Doch weis, daß nicht mein Herz auf großen Reichthum denkt.
Ich zehre das vergnügt, was seine Huld beschieden,
Mit mir ist Knecht und Magd, ich bin mit GOtt zufrieden.

Strephon.

Man sehe, was der Geiz beym alten Mops erregt,
Der itzt sein graues Haar sich selbst zur Schande trägt,
Der den beschabten Hut tief in die Augen drücket,
Und, wenn er einen grüßt, nur tückisch seitwerts blicket,
Schon als ein junger Knecht dem Herrn die Wolle nahm,
Manch Schaf in Nacken stach, daß er das Fell bekam.
Die Mütter melkt er aus, und ließ die Lämmer schmachten,
Die durch vergebnen Zug das Euter blutend machten.
Itzt, da er selbst ein Hirt und reich an Schafen ist,
Die er gestohlen hat, vermuthet er die List
Von dem Gesinde so, wie er sie selbst verdecket,
Sucht andre hinterm Strauch, wo er zuvor gesteckt,

Spricht stets von Zauberey, von Lähmung, Gift und Tod,
Wenn sein verlognes Maul dem armen Knechten droht,
Zwackt Vieh und Menschen ab, bestiehlt sich öfters selber,
Und legts wo anders hin. Die jüngst verreckten Kälber
Verkauft er gleichwohl noch. Er flucht, so bald er spricht,
Schlägt um sich und verschont, des kleinsten Kindes nicht.
Zuletzt wird wohl ein Strick von seinen eignen Händen
Bey dem vergrabnen Gut am Baum sein Leben enden.

Sylvan.

Er ist das Holz nicht werth, daran er sich erhenkt,
Geschweige, daß an ihn ein Mann, wie du, gedenkt.
Wir sind zu arm und klein, sein schelmisch Thun zu rächen,
Laß uns an dessen statt vielmehr was bessers sprechen.

Strephon.

O daran fehlt es nicht! Dieß ist die werthe Nacht,
In welcher sich mein Freund, der Damon, glücklich macht,
Durch Erbschaft ist sein Gut vom Vater auf ihn kommen;
Es ist kein Fluch dabey, drum hat es zugenommen.
Er ist der redlichste so wie der klügste Mann,
Und seines gleichen trifft man weit und breit nicht an.
Er lebt gelassen weg in einer weisen Stille,
Forscht allen Sachen nach, giebt andern Rath die Fülle,
Ist edel sonder Stolz, übt manche Wissenschaft
Und alle Tugend aus, und was er spricht hat Kraft.
Er pflegt, wie du und ich, dem Phöbus nachzusingen.
Auf dieser guten Spur muß ihm manch Lied gelingen.
Glaub, das kein klarer Bach so still und fischreich fließt,
Als sein erleuchter Geist voll von Gedanken ist.
Sein ehrliches Gemüth blickt ihm aus dem Gesichte,
Und seines starken Leibs ansehnliches Gewichte
Verbindet augenblicks daß man ihn lieb gewinnt.

Sylvan.

Ach Freund! erkläre mir und sage mir geschwind,
Worinn das Glück besteht, daß ihn die Noth betroffen?
Wie du ihn mir beschreibst, muß man was seltnes hoffen.

Strephon.

Umsonst ists nicht geschehn, daß ich dich hergebracht;
Umsonst hab ich mir nicht den Abend froh gemacht.
Du weist, von mir wird nichts vergeblich angefangen,
Im kleinen wird von mir sein Hochzeitfest begangen.

Sylvan.

Sag an, wer ist Braut?

Strephon.

Die Phillis edler Art,
Von aufgewecktem Geist, die keine Sorgfalt spart,
Durch ihre Häuslichkeit und wirthlichkluge Sinnen,
Bey jedem, der sie kennt, den Beyfall zu gewinnen,
Daß sie die rechte Braut vor meinen Damon sey.
Ihr Leib ist wohl gemacht, ihr Gang geschickt und frey;
Ihr braunes Antlitz zeigt, daß sie das Feld nicht scheuet,
Man sieht es ihr gleich an, daß ihr der Fleiß gedeyet.
Hier hast du, Werthester, den Ursprung meiner Lust,
Ich weis, sie wirkt auch mit in deiner treuen Brust.
Auf! sieh den rothen Wein hier in dem Glase blinken,
Den sollst du auf das Wohl des neuen Paares trinken.
Ich gehe dir voran und bringe dir es zu:
Der Damon lebe stets in einer weisen Ruh!
Der Phillis holder Blick versüß ihm Noth und Leben!
Sie hang an ihm so fest, wie Trauben an den Reben.

Auf die
Hrn. Joh. Christ. Gottscheden,
anvertraute Profeßion der Logik
und Metaphysik.

von

M. Johann Heinrich Winklern.

Beglückter Mann, die Stadt, in der Verstand und Witz
Den Wohnplatz angelegt, der Wissenschaften Sitz,
Die weise Philuris, bezeigt bey deiner Ehre,
Daß sie mit größter Lust von deiner Wohlfahrt höre.
Sie kennt die Fertigkeit, womit dich die Natur
Vor andern ausgeschmückt, sie weis, wie du der Spur
Der Alten nachgefolgt, die fast ihr ganzes Leben
Der Uebung der Vernunft gewidmet und gegeben.
Sie hört und sieht und liest, was dein geschickter Fleiß
In Schriften dargestellt, ; wie du zweymal den Preis
Der Poesie erkämpft; wie du der Redner Werke
Des edlen Roms erforscht, und ihre Kraft und Stärke
Der deutschen Welt entdeckt; was du vor Ernst und Müh
Zum Wachsthum der Vernunft an die Philosophie
Bisher gewendet hast; wie du darnach getrachtet,
Was Klugheit und Verstand der Ehre würdig achtet.

Ja, Leipzig, du thust recht, du hast vor langer Zeit
Dich in den Ruhm gesetzt, daß dich sonst nichts erfreut,

Als

Als Ordnung, Schönheit, Kunst und auserlesnes Wissen.
Man lobt dich weit und breit. Der Fremdling ist beflissen,
Dein echtes Bild zu sehn: Er reist und kommt zu dir,
und schaut, was dich erhöht, und preist die Würd und Zier,
Wodurch du ihn vergnügst, und sucht sich an den Schätzen,
Die du vor andern hast, aufs beste zu ergetzen.
Was von der Thorheit kömmt, ist längst aus dir verbannt,
Was niederträchtig ist, hat nie bey dir Bestand,
Was sonst die Einfalt denkt, darf sich bey dir nicht regen;
Was Kunst und Nachdruck hat, was man durch überlegen
In Licht und Klarheit stellt, das hat bey dir nur Platz.
Der Wahn und Aberwitz, der schon so manchen Satz,
So manchen tollen Spruch gezeugt und ausgehecket,
Hat durch sein tödtlich Gift zur Zeit dich nicht beflecket.
Was sonder Irrthum ist, was von der Wahrheit stammt,
Das liebst und ehrest du, das hat dich angeflammt,
Das soll allein bey dir bekleiben und gedeyhen.
Wen du beschützen sollst, muß alles fliehn und scheuen,
Was unvernünftig ist. Der Witz muß klar und rein,
Das Urtheil überdacht, der Schluß gegründet seyn.
Die Einfalt herrscht nicht mehr, man ist verständig worden,
Man dämpft das Vorurtheil, man folgt u. dient dem Orden,
In dem die Weisheit herrscht, da man nach Gründen frag,
Nicht abergläubisch ist, nicht dunkle Wörter sagt,
Nein, da man deutlich schließt, und durch Beweise lenket,
Nicht träumt, und schwärmt und rast; nein, da man ruhig denket.

Erhabner Philosoph, dergleichen Stadt ehrt dich
Und deiner Arbeit Werth; dergleichen Ort, der sich
Der klugen Welt gezeigt, bereitet dir die Stuffen,
Worauf Befehl und Wink, Verdienst und Recht dich ruffen.

Dein Lehramt, welches dir der Landesfürst vertraut,
Hat diesen Glanz, daß da dein Fleiß die Weisheit baut,
Wo man sie gerne sucht, wo man sie gerne heget,
Wo alles sich gebückt zu ihren Füssen leget.
Du weist, wie mancher Mann, dems nicht an Kunst gebricht,
Sich nach den Mauren sehnt, darinn der Weisheit Licht
Mit reinen Flammen brennt. Hier darf kein Zwang im denken
Des Geistes reinen Trieb durch enge Grenzen kränken.
Man giebt der Wahrheit Raum, und stärkt sich mit der Kraft
Wodurch sie Ruh und Schutz vor der Verwirrung schafft.
Man läßt sich nicht den Klang, den leeren Ton bethören,
Man forschet auf den Grund, und übt sich in den Lehren,
Die unbeweglich stehn, aus welchen alles quillt
Was die Vernunftkunst setzt, was in der Physik gilt,
Und was das Recht gebeut, so die Natur entdecket.
Nach dieser Wissenschaft, die ehedem verstecket
Und ganz verachtet war, bestrebt sich Philuris.
O! angenehme Zeit, man macht nunmehr gewiß,
Wovon das Alterthum mit großem Zweifel dachte,
Und was so manchen Kopf in Sorg und Unruh brachte.
Wie kams? die Wissenschaft ward noch nicht ausgeübt,
Die der Philosophie die ersten Gründe giebt,
Die ersten Lehren schenkt, die ersten Dinge zeiget.
Wodurch sie den Verstand zum festen Beyfall neiget.
Der weise Stagirit brach zwar die erste Bahn,
Und wandte Stärk und Kraft zu dieser Arbeit an.
Man ist ihm auch gefolgt, man hat ihm nachgespüret,
Und sein geschicktes Werk mit Glossen ausgezieret,
Man hat es übersetzt lateinisch ausgedrückt,
In engern Raum gebracht, bald etwas angeflickt,
Bald anders vorgestellt, und bald ein Buch bereitet,
In dem man ihn erklärt, und vor ihn redt und streitet.

Allein,

Allein, was ist die Furcht? Was hilft der Wörtertand,
Den man erdichtet hat? Verbesserts den Verstand,
Wenn man die Entität in hundert Stücke theilet,
Die Risibilitas beraspelt und befeilet,
Petreitäten macht, die Arme Dießheit quält,
Und Barbarismos heckt, und doch im besten fehlt?

Wohlan! die Zeit ist hin, da man nach Grillen jagte,
Da Greis und Jüngling sich mit tauben Wörtern plagte.
Man liebt der Sprache Zier; man schreibt, daß mans begreift,
Man schrenkt die Wörter ein: Es wird nicht ausgeschweift,
Kein sinnlos Zeug gefragt; man denket mit Verstande,
Man setzt, was nützlich ist, und was sich in dem Lande
Der Wahrheit zeigen darf. Man sieht die Sachen an,
Und merkt, was man davon unstreitig sagen kann,
Der Sachen Aehnlichkeit und was sie unterscheidet,
Das Wesen, die Natur, und was ihr Zustand leidet,
Das alles wird erforscht, daß alles giebt den Grund,
Wornach man denkt und spricht. Man macht die Sätze kund,
Die weit und fruchtbar sind, durch die, wenn man sie bindet,
Und ordentlich verknüpft, man neue Wahrheit findet.
Man untersucht die Kraft, die unsre Seele hat,
Was sie im Körper wirkt, und ob, an ihrer statt
Ein ausgespanntes Ding, durch seines Schöpfers Willen,
Zum Denken kommen kann. Man sucht den Trieb zu stillen,
Der nach dem Wissen strebt, was eine Welt umfaßt,
Woher der Körper kömmt, wie seine Größ und Last
Aus Dingen werden kann, die keine Theile haben.
Man lehret und beweist, wie Kräfte, Stärk und Gaben,
Womit in der Natur ein jedes Wesen prangt,
Von eines Dinges Macht, ihr Seyn und Thun erlangt,
So durch sich selbst besteht, dem niemand was gegeben,
Das nie entstanden ist, durch das die Geister leben,

Durch

Durch das die Seele denkt, und jedes Element,
Und jeder Körper wirkt, und sich bewegt und wendt.
Belohnter Philosoph, die Trefflichkeit der Schriften,
Die deinen Ruhm erhöhn und stets ein Denkmahl stiften,
Hat Leipzig überführt, dein Lehren sey geschickt,
Die hohe Wissenschaft, die du bisher geschmückt,
Und an das Licht gestellt, recht nützlich auszubreiten,
Und vor der Wahrheit Werth aufs kräftigste zu streiten.
Dich hemmet keine Furcht, die schwache Seelen hält;
Du liebest die Vernunft, und das, was ihr gefällt.
Dein Denken scheut sich nicht, wenn man gleich den Monaden
Den Krieg verkündigt hat. Dir kann kein Irrthum schaden,
Der sich so gleich entdeckt, so bald man besser denkt.
Dein Urtheil stehet fest und bleibet unumschränkt.
Du hast in Deutlichkeit erkennt und überleget,
Wie die Philosophie den Stolz zu Boden schläget,
Mit dem die Thorheit prangt. Die alte Barbarey
Ist nunmehr ausgetilgt, man redt und schreibet frey, (len,
So wie die Wahrheit will, man kehrt sich nicht ans Schmäh-
Man weis, wer sich erhitzt, der kann sehr leichte fehlen.
Was hat der Aberwitz bisher nicht ausgedacht?
Wie hat nicht Zorn und Wuth die Einfalt aufgebracht,
Und das, was Leibnitz lehrt, zu tadeln, zu verdammen,
Und Wahn und Unvernunft zum Eifer anzuflammen?
Man hat gelermt, gestürmt, und alles aufgesucht,
Was nur zum Schelten dient, was raset, schilt und flucht.
Allein, der Vorsicht Schluß hat alles umgekehret.
Die Weisheit bleibt und wächst, man zeiget und erkläret
Was Leibnitz vorgebracht, was Wolfens Fleiß bewiesen,
Und was selbst die Vernunft den Menschen angepriesen.
Berühmte Philuris, so freue dich, daß dir
August, der Sachsen Herr, der Pohlen Haupt, zur Zier

Der Weisheit, einen Mann zum Lehrer anvertrauet,
Auf welchen die Vernunft mit Lust und Anmuth schauet,
Der seine Wissenschaft, und was sie in sich schließt,
Nach allen Theilen kennt; der nur bemühet ist,
Die Wahrheit kund zu thun, die Gründe zu entdecken,
Worinn Beweis und Kraft von allen Lehren stecken.

* *

Rede

zum Andenken des wohlseligen Herrn

M. Just. Gotthardt Rabners,

von

Johann Friedrich Mayen, M. A.

Wenn ich heute mit keinem so freudigen Gesichte vor ihnen erscheine, als ich sonst in diese werthe und mir höchst angenehme Versammlung zu kommen pflege: So können sie leicht die Ursache davon errathen. Sie sind ohne Zweifel, wo nicht in gleiche Betrübniß, doch in gleiches Erstaunen mit mir und vielen andern gesetzt worden, da sie heute die unvermuthete Nachricht vernommen haben, durch welche uns der schnelle Tod eines jungen, geschickten und wackern Mannes öffentlich verkündiget worden. Wer die Geschicklichkeit und die Vorzüge unsers werthesten Rabners, den seine Verdienste mehr, als seine Titel und Aemter bekannt gemacht haben, genauer kennen gelernet, bedauret ihn; wer das Angenehme seiner vertrauten Freundschaft empfun-

den

den hat, beklaget ihn; und wer sich ein Längeres Leben von ihm vermuthet hätte, seine Hoffnung aber so geschwinde verlieren muß, dem wird es schwer, die Thränen zu unterdrücken, welche ihm ein gerechter und heftiger Schmerz in die Augen treibet. Verzeihen sie, hochzuehrende Herren, daß ich hier meine Schwachheit noch verrathen muß; so sehr ich mich sonst allem denjenigen zu widersetzen suche, was den Menschen verunruhigen kann. Ich weis wohl, daß niemand das Gesetze der Sterblichkeit überschreiten kann; ich weis auch, daß man die gesundesten und stärksten Leute, ungeachtet aller ihrer Särke, hinfallen und sterben siehet; ich weis auch, daß das festeste Band der Freundschaft niemanden vor dieser gewaltsamen Trennung verwahren kann. Alles dieses weis ich: Allein das fühle ich itzt nicht, daß diese Vorstellung die zärtliche Traurigkeit stillen kann, welche der Verlust eines Freundes in mir erwecket, an dem ich mehr gefunden, als ich vermuthet habe; der so viel angenehme Eigenschaften besessen, daß man ihn hochschätzen müssen; der sich bey allen Vernünftigen, wenn sie ihn erst selbst gekannt haben, eine aufrichtige Liebe erworben; und den sein Verstand und Witz über viele andere erhoben hat. Sie sehen es, hochzuehrende Herren, wie sehr mich die Liebe dringet, von meinem Freunde zu reden, wie geneigt ich bin, diese bestimmte Zeit zu seinem Lobe anzuwenden, und wie gerne ich ihnen allerseits zeigen möchte, daß man in der Freundschaft unsers geschickten Rabners dasjenige finden können, was zur Beförderung und Erhaltung einer wahren und vernünftigen Freundschaft erfordert wird. Scheinet es doch, als ob das Schicksal, welches alles regieret, mir dieses

heute

heute als eine besondere Pflicht aufgeleget hätte! Wer hätte es meynen sollen, daß ich heute vor acht Tagen deswegen durch allerhand Verhinderungen abgehalten werden müssen, diesen Platz zu betreten, damit ich itzund Gelegenheit haben möchte, dieser Pflicht eine Genüge zu thun? Ich halte es vor ein Pflicht, weil ich mich ehedem bey seinem Leben durch mein eigenes Wort dazu verbunden habe: Ob ich gleich damals am wenigsten vermuthen können, daß ich mich würde in kurzem zu einer betrübten Erfüllung derselben anschicken müssen. Unbegreifliches Verhängniß! wie hast du so bald meinen Scherz in Ernst, und meine Worte in eine Prophezeyhung verwandelt! Doch ich will es nunmehro halten, was ich versprochen habe, und meinem Freunde in der Versammlung so vieler rechtschaffenen Männer das letzte Denkmahl aufrichten. Unsere Gesetze haben davor gesorgt, daß der Ruhm unserer Mitglieder nach ihrem Tode nicht mit ihnen verlöschen, sondern uns nochmals zu einem beständigen Andenken möchte vorgestellet werden. Die Gewohnheit aber hat es eingeführet, daß man auch die Klagen über den Verlust anderer werthen Freunde in den Schooß dieser vertrauten Gesellschaft zu seiner eigenen Beruhigung ausschütten darf; weil man gewiß dabey versichert ist, daß man dem Andenken verstorbener Freunde selbst dadurch einen großen Dienst leistet. Ihre Herzen sind also schon zu einer Zärtlichkeit gewöhnt, die dem Redner in solchen Fällen eine gewisse Aufmerksamkeit verspricht. Sie lieben selst, was einen vernünftigen Menschen erhebt und ansehnlich macht. Bey dieser vernünftigen Liebe freuen sie sich, wenn sie dergleichen edle Triebe in andern Seelen auch gewahr

werden. Und wenn ein Mitglied unter ihnen auftritt, welches die guten Eigenschaften seiner Freunde nach der gewissen Erkenntniß, die man davon hat, ausbreitet: So verdoppelt sich ihr Vergnügen, jedoch auch der Schmerz, wenn sie den Verlust derselben beklagen hören. Könnte ich doch aber auch nur itzund das Bild, welches ich ihnen zu einer geneigten Betrachtung entwerfen will, in seiner größten Aehnlichkeit darstellen! Ich befinde mich in den besten Umständen, die man von Seiten seiner Zuhörer erwarten kann: Und derjenige Freund, welchen ich abbilden will, hat so viel gutes an sich, daß ihn auch so gar seine Feinde, wo nicht lieben, dennoch gewiß hochschätzen würden, wenn sie Geduld und Verstand genug hätten, seine wahren Eigenschaften zu betrachten. Jedoch ich will es versuchen. Können sie aus meiner Abbildung die Vortrefflichkeit seiner Eigenschaften nicht so wahrnehmen, wie ich sie empfunden habe: So werden sie doch aus meinem Vortrage schließen können, daß ich ihn allezeit vor einen sehr liebenswürdigen Freund gehalten habe.

Erkenntniß und Wissenschaft vieler Dinge, welche man nach den Regeln der gesunden Vernunft erlanget hat, sind ohne Zweifel nicht nur ein besonderer Zierrath eines Freundes, welcher ihn angenehm macht; sondern auch ein reicher Quell zu vielem Vergnügen, wodurch er zugleich angenehm und nützlich wird. Sie begreifens von sich selbst, meine Herren, daß ich dadurch keine verwirrete Zusammenraffung unzähliger Begriffe verstehe, mit welcher mancher Mensch durch ein unbesonnenes und unersättliches Bücherlesen den Kopf erfüllet, und sich bey seiner Vielwisserey, daß ich so reden mag, überhebet, andere Leute dabey geringe

achtet,

achtet, überall recht haben will, alles vor wahr hält, was er sich einbildet, sich aber meistentheils mehr einbildet, als wahr seyn kann, und keinen vor gelehrt und verständig hält, der ihm nicht in seiner mannichfaltigen Verwirrung ähnlich ist. Nein, hochzuehrende Herren, es ist nicht möglich, daß sie auf diese Thorheit verfallen können, in welcher noch so viele stecken, die sich einen ganz wilden Begriff von der Gelehrsamkeit, dem Bücherlesen, der Vernunft, der Wissenschaft und allen andern Dingen, zu machen pflegen, die zu der Vollkommenheit des menschlichen Verstandes in seiner Erkenntniß gehören. Ihr Verstand ist viel zu erleuchtet, als daß er mit diesem rohen Haufen irren sollte, und ich habe die Erkenntniß und Wissenschaft mit demjenigen Merkmaale bezeichnet, welches ich an derselben bey ihnen wahrgenommen habe. Die Erkenntniß und Wissenschaft, von welcher ich rede, und die sie besitzen, entstehet aus einer tiefen und gründlichen Einsicht eigener und fremder Gedanken, wie sie entweder gewiß oder wahrscheinlich zusammen hangen, und mit den Sachen selbst übereinkommen. Sie ist nicht der Ursprung närrischer Zänkereyen, noch vielweniger eines tödtlichen Hasses, sondern der Liebe, Sanftmuth, Bescheidenheit, Verbesserung und anderer Tugenden mehr, die man bey den verkehrten Gelehrten niemals zu finden pfleget. Sie unterrichtet, so weit sie alles deutlich erweisen kann; sie lässet sich selbsten zurechte weisen, wo sie nicht alles deutlich begriffen hat; sie ergetzet, damit sie das Ihrige zum Vergnügen der menschlichen Gesellschaft beytragen möge; und sie erbauet, wo man ihr nicht selbst muthwillig widerstehet. Allein keine Seele ist dazu fähig, welche nicht außer-

ordentliche Kräfte besitzet, durch eine vernünftige Anweisung zu dem rechten Gebrauche derselben angeführet worden ist, und vor den gemeinen Vorurtheilen einen so großen Abscheu, als vor den größten Lastern selbst hat. Daraus erwächset die Schönheit eines hohen Geistes, welche die Menschen nöthiget, ihn hochzuschätzen: Daraus erhält ein wahrer Freund den köstlichen Schmuck, darinn er denenjenigen wohlgefällt, die ihn lieben.

So sahe nun unser werthester Freund, der gelehrte Rabner, aus; als welchen die Natur und sein eigener Fleiß so weit gebracht hatten, daß er in der Wissenschaft, welche die Frucht der Vernunft ist, vielen andern zuvor gekommen war. Ich ruffe hiermit alle diejenigen zu Zeugen an, welche ihn aus der Erfahrung, und nicht von bloßem Hörensagen haben kennen gelernet. Seine guten und vortrefflichen Gaben; die große Fähigkeit, etwas geschwinde zu fassen; der scharfe Witz und der durchdringende Verstand wurden durch die Anleitung seines vernünftigen Herrn Vaters und geschickten Herrn Bruders zu einer baldigen Uebung, und durch diese zu einer großen Fertigkeit gebracht. Je mehr er sich hierauf in den Schriften der sinnreichsten Männer, so wohl der Griechen und Lateiner, als auch der Franzosen, Italiener und Engelländer umsahe; je aufgeweckter wurde dadurch sein fertiger Geist. Wer ihn von einer Sache urtheilen hörte, der vergnügte sich an seiner Einsicht: Denn er übereilte sich in keinem Stücke. Seine Einfälle musten angenehm seyn; denn er brachte nichts anders vor, als was einen geübten und scharfen Sinn anzeigte. So fand man in dem Umgange mit ihm lauter

Ver-

Vergnügen, und seine Gespräche hatten eine gewisse Annehmlichkeit bey sich, die aber nur von denenjenigen erkannt wird, die gerne von ernsthaften, gelehrten und nützlichen Dingen auf eine sinnreiche Art reden.

Er wuste sehr viel; sonderlich aber die Kunst, seine Wissenschaft bescheiden zu verbergen: Und wenn er es nöthig hatte, dieselbe sehen zu lassen, so geschahe es mit einer solchen Art, daß man ihn nicht beschuldigen konnte, er bilde sich etwas darauf ein, und wolle mehr als andere wissen. Ich habe es selbst zu unterschiedenen malen aus seinem Munde gehöret, wie scharfsinnig er die Thorheit der einfältigen und hochmüthigen Gelehrten getadelt, die entweder, bey aller ihrer Unwissenheit, dennoch viel pralen; oder bey ihrer guten Wissenschaft vergessen, daß sie von allem, was der menschliche Verstand erkennen kann und soll, nur das wenigste und geringste wissen. Seinen größten Fleiß wendete er auf Untersuchung der weltlichen Geschichte, und wie weit er es darinnen gebracht hat, davon kann der gütige Beyfall, womit die bisherigen Jahre der Europäischen Fama, und das Leben Sr. Czaarischen Majest. Peters des ersten sind aufgenommen worden, das beste Zeugniß ablegen.

In der Beredsamkeit und Poesie war sein Geschmack auserlesen; und wie hätte ihm dieser mangeln können, da er jederzeit die besten Schriften in beyden Arten gelesen hatte? Er schrieb bedachtsam, deutlich, zierlich, sinnreich, so daß man ihn mit Recht unter diejenigen zählen kann, welche unsern Landesleuten zum Muster dienen können, wie sie in ihrer Muttersprache schreiben müssen, wenn sie, wie er, dem deutschen Volke Ehre bringen wollen. Die gelehrte Welt

kannte er: Seine Nachrichten, welche er zu dem grossen historischen Verzeichnisse beygetragen hat, sind der deutlichste Beweis davon. Und wie vieles hätte ich noch zu sagen, wenn ich alles vorbringen wollte, was ihm den Ruhm eines wahren Gelehrten zuwege gebracht hat. Er besaß noch andere Eigenschaften, warum man ihn lieben mußte.

Ich nehme mir nicht vor, alle Tugenden, die er besessen hat, zu erzählen, sondern nur diejenigen anzuführen, welche ich in seiner Freundschaft allen andern vorgezogen habe. Sein Wandel und Leben war aufrichtig: Er befließ sich aber der wahren Aufrichtigkeit. Der Eigennutz und die List haben so lange nachgesonnen, bis sie in der Verstellung etwas unter die Menschen gebracht haben, wodurch sie sich eine Aufrichtigkeit geben können, die sie doch wirklich nicht an sich haben, damit die dadurch betrogen werden, mit roelchen sie was zu thun haben. Diese leichtfertige Erfindung ist schädlicher, als die offenbare Gewalt, und weder Vorsicht noch Klugheit reicht oft zu, den heimlichen Fallstricken zu entgehen, womit ein solcher verlarvter Feind seinem Nechsten nachstellt. Sollte man wohl vermuthen, daß unter manchem freundlichen Angesichte ein heimtückischer Vorsatz, unter den liebreichen Worten ein boshaftiges Herze, unter dem dienstfertigen Anerbiethen ein gefährlicher Anschlag und unter einem so aufrichtigen Bezeigen die größte Falschheit verborgen wäre?

Ich wollte, daß ich diesen Satz nimmermehr erweisen könnte; oder wenn ich ihn zu erweisen wüßte, doch verschweigen dürfte, weil die vernünftige Creatur zu sehr dadurch beschimpfet wird, die ihre edlen

Kräfte

Kräfte besser als zum Nachtheil ihres gleichen gebrauchen sollte. Allein dieser Betrug ist unter uns so gewöhnlich geworden, daß man ihn für ein Kunststück eines geschickten Weltmenschen hält, und es gehet fast kein Tag vorbey, daß man nicht hier und dar eine neue Probe davon sehen muß. Unser ehrlicher Rabner hatte ein viel zu redliches Herze, als daß dergleichen Laster darinnen Platz finden konnten. Wenn es nach seinem Wunsche gegangen wäre, so hätten alle Menschen in der Welt vollkommen seyn sollen; damit sie des Vergnügens, welches natürlicher Weise daraus fließet, wären theilhaftig, das ist, wahrhaftig glückselig geworden. Da er aber seinen Wunsch in allen Stücken nicht erfüllet sehen konnte: So versäumte er doch nichts, wodurch er seines Nechsten bestes zu befördern wußte, und nahm sich in acht, ihm auf keinerley Weise zu schaden.

Bey einer so guten Beschaffenheit seines Herzens redete er frey heraus, was er gedachte; es wäre denn, daß die Regeln der Klugheit ihm solches verbothen hätten. Denn er wußte wohl, was vor ein Unterscheid zwischen der vernünftigen Aufrichtigkeit und einer unvorsichtigen Treuherzigkeit anzutreffen ist. Er redete also bey vieler Gelegenheit von dem, was er gedachte, lieber gar nichts; als daß er hierinnen verstoßen sollte: Was er aber in andern Fällen sagte, das war auch seine wirkliche Meynung. Niemanden hat er durch Schmeicheley seine Gunst abzustehlen gesucht: Vielen aber hat er, und zwar seinen besten Freunden ihre Fehler auf eine so sinnreiche und redliche Weise vorzuhalten gewußt, daß sie dieselben freywillig erkannt und abzulegen gesucht ha-

ben, ohne den geringsten Widerwillen gegen ihn zu hegen.

Nunmehro wünschte ich, hochzuehrende Herren, daß sie auf einige Augenblicke ihre Plätze verlassen und sie seinen unbilligen Feinden einräumen möchten, damit ich sie ihres Irrthums überführen und den Argwohn aus ihrem vergällten Herzen reißen könnte, womit sie den Ruhm unsers ehrlichen Rabners verdunkeln wollen. Ich würde mich nicht schämen, ihnen anfangs selbst zuzugestehen, daß ich, wie sie, durch ein falsches Gerüchte betrogen worden, welches mir einen sehr nachtheiligen Abriß von seinen Gemüthseigenschaften beygebracht: Allein ich würde mich auch nicht schämen, ihnen öffentlich zu bekennen, daß ich mich selbsten übereilet und meinen Fehler erkennet hätte; nachdem ich durch eine genauere Bekanntschaft und vertrauten Umgang den Grund seines Herzens tiefer eingesehen und gefunden, daß er sich an der Tugend niemals vergriffen, der Eitelkeit aber nirgends geschonet, und das Lächerliche allenthalben als lächerlich vorgestellet hat. Ich würde sie fragen, ob er hierinnen nicht besser, als sie selbst gethan, wenn sie die Fehler ihres Nechsten vorwerts entschuldigen und überkleistern, hinterwerts aber übel davon sprechen, sie durch ihre verhaßten Zusätze größer machen, in allen Gesellschaften liederlich davon reden, und es mit Fleiß so einrichten, daß derjenige, welchen sie also richten, allenthalben schwarz angeschrieben werden möge. Ich würde sie an diejenigen weisen, welche mit mir einerley erfahren haben und ihnen endlich zeigen, daß sich deswegen so viele vor ihm gefürchtet, weil sie besorgt, es möchte ihre Eitelkeit, in der sie doch ihre größte

Ehre

Ehre suchten, verspottet, und ihnen der Lohn der lächerlichen Thorheit zu Theile werden.

Sagen sie selbst, meine Herren, ob wir itzo nicht in einer Zeit leben, da es bey nahe unmöglich fällt, einen großen Theil der Menschen anzusehen, ohne über ihn zu lachen? Wer sich nicht scheuet, seine lächerliche Gestalt aller Welt sehen zu lassen, dem muß es auch nicht verdrießen, wenn sich der Zuschauer seines Rechts bedienet, und ihn ansiehet, wie er sich darstellet; ja sich nicht genug zwingen kann, seine Einfälle zu unterdrücken, die er ihm so zu reden mit Gewalt abnöthiget. Ein aufgeweckter und munterer Geist siehet alles geschwinder und schärfer ein; seine Lebhaftigkeit erwecket ihn, die Narrheit zu bemerken; seine Aufrichtigkeit malet sie ab, wie er sie gefunden hat. Er muß darüber lachen, und wenn sich weder Bosheit noch Schadenfreude darunter mischet, so sehe ich nicht, wie er dabey den Ruhm eines redlichen und wohlgesinnten Herzens verlieren sollte. Ich habe hierinnen mit wenigem meinen werthen Freund nach der Eigenschaft abgeschildert, deren ich bishero erwehnet. Wer es erweisen kann, daß er seine ungemeine Scharfsinnigkeit in Entdeckung der menschlichen Thorheit, durch seine lebhaften Einfälle, zum Schaden und Nachtheil rechtschaffener Leute gemisbrauchet hat, der trete wider ihn auf und erweise es: Er rede aber nicht nach dem vorgefaßten Argwohne unwissender Leute, sondern aus einer gewissen Ueberzeugung; dann will ich ihm zugestehn, daß mein Freund nicht lobenswürdig gewesen sey.

Ich habe mich vielleicht in Vertheidigung meines Freundes allzulange aufgehalten: Zum wenigsten bin

ich versichert, daß ich nach dem Sinne unsers wohlseligen Herrn M. Rabners lieber ganz davon hätte schweigen, als auch nur dieses wenige davon erinnern sollen. Er war in seinem Gemüthe viel zu gesetzt, als daß er sich hätte die ungegründeten Beschuldigungen, ein allgemeiner Spötter zu seyn, in Unruhe bringen lassen. Er übersahe diese Schwachheit seiner unwissenden Feinde mit Geduld; und wußte, daß ihre unbedachtsamen Reden ihn zu demjenigen nicht machen könnten, der er wirklich nicht war. Seine Vernunft hatte ihn zu einer höhern Erkenntniß gebracht, zu welcher niedrige Seelen niemals fähig sind. Die machte ihn geruhig und gelassen, und erhielt ihn auch so gar in der Liebe gegen seine Feinde; von welchen er wußte, daß sie entweder aus einer bloßen Raserey, oder einer verführten Leichtgläubigkeit, mehr zu ihrer eigenen als seiner Schande redeten. Er erkannte mehr als zu wohl, daß jedermann so wohl als er, nicht ungefehr, sondern aus einer weisen Ordnung Gottes in diese Welt gesetzt worden; daß er sie auch wegen dieses gemeinen Ursprungs allerseits für seine Brüder zu halten hätte, die er nach dem Willen ihres Vaters so wenig als sich selbst an der wahren Glückseligkeit hindern sollte. Und diesen Willen hielt er so heilig, daß er ihn mit Vorsatz nicht zu übertreten suchte. Ja er sahe dieses nechst der ewigen Seligkeit vor den größten und wichtigsten Endzweck der heilsamen Religion an, und meynte, daß er darauf weit mehr, als auf die äußerliche Beobachtung anderer eingeführten Dinge zu sehen Ursache hätte: Weil diese, wenn sie zu Beförderung der Hauptabsicht dienen, zwar gut und nützlich sind, von vielen aber zu einem Deckmantel ihrer innerlichen

Bos-

Bosheit und zu einer geistlichen Betrügerey gebraucht werden können.

Es giebt zwo Gattungen von Leuten, welche nichts weniger als die wahre Religion besitzen, ob sie gleich ein solch Aufsehen in der Welt damit machen, daß jedermann glauben sollte, sie sey bey ihnen allein zu finden. Einige halten steif und feste über dem, was man ihnen von solchen Dingen, welche die Religion angehen, unter der Gefahr des ewigen Fluches als unleugbare und längst bestätigte Wahrheiten eingeflößet hat. Ohne sich weiter in die gründliche Untersuchung derselben einzulassen, fallen sie blindlings zu, und setzen sich aus einem heiligen Eigensinne vor, nicht den geringsten Fuß breit zu weichen, sondern alles andere zu verwerfen, zu verdammen und zu verfluchen, und bey der einmal überkommenen Erkenntniß zu bleiben, welche Dinge in sich fasset, die von so viel hundert großen Männern geglaubt, und von einem auf den andern fortgepflanzet worden sind. Ihr Eifer, womit sie darüber halten, ist heftig, und erwirbt ihnen den Ruhm der Beständigkeit und Gewißheit: Ob sie gleich in der That, wie dorten die Athenienser, einem unbekannten Gotte dienen.

Andere hingegen bekümmern sich um das wesentliche der Religion eben so sehr nicht: Am wenigsten gedenken sie ihre verderbten Neigungen selbsten anzutasten und sie unter das sanfte Joch ihres Erlösers zu zwingen. Hierinne thun sie sich die wenigste Gewalt an, sie sind aber desto eifriger den Schein eines gottseligen Lebens an sich zu nehmen. In der Beobachtung des äußerlichen Gottesdiensts und der eingeführten Gewohnheit sind sie so strenge und gewissenhaft,

daß sie noch wohl den größten Pharisäer übertreffen könnten, da sie sich doch aus der wirklichen Uebertretung der göttlichen Gebote eben kein sonderliches Gewissen machen. Ihre Absicht ist, andere durch ihre Heucheley zu betriegen, aus der Gottseligkeit ein Gewerbe zu machen, und wegen ihrer Heiligkeit überall hoch angesehen zu seyn. Jene eifern aus Unverstand, und diese sündigen mit Vorsatze: Beyde aber machen die Religion zum Gespötte, wenn so wohl die Einfalt der erstern als auch die Gottlosigkeit der andern offenbar wird. Und es wäre leicht zu beweisen, daß der Wahrheit durch diese Feinde zu unserer Zeit mehr, als ehedem durch die größtē Verfolgungē geschadet worden.

Wer ein aufrichtiger Liebhaber der Wahrheit ist, muß vor Leuten beyder Art einen heftigen Abscheu tragen. Denn wer kann sich des Spottens enthalten, wenn er auf einer Seite die einfältige; auf der andern aber die listige Thorheit in ihrer lächerlichsten Gestalt ansiehet? Es sey ferne, daß man sich hierdurch an die heilige Religion selbst wagen und an ihren göttlichen Aussprüchen vergreifen sollte. Wer sich so weit vergeht, ist der ärgste und abscheulichste Feind der Wahrheit. Die Narrheit aber derjenigen zu belachen, die sich so gar nicht scheuen, mit derselben in das Heiligthum einzudringen, und der verehrens-würdigsten Sache einen Schandfleck anzuhängen, das kañ ich so wenig vor etwas verbothenes halten, als ich glauben kann, daß ein Narr nicht überall in seiner Narrheit ein Narr seyn, und einem jeden, der ihn darinn antrifft, lächerlich vorkommen sollte.

Zum wenigsten war dieses die Meynung unsers wohlseligen Herrn M. Rabners. Je weniger er diese zwo Gattungen schädlicher Thoren in einer so heiligen

Sache

Sache vertragen konnte; je weniger wuste er sich öfters selbst so weit zu bezwingen, daß er nicht ihre Fehler tadeln, u. wie sie es verdienet, hätte auslachen sollen. Sein lebhafter Geist mag sich auch vielleicht zuweilen weiter gewaget haben, als es manche schwache Gemüther erdulden können; die sich durch die Religionsheuchler verführen lassen, daß sie die Schaalen vor den Kern nehmen und nach dem Schatten greifen, da sie das Licht fliehen. Ich weis nicht, ob ich ihn deswegen entschuldigen soll. Doch er ist dadurch genung entschuldiget, daß er das Innerste der Religion eingesehen, ihre Vortrefflichkeit mit einer tiefen Ehrerbietung bewundert, sich nach derselben einzig gerichtet, und alle diejenigen hochgeschätzet hat, welche die Religion im Herzen und nicht nur im Munde geführet, und ihre Kraft in guten Handlungen, nicht aber in einem selbst erwählten Gottesdienste gezeiget haben. Alle Gespräche waren ihm zuwider, welche nicht mit genugsamer Bescheidenheit von den Grundwahrheiten der christlichen Religion geführet wurden. In seinem ganzen Leben aber unterwarf er sich in Gelassenheit der göttlichen Regierung und beschloß dasselbe auch in einer so christlichen Verfassung mit einem gläubigen Bekentnisse. Denn als er noch wenige Zeit vor seinem Tode gefragt wurde: In was vor einer Gemüthsbeschaffenheit er sich bey seinem besorglichen Zufalle befände? antwortete er mit einer standhaften Gelassenheit: Ich hab in Gottes Herz und Sinn, mein Herz und Sinn ergeben! und kurz darauf versiegelte er dieses Bekenntniß mit seinem Tode.

Schlafe wohl, geliebter Freund, nachdem du uns durch eine so geschwinde Trennung entrissen worden. Deine Eigenschaften sind mir allzu angenehm gewesen,

als daß ich sie so bald vergessen sollte. Ich habe dieselben auch itzo durch eine aufrichtige Wiederhohlung dem treuen Gedächtnisse nochmals fest einzuprägen gesucht. Sie, hochzuehrende Herren, haben mich durch ihre geneigte Aufmerksamkeit ungemein verbunden. Sie werden nunmehro wissen, ob mein Freund, welchen ich also gefunden, wie ich ihn beschrieben, Liebe oder Haß verdienet habe. Unter den Gelehrten wird sein Name bekannt bleiben, ob er gleich in seinem Leben am wenigsten darauf gesonnen, ihn bekannt zu machen. Seine Freunde können ihn nicht vergessen: Denn der Umgang mit ihm war allzu vergnügt. Seine Feinde hätten ihn lieben müssen, wenn sie ihn selbsten, und nicht aus einer gehäßigen Nachricht hätten kennen gelernet. Sein Ruhm kann ihm nicht entrissen werden. Er gründet sich auf Wissenschaft und Tugend. Ohne dieselbe ist kein beständiger Ruhm zu finden.

Ich sollte vielleicht diesen jählingen Verlust noch mit vielen Seufzern beklagen. Vielleicht würden sie, hochzuehrende Herren, dieses Verfahren nicht tadeln, weil sie nunmehro wissen können, daß ich diesen Freund sehr hoch geschätzet habe. Allein ob ich es gleich empfinde, daß es mir wehe thut ihn zu verlieren: So weis ich doch u. erinnere mich, daß es nach der Ordnung desjenigen geschieht, der alles bestimmt und festgestellt hat, was sich in der Welt, als dem großen Werke seiner Macht, Weisheit und Gütigkeit begeben soll. Ich würde in den Fehler gerathen, welcher so sehr unter den Menschen gemein ist, daß sie sich über die Wege Gottes beschweren, die sie nicht ausforschen können; und mit dem nicht zufrieden seyn wollen, was von demjenigen herkommt, den sie doch selbst vor das weiseste und gütigste Wesen halten wollen. Schändlicher

licher Fehler! welcher die vernünftige Seele allzusehr beschimpfet; weil er anzeiget, daß der Mensch, den sie belebt, entweder ein einfältiger, oder ein rebellischer Bürger in der Stadt Gottes ist. Ich will dem Exempel meines geliebten Freundes folgen, der sich der Regierung desjenigen unterwarf, welchem man nicht widerstehen kann, weil er zu mächtig ist; bey welcher aber auch kein vernünftiger Mensch jemals murren wird, weil er versichert ist, daß sie von einer Weisheit herrühret, die jederzeit das Beste der ganzen Welt und eines jeden insbesondere, so weit es die Einrichtung derselben verstattet, zum letzten Ziele hat. Hierdurch lässet sich das unruhige und wehmüthige Herz besänftigen und aufrichten. Es kommt in eine gewisse Gelassenheit, womit es die Thränen und Klagen anderer betrübten Freunde als solche Zeugnisse ansehen kann, welche die Vortrefflichkeit des verlohrnen Freundes bestätigen.

So weinet und klaget denn, ihr erschrockenen und zärtlichen Freunde über den Tod unsers Wohlseligen. Eure Thränen und Klagen befestigen den Ruhm, den ich unserm werthen Rabner in einem kurzen Entwurfe seiner guten Eigenschaften gegeben habe. Befriediget euch aber damit, daß ihn der Tod im vollen Ruhme hingerissen, und euch also die Pflicht eines beständigen Andenkens dadurch leicht gemacht hat. Wer in einem Alter stirbt, bey welchem er seinen Ruhm selbst überlebt, den vergißt man, so bald er gestorben ist: Wer hingegen die Welt zu der Zeit verlassen muß, in welcher er wegen seines rühmlichen Fleißes und seiner sonderbaren Vorzüge geliebt und hochgeschätzet wird, der bleibt in einem Andenken, das auch der längsten Zeit zu trotzen scheinet.

Send-

* *

Sendschreiben

An Se. Hochedelgebohrnen,

Herrn Hofrath Weichmann,

in Wolfenbüttel

über den schmerzlichen Verlust

Seiner hochgeliebten Frau Schwester,

abgelassen von

Johann Christoph Gottscheden.

Berühmter Musenfreund, vermuthlich auch der meine,
Mein Weichmann, laß doch zu, daß ich den Fall beweine,
Der deinen Geist betrübt. Ach! deiner Schwester Grab
Dringt deiner starken Brust zu früh die Thränen ab.
Du klagst; ich klage mit. Du seufzest; ich nicht minder.
O würde nur dadurch dein herber Gram gelinder!
O! hätt ich itzo nur dein reines Seytenspiel,
Das Deutschland oft ergetzt, dem Phöbus selbst gefiel;
So wollt ich mir ein Lied zu ihrem Ruhm erkühnen,
So sollt auf ihrer Gruft mein welker Lorber grünen.

Jedoch! das hab ich nicht; drum nimm, belobter Mann,
Von meiner Muse nur das matte Schreiben an;
Ein Schreiben sonder Kunst, voll unverstellter Schmerzen:
Denn deiner Schwester Tod geht mir fürwahr zu Herzen.

Ich

Ich weis, du liebtest sie mit seltner Zärtlichkeit,
Sie war ein Frauenbild von großer Seltenheit,
An Jahren jung und frisch, von angenehmem Wesen,
An Geist und Sittsamkeit und Tugend auserlesen.
Ihr Witz war aufgeweckt. Ihr wirkender Verstand,
Der einen edlen Trieb zur Wissenschaft empfand,
War klugen Schriften hold. In Rührung sanfter Seyten
Schien sie den Musen selbst den Vorzug abzustreiten.
Noch mehr, betrübter Freund! Ihr aufgeräumter Sinn,
Dein Beyspiel machte sie zur deutschen Dichterinn.
Man kennt den netten Kiel auch aus gedruckten Proben,
Und wer die Wahrheit liebt, muß ihre Lieder loben.

Zwar weis ichs, werther Freund, die tolle Spötterzunft
Empört sich hier vielleicht mit frecher Unvernunft.
Sie mag, sie will durchaus kein Weib von edlen Gaben,
Kein Weib, das liest und schreibt, in Deutschlands Grenzen haben.
Sie haßt ein Frauenbild, die, wider ihren Wahn,
Nach Wissenschaften strebt, in Künsten was gethan;
Die nicht den ganzen Fleiß auf Eitelkeiten wendet,
Nicht unaufhörlich spielt, nicht stets den Nechsten schändet;
Sich nicht mit Putz und Pracht den langen Tag verkürzt,
Und ihren Mann dadurch in Schuld und Unglück stürzt.
Man lästert eine Frau, die außer Liebsgeschichten
Ein Buch gelesen hat: viel minder darf sie dichten!
Das muß ein Laster seyn, dem sonst kein anders gleicht.
Und wie ein Maulwurf stets in finstern Hölen schleicht,
Das Licht des Tages flieht und sich in Koth verscharret:
So muß die Schöne thun, in die sich Mops vernarret;
Fein dumm und ohne Geist, so, daß ihr lieber Mann,
So thöricht er auch ist, sie noch beschämen kann

Das,

Das, das ist eine Frau, nach unsrer Spötter Sinne!
Nur kein gelehrtes Weib, nur keine Castalinne!

Verkehrte Lästersucht! Du abgeschmackte Zeit!
O Freund, verspotte doch den ungereimten Neid,
Der solche Thoren plagt. Was wollen doch die Blinden?
Wer seines gleichen sucht, wirds allenthalben finden.
Mops nehme sich ein Weib, die nichts gelernet hat:
Es zeugt sie jedes Dorf, es zeugt sie jede Stadt,
Die ganze Welt ist voll, er darf sie gar nicht suchen;
Was darf das Lästermaul gescheidtern Schönen fluchen?
Er liebe, was er will, man läßt ihm seinen Wurm.
Warum erregt er denn dergleichen tollen Sturm,
Wenn unter tausenden es einer wo gelungen,
Daß sie durch Witz und Geist sich auch empor geschwungen?
Das Wissen schändet nicht. Das weibliche Geschlecht
Hat ja sowohl als wir zu freyen Künsten Recht.
Wir loben den Verstand an fremdem Frauenzimmer:
Trifft hier die Reihe denn die deutschen Schönen nimmer?
Solls ewiglich so seyn, wie dort Rachelius
Die Weiber seiner Zeit zum Schimpfe schildern muß:
„Sie singt, sie tanzt, sie spielt, sie legt sich auf den Rücken,
„Sonst kan sie warlich nichts! „ So soll es Mopsen glücken!

Vergieb mir, werther Freund, daß ich so ausgeschweift,
Und deines Kummers Last vielleicht noch mehr gehäuft.
Es kommt mir in der That der eignen Schwester Schatten,
Bey dir, auf solchen Fall, durch seinen Schutz zu statten.
Wer kluge Schönen schützt, vertheidigt sie zugleich.
Sie war an Witz und Geist und freyen Künsten reich.
Wie artig wußte sie nach Frankreichs Art zu sprechen!
Wer konnte ferner sich wohl ihres Ruhms entbrechen,

Wenn

Wenn er ein witzig Blatt von ihrer schönen Hand
Mit Zügen saubrer Schrift, gleich Kupferstichen, fand?
O! laßt uns noch einmal den Thoren Weiber gönnen,
Die ihren Namen kaum recht buchstabiren können.

Dich frag ich noch zuletzt, bekümmerter Gemahl,
Der du sie itzt beweinst: Sprich, reute dich die Wahl
Der edlen Weichmannin? Sprich, sind dir nicht die Stunden
Der gar zu kurzen Eh im Augenblick verschwunden?
Wenn hat dein witziges, dein aufgewecktes Weib
Dich sorgenvoll gemacht? Welch süsser Zeitvertreib
Half dir durch ihren Mund, nach ernstlichen Geschäften,
Mit immer neuer Lust zu täglich neuen Kräften?
Ich weis, ich kränke dich durch diese Fragen nur.
Wohlan! erfülle denn die Vorschrift der Natur.
Beweine den Verlust, beweine was du liebest:
Wir wissen, daß du dich nicht ohne Grund betrübest.
Jedoch, du bist ein Christ und ein gesetzter Mann,
Drum denke, daß dich auch die Großmuth adeln kann.
Genug, daß du bisher mit einem Schatz gepranget,
Den mancher sehnlich wünscht, doch nimmermehr erlanget.

Du, theurer Weichmann, bist von männlich starkem Geist,
Drum sieh auch dieses Gut, das dir der Tod entreißt,
Mit großem Herzen an. Es war dir nur geliehen,
Der Gott, von dem es kam, der darf es auch entziehen.
Geh hin, dein Herzog rufft, dem du so treulich dienst,
Und da du längst bey ihm an Glück und Gnade grünst,
Wie anderwerts an Ruhm; So wird dirs leicht gelingen,
Durch Ludwig Rudolphs Huld dein Trauren zu bezwingen.

* * *

* *

Bey der

Groß- und Demmelischen

Eheverbindung

von

M. Johann Martin Knöcher.

Wer glaubt den Träumen leicht? doch der Poeten Träume
Sind selten ohne Grund: Die abgefaßten Reime
Gehn meistentheils auf was, das Zeit und Umstand lehrt;
Drum wird ihr träumend Wort ganz billig angehört.

Erlaube werthes Paar, daß ich bey deiner Freude,
Da dich des Himmels Schluß in einem Hochzeitkleide
Vor unsre Augen stellt, nur kurz erzählen darf,
Was mir die stille Nacht jüngst in die Sinne warf.

Ich war, ich weiß nicht wo, in Schatten schöner Linden;
Ein rieselndes Gethön drang nah an ihren Rinden
Mit hellen Fluten hin: Ein alt bemooßter Stein,
Lud mich in solcher Flur zum Niedersitzen ein.
Ich saß, wie man oft pflegt, in allerhand Gedanken:
Der Bäume lange Reih, die gleichsam lauter Schranken
Von vielen Gängen zog; der Vögel schöner Ton,
Vergnügte mich weit mehr, als kaum ein Fürstenthron.
Ich wurde fast entzückt. Denn was ich nur erblickte,
War so ausnehmend schön, daß ich mich höchst erquickte.
Von weitem stellet sich was aufgethürmtes dar,
Ich weis noch selber nicht obs eine Grotte war.

Ich gieng auf solche zu; blieb aber stutzig stehen,
Als ich ein Frauenbild mir sah entgegen gehen:
Die Neugier reizte mich zu forschen, wer es sey;
Doch nahte die Person sich allgemach herbey.
Ihr Schwestern, folgt mir nach! dieß waren ihre Worte:
Kommt? an dem Lustrevier, an diesem schönen Orte,
Soll unser Festtag seyn: Es ist euch schon bekannt,
Ich schließe wiederum ein frommes Ehehand.

Gut! dacht ich bey mir selbst, das ist gewiß die Liebe:
Ey daß ich nicht hiervon so weit entfernet bliebe;
Nein! ich muß näher gehn. Ich gieng; ein starker Baum
Verbarg mich recht gewünscht durch einen dunklen Raum.
Drauf kam die GOttesfurcht, in zierlicher Geberde,
Und trat wie mich bedünkt, zu einem Opferheerde,
Und legte Feuer drauf. Die holde Sittsamkeit
Trug einen Blumenkorb, nebst der Zufriedenheit.
Den beyden gieng zugleich die Eintracht an der Seiten,
Und half insonderheit zwey Kränze zubereiten.
Die kluge Häuslichkeit, ging allen an die Hand;
Bey der sich überall die keusche Zucht befand.

Drauf kam die Handelschaft und trat in ihre Mitten,
Die Klugheit und der Fleiß, die Zahl beliebter Sitten,
Samt andern Tugenden erschienen allzumal:
Zugleich umgab den Platz ein sonnengleicher Stral.

Wie, dacht ich, wird sich doch dieß schöne Schauspiel enden?
Sieh da, die Liebe kam, und hielt an beyden Händen
Ein angenehmes Paar. Drauf fieng sie freundlich an:
Nun folgt, geliebten Zwey, betretet meine Bahn.
Der Himmel ist euch hold. Ihr seyd der Tugend Kinder:
Wir sämmtlich lieben euch: Ihr liebet uns nicht minder.

Drum soll zur Dankbarkeit euch unser Zweck erfreun,
Ihr sollt auf den Altar der Liebe Weyhrauch streun.
Auf Schwestern! bringet doch der schönsten Blumen Menge;
Verherrlichet dieß Fest durch frohe Lustgesänge;
Wünscht ihnen stetes Glück; rufft ihnen sämmtlich zu:
Genießt, geliebten Zwey, der angenehmsten Ruh.
Sie fuhr noch weiter fort: Ihr könnt versichert bleiben,
Daß wir euch in die Zahl von unsern Freunden schreiben,
Wir werden fernerhin Gefehrten von euch seyn,
Ihr nehmt uns, wie bisher, in eure Wohnung ein.
Wer unsre Freundschaft ehrt, genießet lauter Segen,
Den wir vom Himmel selbst herab zu bringen pflegen.
Ihr seyd der Eltern Lust. Bald traten wieder Zwey,
Indem die Liebe rief, in ihren Kreis herbey.
Die gaben auch ihr Wort, mit segensvollem Munde,
So viel als ich vernahm, zu dem getroffnen Bunde.
Ich wurde selbst gerührt und sprach: Du werthes Paar,
Der Höchste mache doch die treuen Wünsche wahr,
Wie glücklich wirst du seyn, wenn diese bey dir wohnen,
Die dich, als Tugenden, mit ihrer Gunst belohnen.
Blüh, wachse, sey vergnügt: So ging ich redend hin,
Und sah, Herr Große, dich mit deiner Demmelin.

Nun war ich erst recht froh, als ich nunmehr erkannte,
Wer dieses Fest beging; wem dieses Opfer brannte:
Ja! ich erblickte selbst die Eltern voller Lust;
Da wurde mir alsdann das ganze Werk bewust.
Drum fing ich nochmals an, des Höchsten Huld zu bitten,
Er wolle, werthes Paar, dich reichlich überschütten,
Mit allem, was dein Herz nur stets vergnügen kann;
Heb, sprach ich, deinen Stand mit lauter Freuden an!
Daß deine Muter sieht, wie wohl sie hier gerathen;
Wie Gott den Wunsch erhört, den ihre Lippen thaten:

Und daß mit ihr zugleich ein Pflegevater spürt,
Daß solchen Ehestand vollkommner Wohlstand ziert.
Zeugt manchen schönen Zweig, und = = = Doch im Augenblicke
Rief mich der helle Tag von solcher Lust zurücke.
Kurz: ich erwachte nun; fand aber in der That,
Daß alles Wahrheit sey, was mir geträumet hat.
Was ich bereits gewünscht, soll demnach stehen bleiben.
Gott lasse meinen Wunsch viel tausendmal bekleiben!
Verzeiht, wenn euch mein Traum von irgend was versäumt:
Doch Morgen sagt auch Ihr, was euch die Nacht geträumt.

* *

Hirtengedichte auf die Hohmann- und Neuhausische Hochzeit

von

M. Samuel Seidel.

Menalcas. Tityrus.

Dort, wo die seichte Fluth der schlanken Luppe rauscht,
Dort, wo man Sorg und Harm mit Ruh und Lust vertauscht,
Wo Lag und Gegenden der langgestreckten Flächen
Die Augen nach sich ziehn, und allen Unmuth schwächen;
Dort, wo die güldne Zeit in Hütten, Busch und Feld,
Von Furcht und Schrecken frey, ihr sichres Nachspiel hält,
Und Treu und Unschuld selbst, mit Segen und Vergnügen,
Noch zwischen Schaf und Lamm in langem Grase liegen;

In jener Lindenau gieng nechst des Morgens früh
Der Hirt Menalcas aus, und ließ sein Wollenvieh
Theils ruhn und wiederkäun, theils an den Rosenstöcken
Nach frischem Futter gehn, und hin und wieder lecken.
Sein ausgekraustes Haar, der gute Festtagsrock,
Das aufgeputzte Rohr, der neue Schäferstock,
Die Schleife grünes Band, die Blumen in den Händen,
Die Hirtentasche selbst um die geschlanken Lenden,
Der außerordentlich-vergnügt und freye Gang,
Sein muntres Angesicht, sein lustiger Gesang,
Und ein, ich weis nicht was, an dieses Schäfers Wesen,
Ließ hier die Wirkungen verborgner Freude lesen.

Ihm war sein Tityrus, den seine Treu bewährt,
Den eine Brust gesäugt, den eine Milch ernährt;
Sein holder Tityrus war ihm mit schnellen Tritten,
Durch Matten, Strauch und Gras vor Sehnsucht nach-
geschritten.
Er holt ihn endlich ein, er traf den Schäfer an,
Den er so redlich liebt, der ihn so lieb gewann,
Und der vor innrer Lust am mindsten wahrgenommen,
Wer ihm zur Seite stund, wer ihm so nah gekommen.
Er schlang ihm Hand u. Arm so gleich um Haupt und Hals;
Menalcas sah ihn an, und gab ihm ebenfalls
Mit freundlich-treuem Gruß von neuem zu erkennen,
Daß Lieb und Redlichkeit in seinem Herzen brennen,
Und Schmerz und Lust zugleich. Wo kommst du, sprach
er drauf,
Wo kommst du ietzo her! Was hältst du mich hier auf?

Tityrus.

Und du, wo denkst du hin? Was hast du so zu eilen?
Bleib hier und höre nur . . .

Menalcas.

= = = = = Ich kann mich nicht verweilen.
Du weist, das Meyenfest ist schon herbey gerückt,
Ich habe mich dazu geputzt und angeschickt,
Drum auf, und hilf es mir, wie andre Jahre feyern,
Mich dünkt, ich höre schon der Nachbarn rege Leyern;
Mich dünkt, ich sehe schon die frischen Meyen stehn.

Tityrus.

Ach wüstest du es recht, es sollte dir vergehn.

Menalcas.

Wie so? was ist geschehn? Ist denn nicht Fried im Lande?
Sind Heerd u. Trift u. Flur nicht in erwünschtem Stande?
Stehn Aesch und Gelten nicht von Sahn und Milch gefüllt?
Ist Hürd und Hütte nicht, wenn nur Melampus billt,
Vor Wolf und Räubern frey? Sind nicht die Lämmer alle,
Des Tages auf der Huth; des Abends in dem Stalle
Ganz sicher und verwahrt? Schau unsern Sylvius,
Dem ich so wohl, als du, mich selber danken muß;
Schau unsre Silvia, sind sie nicht alle Beyde
Der Hirten Schmuck und Lust, und ihrer Kinder Freude?
Lebt unsre Phillis nicht, die mir und dir = =

Tityrus.

Halt ein!

Menalcas.

Wie? Kann dich Phillis itzt nicht mehr wie sonst erfreun?
Schau her, wie oft ich noch an ihren Namen denke:
Hier trag ich noch das Band, das sie mir zum Geschenke
An meinen Stock geknüpft: Ich setz ein jährig Lamm,
Im Fall du wetten willst, dir gegen einen Schwamm,
Wir stehn in ihrer Gunst vor andern angeschrieben.

Tityrus.

Es braucht der Wette nicht; Gnug, daß sie auch betrüben,
Und uns erschrecken kann.

Menalcas.

Durch was denn endlich nun?

Tityrus.

Komm her, ich will es dir ganz kurz zu wissen thun,
Ach! Phillis will nunmehr aus unsern Triften scheiden.
Will weiter nicht mit uns, will nun mit andern weiden.

Menalcas.

Die Phillis? Und mit wem? Wie? redst du auch wohl wahr?

Tityrus.

Und zweifelst du noch dran? es ist ja sonnenklar,
Besinnst du dich nicht selbst, daß schon vor vielen Wochen
Sie Damon hier gesehn, gegrüßt und auch gesprochen?

Menalcas.

Erinnerst du dich nicht, wie man so fremde that?

Tityrus.

Und dennoch unvermerkt der Absicht näher trat.
Erinnerst du dich nicht, wie schön sie auf den Rasen,
Um jenen Mayerhof vergnügt die Blumen lasen?

Menalcas.

Ich weis es freylich wohl; doch das beweist nicht viel.

Tityrus.

Du irrest, denke nur, Dametas war im Spiel;
Dametas, dessen Witz sonst alle Schäfer lieben,

Der

Der hat nach seiner Art das Werk so wohl getrieben,
Daß man den Ausgang sieht, eh man den Anfang weis.

Menalcas.

Das hätt ich nicht gedacht. Je! wird mir doch ganz heiß,
Da ich das erste Wort von diesem Schluß vernehme.

Tityrus.

Es geht mir gleichfalls so, so, daß ich mich fast schäme.
Wo jene Buche dort aus dem Gebüsche ragt,
Da hab ich manchesmal, so bald es früh getagt,
Bald Kränze, bald ein Herz; doch allzeit in der Mitten
Der Phillis Namenszug den Rinden eingeschnitten.
Allein, was hilft die Lust? Die Freundschaft weicht dem Kuß,
Den Damon giebt und nimmt.

Menalcas.

Doch was spricht Sylvius?
Bekümmert der sich auch? Thut der denn auch verdrossen?

Tityrus.

O nein! Er spricht vielmehr: Der Himmel hats beschlossen!
Sie sind einander werth: Wer kennt den Damon nicht,
Und was man überall von seiner Tugend spricht,
Durch die er itzo schon des Vaters Ruhm erreichet,
Des Schäfers, welchem sonst nicht leicht ein andrer gleichet,
So weit sich unsre Flur, und auch die Pleiße streckt?

Menalcas.

So ists: So sehr mich auch der Phillis Abschied schreckt:
So leichte geb ich mich doch darum noch zufrieden,
Daß eben Damon ihr sein Herz und Haus beschieden.
Der klug und zärtlich liebt, der ihrer würdig ist.

Tityrus.

Ach! daß du gestern nicht bey mir gewesen bist!
Da hört ich ihnen zu, da schwatzten Mund und Herze,
Da scherzten sie im Ernst, da klagten sie im Scherze,
Da sprachen sie vergnügt, (nur ich verstund es nicht,)
Wie sonst das Schäfervolk dort an der Seine spricht.
Da sah ich, wie sie sich die Hitze, die sie fühlten,
Mit Reisern vom Gebüsch durch sanftes Fächern kühlten:
Da sagte Damon ihr zuweilen was ins Ohr,
Da spielte sie ihm was auf ihren Seyten vor,
Da dacht ich bey mir selbst: Ist das nicht eine Freude!
Da wünscht ich hundertmal: Liebt glücklich, werthen Beyde!

Menalcas.

Das wünsch ich ebenfalls. Zumal wenn es geschieht,
Daß Phillis unser denkt, wenn sie sich uns entzieht,
Und wir sie dann und wann mit dem geliebten Hirten
Von ferne weiden sehn; bisweilen hier bewirthen,
Und hören, daß es ihr nach eignem Wunsch ergeht.

Tityrus.

Wenn ihre Freundschaft nur uns künftig nicht entsteht,
Da sie an Damons Herz was bessers angetroffen!

Menalcas.

Wo so viel Tugend wohnt, da läßt sich alles hoffen,
Was man sich wünschen kann. Die Phillis bleibt uns gut
Ich wette noch einmal um einen bunten Hut,
Um einen Blumentopf, um drey paar Taubennester,
Sie liebt uns gleichwol noch, sie bleibt doch unsre Schwester.
Komm nur und schicke dich mit mir zur Hochzeit an,
Such Spike, Rosmarin, und frischen Majoran,
Brich einen Zweig darzu vom besten Rosenstocke.
Und steck es, so wie ich, durchs Knopfloch an dem Rocke,

Und

Und komm und folge mir. Mag doch das Pfingstbier seyn:
Gnug was ich da versäumt, das bring ich wieder ein,
Wenn ich der Phillis nur die Meye bringen werde.

Tityrus.

Ich folge deinem Rath; doch laß uns erst die Heerde,
Die dort im Grunde geht beschicken und besehn,
Und, wie es allemal in solchem Fall geschehn,
Ein aufgewecktes Lied zu solcher Lust ersinnen.

Menalcas.

Ich kann schon eines drauf, es heißt: Ihr Schäferinnen,
Seyd wohl ein hübsches Volk = =

Tityrus.

Ach nein, wie schickt sich das?
Es muß was neues seyn. Sing lieber sonsten was.
Sing unserm Damon nur, sing Phillis was zu Ehren.

Menalcas.

Ich singe; Doch laß du auch deine Leyer hören:

Eh wird das Lamm den Wolf verjagen,
Als Damon nicht die Phillis liebt;
Eh wird die Tanne Pfirschen tragen,
Als Phillis ihn durch was betrübt;
Eh wird man ohne Feuer kochen,
Eh wird man ohne Speisen satt;
Als Phillis nicht in vierzig Wochen,
Den ersten Sohn zu wiegen hat.

* *

Daß man die wahre Beredsamkeit nur in männlichen Jahren recht fassen und ausüben könne;

In einem Schreiben

An

Herrn M. Christian Clodius,

Der Schulen zu St. Annaberg Rectorn,

bey seiner Eheverbindung,

Im Namen der vertrauten Redner Gesellschaft

erwiesen von

Johann Christoph Gottscheden.

So gern und willig ich sonst schon zu verschiedenen malen dasjenige über mich genommen, was die Ordnungen unserer Gesellschaft mir auferleget haben: So viel angenehmer wird mir vor diesesmal die Beobachtung meiner Pflicht, da ich im Namen derselben eurer Hochwohledlen einen Glückwunsch ablegen soll. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit dessen, was nunmehro fast vor neun Jahren geschehen ist. Kaum war ich dazumal in Leipzig angelanget; kaum hatte mich der Ruhm eines überall bekannten Menkens in die unter seiner Aufsicht stehende deutschübende poetische Gesellschaft zu treten bewogen; kaum hatte ich daselbst eure Hochwohledlen kennen und hochschätzen gelernet: Als mir durch dieselben noch zu einer andern Gesellschaft der Weg gewiesen wur-

wurde. Dieses war nun eben diese vertraute Rednergesellschaft, wo man sich im Absehen auf die deutsche Beredsamkeit eben die Mühe gab, als dort im Absehen auf die Dichtkunst geschahe: Indem man sich mit zusammengesetzten Kräften bemühete, in derselben zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu gelangen.

Eure Hochwohledlen waren selbst ein würdiges Mitglied davon, und ich ergriff also die mir gezeigte Gelegenheit, mich auch in deutschen Reden zu üben, um desto eifriger, je geschickter der Wegweiser war, der mich zu einer solchen Rednerversammlung anleitete. Dero bloßer Vorspruch war bey den übrigen gelehrten Mitgliedern so kräftig gewesen, daß man mir, einem noch ganz unbekannten Fremdlinge, ohne weiteres Bedenken eine Stelle darinnen einräumete, und mir alle die Rechte verstattete, die zu Beförderung meiner und der gemeinen Absichten dienen konnten. Weil mich nun der Eintritt in diese Gesellschaft niemals gereuet hat, eure Hochwohledlen aber diejenige Mittelsperson gewesen sind, die mir darzu die erste Anleitung gegeben: So kann ich nicht umhin, ihnen bey dieser Gelegenheit meine Dankbarkeit davor an den Tag zu legen.

Ich schäme mich dergestalt ganz und gar nicht, hiermit öffentlich zu gestehen, daß ich mich bisher, auch in männlichen Jahren, noch immer in der Beredsamkeit geübet habe: So wunderlich auch solches vielen vorkommen wird. Und was sollte ich mich dessen schämen, da weder eure Hochwohledlen, noch so viel andere geschickte Mitglieder unserer Gesellschaft, sich dessen jemals geschämet haben: Die doch alle auf unserer

ferer hohen Schule die Lehrerwürde, theils in den Rechten, theils in der Weltweisheit mit so vielem Ruhme erlanget, und bisher wirklich andern zu gut nicht ohne Beyfall angewandt haben. Diese gelehrten Männer haben es allerseits längst erkannt, daß die Uebungen der Wohlredenheit männliche Uebungen sind; die weder vor Kinder, noch vor Jünglinge gehören. Man darf auch die Natur der wahren Beredsamkeit nur halb eingesehen haben, um dieses zu begreifen: Und ich würde kein Wort darüber verlieren dörfen; wenn es nicht unzählige, sonst ansehnliche und wackere Leute gäbe, die hierinnen ganz andrer Meynung sind. Diesen und vielen andern zu gut, die sich vielleicht durch ihr Urtheil möchten verleiten lassen, ein gleiches zu glauben, will ich voritzo die Gründe kürzlich ausführen, darauf sich unsere Meynung stützet. Eurer Hochwohledlen aber wird eine Abhandlung nicht misfallen können, die dero eigenes Thun und Verhalten rechtfertigen, viele andere aber vielleicht bewegen wird, künftig in dero vormalige Fußtapfen zu treten.

Zwar wenn die Beredsamkeit von der Natur der meisten übrigen freyen Künste wäre, die weiter nichts als einen fähigen Kopf und einigen Fleiß zum voraus setzen: So würde ich selbsten auf die Seite meiner Gegner treten. Was brauchet man nämlich, um die Sprachkunst, die Rechenkunst, die Meßkunst und die Musik zu erlernen sonst weiter, als ein gutes Naturell, eine geschickte Anführung, nebst einiger Lust und Liebe zu diesen Dingen? Keine einzige von diesen so angenehmen und nützlichen Künsten fordert einige Vorbereitung von ihren Schülern. Wenn diese gleich

noch

noch nichts wissen, so können sie doch alles lernen: Wenn sie es nur an ihrer Aufmerksamkeit und eifrigen Bestrebung darnach nicht wollen fehlen lassen. Von ganz anderer Beschaffenheit aber ist die Redekunst. Weitgefehlt, daß sie mit einem leeren Kopfe bey ihren Schülern zufrieden seyn sollte: So erfordert sie vielmehr eine fast allgemeine Wissenschaft; oder doch wenigstens eine solche Erkenntniß vieler Dinge, die sich bey frühen Jahren und unreifem Verstande unmöglich antreffen läßt.

Diejenigen so diese Kunst am besten beschrieben haben, nennen sie eine Kunst zu überreden; eine Geschicklichkeit andere auf seine Meynung zu bringen; eine Fertigkeit die Wahrheit auf eine angenehme und kräftig-rührende Art vorzutragen; eine gewaltige Lehrerinn der Gelehrten und Ungelehrten; eine mächtige Bezwingerinn der Herzen; eine schreckliche Königinn der Tyrannen; ja eine donnernde Beherrscherin der größten Weltbezwinger. Und daß ichs kurz fasse, man nennet sie gar eine zaubernde Circe, die aus denen, die in ihre Hände gerathen, alles was sie will, machen kann.

Dieses ist ohne Zweifel sehr viel von der Beredsamkeit gesagt: Allein es ist nichts mehr, als was Aristoteles, Longin, Cicero und Quintilian, die größten Lehrer der Wohlredenheit, vorlängst von ihr behauptet haben. Doch gesetzt, sie hätten solches weder erkannt noch gesagt: Würden wir nicht selbst im Stande seyn, solches zu erkennen, wenn wir nur auf ihre Wirkungen sehen wollten? Was hat sie nicht vorzeiten durch die beredten Zungen eines athenienſischen Tullius und römischen Demosthenes vor Wunder hervorgebracht? Ich verwechsle mit Fleis die Namen

men und Städte dieser beyden Meister in der Wohlredenheit, weil dieselben, auch nach Plutarchs Urtheile, einander fast in allen Stücken gleich gewesen. Man müste ja ferner ein Fremdling in den Geschichten seyn, und nicht wissen, was ein Pericles und Alcibiades, ein Crassus und Brutus, ein Hortensius und Asinius mit ihren Reden vor erstaunende Dinge ausgerichtet. Man müste endlich auch nicht wissen, was in neuern Zeiten ein Fleschier und Bourdaloue, ein Tillotson und Stillingfleet, ein Saurin und Superville, ein Luther und Mayer vor Leute gewesen. Wenn man aber das alles, und noch ein mehrers weis, was von itztlebenden Rednern gesagt werden könnte: So wird man alles obige unmöglich einen Augenblick in Zweifel ziehen können.

Ist dem nun also, wie kann man denn glauben, daß sich diese Kunst mit ungewaschenen Händen angreifen lasse? Wie will man ein zartes Kind die Kunst lehren, andere zu überreden; das doch selbst noch nichts weis, wovon es sie überreden könnte? Wie will man junge Knaben geschickt machen, andere auf ihre Meynung zu bringen; die doch selbst noch nicht wissen, warum sie dieß oder jenes vor wahr halten? Wie will man ungelehrten Jünglingen eine Fertigkeit beybringen, die Wahrheit angenehm und rührend vorzutragen; die darinn selbst noch unerfahren sind, und mit Erlernung derselben genug zu thun haben? In Wahrheit, wer sich andere zu lehren unterfängt, der muß selbst in dem Ansehen stehen, daß er gelehrt sey; oder es doch zum wenigsten wirklich seyn. Wer vermittelst einer Rede die Herzen lenken will, der muß ihre verborgensten Schlupfwinkel aus der Sittenlehre kennen,

nen, und die heimlichsten Treibfedern menschlicher Neigungen aus dem Grunde untersuchet haben. Wo will aber die Jugend solches alles her haben? Wo kann sie die Einsicht, die Erfahrung, die Klugheit, die Behutsamkeit, die Erkenntniß menschlicher Gemüther, den Vorrath von Wahrheiten, und kurz, die weitläuftige philosophische, historische und politische Gelehrsamkeit hernehmen, die nach Ciceron und Quintilians Beschreibungen, zur Ausübung der Beredsamkeit unumgänglich vonnöthen ist?

Ich weis wohl, was man hier sagen wird. Man wird die Erlernung der Beredsamkeit von ihrer Ausübung unterscheiden wollen. Man wird sagen, es sey ein anders, sich im Reden zu üben; und ein anders, die dadurch erlangte Geschicklichkeit im gemeinen Wesen wirklich anzuwenden.

Ich gebe diesen Unterscheid zu; leugne aber gleichwohl, daß auch zu dem erstern ein kindischer Begriff und die Fähigkeit junger Knaben zulänglich sey. Nur die bloßen Regeln der Redekunst setzen schon so viel zum voraus, daß sie von Kindern gar nicht, und von Jünglingen kaum halb begriffen werden können. Man muß aus der Vernunftlehre die Kräfte des Verstandes schon kennen, und ihren Gebrauch zu beurtheilen geschickt seyn. Man muß die Stuffen der Wahrscheinlichkeit in den Beweisen gleichsam abzuzählen, und die Gründe darnach klüglich zu ordnen wissen. Man muß die Gemüthsbewegungen aus der Sittenlehre kennen; Man muß ihren vielfältigen Einfluß in die Meynungen und Thaten der Menschen einsehen; Man muß endlich dieselbigen nicht nur vorher sehen, sondern auch nach Belieben erregen und dämpfen können.

nen. Wo will sich nun dieses alles bey Knaben finden, die weder von der Vernunft- noch Sittenlehre etwas wissen; oder wo sie ja was davon gehöret haben, doch solches blos mit dem Gedächtnisse gefasset und keinesweges recht verstanden haben können? Ich schweige von der Erfindung aller Theile in einer Rede, davon man einen Unwissenden, wie dem Blinden von Farben vorreden wird.

Ein jeder mag hieraus selbst schließen, was von so unzählichen Schulrhethoriken zu halten sey, die zum Gebrauche der daselbst studirenden Jugend verfertiget worden. Es sind Marterbücher, die unwissenden Knaben zur Last werden. Denn wenn sie es dadurch sehr hoch bringen, so lernen sie etwan einen weitläuftigen Entwurf zu einer Rede, den sie von ihren Lehrmeistern bekommen, mit vielen ungeschickten Zusätzen und Erweiterungen, mehr verstümmeln als ausführen. Was sind also gedachte Bücher anders, als künstliche Anweisungen, wie man bey leerem Kopfe viel plaudern lernen solle; und wie man aus Kindern, die erst recht denken lernen sollten, vor der Zeit schwatzhafte Papageyen machen könne? Ja die Wahrheit zu sagen, diese Bücher sind die wahren Hindernisse, warum auch diejenigen, die noch hier und da geschickt gewesen wären, Redner zu werden, es niemals geworden sind. Denn indem sie mit der falschen Einbildung aus den Schulen gezogen, als ob sie die so verächtliche, die so spottleichte Redekunst schon als Knaben begriffen hätten: So schämen sie sich dergleichen, ihrer Meynung nach, kindische Sachen, von neuem wieder vorzunehmen. Cicero selbst stinket sie an, und der würde von ihnen für einen Schulfuchs angesehen wer-

den,

den, der sich mit solchen Büchern noch auf Universitäten schleppen wollte. Daher geschieht es denn, daß solchen eingebildeten Rednern ihre Sammlungsbücher den ganzen Vorrath an die Hand geben müssen, wenn sie irgend ein paar Worte sagen wollen. Daher kommt es, daß man sich mit so großem Fleiße aufs Ausschreiben leget, und daß kaum der zehnte Theil von solchen Reden aus des Verfassers eignen Worten bestehet. Daher kommt es endlich, daß kein Mensch durch solche Redner weder überredet noch gerühret wird; und daß endlich die Beredsamkeit selbst bey vielen in eine Sinnlose Plauderey und leere Geschwätzigkeit verwandelt worden. Herrliche Früchte einer so frühzeitig erlernten Redekunst!

Hiermit will ich indessen durchaus nicht behaupten, als ob geschickte Schulmänner die Redekunst ganz und gar aus ihren Schulen verbannen sollten. Nein, das ist meine Meynung nicht. Es bleibt ihnen nämlich noch genug übrig, was sie thun können, um künftige Redner zu einer solchen Kunst vorzubereiten. Sie dürfen ja die Jugend nur zum Verstande der alten Redner anführen. Sie dürfen ihren Schülern nur die schönsten Stellen Ciceros und andrer Lateiner anmerken, die oft in ihren Schriften kleine Reden eingemischet haben. Sie dürfen ihnen nur die darinn enthaltenen Kunstgriffe erklären und anpreisen, ja dieselbigen gar auswendig lernen lassen: Wie der gelehrte Rollin ihnen hierzu die schönste Anweisung gegeben hat. Sie dürfen junge Knaben nur in der reinen und deutlichen Aussprache üben, und sie zu einem lebhaften und wohlanständigen Vortrage solcher auswendig gelernten Stellen gewöhnen. Oder wenn ja in

gewissen Fällen auch neugemachte Reden gehalten werden müssen: So müssen sie ihnen selbst dergleichen ausarbeiten, und ihre Lehrlinge anhalten, dieselben auf gehörige Art herzusagen. Diese und andere dergleichen Uebungen werden künftigen Rednern mehr Nutzen schaffen, als alle elende Ausarbeitungen und Nachahmungen, womit so viele Knaben die Zeit verderben, und wodurch sie sich doch von der wahren Beredsamkeit nur noch destomehr entfernen.

Selbst auf hohen Schulen wäre es allen Studirenden zu rathen, sich nicht gleich das erste halbe Jahr in eines Redners Unterricht zu begeben. Die Redekunst lehret ihre Schüler nicht diejenigen Sachen, die sie bedürfen: Sie zeiget ihnen nur die Art und Weise dieselben wohl vorzutragen. Die Wissenschaften geben den gehörigen Vorrath zur Beredsamkeit. Die ganze Gelehrsamkeit schaffet Holz, Marmel und Metall an, das prächtige Gebäude einer wohlgesetzten Rede aufzuführen. Wem es nun an diesem noch fehlet, wie will der sich im Bauen üben? Was sind uns die Regeln von der Kunst zu fliegen nütze, so lange wir keine Federn haben? Was würde demjenigen Kinde ein Tanzmeister nützen, welches noch nicht gehen könnte? Und wie wollte man doch die Reitkunst lernen, ehe man noch eines Pferdes habhaft worden, daran sich die Regeln derselben ausüben ließen? Je mehr also ein Studirender bereits gefasset hat; je weiter er in der Gelehrsamkeit gekommen ist; je reichlicher er sein Gedächtniß mit tausenderley Sachen angefüllet hat; und je stärker seine Beurtheilungskraft durch die Weltweisheit geworden ist: Mit desto besserm Fortgange wird er sich in der Beredsamkeit üben;

üben; ja desto vernünftiger wird er handeln, wenn er sich erst am Ende seiner academischen Jahre um den guten Vortrag dessen bekümmert, was er bis dahin so eifrig und mühsam gelernet hatte.

Doch wohin verleitet mich die Begierde eine nicht gar zu bekannte Wahrheit recht ins Licht zu setzen? Ich habe die Schranken eines Briefes fast gar zu sehr überschritten, indem ich meinem Hauptsatze ein Gnügen thun wollen: Und gleichwohl habe ich die Exempel der Alten noch nicht angeführet, die zur Bestätigung desselben dienen könnten. Ich muß also dieselben vor dießmal übergehen; und kann solches um desto eher thun, da es eurer Hochwohledlen unmöglich schwer fallen kann, diesen Mangel selbst zu ersetzen.

Nun soll ich noch auf die Absicht dieser ganzen Schrift, nämlich auf die glückliche Verbindung eurer Hochwohledlen kommen, und im Namen unsrer vertrauten Rednergesellschaft einen herzlichen Glückwunsch dazu abstatten. Hätte ich die Ehre dero angenehme Jungfer Braut von Person zu kennen: So würde ich mir angelegen seyn lassen, die vernünftige Wahl eurer Hochwohledlen zu loben, und solche durch die liebenswürdigen Eigenschaften derselben zu rechtfertigen. Oder verstünde ich die Kunst gewisser Redner und Poeten, auch die unbekanntesten Leute zu rühmen, und aus den allgemeinen Quellen der Lobsprüche ohne Gewissensscrupel auf einen jeden etwas zu erfinden: So würde ich noch sehr viel zu sagen haben. Ich dürfte ja nur des sinnreichen St. Evremonts Abbildung eines Frauenzimmers, dergleichen es niemals gegeben hat, auch niemals geben wird, nachmalen,

oder ins kurze bringen. Allein ich weis, daß eure Hochwohledlen weder selbst zum schmeicheln geneigt sind, noch die Schmeichler leiden können. Und ein vernünftiges Frauenzimmer, wird sich aus dem Lobe dessen, der sie nicht kennet, niemals eine Ehre machen.

Ich kann also nichts mehr, als dieses sagen. Eurer Hochwohledlen bekannter Verstand, und gesetzte Tugend, läßt uns von Dero getroffnen Wahl das allerbeste vermuthen. Sie pflegen sonst nichts, als was ihnen an guten Eigenschaften ähnlich ist, zu lieben. Dieses hat man aus allen den Freunden gesehen, die sie hier und anderwerts gehabt haben. Eine Ehegattinn ist die vertrauteste Freundinn, die man in der Welt haben kann; und das Bündniß, so man mit ihr schließet, soll lebenslang dauren. Dieses alles wusten eure Hochwohledlen sehr wohl, folglich sind wir versichert, daß sie mit der größten Behutsamkeit werden gewählet haben. Hat nun ihre geliebte Scheuereckinn ihnen vor allen andern Schönen, so sie jemals gekannt, eines so genauen Bandes würdig geschienen: So muß sie ohne Zweifel sehr herrliche Eigenschaften besitzen: und wir haben Ursache uns mit eurer Hochwohledlen zu erfreuen, daß dero Liebe so glücklich gewesen, Beyfall, Gegenliebe, Jawort, Ring, Hand und Herz von derselben zu erlangen.

Sollen wir auch auf das künftige Schicksal ihrer angefangenen Ehe denken: So wünschen wir eurer Hochwohledlen weiter nichts, als eben den Grad eines lebhaften Vergnügens, womit beyder Gemüther an dero Hochzeittage erfüllet seyn werden. Dieser Wunsch begreift alles in sich, was wir sonst mit sehr weit-

weitläuftigen Umschweifen sagen könnten. Wir können auch die Erfüllung desselben um so viel wahrscheinlicher vorhersehen, da uns bekannt ist, daß Freundschaften, die sich auf Vernunft und Tugend gründen, auch mitten in den Unvollkommenheiten dieses Lebens, ein paar wahrhafte Freunde so glücklich machen können, daß ihnen fast nichts anders mehr zu fehlen scheinet. Leben sie wohl!

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Damons Klage über den Verlust und Abschied der Phillis.

von

Christianen Marianen von Ziegler.

Wie sieht es nun um uns, verweysten Brüder, aus?
Die Reihen sind getrennt; der Tanz und Hirtenschmaus
Ist leider uns und auch der Schäferinnen Orden,
Nach unsrer Phillis Flucht, ein Klagelied geworden.
Seitdem sie ihren Fuß aus unsrer Trift gesetzt,
Entflieht auch alles das, was sonst das Aug ergetzt.
So stark die Wiesen hier mit Blumen schwanger gehen,
So fett und häufig auch man hier den Klee sieht stehen;
So scheint doch alles todt. Der Blumen Kayserinn,
Der Augen schönster Schmuck, die Phillis ist dahin!
Die Lämmer gehen hier mit uns zugleich im Leide;
Wie hängen sie den Kopf? Sie hungern auf der Weide
Vor lauter Schmerz und Gram. Warum? weil jedes sieht,
Daß ihre Schäferinn den Feldern sich entzieht,

Kein Thal noch Wald kann uns nach solchem Raub erfreuen:
Ihr allerschönster Platz gleicht wilden Wüsteneyen.
Aurora weinet selbst. Seht ihr die Thränen nicht
Auf allen Blättern stehn? Das sonst so heitre Licht
Des Titans scheinet Glanz und Ansehn zu verlieren,
Da Phillis sich nicht läßt auf unsern Auen spüren.
Unsäglicher Verlust! wer rufft nicht tausendfach?
Wer sieht der Schönen nicht vor Wehmuh sehnlich nach?
Ihr alle müsset mir, und werdt es auch bekennen,
Daß man recht gerne hört den schönen Namen nennen.
Der Schäferinnen Chor wird sonder Zwang gestehn,
Daß keine sich darvon erkühnt ihr vorzugehn.
Wer war der Phillis gleich, (doch keine zuverachten)
Wenn wir nach Hirtenart hier scherzten, tanzten, lachten?
Stellt euch! ihr Freunde! nur den Abriß noch von ihr
Und ihre Lieblichkeit in den Gedanken für.
Mir ist, als säh ich sie noch in den Reihen sitzen,
Und Huld und Ernst zugleich aus Aug und Stirne blitzen:
Ihr Geist war aufgeweckt, doch sittsam auch darbey.
Mag Himmel und Natur ein netter Contrefay
Von einer Schäferinn auf allen Auen zeigen,
So weit und breit man auch nur läßt sein Auge steigen?
Reizt euch nicht die Gestalt und ihrer Glieder Pracht?
Wie schlank war nicht der Leib, wie schmal der Fuß gemacht?
Wer tanzte zierlicher, als Phillis in den Reihen?
Wer sang wohl lieblicher, die Hirten zu erfreuen,
Wodurch sie aller Ohr und Sinn zugleich bethört?
Ja selbst die Nachtigall hat ihr oft zugehört,
Und in dem Busch gelauscht, um bey so schönem Dichten
Sich nach der Phillis Schall und holdem Ton zu richten.
Gefährten! könnt ihr wohl, da dieser Raub geschehn,
Vor Jammer, Leid und Gram nach euren Heerden sehn?

Sie mögen irren, fliehn, und sich im Wald verschlagen,
O kommt! laßt uns dafür das Leid einander klagen,
Am allermeisten mir, mir! dem zu weh geschicht;
Dem Trost und Zuspruch fehlt. Wie Damon, wirst du nicht
Vor Scham u. Schrecken roth? Vergebt es mir, ihr Brüder!
Schmerz, Sehnsucht und Verlust schlägt mich dermaßen
nieder,
Daß ich mich leider selbst, vor Jammer und Verdruß,
Nach meiner Phillis Flucht nunmehr verachten muß!
Ich habe sie geliebt, und dieß mehr als zu heftig.
Ihr Wesen war zu schön, ihr Augenstral zu kräftig.
Ists möglich? daß ihr nie die Glut an mir verspürt,
Indem ich ganz verwirrt die Reihen oft geführt.
Wie oftmals hab ich nicht, wenn ich bey ihr gesessen,
Freund, Heerde, Haus und Hof, ja gar mich selbst ver-
gessen.
Bracht euch mein Aufzug, Putz und meine Liverey
Dergleichen Argwohn nicht, ihr blinden Schäfer, bey?
Schloßt ihr nicht aus dem Gang, aus Stellung Wort und
Minen,
Was ich verborgen hielt? Wenn bin ich wol erschienen,
Daß nicht ein frischer Straus, den ich mit Sorgfalt las,
In ungezwungner Pracht auf meinem Hute saß?
Wo ward ein schönrer Schurz, als meiner ist, gefunden?
Es muste Strumpf und Schuh stets knapp und glatt ge-
bunden,
Die Tasche bunt gestickt, die Flasche schön und rein,
Die Wäsch auf meiner Haut, schneeweis wie Phillis seyn.
Kein Schäferstock ist wohl in unserm ganzen Orden,
So nett und rund gedreht, so reich bebändert worden.
Mein Hirtenkleid, das ich um Lend- und Hüften schlug,
Und wie ihr selber wißt, doch alle Tage trug,

Beschämt an Reinlichkeit, auch eure Festtags-Röcke.
Wenn habt ihr einen Strich, auch von dem kleinsten Flecke,
Auf selbigem gesehn? Wie oft hab ich die Nacht,
Wenn ihr in Ruhe schlieft, mit Tanzen zugebracht!
Die Misgunst gab mir selbst den Vorzug unter allen.
Und warum that ich dieß? der Schönen zu gefallen.
Vergebner Putz und Müh! was hab ich denn erreicht?
Dieß, daß die Schäferinn aus unsrer Flur entweicht.
Ach Phillis, meine Lust! Nun aber, mein Verlangen!
Wie oft bin ich die Trift, nicht auf und abgegangen,
Nur was von dir zu sehn? Auch deine blosse Spur
Vergnügte meine Brust. Erblickt ich Armer nur
Von deinem Schäferstock die weit entfernte Spitze,
So ward ich schon entzückt, entbrannt von Glut und Hitze:
Es war, als böthe mir der Schutzgott, unser Pan,
Sein ungezähltes Heer und seinen Reichthum, an.
Die Nacht, worauf doch sonst die andern Hirten hoffen,
Die hat zu meiner Quaal mich stets zu früh betroffen.
Sie war mein größter Feind. Die Hütte, wo ich lag,
Glich einer finstern Gruft. Ich seufzte, wär es Tag,
Wie hab ich wegen dir den Schlaf mir unterbrochen,
Und vielmal vor Verdruß und Ungeduld gesprochen:
Aurora säume nicht! weil Deck und Stroh zu hart,
Und weil es mir zu bang auf meinem Lager ward.
Ja, konnt ich gleich noch nicht Orions Glanz erblicken:
So ließ ich aus dem Stall doch schon die Heerde rücken.
Ich riß den Säugling selbst von seiner Mutter Brust,
Er trunke sich nicht satt, ich störte seine Lust:
Bloß um am ersten dich um deine Ruh zu fragen,
Und meinen Beystand dir zum Hüten anzutragen.
Hieß denn der Abend mich in meine Hütte gehn:
So sah ich dich im Geist an meiner Seite stehn:

Doch dieser Afterschein bethörte mich so nahe,
Daß Damon nicht einmal bey seiner Anzahl sahe,
Das was er heimgebracht. Zehlt ich im Hof die Schaar,
Und das was in den Stall bereits gedrungen war,
So traf sie niemals ein: Da fehlte was vom Haufen,
Da mußt ich armer Tropf mit Angst zurücke laufen.
Du warst mein Morgenstern und auch mein Abendroth,
Auch nur ein Blick von dir versüßte Trank und Brodt:
Doch hab ich ofermals mein liebes Bißchen Essen
Vor Kümmerniß versäumt, und über dir vergessen.
Schnitt ich den Bissen ab, bey so verwirrtem Sinn:
So reicht ich unbewust ihn meinem Hector hin,
In Meynung, daß ich ihn in meinen Mund gestecket,
Und daß er mir so süß als Phillis Kuß geschmecket.
Mein Haberrohr, das nichts, als Phillis Namen rief,
Wenn meine Schäferinn auf grünen Matten schlief,
Worauf die Müdigkeit das Elfenbein der Glieder
Bey schwülen Stunden warf, hat dir viel tausend Lieder
Statt Opfers dargebracht. Was spielt ich, Schöne, dir,
Doch in Entfernung nur, und in der Stille für?
Was dir mein feiger Mund sich nicht erkühnt zu sagen,
Das mußte dir mein Rohr verliebt und sehnlich klagen:
Warum? dieß wurde nicht dabey so roth, als ich.
Sein freyer Ton und Schall hieß: Damon liebet dich.
Kein Schäfer, sollten mich auch alle drum beneiden,
Weis einen Namen leicht so künstlich einzuschneiden,
Als ich den Deinigen verschlungen angebracht,
Worüber ich auch oft manch Messer stumpf gemacht.
Hier durfte weder Ficht noch Erl verschonet bleiben,
Die Liebe hieß mich ihn auf Birk und Linde schreiben;
Kein Eichenbaum blieb frey, kein Tannenstamm beschützt,
In Buch und Weiden ward er hier und da geschnitzt;

Ich

Ich schnitte selbigen so tief in Schaal und Rinden,
Daß ich dabey das Bast von Fingern konnte winden.
Doch ist er nie so tief gekerbt und eingeprägt,
Als Damons treue Brust ihn noch beständig trägt.
Der hatte Hand und Herz dir unbewust verpfändet,
Und nie von seinem Hauch und Athem mehr verschwendet,
Als wenn er nur mit dir in den Gedanken sprach.
So Berg als Hügel zeugt, daß Echo rufft es nach
Durch Klang und Wiederschall. Nur dir blieb es verborgen,
Daß Damon dich geliebt, vom Abend bis an Morgen,
Mit Sehnsucht dich geruft, zu seiner Lust erkiest.
Und keine Schäferinn, so reizend sie auch ist,
Dir vorgezogen hat. Du konntest dieses spüren,
So oft man bey dem Spiel dich sah die Reihen führen,
Worbey dein Schäfer zwar ein Auge voller Lust,
Jedoch zur Pein geholt. Es durft aus meiner Brust
Kein Seufzer, den die Furcht mich Armen hieß verschweigen,
Bey deiner Gegenwart in freye Lüfte steigen.
Mit meinen Augen selbst ging ich ein Bündniß ein,,
Aus Furcht, sie möchten einst bey dir Verräther seyn.
Ich sahe dich wohl an, doch mit bescheidnem Blicke;
Denn Nachsinn und Vernunft hielt Flamm u. Blitz zurücke.
Ich bothe dir die Hand, wenn mich die Reihe traf,
Doch tanzt ich ganz verwirrt und ging als in dem Schlaf.
Oft kehrt ich dreymal um, oft schien ich selbst zu wanken,
Bald fing ich wieder an; doch alles in Gedanken.
Ach, Phillis, ließen es die Sterne doch geschehn,
Daß ich dein Augenlicht noch einmal sollte sehn.
Wormit, da du nunmehr aus unserm Chor gegangen,
Ein weit entferntes Land, und fremde Triften prangen.
Mein Seufzen ist gerecht, und doch auch scheltens werth,
Ich habe nichts als dich und doch zu viel begehrt.

Ich

Ich sah es zum voraus, daß wer dich Schöne küßte,
Der allerschönste Hirt und Schäfer heißen müßte.
Und dennoch fiel mein Aug, o Phillis, nur auf dich,
So bald ich dich nur sah, ach so vergaß ich mich.
Vergib den stolzen Trieb, wofern man dir wird sagen,
Daß Damon dich geliebt, und was für herbe Klagen
Dein Abschied ihm erregt. Die Liebe höret ihn,
Drum fluche nicht, wenn er dich sieht mit Thränen fliehn.
Der müste wohl ein Gott, ein Stein und Felsen heißen,
Den deiner Schönheit Stral nicht sollte niederreißen.
Dich liebt die halbe Welt. Beglückter Seladon!
Dir ist der Himmel hold, du trägst den Preis davon.
Nicht zürne, wenn das Rohr der Schäfer kläglich spielet,
Und jeder Hirt auf dich mit scheelen Augen zielet:
Der Raub und ihr Verlust ist warlich gar zu groß!
Die schönste Schäferinn sitzt dir zwar in dem Schooß
Und bleibt dein Eigenthum, doch kannst du nicht verwehren,
Daß wir, obgleich entfernt, noch unsre Phillis ehren.
Entflohne! hörst du nicht? Dein Damon ruft allhier
Den Pan zum Zeugen an: Er ruft und schweret dir:
Es soll die Seuche mir die Lämmer alle strecken;
Das Sterben dringe sich zu Ziegen und zu Böcken;
Kein Euter trage Milch, der Zauberinnen Wuth
Behexe selbiges; das Melkfaß sey voll Blut;
Es mag kein einzig Thier im Jahre trächtig werden;
Der Miswachs zeige sich auf jedem Kloß der Erden;
Die Scheune bleibe leer, die Keller ohne Most;
Der Maden hungrig Heer durchwüle Speis und Kost;
Geschmeiß und Raupe soll mir Ast und Zweig entblättern;
Der Zevs mag meinen Hund, den Hector, gleich zerschmettern,
Der bey des Wolfes Grimm und bey der Füchse List
Der Schafe bester Schutz, mein treuster Beystand, ist.

Ich will, wenn jeder kann die krausen Schafe scheeren,
Die meinen nackend sehn, die fette Schur entbehren;
Es zeige meine Trift stets lauter Sand und Stein;
Die Wiesen müssen faul vom Sumpf und Moder seyn;
Kein frisches Morgennaß befalle meine Matten;
Kein Baum, kein kühler Busch beschütze mich durch Schatten,
Wenn mich die Sonne sticht; der frischen Bienen Heer,
Verlasse Zell und Fach, und zinse mir nichts mehr;
Der Marder würge mir auf einmal meine Tauben,
Und mag in einer Nacht mir das Geflügel rauben;
Es mache Flamm und Glut, hör was der Schäfer spricht!
Mein Hirtenhaus zu Staub: Wofern dich Damon nicht,
So lange noch der Puls in seinen Adern schläget,
In den Gedanken liebt, in Herz und Sinnen heget.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Auf den Tod
Hrn. M. Christ. Fer. Gottwalts
den 18. Junii 1731. in Leipzig
im Namen der deutschen Gesellschaft,
deren Mitglied er war,
von
M. Balthasar Hoffmann.

Harter Fall! der jeden schreckt, der von Gottwalts Falle höret;
Der, je mehr man ihn erwegt, Harm, und Schmerz und Beyleyd mehret:
Leser, fordre keine Zierde: Stimm vielmehr ein Klaglied an,
So hast du, samt uns, in etwas treuer Pflicht genug gethan.

Wir

Wir verlieren einen Freund, den wir lebend schon beklagten,
Als die jüngsten Reden nur von des Abschieds Nähe sagten:
Aber, wer beschreibt den Jamer, den sein Fall in uns erweckt,
Da der Tod, an Statt der Hinkehr, ihn aufs Sterbebette streckt.

Klagt man das Verhängniß an? liegts an einem Augenblicke?
Ist man sich nicht klug genung? Ach es bliebe viel zurücke,
Weñ wir Zeit u. Ort vermieden? Wer kann alles übersehn?
Was man sich kaum träumen lassen, ist im Augenblick geschehn.

Billig legen wir die Hand auf den Mund, mit trüben Minen,
Und erseufzen: Wer sieht ein, wenn u. wo der Tod erschienen,
Der uns geist und Leben raubet? wer versteht die Todesart,
Auch nur eine kleine Reise sey die letzte Lebensfahrt?

Der Gehorsam trieb dich an, dich zur Heimkunft anzuschicken;
Ein betagter Vater wünscht dich noch einmal zu erblicken:
Die erhaltnen letzten Zeilen, waren: Komm, geliebter Sohn,
Meine Kräfte werden schwächer; komm, wir warten deiner schon.
Hattest du doch deine Zeit, werther Freund, zu gutem Wissen,
Wohl und löblich angelegt; warest du doch stets beflissen,
Dich in allem recht zu üben, was man einst erfordern kann:
Drum nahmst du des Vaters Willen mit vergnügtem Herzen an.

Halle nur noch zu besehn, ehe du aus Sachsen zögest,
War vor dießmal dein Bemühn; daß du auch erfahren mögest,
Was man da vor Künste treibet: O unschuldiger Entschluß:
Der dir aber auf der Rückkehr deinen Tod befördern muß.

Schwe-

Schwerer Fall! ach! harter Stein, da die Unschuld niederstürzet;
Welcher Gottwalts Haupt verletzt, und sein Lebensziel verkürzet.

Wer erschrack nicht, dieß zu hören? Treue Freunde liefen zu,
Und die Hoffnung deines Lebens setzte sie zwar noch in Ruh:
Aber bald war es geschehn. Deine Kraft schie zu verschwinde;
Und so mustest du dein Grab noch bey Leipzigs Gräbern finde;
Eben da du heim gedachtest. Deine Reise war bestellt;
Aber nicht nach Breßlaus Mauren, sondern leider! aus der Welt.

Wir bedauren den Verlust, u. zugleich der Eltern Herzen;
O was wird die harte Post vor ganz unermeßne Schmerzen
In derselben Brust erregen! da bereits sein Tod erklingt,
Eh man ihnen recht die Nachricht von desselben Ursprung bringt.

Ist uns recht, so zählen sie voller Sorgen alle Stunden:
Hat sich unser liebster Sohn, heißt es, noch nicht eingefunden?
Ach! wo bleibt er? was verzieht er? geht vielleicht ein Unglück vor?
Und sie sehn mit Furcht u. Hoffnung iner auf das offne Thor.
Aermsten Eltern! fühlt ihr nicht, etwan durch geheime Triebe,
Zeichen dieses Trauerfalls? Wallet nicht, vor treuer Liebe,
Euer Blut, das Band der Herzen, das uns oftmals etwas sagt?
Ja, ihr seyd vielleicht unwissend über euren Sohn verzagt.
Ach! Ihr Unglückseligen! muß euch Leipzig so betrüben?
Noch sind nicht zwey Jahre hin, als ein Zweig der wohl beklieben,
Und nunmehr in voller Hoffnung her zu unsern Musen kam,
Durch den Tod, nach wenig Wochen, seinen letzten Abschied nahm.

Itzt

Itzt verneuert sich der Schmerz, da der erste sich kaum stillet;
Da man auch den andern Sohn in das Sterbekleid verhüllet.
Wer verdenkts euch, wenn ihr klaget? Jedermann trägt mit euch Leid,
Auch von blutgemischten Thränen spricht man mit Bescheidenheit.
Doch der Zweck, wornach wir uns mit beklemmter Brust bestreben,
Ist, den Eltern Linderung, dem Geschwister Trost zu geben.
Hebt die Augen nach den Sternen; seht auf den, der euch itzt schlägt;
Nehmt von Gottes Vaterhänden, was er euch hier auferlegt.
Die Versuchung ist zwar groß: Doch, der alles Leid kann mindern,
Wird auch den erlittnen Schmerz mit des Trostes Balsam lindern.
Stürzt ein Unglücksvoller Wagen eure Sohn auf einen Stein,
O so führt Elias Wagen ihn nach Salems Hütten ein.
Er gelangt zur stillen Ruh: Er genießt des Himmels Schätze.
Statt des Stückwerks aller Kunst, übt er nun die hohen Sätze,
Die der Gottheit Glanz den Seelen in der Ewigkeit ertheilt,
Deren unaussprechlichs Wesen nimmermehr zum Wechsel eilt.
Vor die Lust, ins Vaterland zu den Seinen zugelangen,
Muß das rechte Vaterland ihn als seinen Sohn empfangen.
War er hier ein Gast und Fremdling, der nach seiner Heimat denkt,
Macht ihn GOtt zum Himmelsbürger, den kein weitrer Unfall kränkt.

Faßt die Seelen in Geduld, bey so ungemeinem Leide;
Opfert die gehoffte Lust dem Genusse seiner Freude.
Die Gesellschaft klagt ihr Mitglied, das bisher sowohl gelernt:
Wie von bloßen Meistersängern sich ein edler Geist entfernt.

Drum betrübt sie dieser Fall, der ein Glied von ihr gerissen,
Da die Hofnung sich von ihm noch so viel versprechen müssen
Unterdessen denkt sie weinend an den Abtrag ihrer Pflicht,
Und bezeigt ihr treues Mitleid, durch ein trauriges Gedicht.
Auch der düstre Grabestein soll nicht unbezeichnet bleiben,
Weil die Freundschaft und die Treu, diesen Lobspruch auf ihn schreiben:
Hier, wo Gottwalts kalter Leichnam eine stille Ruh geneußt,
Liegen nur die bloßen Schalen, denn der Kern war doch sein Geist.
Dieser schwingt sich in die Höh, da der Leib so tief gefallen,
O das heißet ja mit Recht nach dem Vaterlande wallen.

* *

Schreiben an
Herrn M. Gabriel Mathesius,
Coll. der Schule zu St. Thomas in Leipzig,
Bey seinem Eheverbündnisse den 22 Julii 1733.
von
M. Johann Heinrich Winklern.

Geehrter Freund, du hast dich lange Zeit bedacht,
Eh Liebe, Lust und Ernst zur Lebensart erwacht,
Die man nur wählen soll, wenn man ein Amt empfangen,
Wenn Alter und Verdienst und Nahrung es verlangen.
Dein Thun ist lobens werth. Du hast den neuen Stand,
In den dich dieser Tag, des Priesters Mund und Hand,

Und

Und GOttes Wort gesetzt, mit vielem Fleiß erwogen,
Dich hat kein eitler Zweck, kein wilder Trieb gezogen.
Der nur in Seelen herrscht, die ohne Weisheit sind,
Und wo Verstand und Rath nie Platz und Macht gewinnt.
Nein, dich hat die Vernunft gelenket und getrieben,
Und dir den Ort und Tag zur Hochzeit vorgeschrieben.

So sollt es immer seyn, wenn sich ein männlich Herz
Der Lieb ergeben will, und sich durch Freud und Scherz
Der Arbeit schwere Last zu mindern vorgesetzet.
Man soll stets männlich seyn, auch wenn man sich ergetzet,
Und ein Geschöpfe liebt, das GOtt zur Lust gebaut.
Wer die Vernunft nicht braucht, die GOtt ihm anvertraut,
Und sich nur wie ein Thier verehlicht und verbindet,
Der kommt in keinen Stand, da er nur sieht und findet,
Was er geträumet hat. Die blinde Phantasie
Verheißt ihm lauter Wohl, er soll ohn alle Müh,
Und Sorg und Arbeit seyn, kein rauhes Lüftchen fühlen,
Mit seiner lieben Frau nur freundlich thun und spielen.

So denkt das rohe Volk, dem die Vernunft gebricht,
Das seinen Lüsten folgt, und nach dem Scheine spricht.
Ein aufgeklärter Blick, ein angenehmes Lachen,
Ein rosenrother Mund soll Lieb und Ehstand machen,
Und Grund und Festigkeit des ganzen Lebens seyn.
Wird Aug und Sinn gereizt, da bildet man sich ein,
Es sey was himmlisches, und gleich dem Paradiese.
O Thorheit! wenn dich doch jemand zu rechte wiese!
Braucht man nicht Speis und Brodt, u. einen Aufenthalt?
Wird man da satt und voll, wenn Antlitz und Gestalt
Das Auge reizend rührt? Kann Scherzen, Lachen, Dalen,
Dir Tisch- und Stubenzins, und Schmuck und Kleid bezahlen?

Die Hand des Schöpfers soll vielleicht ein Wunder thun,
Und dich und deine Frau in Federn lassen ruhn,
Wenn Licht und Sonne kömmt, und wenn in wilden Thieren
Sich Kraft und Munterkeit zur Müh und Arbeit rühren.
Berede dich nur nicht, du thörichtes Geschlecht,
Daß dich GOtt segnen wird, wenn du Gesetz und Recht,
So er dir vorgelegt, durch Faulheit überschreitest.
Der Hunger scheut sich nicht, wofern du nichts bereitest,
Was du verschaffen kannst. Sey fleißig, denke nach,
Und sorge mit Verstand: So weicht das Ungemach.

Melitides sorgt auch, so wird der Einwurf klingen,
Und bringt es nirgends hin. Man hört ihn frühe singen,
Er schwitzt den ganzen Tag, beweget Hand und Fuß,
Und ruhet eher nicht, bis er sich legen muß:
Und gleichwohl klagt er noch, daß ihn die Armuth drücke?
Ja wohl, der arme Mann hat weder Stern noch Glücke.
Und wie kanns anders seyn? Wer sich in Schulden steckt,
Damit das Hochzeitkleid ihn und die Braut bedeckt,
Und sich mit Arbeit plackt, die kaum so viel erwirbet,
Daß er und seine Frau nicht Dursts und Hungers stirbet,
Dem kann es freylich nicht nach Wunsch und Willen gehn.

Allein, wie wirds um dich Oknerus einsten stehn?
Melitides ist doch zur Arbeit unverdrossen,
Und hat er itzo gleich noch wenig Zeit genossen,
Da ihn der Sorgen Last und Menge nicht gedrückt:
So hat sich doch sein Glück zur Beßrung angeschickt.
Der Fleiß verdient doch mehr, als Müßiggehn und Lügen.
Legt man gleich nicht viel bey, so bleibt doch das Vergnügen,
Daß nicht der Müßiggang das Heyrathsgut verzehrt,
Der wird doch klüger seyn, der sich mit Ehren nährt,

Als der Jahr aus Jahr ein nichts thut, als ißt und trinket,
Und dann durch eigne Schuld in Noth und Elend sinket.
Ein Schatz sey noch so groß, er nimmt doch immer ab,
So oft man was verthut; und ist, eh man ins Grab
Verscharret werden kann, als wär er nicht gewesen.
Wie manchem hat sein Glück ein reiches Weib erlesen,
Den man nach kurzer Zeit fast bettelarm gesehn?
Sein Haus steht unverletzt, es ist kein Brand geschehn,
Ihn hat kein Feind beraubt, man hat ihm nichts genommen:
Und doch ist dieser Mann von Haus und Hof gekommen.
Wie so? die Unvernunft, die nicht zu sparen weis,
Hat ihn vom Eigenthum, das seiner Eltern Fleiß
Vor ihn erworben hat, in kurzer Zeit verdrungen.
Sein Hals hat einen Tag zuweilen mehr verschlungen,
Als seines Vaters Hand durch Sorg und klugen Rath,
In ganzen Monathen zurück geleget hat.

Ein andrer Freyersmann weis klüglich hauszuhalten,
Verthut nichts ohne Noth, und ist gleich einem Alten,
Der emsig zählt und sorgt, und sein Vermögen mehrt;
Durchforscht die ganze Stadt, und wenn er etwan hört,
Wo eine Wittwe sey, die Gold und Silber zieret,
So wird ihm Geist und Herz von Lieb und Brunst gerühret.
Doch fragt er nicht, ob sie auch still und sittsam sey?
Was ihre Seele schmückt? Ob Schein und Heucheley,
Ob Tugend und Verstand ihr Herz besessen habe?
O Unbedachtsamkeit! Ist das die beste Gabe,
Womit dich deine Frau beglücket machen soll?
O! suchtest du ein Weib, die fromm und tugendvoll,
Und mit Verstand und Witz von Gott beschenket wäre;
Und forschtest nicht so oft, wie viel sie Gold beschwere?

Jedoch, genug davon. Ich wende mich zu dir,
Hochwerther Bräutigam! Was hat denn die Begier,
Die dich getrieben hat, verlanget und gefunden?
Hat dich die Geldsucht auch berücket und gebunden?
O nein! ich kenne dich, du bist nicht aus der Zunft,
Die nur der Schein bethört, die wider die Vernunft
Auf Freyersfüssen geht. Du hast die engen Schranken,
Die uns die Ehe setzt, zum voraus in Gedanken
Behutsam angesehn. Dir ist nicht unbekannt,
Was man vonnöthen hat, wenn nicht der Ehestand
Ein Elend werden soll. Dein eifriges Bemühen,
Nach Pflicht und Schuldigkeit die Jugend zu erziehen,
Ist uns Beweis genug, du wollest deiner Braut
Ein Mann und Beystand seyn, auf den die Hoffnung baut.
Ihr treues Herze wallt, sie will dich liebreich pflegen,
Und ihr bescheertes Glück, des Vaters Frucht und Segen
Soll dir zu Diensten stehn. So fromm und tugendhaft
Ist die gewählte Braut. So großen Vortheil schafft
Verstand und Christenthum, wornach du stets gestrebet,
So groß ist auch die Lust, die dich nunmehr belebet.

Vergnügtes Paar, der Zweck, den du dir vorgesetzt,
Erfreuet jedermann, der sich an dem ergetzt,
Was die Vernunft gewählt. Der Vorsicht Stärk u. Güte
Erhalte deine Kraft, erquicke dein Gemüthe,
Und segne deinen Stand: Bis bald die Zeit erscheint,
Da Tochter oder Sohn zu deiner Freude weint.

Glückwünschungsschreiben
an Herrn
M. Paul Christ. Mitternacht,
Pfarrern an der St. Stephans-Kirche in Zeiz,
zu seinem Eheverbündnisse,
im Namen der deutschen Gesellschaft
durch
Wolf Balth. Adolph von Steinwehr, M. A.

Eure Hochwohlehrw. haben der deutschen Gesellschaft neulich die Ehre erwiesen, sie von dero getroffenem Eheverbündnisse zu benachrichtigen, und sie nach dem Rechte der ehemals gepflogenen Freundschaft zu einem poetischen Glückwunsche zu veranlassen.

Allein sie nimmt sich die Freyheit, ihnen in ungebundener Schreibart zu bezeugen, wie aufrichtig sie an dero Vergnügen Theil nehme.

Vielleicht wird es eure Hochwohlehrw. etwas befremden, daß man dero geneigtem Ansuchen nicht auch in diesem Stücke eine Genüge gethan hat. Es ist ja nichts natürlicher, als von einer Gesellschaft, welche ihrem Ursprung nach poetisch ist; welche auch bey einiger Aenderung ihrer Anstalt und Benennung dennoch die deutsche Poesie beständig geübet; welche endlich seit den wenigen Jahren ihrer ganz neuen Verfassung die Glücksfälle der Mitglieder durchgehends

besungen hat, ein Hochzeitgedichte zu begehren und zu erwarten. Ueberdem hat die Poesie bereits vor langen Jahren das Recht erhalten, sich auf gewisse Weise in die merkwürdigsten Begebenheiten der Sterblichen einzuflechten. Sie findet sich schon bey unsrer Wiege ein; sie frohlocket, wenn wir eine Ehrenstaffel betreten; sie belauschet uns nebst der Gehülfinn, die um uns seyn soll, schon in der Schlafkammer; sie gehet im Leide, wenn uns ein grausames Schicksal foltert, oder auch das unerbittliche Verhängniß unsern Stunden den Faden abschneidet: Ja sie ist endlich beschäftiget, die längst vergessenen Tugenden der Verweseten aus dem Moder ihrer verfallenen Grüfte zu erwecken, und das Andenken ihrer Verdienste den späten Ewigkeiten einzuprägen. Die arme Prose dagegen hat sich kaum des zehnten Theils dieser Vorzüge zu rühmen. Warum suchet man sie also zu besorglichem Nachtheile ihrer angesehenen Schwester hervorzuziehen, und ihr eine Stelle einzuräumen, worauf jene einen durch die Gewohnheit so fest gegründeten Anspruch machen kann?

Es ist alles wahr, hochwohlehrwürdiger Herr, was ihnen solchergestalt bey dieser ungebundenen Zuschrift bedenklich vorkommen möchte: Sie werden aber nichts desto weniger erlauben, daß ich dieses Verfahren rechtfertige, und es zugleich unternehme, der guten Prose nach Billigkeit und Recht das Wort zu reden.

Unsere Gesellschaft erkennet ihren Ursprung; sie heget eine wahre Hochachtung gegen die Bemühungen der muntern Köpfe, welche der edlen Dichtkunst in unserm Vaterlande zu ihrer Richtigkeit zu helfen be-

flissen

flissen gewesen. Sie vergnüget sich an dem Eifer, den sie bewiesen, den guten Geschmack in diesem Stücke herzustellen, und das schädliche Vorurtheil von der Härte, Unannehmlichkeit, und dem rauhen Wesen unsrer Sprache, durch wohl ausgearbeitete Exempel auszurotten. Sie zählet die Ausübung und Verbesserung der deutschen Poesie noch itzo vornemlich unter die Beschäfftigungen, wozu sie sich verbindlich gemachet hat. Jedoch hält sie dieselbe nur vor einen Theil ihrer Absichten: Sie hat denselben weitere Grenzen gesetzet, und wie der deutschen Sprache überhaupt, also auch der ungebundenen Rede insbesondere ihre Sorgfalt gewidmet. Ich will mich nicht aufhalten von dieser unschuldigen Vorstellung den Vorwurf einer Pralerey abzulehnen: Ob ich gleich wohl weis, daß es solche unzeitig bescheidene Leute giebet, welche auch die vorsichtigste Anzeigung unsers Vorhabens und der Muster, so wir uns dabey vor Augen stellen, nicht wohl vertragen können. Die gute Sache und die unverfälschte Wahrheit machet, daß alle Beschuldigungen, die aus einer so unnöthigen Zärtlichkeit entstehen, das Urtheil ihres Ungrundes selbst bey sich führen.

Ich bin gar nicht gesonnen, weder der Poesie überhaupt, noch der deutschen insonderheit, ihre Vortheile und Schönheiten streitig zu machen.

Kann das Alterthum einer Sache besondere Vorzüge geben, so wird man ihr gewiß einen ausnehmenden Werth beylegen müssen. Die wichtigsten Wahrheiten, die lebhaftesten Vorstellungen, die nützlichsten Regeln wurden nach Beschaffenheit der allerältesten Zeiten poetisch vorgetragen. Die Poeten waren also

die allgemeinen Lehrmeister des menschlichen Geschlechtes, welche daher wegen der Vortrefflichkeit des Inhaltes ihrer Gesänge den Leuten die Ueberredung von dem Göttlichen in der Poesie auch leicht beybringen konnten. Ja so gar die Geschichte, welche man werth hielte, den späten Nachkommen zur Bewunderung u. Erbauung vorzulegen, wurden in ein gewisses Maaß und in eine Zahl von Sylben eingeschlossen, damit man sie dadurch ehrenwerther machen, und der Vergessenheit entreißen möchte. Die poetischen Schriften sind also ohne Zweifel weit älter, als die prosaischen, und ihr innerlicher Werth erhöhet den Grad ihrer Schätzbarkeit. Wie viele Schönheiten in der deutschen Poesie anzutreffen sind, beweisen die starken Proben zur Genüge, welche wir von den größten Meistern unter unsern Landesleuten davon aufweisen können. Die Gedanken lassen sich in derselben lebhaft, geistreich, erhaben, prächtig, mit einem Worte, natürlich, und den Sachen gemäß ausdrucken. Die Reime selbst, ob sie wohl an sich zum Wohlklange eines Gedichtes, auch eines deutschen, keinesweges nöthig sind, haben doch eine gewisse weichliche Annehmlichkeit bey sich. Damit können sie die Gemüther unvermerkt einnehmen, und einen tiefen Eindruck in diejenigen machen, die sich mehr durch das Aeußerliche, und durch eine unnennbare Zärtlichkeit reizen; als von der innerlichen wahren Hoheit bewegen lassen. Da endlich das Hauptwerk der Dichtkunst in einer geschickten Nachahmung der Natur bestehet: So ist sie ohne Zweifel desto höher geachtet worden, je weniger die so genannten Poeten diese so schwere Vollkommenheit erreichet haben. Man hat also geglaubet, seine Gedanken von einer vortrefflichen

lichen Sache, und seine lebhaftesten Empfindungen nicht edler, als in einer solchen Schreibart, an den Tag legen zu können, in welcher ehemals die merkwürdigsten Dinge verfasset worden.

So geschickt aber auch alles dieses ist, das Ansehen der Poesie ungemein zu erheben: So wenig wird dennoch unsre Prose ihre Hochachtung bey denen verlieren, welche die Fähigkeit haben, zureichende Gründe nach ihrem Werthe zu beurtheilen.

Ich gestehe es, die Poesie ist alt; Die allerersten Schriften sind nach ihrer Art poetisch abgefasset; Sie selbst hat ihren Grund in den Gemüthsneigungen der Menschen. Unstreitige Vorzüge bey denen, welche die Vortrefflichkeit einer Sache nach den begrauten Zeiten ihres Ursprunges abmessen! Allein kommt es darauf an, so wird sich die Prose bey ihnen noch angenehmer machen können. Man hat ohne Zweifel die Zeichen seiner Gedanken eher auf eine freye Art in Worten dargeleget, als in gewisse Züge der Schrift eingeschlossen. Das Band, womit die Natur unsere Begriffe, und unsere Willkühr deren Merkmaale verbindet, ist gewiß eher gewesen, als die Einschrenkung in Maaß und Zahl der Sylben; zu deren geschickter Verknüpfung, ein natürlicher Trieb, Nachdenken und Kunst erst vereiniget werden müssen. Man hat gewiß eher geredet, als geschrieben, und eher auf eine ungebundene, als gebundene Art geredet. Alles natürliche reizet uns, und die Werke der Kunst gefallen den Vernünftigen nur in so weit, als sie darinn eine glückliche Nachahmung der Natur gewahr werden. Diese ist das erste Muster, welches sich der Witz künstlicher Erfinder vorlegen muß. Eine ungezwungene

Ein=

Einfalt, eine gewisse edle Freyheit, die sich eher empfinden, als beschreiben läßt, ist das Kennzeichen, woran die Vortrefflichkeit der Kunststücke in ihren Graden wahrgenommen wird. Die Prose ist also weit natürlicher als die abgemessene Art zu reden. Kein Mensch, der sich selbst gelassen ist, wird seine Sätze nach abgezählten Sylben vortragen. Die innigste Empfindung, der feurigste Affect, wird von einem lebendig gerührten und erhitzten Geiste in freyen Worten ausgedrucket werden. Es ist so wenig zu glauben, als wenig wir davon etwas lesen, daß Adam vor erfreuter Bestürzung über seine vollkommene Gehülfinn, in eine Tibullische Elegie ausgebrochen sey. Ein Vers wird alsdann erst gelobet, wenn er so frey ist, als der natürliche Fluß der Worte, wozu sich der Mund der Wohlredenheit gewöhnet hat: Und derjenige hat die Kunst erst völlig in seiner Gewalt, welcher sie der Annehmlichkeit der Natur unterwürfig gemachet. Nichts desto weniger finden die unverfälschten Liebhaber der Natur hiebey noch etwas, das ihren Beyfall zurücke hält. Die regelmäßigsten Schauspiele verlieren bey ihnen viele Anmuth, wenn sie in noch so ungezwungenen Reimen, ja was noch mehr ist, wenn sie ohne diese nur in ungekünstelten Versen abgefasset sind. Es gehet ihnen dabey in gewisser Maaße, wie mit der Musik bey den Opern. Hier nimmt der bezaubernde Ton die Ueberlegung ein. Sie gedenken nicht so wohl an den Held, und wie oder warum er seine Leidenschaften so rührend absinget, als an den großen Componisten, der ihn so schön singen lässet, oder zur Noth an den Sänger, der seine Aria so entzückend aufführet. Dort bewundern sie die Geschick-

schicklichkeit des Poeten, der dem unnatürlichen noch ein so feines Kleid angezogen, und den Zwang der Kunst mit einer schönen Larve verdecket hat. Ein geheimer Widerwille aber ziehet ihre Aufmerksamkeit, und ihr gänzliches Wohlgefallen zurücke. Sie hören in glücklich gefundenen, aber doch gesuchten Versen reden, was der Affect ganz anders sagen würde. Die Sprache der Natur ist prosaisch. Es ist schwer genug, wenn man auf diesem Wege, und innerhalb den Grenzen der Natur nicht von ihr abweichen soll: Viel schwerer aber ist es, solche Ausschweifungen zu vermeiden, wenn man sich der Natur auf unnatürlichen Wegen zu nähern suchet. Wahrheiten und Tugenden unter Bildern beliebt zu machen; Thorheiten und Laster lächerlich und abscheulich vorzustellen; Verwunderung, Schrecken, Mitleiden, Neigung, Haß, und die Affecten überhaupt in wahrscheinlichen Erdichtungen beyzubringen, und durch lebhafte Abschilderungen eindringend zu machen, ist in ungebundener Rede schwer genug: Doch ist unsre Einbildungskraft weniger zerstreuet, und die Aufmerksamkeit weit mehr in unserer Gewalt, als wenn die Zahl der Sylben sich einen Theil derselben anmaßet. Wie oft wird unsere erhitzte Phantasie von dem falschen Scheine einiger Worte geblendet, mit welchen doch kein zureichender Begriff verbunden ist? Wie manchmal verlöschet nicht das Feuer der Gedanken, wenn ein nachdrücklich und prächtiges Wort nicht bald zu unsern Diensten stehet? Der artige Wohlklang gebundener, noch mehr aber gereimter Zeilen kützelt oft das Ohr: Und der Verstand findet doch nichts darinn vor sich, wenn man sie in die Freyheit der Prose versetzet

hat. So ist denn die Prose ein unbetrüglicher Probierstein der Richtigkeit unserer Gedanken, in der sich das Falsche u. Sinnlose nicht so bald verstecken kann.

Ich will des allgemeinen Nutzens der Prose nicht gedenken, wodurch sie sich, wo nicht einigen Vorzug vor der Poesie, doch eine nicht geringe Schätzbarkeit zuwege bringet. Jedermann weis ja, daß wir uns durch sie bey allen Vorfällen des Lebens ordentlich erklären. Nach der Einrichtung unserer Natur können wir ihrer so wenig, als der Sprache selbst entbehren. Wer darinn nicht mächtig ist, den hält man bey den meisten Begebenheiten, vor ein untaugliches Mitglied der menschl. Gesellschaft. Besitzen wir aber keine Fertigkeit in gebundener Rede: So fehlet es uns zwar an einer Vollkommenheit, doch nur an einer den meisten entbehrlichen Vollkommenheit. Es ist schade, an einem sonst artigen und wohlgestallten Menschen, wenn er nicht tanzen kann: Allein er kann doch gehen. Wäre er aber gar nicht, oder doch schwerlich vermögend von der Stelle zu kommen, so beklagt man ihn, daß ihm etwas höchst nothwendiges fehle.

Vielleicht ist das Ansehen der Poesie auch dadurch vergrößert worden, weil dazu Anweisung, Kunst und Mühe erforderlich ist; und die Natur wenigen dazu nur ein Talent verleihet, zugeschweigen, daß sie dieselben gleich zu wirklichen Poeten machen sollte. Die ungebundene Rede hingegen bringen wir bey nahe mit auf die Welt. Wir lernen sie durch bloße Uebung öfters aus dem Umgange mit denen, welche weder Kunst, noch Geschicklichkeit von sich rühmen können. Wir müssen uns in der Jugend schon gewöhnen, bey den geringsten Zufällen unsere Begriffe zu entdecken,

und

und können uns in den niedrigsten, und gewöhnlichsten Dingen fest setzen: Da wir in der Poesie später anfangen, weit erhabener denken, und diese Gedanken auf eine nicht ganz gemeine Art abfassen müssen. Die Prose ist also ein Werk der gütigen Natur, die sich darinn gegen jedermann freygebig erzeiget. Wer etwas denken, u. anderer Gedanken verstehen kann, der kan prosaisch reden und schreiben. Die Poesie muß man also zu edlen und hohen Gedanken anwenden, und der Prose andeuten, daß sie sich herunter zum Niedrigen halte.

Ist mir recht, so schreibet sich dieses Urtheil von denen her, welche aus besonderer Neigung vor die Dichtkunst, das Wesen und die Stärke der ungebundenen Art zu reden nicht recht einsehen. Ist denn eine gute, verständliche, angenehme Prose, die nach den Regeln der Sprache eingerichtet ist, deswegen ein Werk vor alle Menschen, weil alle Menschen bey der Amme, und dem Kinderspiele prosaisch reden? Es ist wahr, daß die meisten das wenige von der Fähigkeit zu reden, durch den Gebrauch schlechter Dinge, und den Umgang mit geringen Leuten erlernen; und daß sie bey reifern Jahren veranlasset werden, dasjenige in wichtigen Dingen auszuüben, was sie ohne Verstand und Regeln begriffen haben. Allein man sehe ihre Reden und Schriften nur an, wo man sie ohne Ekel ansehen kann. Falsche Gedanken, unrichtige Ausdrückungen, pöbelhafte Worte, ungleiche Sätze, die bald vor Schwulst bersten, bald vor Saftlosigkeit zerfallen, bald in die Wolken fliegen, bald in der Tiefe kriechen, und andere Seltsamkeiten mehr wird man darinn ungesucht antreffen. Ein Kopf ohne geläuterten Verstand, ohne Wissenschaft und Uebung

in

in der wahren Sprach- und Redekunst, wird dem Munde und der Feder in ungebundener Rede so wenig was gründliches, angenehmes, und männlich schönes einflößen, als ein selbst gewachsener Poete ohne Witz und Regeln ein lesenswürdiges Gedichte verfertigen wird. Diejenigen, so hieran zweifeln, werden sich am besten helfen, wenn sie nur belieben, sich gute und schlechte prosaische Schriften vorlegen zu lassen; oder, welches sie noch gewisser machen wird, wenn sie nur selbst die Feder ansetzen wollen, ihre oder andrer Leute Gedanken zu entwerfen. Sie werden an sich befinden, daß eine Prose, die dem Leser nicht Ekel erwecken soll, nicht weniger Mühe und Geschick erfordere, als ein Gedichte, daß man mit Vergnügung lesen soll.

Ich würde hievon weit vollständiger handeln, wenn ich nicht die Ehre hätte, an eure Hochwohlehrwürden zu schreiben, welche vordem selbst der poetischen Gesellschaft als ein würdiges Mitglied beygewohnet, und sowohl damals als nachhero die Beschaffenheit und den Werth der Prose sattsam erkannt haben. Ich werde dahero bey ihnen meine Absicht desto eher erreichen, da ich ihnen die Ursachen überhaupt vorgetragen habe, welche die deutsche Gesellschaft vermocht, die Prose so eifrig und sorgfältig zu treiben, als die Poesie. Eure Hochwohlehrwürden werden es sich ohne Zweifel eben so wohl gefallen lassen, daß die Gesellschaft ihnen ihre aufrichtige Ergebenheit in ungebundener Schreibart bezeuget. Sie würden doch von derselben nicht ein poetisches Blatt, von gewöhnlichem Hochzeitscherze, voll zweydeutiger Worte und schlüpfriger Redensarten verlanget, oder erhalten haben.

haben. Warum sollte sie denn nicht fähig und berechtiget seyn, ihnen ihre Freude über dero vergnügte Veränderung in einem Briefe zu bezeugen?

Ich eile deswegen zu der wahren Versicherung und dem redlichen Wunsche, daß eure Hochwohlehrwürden in dero Ehestande, mit aller der Zufriedenheit, dem Segen, und ununterbrochenem Glücke mögen überschüttet werden, welches den Frommen nach einer klugen Wahl, aus der Hand unsers weisen und gütigen Regierers zu Theile werden kann. Wir alle werden die Erfüllung unsrer Wünsche desto vergnügter vernehmen, wenn wir uns dabey eurer Hochwohlehrwürden fortwährenden Neigung und Freundschaft versichern können.

* *

Gedanken von der Satyre.

von

M. Heinrich Gottlieb Schellhafern.

Wem es an Klugheit fehlt muß nicht Satyren schreiben.

Wir können redlich, fromm u. gute Bürger bleiben,
Ja gar Gelehrte seyn, wenn gleich noch keine Schrift,
Die andrer Thorheit straft, verwöhnte Sitten trifft,
Von unsrer Muse zeugt. Ein aufgeweckter Dichter
Ist nicht zu gleicher Zeit ein guter Sittenrichter.
Wahr ist es, daß man sich die Sache leichter macht;
Und wenn der Pöbel nur aus vollem Halse lacht,
So bleht sich mancher auf, und meynt: Es sey getroffen,
Er könne nun den Ruhm bey später Nachwelt hoffen.

Allein wer Regeln kennt, die Kunst und Klugheit giebt,
Nicht jeden freyen Scherz, der unvernünftig, liebt,
Wird, eh er sich bequemt, was stachlichtes zu schreiben,
Den Vorsatz, den er hegt, wohl zehnmal hintertreiben.
Er sinnt mehr, was er nicht, als was er schreiben will;
Streicht jenes wieder aus, und schweigt von diesem still:
Bloß, weil es allzufrey des Nächsten That entdecket,
Die seine Vorsicht doch mit allem Fleiß verstecket,
Damit die Schmähsucht nicht verruchtes Lästergift
Aus seiner Meynung saugt: Und wenn er jemand trifft,
Geschiehts von ungefähr. Man kann die Thorheit zeigen,
Und doch mit Vorbedacht von den Personen schweigen.

Die Bilder, die man malt, die müssen allgemein.
Nicht ein genauer Riß von einzeln Thaten seyn.
Ich weis wohl, wie man spricht: Man führt die alten Zeiten
Zu einem Beyspiel an: Da sagte man den Leuten
Die Wahrheit frey heraus, man nennte sie so gar.
Doch was dem freyen Rom damals vergönnet war,
Verbiethet unser Staat. Es haben unsre Sitten
Ein weit umschränkter Ziel; Wird dieses überschritten,
So zeigt Gewalt und Recht schon Zwang und Mittel an,
Wodurch man diese Lust zu tadeln dämpfen kann.

Die Schmächsucht wächst bey uns, u. diese zu vermindern,
Muß man oft eben das, was sonst erlaubt ist, hindern.
Zudem, wenn man den Thor in seiner Blöße zeigt,
Wird sein verstockter Sinn doch nicht dadurch gebeugt.
Ein Herz, wo weder Schaam noch Ehrgeiz ist zuspüren,
Läßt sich von keinem Reim durch einen Dichter rühren.
Die Wuth wird nur vermehrt; sein Eifer bellt euch an;
Er rächet seinen Schimpf, den ihr ihm angethan.

So

So kömmts, daß wenn man meynt, die Fehler zu verbessern,
Wir nur die blinde Wuth noch mehr und mehr vergrößern.
Was nützt es, wenn wir nun so strenge Richter seyn?
Wir bauen Hütten auf, und reißen Häuser ein.
Doch schreibe nur verdeckt, so wird ein jeder lachen,
Und doch wohl insgeheim auf sich die Deutung machen.
Er lobt dich noch darzu, daß du nicht ungeschickt,
Da du den Nächsten schonst, die Laster ausgedrückt.
Ach glaube, daß dabey nicht die Gewissen schweigen,
Wenn wir die Eitelkeit in fremden Bildern zeigen.
So bleibt dir jeder hold, sein Urtheil fällt dir bey,
Und sagt, daß deine Schrift der Wahrheit ähnlich sey.
Ja du kannst deinen Zweck auch ohne Zorn erhalten,
Und ohne viel Verdruß dein Richteramt verwalten.

Doch räum ich willig ein, daß der, wer lebhaft schreibt,
Wahrhafte Bilder macht, nicht bey dem Schatten bleibt.
Es kann die Tadelsucht, die alles will ergründen,
Oft das Original zu ihren Rissen finden.
Doch glaubt nicht, daß zugleich daran der Dichter denkt,
Warauf der, der es list, die blinde Meynung lenkt.
Die Lehren, die man uns in Büchern vorgetragen,
Die können uns genug von allen Lastern sagen:
So daß man sich hernach ganz keine Mühe giebt,
Daß man den kennen lernt, der diese That verübt.

Gesetzt, ich schriebe so: Stax weis nicht, was er will:
Itzt reist er in die Welt; auf einmal liegt er still,
Und geht nicht weiter fort: Er wünscht ein ruhig Leben,
Bloß um der Einsamkeit sich selber zu ergeben.
Man zeigt ihm einen Ort zu seiner Wohnung an,
Doch weil er, was er sucht, in sich nicht finden kann,

So zieht er wieder fort, und wendet sich zum Kriege:
Sein Wahlspruch heißt so dann: Ich sterbe oder siege.
Doch hat er kaum den Arm zum Schießen ausgestreckt,
So merkt er, wie ihn schon sein eigner Schluß erschreckt.
Die Fahnen werden ihm zu schwarzen Grabetüchern:
Er legt den Degen ab und sehnt sich nach den Büchern.
Dann will er erstlich ruhn, wenn er den Ruhm erlangt,
Womit ein Seneca nach seinem Tode prangt.
Doch kaum erwählt er das, so fängt er an zu denken:
Ich lebe, soll ich mich denn selbst ins Grab versenken?
Soll ich, um manchen Satz recht gründlich zu verstehn,
Den Menschen mich entziehn, und zu den Todten gehn?
Nein, dieses kann den Kopf, und nicht den Magen füllen:
Rühmt die Gelehrsamkeit, ich nenne sie nur Grillen.
Da nun der Wankelmuth nie seinen Zweck erreicht,
So wählt er immerfort, bis daß die Zeit verstreicht;
Bis Geld und Kraft verschwindt: Da muß er denn der Erden
Die allergrößte Last, ein dummer Bettler werden.
Das ist nun Staxens Bild. Nicht wahr, ihr kennt ihn schon!
Es ist . . Doch nein, ihr irrt: Es ist der Mutter Sohn,
Und seines Vaters Kind: Nun werdet ihr ihn kennen:
Denn zeigt ich die Person, so müßt ich hundert nennen.
Sagt selbst, wie mancher geht bereits nicht aus der Welt,
Der, was er werden will, noch niemals fest gestellt!
Die alle trifft mein Kiel: Denn meines Nächsten Thaten,
Von denen ich doch nie den rechten Zweck errathen,
Schreibt nicht mein Unverstand in einem Mischmasch hin.
Ich kenne meine Pflicht, daß ich ein Bürger bin,
Der andre Bürger liebt; sich niemals so vergehet,
Daß sein erkaufter Kiel so gar die Freunde schmähet.

Doch

Doch wenn ihr etwan sprecht: Es geht nur einmal an,
Daß man ein solches Bild, wie dieses malen kann,
So will ich euch zur Lust noch eine Probe geben:

Thersitens schlechtes Glück läßt ihn in Kummer leben.
Er findet zwar den Tisch noch jeden Tag gedeckt,
Doch ißt er, weil er muß, nicht immer, weil es schmeckt.
Er scheint dabey vergnügt, und macht sich ein Vergnügen,
Bloß weil er also muß. Man sieht in seinen Zügen,
Die uns die Stirne zeigt, ein etwas, das er doch
Nie an sich selbst erkannt: Und gleichwohl glaubt er noch,
Es könne keiner so, als er sich selbst erkennen,
Und wenn ihm andre gleich sehr viele Fehler nennen,
Die ihm ganz eigen sind, so sieht er sie doch nicht;
Weil ihm sein stolzer Sinn ein ander Urtheil spricht.
Er klagt nie über sich, er zankt sich mit dem Glücke:
Er sieht zwar wohl die Noth, doch denkt er nicht zurücke.
Er ist nicht lasterhaft: Das ist ein Lästermaul,
Das ihn nicht weise nennt; doch bleibt er immer faul.
Nicht wahr, den kennt ihr auch? Doch will ich hundert nennen,
Die alle noch mit Recht Thersites heißen können.

Ihr Richter meiner Schrift, verbannet den Verdacht:
Als hätt ich dieses Lied auf den und den gemacht.
Wer meine Meynung kennt und meine Menschenliebe,
Weis, daß ich meinen Kiel niemals im Lästern übe.
Die That bezeugt es auch. Es weiset dieses Blatt,
Was mancher Thor besitzt, und nicht, was einer hat.
Doch wo ihr ja nicht könnt vor großer Weisheit schlafen,
So soll ein fremder Kiel an meiner Stelle strafen.
Lest unsern Rachel nur: Hört, was sein Strafgedicht,
Das der Poete heißt, euch vor ein Urtheil spricht:

„Es ist Poetenwerk mit fremden Namen spielen,
„Und also mit Gelimpf auf wahre Laster zielen:
„Nimmt aber jemand selbst sich solcher Laster an;
„Wer ist in aller Welt der solches ändern kann?
„Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben,
„Wer Hirsenpfriemer heißt, mag Hirsenpfrimer sterben.
„Wenn beym Horatius also geschrieben steht:
„Gorgon stinkt wie ein Bock, Rufin reucht nach Zibet;
„Da kann es gleiche viel dem guten Dichter gelten,
„Wer will mag sich Gorgon, wer will, Rufinus schelten.
„Ein Frommer eifert nicht, sein Herz das spricht ihn los,
„Wer schuldig ist, der schreyt, und giebt sich selber bloß.
„Wen sein Gewissen beißt, mag seine Thorheit hassen,
„Hab ich den Jeck erzürnt, ich kann es noch nicht lassen;
„Ich biethe Recht und Trutz dem, der mir solches wehrt,
„Wer Laster straft, der hat die Tugend recht gelehrt,

* *

An seine Hochwohledlen

Herrn M. Schellhafern

über den frühen Verlust

Seiner einzigen Jungfer Schwester.

von

Johann Christoph Gottscheden.

Betrübter Freund, so mußt du dennoch weinen?
So will der Tod dich dennoch nicht verschonen?
So soll der Sarg dir doch die Schwester rauben?
Ja ja, sie klagt, sie ächzet, sie erkranket,
Sie wird schon matt, die vollen Glieder welken,
Wie Blumen sonst in heißen Sommertagen,
Die weder Thau noch kühler Regen tränket,
Wie Lilien auf dürren Beeten schwinden.
Der Mund verstummt, den sonst die Anmuth regte,
Der Geist entweicht, die muntern Augen brechen,
Und kurz, sie stirbt! = = Sie stirbt in frühen Jahren,
Sie stirbt, eh noch der Mittag ihres Lebens
Mit vollem Glanz, mit voller Kraft erschienen.
Sie stirbt, da noch die volle Kraft sich zeigte.
O Freund! hier bricht dein Wehmuthsvolles Herze,
Dein zärtliches, dein treugesinntes Herze,
Dein Bruderherz, das hier zuerst empfindet,
Wie sehr ein Fall von solcher Gattung schmerzet.
Da siehst du nun den Körper deiner Lieben,
Der einzigen, der höchstgeliebten Schwester,
Ganz kalt und blaß auf ihrer Todtenbaare.

Gedenke nun der schwesterlichen Treue,
Der treuen Huld, der holden Art zu leben,
Der edlen Art zu scherzen und zu lachen,
Der Freundlichkeit, der angenehmen Sitten,
Dadurch sie sich fast alles eigen machte.
Wo ist nunmehr die zarte Schwesterliebe?
Wo ist, o Freund, ihr aufgewecktes Wesen?
Wo ist die Lust, die du sehr oft empfunden,
Wenn du nebst ihr den Lauf der Welt erwogen?
Es ist dahin, ach Freund! es ist verschwunden,
Es ist bereits mit ihr zugleich gestorben,
Es wird nunmehr mit ihr zugleich begraben.
Auf! denn, o Freund! versinke nicht im Kummer,
Auf! nimm den Kiel, den Phöbus dir verliehen,
Entwirf den Schmerz, den deine Seele fühlet.
Auf! nimm das Rohr, so dir die Musen schnitten,
Besinge selbst das Leid, so dich betroffen.
Terpsychore wird selbst die Seyten stimmen,
Und den Verlust dich recht beklagen lehren.
Beschreib uns selbst, wie viel du eingebüßet,
Wer hat sie mehr gekannt, verehrt, geliebet,
Als du, o Freund, der du sie Schwester nanntest?
Wer kann so gut den herben Gram beschreiben,
Als Dichter selbst, die voller Regung singen,
Wenn sonder Kunst die wahren Thränen fließen?
O könnt ich dir nur itzt ein Trostlied setzen,
Und dir das Leid durch sanften Zuspruch dämpfen.
Und deinen Trost mit Weisheitsgründen stärken!
Jedoch du selbst erkennst den Lauf der Dinge,
Die Nichtigkeit der allergrößten Güter,
Die schnelle Flucht des allerbesten Lebens,
Die Flüchtigkeit der allerlängsten Jahre.

Was hülf es uns, wenn wir gleich älter würden,
Als Nestor war, der drey Geschlechter kannte?
Wird Sarg und Grab die graue Scheitel schonen?
Wird wohl der Tod den Greis aus Ehrfurcht scheuen?
Ach nein! Umsonst, er siehet auf kein Alter,
Auf keinen Stand, auf keinen Witz des Geistes,
Auf kein Geschlecht, auf keine Tugendproben.
Denn alles muß zu seiner Zeit ihm weichen,
Und niemand wirds an unsrer Asche spüren,
Wie früh, wie spät wir in die Gruft gefahren;
Wie groß, wie klein wir in der Welt geschienen;
Wie reich, wie arm man uns allhier geschätzet;
Wie klug, gelehrt und sinnreich wir gewesen.
Nur unser Lob, das wir uns hier erworben,
Nur Witz und Geist und tugendhafte Thaten,
Die werden noch, auf andrer Menschen Lippen,
Auf flüchtigen und schlechtverwahrten Blättern,
Uns selbst vielleicht ein wenig überleben,
Und doch zuletzt ersterben und verschwinden.
O! laß uns denn bey deiner Schwester Leiche,
An unsern Tod, an unsre Grube denken,
Betrübter Freund, und gar nichts unterlassen,
Um, wenn auch uns die letzte Stunde schläget,
Ganz willig, frisch und voller Muth zu scheiden:
So wie ein Gast nach wohlgenoßner Tafel,
Ganz satt und froh nach Hause pflegt zu wallen.

* *

An

die Jungfer S. E. B.

Bey Uebersendung eines Gedichtes auf Seine Königl. Hoheit den Kronprinzen von Preußen

von

Jacob Friedrich Lamprecht.

Mit einer wahren Lust setz ich die Feder an,
So oft ich dir zum Ruhm ein Lied entwerfen kann,
Das, Freundinn! deinen Werth auch noch der Nachwelt zeiget,
Und das mit dir zugleich zum Ehren-Tempel steiget.
Du zierest dein Geschlecht. Ein niederträchtig Weib,
Das von verlogner Art, und deren Zeitvertreib
Ein stetes Klatschen ist; die, wenn der Tag verschwunden,
Zehn Lügen eingeholt und hundert ausgefunden;
Die nur den Putz besorgt, mit tausend Farben prangt,
Bey keinem Gruß sich rührt, und ihn dennoch verlangt;
Die ihre Nachbarinn mit Wuth und Gift begeifert,
Weil man sie schöner nennt; die alles das beeifert,
Was nach der Tugend strebt; die sich niemals erkannt,
Die wird ja wohl mit Recht der Thorheit Bild genannt.
Allein die, so wie du, nach wahrer Großmuth strebet,
Der Weisheit Stralen folgt, durch Tugend sich erhebet,
Und stets gelassen ist; die durch gesetzten Muth
Der Thorheit frechem Schwarm den tapfern Einhalt thut;

Mit

Mit mehr als schlechter Lust die Wissenschaften liebet,
Durch Anmuth wohlgefällt, der Tugend nichts vergiebet,
Die Unschuld nur allein zu ihrem Schmuck erwählt,
Durch Trotz sich nie empört, nur ihre Mängel zählt:
Die ist der Ehrfurcht werth, die bleibt ein Preis der Schönen,
Die Tugend macht sie groß, der Nachruhm wird sie krönen.
Sie hat den wahren Muth und forschet über sich,
Ihr Wesen ist voll Huld ihr Herze königlich.

So, Freundinn, so bist du, so schön ist dein Bestreben,
So stark hat sich dein Herz der Tugend längst ergeben.
Du bist kein Engel nicht: Nein, werthe Freundinn, nein,
Dieß würde deinem Ruhm kein größer Vortheil seyn.
Ein Engel kann ja wohl die Thorheit überwinden,
Doch, daß du als ein Mensch die Wege weist zu finden,
Die in das Heiligthum der wahren Großmuth gehn,
Dieß macht dich wirklich groß, dieß macht dich wirklich schön.
Doch die Bescheidenheit, die ja so sehr dein eigen,
Als Sittsamkeit und Zucht, heißt meine Feder schweigen.
Wohlan ich schweige denn und bitte dich nunmehr,
Gieb dieser kleinen Schrift an meiner statt Gehör,
Du wirst hier Friedrichs Lob, doch nur im Schatten lesen,
So groß der Kronprinz ist, so klein bin ich gewesen.

Glück-

* *

Glückwunsch

bey dem

Kunze- und Wildischen Hochzeitfeste,

welches 1734 im Sept. zu Bauzen begangen ward,

im Namen der deutschen Gesellschaft

zu Leipzig abgefasset

von

Johann George Lotter,

der Petersb. Acad. Prof. und der Königl. Preuß. Soc. der Wiss. Mitglied.

Es gereichet uns zu nicht geringem Vergnügen, und unserer Gesellschaft zu besonderer Ehre, daß uns auch diejenigen noch ihres geneigten Andenkens würdigen, die in unserer Beschäfftigung ehemals unsere Vorgänger gewesen sind. Wir erkennen allzuwohl, daß eben dieselben den Grund zu demjenigen Gebäude geleget haben, welches wir jemehr und mehr aufzuführen uns angelegen seyn lassen. Und ob sie gleich mehr um die Zierrathen unseres deutschen Baues ins besondere, als überhaupt um alle darzu gehörige Materialien besorgt waren: So bleibet doch ihr Andenken und ihre löbliche Arbeit bey uns so lange im Segen, als wir selbst darum bekümmert seyn werden. Die Erhaltung und Ausbreitung

der

der reinen deutschen Sprache überhaupt ist die Absicht unserer Gesellschaft, welche ihr die neue Einrichtung derselben vorgestecket hat. Nichts desto weniger ist die deutsche Beredsamkeit und Dichtkunst, als diejenigen Theile, die das Schöne an ihr ausmachen, gar nicht davon ausgeschlossen. Also verbindet uns noch eben einerley Zweck mit denjenigen überbliebenen Mitgliedern der ehemaligen poetischen Gesellschaft. Es erfreuet uns, daß eure Hochwohledlen diese Verbindung noch selbst erkennen, und zu dero glücklichen Standesveränderung von uns erfordern, was ihnen nach den Gesetzen unserer Gesellschaft gebühret. Daß sie bey einem so wichtigen Unternehmen, als die Verehlichung ist, auch auf uns noch ihre Gedanken richten, uns davon Bericht geben, und eine Begierde nach unserm Glückwunsche bezeugen, das überzeuget uns, daß wir in der Ferne auch an ihnen jederzeit einen Liebhaber und Eiferer vor das Aufnehmen der deutschen Sprache gehabt und noch haben. Je eifriger wir uns nun viele dergleichen redlich gesinnete Deutsche wünschen, und je lieber wir auch an entfernten Orten Mitarbeiter und wahre deutsche Patrioten sehen, je williger lassen wir uns auch finden, eurer Hochwohledlen unsere Freude über dero so glücklich geschlossenes Eheverbündniß zu bezeugen, und unsern redlichen deutschen Glückwunsch hiemit zuzusenden. Glückwunsch und Freudenbezeugung können sich um soviel wahrhafter und natürlicher darstellen, je weniger sie der Zwang abgemessener Syiben einschränket. Wir halten es also vor überflüßig, bey euer Hochwohledlen um Vergebung zu bitten, daß wir ihnen unsere Hochachtung und unsere aufrichtige Wünsche ungezwungen und ungebunden

bunden erklären. Was würden die Reime zu beyden beytragen? oder wie würden wir hierdurch unsere Gedanken besser an den Tag legen können? Vielmehr finden wir in dieser Schreibart weitere Gelegenheit, dieselben zu versichern, daß wir deutsch gegen sie gesinnet seyn, und es geht vielleicht kürzer und gründlicher an, hierdurch an ihrem Beyspiele auszuführen, daß es eines gelehrten Deutschen Pflicht sey, die Reinigkeit und Aufnahme der deutschen Sprache in Obacht zu nehmen.

Ein Gelehrter siehet die Nothwendigkeit und den Nutzen der Dinge gründlich ein, und suchet sich im Schreiben und Reden von Ungelehrten zu unterscheiden. Ein Gelehrter erkennet die Ursachen, wodurch sich ehemals andere Reiche empor geschwungen, und ihre Macht, Ansehen und Namen ausgebreitet haben. Ein Gelehrter weis endlich, daß er seinem Vaterlande am meisten verbunden sey, und daß ihn eben diese Pflicht antreiben solle, den Ruhm und die Ehre desselben auf alle billige Weise zu befördern. Die engen Schranken dieses Blattes verbiethen uns alle Folgerungen anzuzeigen, die ein gelehrter Deutscher aus diesen Sätzen für sich ziehen kann. So viel uns aber davon kürzlich zu sagen erlaubet ist, das wollen wir mit wenigen allhier gedenken. Was hat den gelehrtesten Deutschen unserer Zeit oft mehr zu schaffen gemacht, als die Lesung und das Verständniß ihrer uralten eigenen Schriften? Wie viele Mühe und Streit hat oft ein einiger offener Brief auf Pergamen verursachet, an dessen Lesung und Verstand manchmal das Heil und die Freyheit ganzer Landschaften gelegen hat? Wie viele herrliche Nachrichten von unserm

ferm Vaterlande haben wir nicht endlich erst durch vieler Jahre Fleiß heraus bringen müssen? Wo rühret aber aller dieser Verdruß und Schaden, ich hätte bey nahe gesagt auch die Schande, daß wir unsere eigene Muttersprache nicht mehr verstehen, anders her, als von dem Verfalle, den diese deutsche Sprache in ihrem Vaterlande von Zeit zu Zeit hat ausstehen müssen? Und was ist Ursache an diesem so merklichen Verfalle, und den steten Veränderungen der deutschen Sprache in den alten Zeiten? Alle Spuren, die wir davon antreffen, geben zur Antwort, die Verachtung und die Fahrläßigkeit, womit die Deutschen ihrer eigenen Sprache begegnet sind. Wer ist hier noch zu vertheidigen? Die ältesten unserer Stammväter, bey welchen der Gebrauch des Griffels und der Feder unbekannte Dinge waren. Wer zu schelten? Die Schriftsteller und Gelehrten der nachfolgenden Zeiten, in welchen die Schreibekunst bereits auch in Deutschland im Schwange gewesen. Wer am meisten? Diejenigen Deutschen, die den Namen der Gelehrten auch heute zu Tage führen, und doch eben so verächtlich mit ihrer edlen Muttersprache verfahren, daß sie den daraus entstehenden Schaden weder an der Erkenntniß der Alten merken, noch auch demselben auf zukünftige Zeiten durch mehrere Achtsamkeit auf die Ehre und Erhaltung der deutschen Sprache zuvor kommen wollen. Sind dieses rechtschaffene Deutsche, deren Ohren ein einiges unreines lateinisches Wort wehe thut, denen aber eine ganz unreine deutsche Rede gleichgültig vorüber gehet, ja wohl selbst ohne die geringste Beobachtung aus ihrem Munde täglich fließet? Sind dieses ächte Söhne einer freyen

deut-

deutschen Nation, die um die blendende Schönheit einer französischen oder italienischen Redensart, um die Worte unehlicher Töchter der lateinischen Sprache, ihre eigne Muttersprache vertauschen? Verdienen endlich diese den Namen gelehrter Deutschen, die fast in allen alten und neuen fremden Sprachen zu Hause seyn wollen; in der eignen Deutschen aber nicht nur kindisch irren, sondern sich auch nicht einmal bekümmern, ob sie irren. Unterscheidet dieses einen gelehrten Deutschen von einem Ungelehrten, wenn er dem Pöbel gleich redet, und in seiner eigenen Muttersprache kaum eine reine Zeile zu schreiben weis? Hat man sich der Mühe zu schämen, die man auf die Aufnahme seiner Muttersprache verwendet? Ist es etwan unnöthig, ihrer Vollkommenheit und Richtigkeit nachzudenken, und die Regeln ihrer Reinigkeit zu begreifen? Allerdings sprechen die Pedanten: Denn wir lernen schon deutsch von unserer Amme. Schöne Lehrmeisterinnen, deren Sprachlehre so gründlich und fein ist, als ihre Erziehung! Andere gesittete Völker, die ein eigenes Volk ausmachen, haben jederzeit ihre Sprache als ein Band ihrer Verschwisterung angesehen, und selbiges feste und rein zu erhalten getrachtet. Das ebräische Volk war kaum zu einer ansehnlichen Republik gediehen, so richtete es seiner Sprache die ansehnlichsten Schulen auf, bestellte eigene Sprachlehrer, und ließ seine Jugend in ihrer eigenen Sprache unterrichten. Wie ehrwürdig ging dieses Volk nicht auch nachmals, als es fast schon wieder aufgehört hatte eine Republik zu seyn, mit seiner Muttersprache um? Die Worte und Redensarten in derselben rein und unverfälscht zu bewahren,

das

das war ihm nicht genug. Seine Sorgfalt verschanzte so gar die Buchstaben und Unterscheidungszeichen mit masorethischen Anmerkungen. Die Sprache der Römer stieg mit ihrem Staate zugleich auf den Gipfel der Hoheit und Zierde, und so weit sich ihre siegreiche Waffen ausbreiteten, so weit ging ihnen diese nach. So wohl verstunden sie es, wieviel an der Vollkommenheit und Pracht ihrer Sprache gelegen wäre, daß es allen von ihnen überwundenen Völkern allezeit auferleget wurde, die römische Sprache zu erlernen. So gar auf den Richtplätzen in ihren erworbenen Provinzen, wurde der lateinischen Sprache die Herrschaft eingeräumt, und der auswärtige Unterthan der Römer muste die römischen Gesetze und Urtheile in römischer Sprache vernehmen. Nicht nur Cicero gestehet selbst, in einem Briefe an einen vertrauten Freund, man habe es ihm übel ausgeleget, daß er in dem Rathe zu Syracusa griechisch gesprochen; Nicht nur der Kayser Tiberius verboth es einem Hauptmanne, der von Geburt ein Grieche war, daß er sein Zeugniß in dem römischen Rathe in seiner Mutterspracbe ablegen möchte: Der Kayser Claudius setzete so gar einen vornehmen Griechen von Adel von seinem Richteramte in einer griechischen Provinz, die unter der Römer Bothmäßigkeit stund, ab, und nahm ihm zugleich das römische Bürgerrecht, weil er die Sprache der Römer nicht verstunde. Ja, so viel Ehre machten sich die vornehmsten Römer aus der genauen Beobachtung ihrer eignen Sprachregeln, daß sich die Kayser selbst denenselben nicht entzogen. Tiberius setzte einsmals mit eigner Hand einen Befehl auf. Des Nachts fiel es ihm ein, daß er sich darinnen eines

nicht allzuguten lateinischen Wortes bedienet hätte. Und da er sich selbst nicht getrauete, sich aus diesem Zweifel zu reißen, ließ er des morgens darauf alle Sprachverständige zusammen kommen, und über die Gültigkeit dieses verdächtigen Wortes erkennen. Ein jeder sagte sein Gutachten, und Atejus Capito, aus Schmeicheley gegen den Kayser, sagte, dieses Wort würde eben dadurch gültig und gut römisch, weil es dem Kayser selbst beliebt hätte, sich desselben zu bedienen. Allein Marcellus antwortete ihm mit römischer Freymüthigkeit: Der Kayser könnte wohl römische Bürger machen, diese Macht aber hätte er nicht, ungültigen Wörtern das römische Bürgerrecht zu ertheilen. Also ist denn die Reinigkeit der römischen Sprache und der Fleiß vor ihre Aufnahme allererst eingegangen, als Rom selbst aufhörte Rom zu seyn, und als das römische Reich, welches vorher die halbe Welt bezwungen hatte, endlich von den Deutschen selbst bezwungen worden. So wohl ist es den stolzen Römern niemals gegangen, daß sie ihre Sprache auch unter den alten Deutschen hätten einführen können. Die deutsche Freyheit hielte ihre Sprache heiliger u. ehrwürdiger, als daß sie durch derselben Verlust ihr eignes Ansehen hätte einbüssen wollen. Reichten diese Vorstellungen nicht zu, einen gelehrten und ächten Deutschen zur Nachfolge der großen Römer und zur Aufnahme und Beförderung seiner eigenen Mutterspracheaufzufrischen: So ist noch eines übrig, welches darzu antreiben muß. Die Gesetze der Natur, der Vernunft und des großen Kayfers der Deutschen, Maximilians des ersten, welche die Einführung, Verbesserung und Ausbreitung der deutschen Hauptsprache nachdrücklich anbefehlen.

Sie

Sie sehen, hochgeehrtester Herr, wie sehr wir um die Ehre der deutschen Sprache eifern: Denn unsere Gesellschaft bestehet aus lauter solchen Deutschen, die sich eine Ehre aus dem deutschen Namen machen. Sie sehen aber auch zugleich, wie werth uns dero Andenken, als eines Liebhabers der deutschen Sprache seyn müsse. Es soll uns dasselbe je länger je werther seyn, wenn wir hören werden, daß sie für die Ehre und die Ausbreitung der deutschen Sprache noch ferner beflissen seyn, und denen, die sich ebenfalls darum bemühen, ihre Gunst und Liebe schenken werden.

Eure Hochwohledlen sind ein Rechtsgelehrter und haben also täglich die Feder in der Hand, entweder einen Gegner anzuklagen, oder einen Clienten zu vertheidigen. Die Gerichtsstäten sind mit lauter deutschen Richtern besetzet; alle die daselbst erscheinen und dero Beystand und Hülfe bedürfen, sind auch Deutsche von Geburt, Auferziehung und Sitten. Was ist also billiger, als daß auch hier in allen Sätzen, Klagen und Vertheidigungsschriften die Reinigkeit und Schönheit der deutschen Sprache erscheinen und herrschen möge. So machten es die römischen Rechtsgelehrten und Sachwalter vorzeiten. Man fand in ihren gerichtlichen Streitigkeiten, Anklagen, Widerlegungen und Urtheilen keine griechische Sylbe. Alle Formeln der Fürsprecher sogar waren lateinisch; und so konnte doch ein jeder römischer Bürger seinen Rechtshandel verstehen, ohne die Sprache eines fremden Volkes erlernet zu haben. Wie sehr, auch in diesem Stücke, unsre Deutschen von den Regeln der gesunden Vernunft und Billigkeit abgewichen sind, das lieget am Tage, und kann niemanden besser, als

eurer Hochwohledlen bekannt seyn. Unsre Rathhäuser sind der rechte Sitz desjenigen Mischmasches in der Mundart, welches unserm Vaterlande so schimpflich ist: Und es würde leichter seyn einen weißen Mohren, als einen Rechtsgelehrten zu finden, der rein deutsch einen Proceß zu führen geschickt wäre. Woran liegt aber solches anders, als an der Nachläßigkeit derselben in Erlernung ihrer Muttersprache? Warum sollte es doch nicht möglich seyn, die Aussprüche der Gerechtigkeit in allen Sprachen abzufassen? Warum müssen denn eben die Priester der Astråa barbarisch reden, wenn sie die Heiligthümer ihrer Göttinn verwalten wollen? Warum muß ein Fußfälliger Verehrer derselben einen Dollmetscher brauchen, wenn er auch die gnädigen Antworten derselben verstehen will? Soll denn ein deutscher Bürger allererst die Sprache des alten Roms lernen, wenn er denjenigen Ausspruch begreifen will, der ihn lehren soll, ob er Recht oder Unrecht habe?

Eure Hochwohledlen bedauren ohne Zweifel mit uns diesen Verfall und Misbrauch unsrer und der lateinischen Sprache, und zwar um so viel mehr, je unheilbarer das daraus entstehende Uebel zu seyn scheinet. Sie sehen aber auch wohl, daß demselben niemals anders, als durch Deutschliebende, und ihrer Sprache recht kündige Rechtsgelehrten gesteuret werden kann. An Vorgängern fehlt es endlich nicht. Haben wir nicht wackere Männer genug aufzuweisen, die uns die justinianeische Einleitung zum römischen Rechte in reiner deutschen Sprache geliefert? Was fehlet hier mehr, als daß man fortfahren möge vor

Gericht diejenigen Redensarten einzuführen, die darinn so glücklich übersetzet worden? Ja was sage ich? Sind nicht die allermeisten Kunstwörter in den Rechten allbereit gewöhnlich, und in den Schriften der Rechtslehrer, ob wohl zerstreut, anzutreffen? Was hinderts nun, daß man dieselben nicht sammle; die lateinischen auf die hohen Schulen verbanne, und also die Ehre der deutschen Sprache auch in den Gerichtsstäten auf denjenigen Thron erhebe, den sie in den Tempeln seit geraumer Zeit behauptet hat. O daß doch ein neuer Maximilian in Deutschland den Kayserthron bestiege, der nicht nur allen Staatsbedienten und Rechtsgelehrten ihre Sachen deutsch, sondern auch rein deutsch abzufassen verordnen möchte!

Eure Hochwohledlen können selbst einen erwünschten Anfang dazu machen. Sie werden durch dero Exempel andern Lust machen ein gleiches zu thun: Und der deutschen Gesellschaft wird es also niemals gereuen, daß sie dieselben vor ihr Mitglied erkannt, und an dero itzigen glücklichen Veränderung Theil genommen hat. Wir wünschen ihnen daher auch zu diesem Ende das vergnügteste Wohl, und eine ungestöhrte Zufriedenheit in ihrem neuen Stande. Der Himmel bestätige unsern redlichen deutschen Wunsch, den wir für dero beständiges Vergnügen, und für das beständige Wachsthum der deutschen Sprache ausschütten.

* * *

Moralische Gedanken über einen Geizhals,

von

M. Johann Martin Knöchern.

Auf! rüste dich, mein Kiel, auf jene Lasterbrut,
Die auf den Klumpen Gold so gar begierig thut:
Zieh ihr die Larve weg, damit sie klärlich sehe,
Was andern, Gott, ihr selbst, vor Ueberlast geschehe.

Wie sieht ein Geizhals aus? Er scharrt und sammlet ein,
Er wünscht, wenns möglich wär, ein Herr der Welt zu seyn,
Und alles Gold und Geld in seiner Hand zu haben,
Das Herz und Auge nur an ihrem Glanz zu laben.
Viel haben ist bey ihm das erste Grundgesetz,
Sein Wachen, ja sein Schlaf stellt ein beständig Netz,
Die Güter aller Welt mit Macht und List zu fischen,
Und wie, und wo er kann, ein Stäubchen zu erwischen.
Da ist Betrug und List die allerbeste Kunst,
Die Sehnsucht, reich zu seyn, umnebelt als ein Dunst
Gemüth und Angesicht: Er mag nichts liebers hören,
Als wie man Geld und Gut mit Vortheil kann vermehren.

Seht, wie er rennt und läuft; seht, wie er schwitzt und schnaubt:
Seht, wie er lauscht und sinnt; wie er zusammen klaubt;
Wie er ganz heimlich schwatzt, den andern zu belügen,
Und wie er überlegt den andern zu betrügen.
Er läßt das Essen stehn, (er ißt sich selten satt,
Damit er sparen kann.) Er sieht an dessen statt,

Ob nichts zu schachern ist? Den Gang nennt er verdorben,
Durch welchen er kein Geld zu seinem Gut erworben.
So geht es Tag vor Tag. Den Seinen prägt er ein,
Die Zeiten wären schlimm, man müste sparsam seyn!
Sie leiden sämmtlich Noth; er selbst nimmt keinen Dreyer,
Er sieht ihn zehnmal an, und seufzet, ach! wie theuer
Ist itzo jedes Ding! Er liebt ein altes Kleid,
Was noch der Vater trug; und spricht: Die klemme Zeit
Verbietet schön zu gehn: Man muß nach Art der Alten,
Den Pfennig, so man hat, mit Fleiß zu rathe halten.
Ihr Kinder sparet fein, ein Groschen Geld ist gut!
Trinkt Wasser; denn das Bier macht nur ein zähes Blut.
Denkt, spricht er, weiter hin! Es möchte sonst gebrechen,
Man darf sich, wie man hört, nicht gute Zeit versprechen.

Indessen sitzt er da, und überzählt sein Geld,
Das er zur Sicherheit zu seinem Haupte stellt:
Erst sieht er sich recht um, eh er zum Kasten kniet.
Daß etwa nicht ein Mensch durch eine Spalte siehet,
Zieht er den Vorhang vor. Er traut sich selber nicht:
Er zählt, er rechnet nach: Sein magres Angesicht
Sah nie so munter aus, als diese zehn Minuten,
In welchen Leib und Geist vor seinem Götzen ruhten.
Nun schließt er zitternd zu, nimmt aber nichts zu sich:
Ey! da behüte Gott! das ist kein Geld für dich!
Im Fortgehn spricht er noch: Wie schön ists, wenn man
sparet!
Doch halt! wie? war denn auch der Kasten recht verwahret?
Er kehrt noch einmal um, fühlt alle Schlösser an,
Er findet alles recht. Kaum daß er schlafen kann,
Aus Furcht, ob nicht einmal sich Diebe dürften wagen,
Sein ganzes Himmelreich verwegen wegzutragen.

So sieht der Geizhals aus in seiner Einsamkeit,
Nunmehr befiehlt ihm schon die frühe Tageszeit
Behutsam auszugehn, um etwas zu erschnappen.
Sieh da! hier lieget was, das muß ich auch ertappen.
Er hebt es freudigst auf: Nichts, spricht er, ist so klein,
Es wird zu seiner Zeit dir eben nützlich seyn.
Nun sieht er ohngefähr dort einen Armen kommen;
Ha! denkt er, du hast dir unfehlbar vorgenommen
Mich bettelnd anzugehn? Er lenkt bey Zeiten um;
Da ist kein Weg zu weit, kein Gäßchen ist so krumm,
Das er nicht lieber geht, als dem bedrängten Leben,
Auch nur den kleinsten Scherf zum Unterhalt zu geben.
Gesetzt, daß er auch nicht geschickt entweichen kann,
So sieht er ihn gewiß mit solchen Blicken an,
Daß jener sich kaum traut, ein Bittwort zu verlieren:
Er filzt ihn ziemlich aus; er weis ihn anzuführen,
Wie man den Bissen Brod durch Arbeit holen muß;
Die Faulheit müsse nicht den andern zum Verdruß
Und zur Beschwerung seyn. Kurz, mit den gröbsten Minen,
Heißt er ihn weiter gehn, sich selbst was zu verdienen.
Er aber eilt dahin, wo er verwichnen Tag
Des Kaufs nicht einig ward. Der ganze Handel lag
Noch an zwey Pfennigen, die er nicht geben wollte:
Er kommt, geht nochmals fort, eh er es zahlen sollte;
Bis er zuletzt gleichwohl noch einen abgedrückt.
Das macht ihm neuen Muth, daß ihm der Gang geglückt;
Nun zieht er Geld heraus: Da sucht er einzuschieben,
Was lange schon nicht mehr im vollem Werthe blieben.
Verkauft er selber was, so drückt er bis aufs Blut;
Er flucht er schwört dabey, die Waaren wären gut,
Und mehr als dieses werth. Mit ängstlichem Gesichte
Greift er ganz misvergnügt nach Ellen und Gewichte.

Da kürzt, da bricht er ab, so viel nur möglich ist;
Bedient sich auch darbey wohl gar verbothner List,
Es ist ihm schon genug, was schlimmes zu beginnen,
Wenn er nur etwas weis mit Vortheil zu gewinnen.

Er lehnt auch Gelder aus: Allein auf was vor Art?
Da wird der Jüdenzins gewißlich nicht gespart:
Zehn, Zwölf von Hunderten, nennt er noch Freundschafts-
proben,
Und spricht, er hätte sonst ein mehrers eingehoben.
Den Zins nimmt er voraus: Kaum bricht der Zahltag an,
So foltert er bereits den ihm verhaften Mann.
Erhält der noch Geduld, darf er sich schwerlich weigern,
Ihm den gesetzten Zins noch einen Theil zu steigern.
Wer ihm Geschenke bringt, der ist bey ihm beliebt;
Doch kaum empfängt er was, das nur zwey Dreyer giebt,
Das schickt er auf den Markt: Er schont den schwachen Magē,
Und sucht vielmehr den Werth dem Schatze beyzutragen.
Die Steuren führt er kaum in vielen Jahren ab,
Bis er gemahnet wird, und dennoch hält es knapp.
Das Beicht- und Beutelgeld heißt er nur Simonien,
Und wollte lieber sich der Kirche gar entziehen.
Er schlägt auch in sein Haus kaum einen Nagel ein,
Es müste denn davor der Nutzen zweyfach seyn.
Der baare Thaler klingt! darauf hat er geschworen,
Wer andrer Meynung ist, der hat den Witz verlohren.

An GOtt und an sein Wort gedenkt er aber nicht:
Und wenn ein andrer was vom Segen Gottes spricht,
So denkt er bey sich selbst! Wenn ich mir nichts erwürbe,
So könnt es wohl geschehn, daß ich vor Seegen stürbe.
Rufft er zuweilen auch das höchste Wesen an,
So wird es bloß zum Schein; auch wohl aus Geiz gethan.

Gott soll ihm nur sein Gut behüten und vermehren,
Und zwar ihm lieber heut als morgen mehr bescheren.

Allein, was ist dein Zweck? Du abgeschmackter Thor,
Was stellst du dir hierbey vor einen Ausgang vor?
Für wen bist du besorgt? Vor Erben, die einst lachen,
Und die Gefangnen frey von ihren Banden machen?
Du selbst genießest nichts. Ist das nicht Raserey?
Man weis, was Sparsamkeit vor eine Tugend sey;
Allein, bey dir ist Geiz, und der ist nie zu loben,
Und würd er auch von dir gar himmelhoch erhoben.
Du selbst beneidest dich: Du bist dein ärgster Feind,
Dein Geld ist dein Tyrann, ders grausam mit dir meynt:
Du bist ein armer Knecht, der schmale Bißen beisset,
Weil dich der dürre Geiz von dem Genusse reißet.

Was sagt die ganze Stadt? die Leute fluchen dir;
Man wirft dir deinen Geiz als unvernünftig für;
Du bist kein wahres Glied von dem gemeinen Wesen;
Du scharvest, und bezahlst kaum einen neuen Besen.
Den Armen raubest du den letzten Tropfen Blut,
Zehn andre reibst du auf, und mehrst dein eignes Gut,
Das niemand doch genießt: Ja selbst die Deinen klagen,
Und müssen deinen Geiz zu deinem Nachtheil tragen.
Sie wünschen, karger Filz, sich selbst und dir die Ruh;
Wie freudig drückten sie dir bald die Augen zu!
Doch daran denkst du nicht: Du meynest stets zu leben,
Sonst würdest du vielleicht nach etwas bessrem streben.

Wie aber wird es seyn, wenn es zum Sterben geht?
Wenn um dein Bette gleich der stumme Klumpen steht,
Kann solche Goldtinctur dir auch worinnen nützen?
Worauf soll sich alsdann die matte Seele stützen?

Die

Die hast du nie bedacht. Wo bleibt nun dein Gewinn?
Du fährst, und weist nicht wie; doch aber wohl, wohin.
Die Unruh folgt dir nach. Dein Geld erfreut die Erben,
Dir aber bleibt nichts mehr, als ein unselig Sterben.

Das mag die Grabschrift seyn:

Hier liegt der ärgste Thor,
Der, was er stets gesucht, nun auf einmal verlohr.
Das, was er nicht begehrt, das konnt ihm auch nicht werden,
So bleibt ein Geizhals denn der größte Narr auf Erden.

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

Bey dem Grabe Sr. Magnificenz

Hrn Adolph. Matth. Rodden,

JCti und ältesten Bürgermeisters

der Stadt Lübeck.

von

M. Carl Heinrich Langen.

Gymnasii Subrect. & Biblioth.

Was für ein Trauerschall durchdringet Ohr und Herz!
Was droht der ganzen Stadt für ein erhöhter Schmerz?
Ists möglich? daß das Haupt so unvermuthet sinket,
Der Pfeiler niederschlägt, und der Betrübniß winket.
So ists. Der Glocken Erzt und winselndes Gethön,
Läßt uns durch seinen Schall gehäuftes Mitleid sehn,

Man,

Man hört in stiller Furcht ein Kind dem andern sagen:
Der grosse Rodde wird in seine Gruft getragen.
Der Väter weise Schaar erschrecket dieser Fall;
Die Großmuth selbst erstaunt bey diesem Donnerknall;
Das Rathhaus wird bestürzt und läßt sich schwarz bekleiden,
Weil Zeit und Unfall itzt das erste Glück beneiden.

Und warlich, wer den Fall behutsam überlegt,
Die Wichtigkeit bedenkt, den hohen Geist erwegt,
Die Schätze recht besieht, so uns der Tod entrissen,
Wird ohne Heucheley den Satz gestehen müssen:
Es raub uns dieser Tag ein sehr vollkommnes Licht,
Das durch die Dunkelheit und alle Wolken bricht,
Und so viel Jahre durch in Lübeck klar geleuchtet,
Als fruchtbar sonst der Thau das dürre Land befeuchtet.

Die Jugend zeigte schon des Alters reife Frucht;
Was man auch nicht einmal bey mehrern Jahren sucht,
Hat Lübeck schon an ihm in früher Zeit bemerket,
Da er durch Müh und Fleiß des Wissens Grund gestärket.
Weit anders, als wohl sonst die zarte Jugend thut,
Da öfters Müßiggang bey vielen Fehlern ruht,
Das Laster wächst und steigt, die Tugend aber fehlet,
Weil man, statt Wissenschaft, nur bloße Schalen wählet.
Doch Rodde stieg empor, brach durch die finstre Nacht
Der wilden Barbarey, und nahm die Zeit in acht,
Was Rottelmann gezeigt, mit andern anzuhören,
Und auf der hohen Schul als einen Schatz zu mehren.

Dort, wo das Pleißathen mit seinen Musen prangt,
Und mancher schon den Ruhm der Wissenschaft erlangt,
Blüht Pallas und Asträ in ihren großen Männern,
Den Pfeilern süsser Ruh, und guter Lehren Kennern.

Und

Und dieses war der Ort, den Rodde sich erkiest,
Wie glücklich! wer auch hier sich mit Vernunft entschliest,
Daß Eifer, Lust und Frucht sich insgesammt vereinen,
Und alle Wirkungen nach Herzens Wunsch erscheinen.

Bey unserm Rodde traf der Satz vortrefflich ein;
Die Musen wollten stets an, um, und bey ihm seyn:
Weil er sich so genau mit ihrer Schaar verbunden,
Daß sie die größte Lust an seinem Fleiß gefunden.
Hier flößten sie ihm selbst der besten Lehren Kern
Mit großem Vortheil ein. Er faßte leicht und gern,
Und wies in kurzer Zeit, daß er die schönen Gaben,
So die Natur geschenkt, nicht aus Verdruß begraben.

Astråa rief ihm zu: Mein Sohn! komm, folge mir.
Dieß war ihm ein Befehl. Er eilte mit Begier
Nach Hollands Grenzen zu, und blieb in Leiden stehen,
Denn Themis hieß in hier zu Böckelmannen gehen.
Wie eifrig da sein Fleiß die Rechte durchgesucht,
Den Kern in sich gefaßt, zeugt die gehäufte Frucht,
Die unsre Bürgerschaft in mehr als vierzig Jahren,
Da er der Stadt gedient, im Ueberfluß erfahren.
Was uns das Völkerrecht in seinem Umfang lehrt,
Was zu der Länder Wohl, der Städte Nutz gehört,
Ja was der Römer Witz in Rechten hinterlassen,
Das wuste sein Verstand gar bald und wohl zu fassen:
So, daß die Themis einst, da sie ihr Volk besah,
Und ihr von Roddens Hand der größte Dienst geschah,
Zum voraus prophezeyt: Du sollst, mein Sohn, stets grünen,
Und einst der Vaterstadt im höchsten Schmucke dienen.
Geh! richte deinen Lauf nach Gottorps Grenzen hin,
Wo meine Lehrer auch im vollem Glanze blühn,

Da wird man dir den Kranz vor dein Bemühen binden,
Und du vor Kunst und Müh den Lohn der Ehren finden.

Kaum trug ihn die Begier nach diesem Musensitz,
So zeigte sich sein Fleiß, so zeigte sich sein Witz,
Durch den gelehrten Streit: Ob man auch nach den Rechten,
Durch Repressalien sich mög in andre flechten.
Der Lohn vor diesen Sieg war ein geweyhtes Blatt.

Wie mancher, wenn er kaum den Kranz erhalten hat,
Läßt schon im Fleiße nach, und denkt bey Müßiggehen,
Es könn ihm nun kein Amt, so groß es sey, entstehen.
Betrogne! seht den Sinn des großen Rodden an:
Er hielt sich ungemein auf seiner Siegesbahn,
Doch sucht er mit Begier die Früchte süsser Lehren,
Aus Frankreich, Engelland, Italien, zu mehren.

Gleichwie ein schöner Stamm alsdann vortrefflich blüht.
Wenn man ihn nach und nach in andre Gärten zieht
Und ofermals versetzt: So pflegt man auch von Reisen,
So die Vernunft regiert, viel Blüthen aufzuweisen.

Nicht selten bringt man zwar aus Frankreich siechen Leib;
Aus Engelland den Staat; aus Welschland oft ein Weib,
Und einen leeren Kopf. Doch was hilft dieß den Ländern,
Wenn wir die Moden zwar und nicht die Sitten ändern?
Nein! unser Rodde war den klugen Bienen gleich;
An bittrer Bosheit arm, an süsser Klugheit reich;
Sog aus dem stärksten Gift die besten Arzeneyen,
Sein Vaterland dadurch in Zukunft zu erfreuen.

Ja komm nur, großer Mann! komm in dein Vaterland,
Die Tugend hat dir schon die Würde zuerkannt,
Was du so wohl gefaßt mit Wucher anzuwenden,
Die Ehre jagt dir nach, du darfst nicht nach ihr senden.

Mein

Mein Kiel ist viel zu schwach, die Weisheit, den Verstand,
Die Sorgen, die Geduld, so du stets angewandt,
Wie eifrig du gewacht, nach Würden anzuzeigen:
Dieß weis die ganze Stadt, drum kann ich billig schweigen.
Wie lange hast du nicht als Oberhaupt regiert?
Was hat man nicht für Witz in deinem Rath gespürt?
Wie klüglich war dein Wort? wie kräftig dein Bewegen?
Wie groß der Sorgen Macht, daran so viel gelegen.

Der große Friedrich weis den Nachdruck deiner Müh,
Georgius erkennt, wie schön dein Rathschlag blüh,
Der erste Petrus selbst muß von dir frey bekennen,
Man könne dich mit Recht den großen Redner nennen.
Doch leider! dieses Glück fällt nun auf einmal hin,
Du eilest von uns weg! Dieß quälet unsern Sinn,
Was bist du nun itzund? Was bist du vor gewesen?
Man kann aus deiner Gruft nichts als Betrübniß lesen.

Was Wunder! daß anitzt ganz Lübeck höchlich traurt?
Das Rathhaus steht verweyst, und wird mit Recht bedaurt;
Die Musen sind bestürzt, denn ihre Sonne weichet,
Und der sie sonst geschützt, liegt itzt im Sarg erbleichet.
Drum preßt die Wehmuth auch so bittre Zähren aus,
Man findet keinen Platz, man findet fast kein Haus,
Da die Betrübniß nicht den großen Fall beweinet,
Weil, was sie treu besorgt, anitzt nicht mehr erscheinet.

Dein Nachruhm stirbet nicht, so lange Lübeck steht,
Und, weil die Seele nun zu ihrem Heiland geht,
So lebst du doppelt noch, auch mitten in dem Sterben:
Wer so von hinnen fährt, kann nimmermehr verderben.

* *

Das
Erste Stück seines Narcissus
stellet vor
Johann Ludwig Langguth.

Ist das der weise Kopf, der so viel Künste kann?
Der sich alleine liebt? Willkomen, theurer Mann!
Was bin ich gegen dir? Erwege meine Gaben,
Erwege deinen Geist und was wir ähnlichs haben.
Mein ungestalter Leib gleicht deinem schönen nicht:
Ich gehe lahm und krumm, du gehest aufgericht;
Du nennst mich einen Zwerg, ich rühme deine Größe;
Ich sehe deine Pracht, du siehest meine Blöße.
O wär ich so geschickt und stark und schnell wie du!
O fiele mir dein Geld, dein Amt, dein Adel zu!
Ich kennte mich nicht mehr, vergäße Recht und Pflichten,
Und wollte mich nicht mehr nach andern Leuten richten.
Narcissus! Das ist viel, du kömmst und redst mit mir!
Ach stelle dir doch selbst einmal Narcissum für!
Was ist das für ein Bild? Kein Sterblicher auf Erden
Wird wiederum so schön, als du, Narcissus, werden.
Auch dein Verstand ist schön. Ich weis, du bist gelehrt,
Mein, rede was du willst, ja, rede gar verkehrt;
Du redest dennoch klug. O könnt ich deine Sachen,
Die dir nur deutlich sind, doch mir auch deutlich machen!
Du schließest mit dem Sinn, du denkest mit der Hand,
Was man den Willen nennt, das heißt du den Verstand.
Du siehest Wunder ein, erfindst den Stein der Weisen,
Und lößt den Gordius so gar auch sonder Eisen.
Ey lehre mich die Kunst! Ich lerne Tag und Nacht,
Und hab es überall doch noch nicht hoch gebracht.

Du brauchst die Regeln nicht und machst doch Meisterstücke.
Ich aber brauche sie und bleibe doch zurücke,
Was die Natur nicht thut! Es fällt dir alles bey!
Narcissus! sage mir, was Fleiß und Arbeit sey?
Nicht so? du weist es nicht. Wie wolltest du es wissen?
Weil dir von ohngefehr die Schriften fließen müssen.

Was werd ich doch gewahr! Narcissus bleht sich auf,
Sieht beyde Schultern an, zieht einen Fuß hinauf,
Und klopft und streichelt ihn. Seht! Sein Affect wird rege,
Wie bring ich es dahin, daß er sich noch nicht lege?
Narcissus, liebst du dich, so nimm den Spiegel hin;
Verwundre dich nur selbst und stelle deinem Sinn
Dein schönes Bi' niß vor. Betrachte seine Züge,
Wie wohl ein jedes Glied in dem Gesichte liege.
Nimm deine Lippen wahr, wie roth und stark sie seyn!
Der hohen Stirne Bau! der Zähne Helfenbein!
Wie deine Haut so glatt, so rein, und zart sich zeige!
Wie deine Nase sich so wohl gemessen neige!
Beschaue deinen Hals, wie gleich erhebt er sich!
Besieh der Wangen Blut, wie munter macht es dich!
Bemerke doch dein Haar, wie kraus ist es gezogen!
Betrachte nur dein Ohr, wie rund ist es gebogen!
Wenn du die Augen siehst, so nimm den Stral in Acht,
Der in die Herzen dringt und sie empfindlich macht.
Laß ihren blauen Glanz dir selber wohlgefallen,
Und ihren süßen Blick auf dich zurücke prallen.

Narcissus ist entbrannt. Er steckt den Spiegel auf,
Nun seht die Minen an! wie starr sieht er hinauf!
Wie ziehet er das Maul! wie steif hält er den Nacken!
Wie kneipet er das Kinn! was macht er nicht vor Backen!

Die Kehle schwillt ihm auf, die Augen werden groß,
Er dehnt die Lippen aus und macht die Zähne bloß,
Die Stirne runzelt sich, er streicht die Augenlieder;
Itzt sieht er traurig aus, itzt aber lacht er wieder.
Er sieht ein Blatterchen. Ist das nicht eine Roth!
Wie reine drückt ers aus! Es wird ein wenig roth,
Er legt ein Pflaster drauf, er reibt die blassen Wangen
So lange, bis sie gar wie frische Rosen prangen.

Nun kennet er sich selbst. Er hat sein Bild gefaßt,
Allein was hilft es ihm, es wird ihm nur zur Last:
Wenn er daran gedenkt, so sollen die Geberden,
Die er bewundert hat, noch immer schöner werden.
Ja, weil er denkt, daß ihm das Laster schöne steht,
So meynt er: Es steht gut, wenn er gezwungen geht.
Wenn es ein andrer thut, wie kann er ihn gleich richten!
So merklich stehet sich Narcissus selbst im Lichten.

Narcissus, folge mir, du kennst die Göttinn doch,
Die liebt dich inniglich. Sie spricht: O süsses Joch,
Das mir Narcissus schnitzt, ich will dich ewig tragen:
Ach könnt ich meine Noth auch nur Narcissus klagen!
Was fehlt dir? Weine nicht, es ist dir ja ein Wort,
So geht die Herzensangst bey dieser Schönen fort.
Laß nur das Putzen seyn. Sie bliebe dir gewogen,
Und hättest du den Rock auch durch den Schlamm gezogen.
Itzt kömmt er außer sich, er sieht das stolze Haus,
Sein schöner Gegenstand guckt zu dem Erker raus.
Er gehet, wie im Drat. Er bückt den holen Rücken,
Und fragt mich: Sollte nicht mein Gang dieß Herz entzücken?
Er trägt die Hände wohl, nimmt jeden Tritt in acht.
Und sorgt, daß ja kein Wind die Haare dunkel macht.

Er

Er brauchet Schnupftoback, verwischt die Buderflecke,
Weicht keinem Wagen aus, und schleicht wie eine Schnecke.
Wie glänzt der theure Ring, wie rauscht das seidne Kleid!
Ihr Leute bleibet stehn und lernt die Artigkeit,
Die mein Narcissus kann. Er kömmt nur aus den Ländern,
Die vieler Deutschen Brauch u. Witz und Kleidung ändern.
Man nimmt ihn höflich auf, und nennt den Platz beglückt,
Den dieser Herr betritt. Man stellet sich entzückt.
Man reichet ihm den Stul und bittet zu genießen,
Und sucht ihm durch ein Spiel die Stunde zu versüßen.
Er zwingt sich groß zu thun. Die Art, wie er sich beugt,
Wie er die Worte setzt, und Uhr und Degen zeigt:
Wie er die Tasse hält, wie er die Karte spielet,
Verrathen ja den Trieb, den seine Seele fühlet.
Es soll ein jeder Blick neu und erhaben seyn,
Was andre Bürger thun, das ist ihm zu gemein.
Er sucht durch seine Kunst sich nur beliebt zu machen,
Und wenn ein andrer redt, so wird er hönisch lachen.
Hier ist es Zeit, daß sich die scharfe Feder senkt,
Narcissum fahren läßt, den Hochmuth recht bedenkt,
Den er noch in sich hat. Sie schöpfe neue Stärke,
Erforsch ihn künftig mehr und schreite dann zum Werke.
Vielleicht geschieht es bald. Itzt ist sie allzumatt,
Ich glaube, daß sie kaum die Kräfte übrig hat, (ter,
Die nur ein Wunsch begehrt. O Freund! vergieb dem Dich-
Und sey bey seinem Fleiß nur ein gelinder Richter.
Nimm dich des Schlusses an, den Anfang lasse mir,
Und stell dir deinen Freund wahrhaftig redlich für.
Er wünscht dir kurz und gut: Daß deine neue Ehre,
Dein Glücke, deine Lust und deinen Ruhm vermehre.

☆ ☆ ☆

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

Gespräche
von der wahren Freundschaft
von
Christianen Marianen von Ziegler.

Polestor.

Wie so aufgeräumt, werther Philidor? der gestrige Tag muß euch gewiß viel Vergnügen gemacht haben, daß man euch eure Freude noch heute an den Augen ansehen kann.

Philidor.

Ihr habt es getroffen, mein Freund. Eben über dem gestrigen Tage bin ich noch voller Vergnügen. Meine beyden guten Freunde, Victor und Eraste speiseten mit mir in meinem Garten: Wir waren lustig, trunken ein Gläßchen auf gute Freundschaft, scherzten, lachten, erzählten einander unsre lustige Begebenheiten: Und darüber wurden wir so vertraut mit einander, daß wir uns eine ewige Freundschaft zuschwuren. Könnt ihr euch nun wohl wundern, wenn meine Zufriedenheit vollkommen ist?

Polestor.

Ja, mit eurer Erlaubniß wundre ich mich noch. Glaubt ihr denn, daß die wahre beständige Freundschaft darinn bestehet, wenn man einen Tag um den andern mit seinen auserlesenen Bekannten isset, trinket, spielet, scherzet; und kurz zu sagen, nur alle lustige Stunden theilet?

Philidor.

Verzeihet mir liebster Polestor, so viel Einsicht besitzen wir alle drey, daß dieses entweder gar keine, oder doch die geringsten Kennzeichen einer wahren Freundschaft sind. Solche Proben geben und empfangen diejenigen am liebsten, die von gutem Essen und Trinken viel halten: Und solche Küchen- und Kellerfreunde kann man an einem Tage hundert haben.

Polestor.

Ich habe niemals gezweifelt, daß ihr nicht wüstet, was zur wahren Freundschaft erfordert würde. Ich hatte nur mein Bedenken bey euren zween Freunden, und ob auch dieselben bey ihrer Freundschaft vernünftige Absichten hätten.

Philidor.

Sie haben sich die wahre Abbildung eines rechtschaffenen Freundes so wohl, als ich, gemachet. Seit etlichen Jahren, da wir mit einander bekannt sind, haben wir unser Vergnügen und alle unsere vergnügte Begebenheiten mit einander getheilet. Wir bekümmern uns wenig um anderer Leute Handlungen. Wenn es uns dreyen wohlgehet: So sind wir schon zufrieden. Dabey sind wir immer bey einander, ohne uns einander gewohnt oder ekel zu werden; Und wenn wir uns nur von ferne sehen, schlägt uns schon das Herze vor Freuden.

Polestor.

Bey den Umständen seyd ihr recht glücklich, und ich wünschte mir wohl mit euch gleiches Geschicke zu haben. Die größte Süßigkeit bey eurer Freundschaft bestehet in dem öftern Umgange, und der täglich erneuerten Aufrichtigkeit. Mir will es so gut nicht wer-

werden. Mein Freund, mein bester Freund ist von mir weit entfernet. Welch ein großer Unterschied ist es doch, zwischen einer mündlichen Unterhaltung, und einem geschriebenen Blatte: Da wird man erst recht inne, wie kostbar ein Freund sey, wenn man ihn nicht mehr täglich um sich hat.

Philidor.

Ich glaube, eure letzten Worte werden nicht bey allen so gleich Beyfall finden. Man wird sagen, wen man täglich um sich hätte, dessen Werth könnte man leichter erkennen lernen. Man müste also die liebenswürdigen Eigenschaften eines Freundes noch besser einsehen, wenn er immer gegenwärtig wäre, und unsere Neigung persönlich zu erhalten suchte.

Polestor.

Ja, ja, es scheinet zwar so. Allein der tägliche Umgang lässet uns nicht zu solchem Nachdenken kommen, als man haben muß, wenn man die Eigenschaften und Vorzüge eines Freundes untersuchen will. Es fällt uns zu viel Angenehmes auf einmal an ihm in die Augen: Und davon wird die Seele so eingenommen, daß sie nicht fähig ist, eine jede Artigkeit insbesondere zu empfinden. Wenn man aber von einander entfernet ist, so stellet man sich eines nach dem andern vor, was uns vergnüget hat; da erinnert man sich jeder Vollkommenheit insbesondere; und jede angenehme Eigenschaft machet uns unsern Freund schätzbarer.

Philidor.

Eure Antwort ist so gründlich, daß ich allen Zweifel fahren lasse, und eure Meynung nicht für wahrscheinlich, sondern für unwidersprechlich halte. Aber wie-

wiederum auf euren so geliebten Cerander zu kommen, (denn der ist es doch, dem ihr euch so zu eigen ergeben habt) seyd doch so gütig und sagt mir, was habt ihr so gar besonders an ihm gefunden, damit er eure so treue Liebe verdienet hat?

Polestor.

Das will ich euch wohl sagen. Aber zuerst müßt ihr wissen, was ich überhaupt dabey denke, wenn ich mir einen Freund erwähle. Ich sehe auf seine Eigenschaften, die er mit andern wohlgesitteten Leuten gemein hat; aber am meisten auf die, welche ihm vor andern den Vorzug erwerben sollen. Ist es nun nicht wahr? wenn sich jemand bey aller Gelegenheit hat aufrichtig und redlich finden lassen, wenn er sich zu allen Freundschaftsbezeugungen anbiethet, und darinn wirklich unermüdet ist; muß mir denn der nicht vor allen andern werth seyn? Stimmet nun Herz und Mund, Mund und That beständig bey ihm überein, so urtheilet nun ferner, ob man den nicht mit Recht aller Welt vorziehet?

Philidor.

Wenn Cerander diese Vollkommenheiten wirklich besitzet, so ist er würdig, euer Freund zu seyn. Nun kann ich mir einigermaaßen vorstellen, was man gesaget, daß eure Liebe gegen ihn ganz unbeschreiblich sey; und sein Abschied, wenn er gleich sein Glücke gemachet hat, euch so verändert habe, als ob er den halben Polestor mitgenommen hätte.

Polestor.

Ja ich gestehe es, meine Zärtlichkeit für ihn gehet weiter, als ich glaubte, sie gegen Personen von meinem Geschlechte zu besitzen. Verzeihet es mir demnach,

nach, werther Philidor, wenn ich meine Sehnsucht nach ihm auf das empfindlichste ausdrücke. Ich leugne es nicht, die ganze Stadt, so belebt und volkreich sie auch ist, gleichet mir einer Wüsteney, denn ich vermisse meinen Freund. Alle Gesellschaften, die mich sonst ergetzet, sind mir itzo zuwider. Ich besuche sie wie im Traume, und verlasse sie mit der stärksten Verwirrung. Denn ich finde nicht in denselben, was mein Fuß suchet, mein Auge nicht entbehren kann, und was mein Herze wünschet. In Gedanken unterrede ich mich bloß mit meinem Freunde, und bin bey allen andern Gesprächen stumm. Ein Blatt von Ceranders Händen stellet mein Gemüth wieder zufrieden, und dieses Kleinod ziehe ich allen Reichthümern vor.

Philidor.

Nun, das heißt wohl recht geliebet, wo nicht gar zu viel geliebet. Wenn mir einer von meinen beyden Freunden, die ich doch auch hochschätze, sollte entrissen werden: So würde es mir zwar sehr nahe gehen; allein meine erste Sorge wäre, die erledigte Stelle mit einem andern wiederum zu ersetzen, und nicht mich ihm ganz und gar aufzuopfern. So müssen denn alle eure andre Bekannten diesem Lieblinge weichen, und sie werden nie solche Hochachtung von euch hoffen dürfen?

Polestor.

Es ist nicht anders. Indessen wird man mich deswegen doch keiner Unbescheidenheit in meinem Umgange beschuldigen können. Und wem sollte es doch so schwer werden, mir das Vergnügen zu lassen, daß ich meinen Freund auf das zärtlichste liebe, weil ich lebe?

Phi-

Philidor.

O das sey ferne, angenehmer Polestor, euch deswegen die geringste Unbescheidenheit im Umgange anzudichten! Ich beklage nur damit, daß keiner unter uns, der sonst die Ehre hat, euch zu kennen, gleiches vergnügtes Antheil an eurer Neigung haben darf.

Polestor.

Ihr bringet mich wieder darauf, euch die besondern Ursachen meiner Hochachtung vor Cerandern zu sagen. Ich gestehe es nochmals: Ich schätze alles was vernünftig, tugendhaft und redlich ist, nach Verdiensten hoch. Aber mein Freund hat von allen diesen Eigenschaften so starke Proben abgeleget, daß es ihm darinn schwerlich jemand zuvor thun kann. Mich betraf das Unglück, daß mein Haus durch eine unvermuthete Feuersbrunst in die Asche geleget wurde. Er war der erste, der Anstalt machte, meinen Verlust zu ersetzen. Zwey Jahre darauf hatte ich mich bey einem Glase Wein unterschrieben einen Wechsel für meinen Vetter zu bezahlen. Er hatte zwar Vermögen genug; allein es bestund meistens in liegenden Gründen. Als ich nun den Rausch ausgeschlafen hatte, befand ich, daß meine Börse eben so leer war, als meines Vetters Casse; und doch muste ich Wort halten. Ich klagte es Cerandern, der so gleich willig war, die verschriebene Summe zu erlegen. Er gab mir aber zugleich die Regel, künftig vorsichtiger zu seyn, welche mir fast angenehmer war, als die Freundschaft, die er mir in der That erwiesen hatte.

Philidor.

Ich erstaune warlich über Ceranders Freundschaftsbezeugungen. Es ist schwer, solche redliche und dienstfertige Leute zu finden.

Polestor.

Ach liebster Philidor! das ist noch lange nicht alles, was ich euch von ihm erzählen kann. Hört noch eins! Kurze Zeit darnach bekam ich Händel mit einem Officir. Ich forderte ihn auf ein paar Pistolen. Cerander both sich selbst zu meinem Secundanten an. Er leistete mir auch wichtige Dienste. Ich hatte meinen Feind so wohl gefasset, daß er gleich bey dem ersten Gange vom Pferde sank. Wir bemühten uns zwar, ihn wieder zu sich selbst zu bringen, aber vergebens. Hier war nun guter Rath theuer. Mein Cerander machte die Anstalt, daß der andere in die Stadt gebracht wurde; und mich begleitete er an einen entlegenen Ort, wo wir sicher seyn konnten. Nach acht Tagen erfuhren wir, daß der Verwundete noch am Leben, und zu seiner Genesung gute Hoffnung wäre. Darauf reisete Cerander von mir, mit dem Versprechen, weil er angesehene Freunde am Hofe hätte, meine Sache so bald als möglich ausmachen. Er hielte sein Wort redlich. Denn nach wenigen Wochen durfte ich mich wieder frey und sicher in der Stadt sehen lassen; Und ich habe von diesen weit aussehenden Händeln niemals weiter den geringsten Verdruß gehabt.

Philidor.

Auf diese Weise hat Cerander vollkommen Recht gehabt, wenn er sich euren bis in den Tod getreuen Freund genennet, mit welcher Redensart man heute

zu

zu Tage so freygebig ist, und doch wohl dabey nicht bedenket, was es auf sich habe.

Polestor.

Ja wohl. Cerander redete und that nichts aus Gewohnheit, sondern aus Ueberlegung und redlichem Herzen. Er hat es auch bey der oberwehnten Bezeugung seiner dauerhaften Freundschaft nicht bewenden lassen; sondern mich in einem andern Falle aufs neue davon versichert. Kurz nach jener so mißlichen Begebenheit ward ich tödtlich krank. Ich verfiel nemlich in ein hitziges und verzehrendes Fieber, welches mir alle Kräfte nahm. Mein Freund versorgte mich mit den kostbarsten Arzeneyen, und kam nicht von meinem Bette. Doch mein Zustand verschlimmerte sich täglich, und ich sahe mich genöthiget, an mein Ende mit Ernst zu denken. Cerander stund mir auch hier mit dem tröstlichsten Zuspruche bey, und wir nahmen den zärtlichsten Abschied von einander. Allein unser Geschicke wollte uns noch nicht getrennet wissen. Ich erhohlte mich über vermuthen, und ward von Tage zu Tage stärker, durch die innige Zufriedenheit, die mein Freund über meine Genesung spüren ließ. So bald ich wieder zu Kräften kam, verschaffte er mir die ansehnliche Ehrenstelle am Hofe, in der ich itzo stehe. Kurz mein Cerander hat in allen Fällen meine Glückseligkeit gebauet.

Philidor.

Ich bin euch unendlich vor eure Erzehlung verbunden, denn nunmehro bekomme ich einen ganz andern Begriff von den Regeln der wahren Freundschaft, als ich vor dem gehabt. Ihr seyd also billig zu beklagen, daß ihr ihn nicht mehr um euch habet.

Pole-

Polestor.

Ja freylich, und ihr erneuret dadurch das Andenken der Zärtlichkeit, mit welcher wir voneinander Abschied nahmen. Er kam einst unvermuthet in mein Zimmer, mit niedergeschlagenen Augen und blassem Angesichte. Er könnte kaum reden, und reichte mir nur einen Brief zum lesen. Aus diesem sahe ich denn, daß er von einem großen Könige mir entrissen wurde. Ich ward hierüber eben so bestürzt als er. Endlich brach ich voller Heftigkeit aus: Nein Cerander, das kann ich nicht zugeben. Ohne eure Gegenwart ist mir die ganze Welt zuwider. Müsset ihr aber fort, so erlaubet mir mit zugehen. Ich will den Hof, meine Ehrenstelle, ja Haab und Gut einem andern überlassen, und euch folgen. Denn ihr sollet mir alles seyn. Er tröstete mich indessen, ich sollte ehestens auch an den Hof gezogen werden, wohin er beruffen wäre. Ja endlich schlug er mir eine Heyrath vor, mit einem so liebenswürdigen Frauenzimmer, daß ich darüber den Verlust seiner Person vergessen oder doch gelaßner ertragen sollte. Ich folgte seinen Vorschlägen, und kann wohl sagen, daß ich heute noch so vergnügt bin, als ich den ersten Tag unsrer Vermählung gewesen.

Philidor.

So dächte ich denn, ihr könntet bey der Zufriedenheit zwar alle ersinnliche Erkenntlichkeit und Hochachtung vor Cerandern erhalten: Allein, daß ihr seufzet und klaget, und euch so heftig nach ihm sehnet, darinn gehet ihr, mit eurer Erlaubniß, zu weit. Das lässet nicht männlich.

Polestor.

Polestor

Wenn ihr wüstet, wie tief dergleichen Freundschaftsbezeugungen in das Herz dringen: So würdet ihr erkennen, daß es mir nicht anders möglich sey, als meinem Cerander den größten Theil meiner Neigung aufzuopfern. Lieber, saget mir doch, worinn habt ihr eure zween Freunde gefällig befunden, als zu lauter sinnlichem Vergnügen? Haben sie jemals etwas gesetztes an sich gewiesen, oder zu eurer Wohlfahrt wirklich etwas beygetragen? Ich hingegen habe alles, was ich besitze, ja meine Glückseligkeit, der Liebe, Vorsorge und Bemühung meines Cerianders zu danken.

Philidor.

Wenn dem allen auch so wäre, so würde es meinen Freunden nicht zum Nachtheile gereichen. Dem Himmel sey gedankt, ich habe ihrer Hülfe noch nicht bedurft. Wir trinken unser Glas Wein mit gutem Muthe, und einer stellet um den andern eine Lust an. Wir sind recht vor einander gemacht. Wo an einer Gefallen träget, damit ist der andre gewiß auch zufrieden. Uns fehlet nichts, und also kann uns nichts an unsrer Lust stören.

Polestor.

Wie ist es aber immer möglich, wehrter Philidor, ein paar Leute zu seinen auserwehlten Freunden zu machen, von deren wahrhaften Freundschaft ihr noch nicht das geringste Kennzeichen habet? Euch ist ja nicht unbekannt, daß man von dergleichen Leuten nicht ehe zuverläßig urtheilen kann, bis man in Verdruß und Widerwärtigkeit geräth. Da muß man erst

sehen,

sehen, ob sie in der Zeit der Noth auch wirklich so redlich und dienstfertig sind, als sie es bey guten Tagen zu seyn scheinen. Eine Bekanntschaft, die man nur zum Zeitvertreibe machet, verdienet nicht, den hohen Namen der Freundschaft zu führen.

Philidor.

Eure Gedanken von der wahren Freundschaft haben mich schon längst vergnüget. Ihr werdet mir in dieser schönen Materie das beste Licht geben, wenn ihr mich zu eurem Freunde annehmen wollet. Ich will in allem Folge leisten, und euch in allem auf eine solche Art zu vergnügen suchen, als ihr von jemand fordern könnet, der den Verlust eures Cerianders gerne ersetzen wollte.

Polestor.

Ich danke ergebenst vor euer geneigtes Anerbiethen, und bedaure nur, daß ich euch nicht willfahren kann. Denn ich hoffe noch immer, Cerander soll mich nachholen. Die Zeit ist gar zu kurz, daß ich euch einige Gefälligkeiten erzeigen könnte. Und, wie ich euch schon gesaget habe, kann ich an nichts weiter denken, als wie ich mich ehestens wiederum mit meinem Herzensfreunde vereinigen, und beständig um ihn seyn könne.

Philidor.

Unter diesen Umständen muß ich mirs freylich gefallen lassen, daß ich in meinem Suchen unglücklich bin. Indessen nehmt mirs nicht übel, daß ich euch noch ein Wort sage. Meine beyden Freunde und ich speisen heute auf der Wiese und haben ein paar Waldhörner dazu bestellet, thut mir die Ehre, und seyd mein Gast.

Pole=

Polestor.

Ich werde diese Höflichkeit annehmen, als wenn ich sie genossen hätte. Lasset euch durch mein Gespräche von eurer guten Gesellschaft nicht länger abhalten.

Philidor.

Ich wollte gerne länger in der Eurigen seyn: Allein ich weis, sie haben mich schon vor einer Stunde erwartet: Also muß ich eilen. Ich bin

euer Diener.

Hochzeitgedichte

von

M. Heinrich Gottlieb Schellhafern.

Spiel nur, du Pöbel der Poeten,
Auf deinen schwachen Pfennigflöten,
Ein Lied, das kriechend, matt,
Und keine Kohle nicht von Witz und Feuer hat:
Mein angeflammter Geist,
Der sich von deiner Schaar entreißt,
Fliegt nach den Pindushöhen,
Und will, wenn du im Staube liegst,
Und dich den Fröschen gleich an Koth und Schlam vergnügst.
Gekrönt bey Phöbus Glanze stehen.
Laß dich in deiner Sclaverey
An das umschränkte Maaß von Reim und Zeilen binden:
Ich dichte frey!
Du sollst an mir ein Muster finden:
Und wenn ich etwas sage,
So wisse, daß ich nichts nach deinen Regeln frage,

Die

Die du als deine Kinder liebst,
Doch deines gleichen nur, nicht mir zum Beyspiel giebst.
Ich will bey diesem Hochzeitfeste,
Da alles prächtigschön, im höchsten Grad aufs beste
Geziert und aufgeputzt,
Wobey das schaubegierge Auge stutzt,
Indem es sich nicht weis darein zu schicken,
Was es bey diesem Ueberfluß zum ersten soll erblicken,
Mit Feuerschwangeren, von Muth gespornten Sinnen,
Ein liebreich-lockendes stolz-tönend Lied beginnen.
Mein erstes Augenmerk
Ist der erhabne Thurm
Von zierlich liegendem, vielfarbnem Zuckerwerk:
Wie sieht man nicht an vielen Orten
Den oft geschlungnen Wunderzug,
Gleich einer Schwalben Schlangenflug,
Hier von Confect,
Und dort von Mandeltorten?
So manches Glas mit eingeschenktem Wein
Scheint selbst der Sonnen Gold vollkommen gleich zu seyn.
Es biethen Böhmens helle Gläser
Der Elbe, Donau und der Weser
Itzt Trotz:
Da sie des edlen Reines Früchte,
Als ein vollkommnes schönes Schaugerichte,
In ihren Zirkeln wirbelnd spielen lassen.
Es ist die Freudenvolle Hand
Bey dem schon wankenden, itzt weichenden Verstand
Bemüht dieselben zu umfassen.
Das Zinn, das durch des Handels Kraft,
Um Deutschlands Mangel zu ergänzen,
Aus Engellands so weit berühmten Gränzen,

Wird hergeschafft,
Läßt sich der Herr durch manchen Diener reichen.
Hier muß der Deutschen stolzes Reich,
Da sein gegrabnes Zinn nicht dem am Härte gleich,
Dem fremden Lande weichen.
Was vor ein gräßliches Gedränge
Macht nicht der Dirnen Menge,
Die um die Herrschaft zu bedienen,
Allhier erschienen?
Doch wend ich meinen Blick
Auf die so artig-nett-gezierte Braut zurück,
Und auf des Bräutgams edles Wesen,
Der so ein schönes Kind zum Gegenstand erlesen,
So stellt dieß holde Paar,
Ein solches Bild von reiner Liebe dar,
Daß ich ganz ungeschickt,
Ob mirs gleich oftermals ganz wunderbar geglückt,
Ein recht beschreibendes ausdrückend Wort zu finden,
Um ihre Liebe zu ergründen.
Gleichwie, wenn Selanor,
Der von der Chloris Blick entzündet,
Sich außer sich befindet,
Mit seinen streitenden Gedanken,
Die sich wie Aepfelweiber zanken,
Sich vor das Thor
In unsern Lindengang begiebet;
Allwo die dreyfach-lang schnur-gleich geführte Pracht
Der dick-belaubten Linden,
Die sich durch manchen Ast quer über fast verbinden,
Den kühlen Schatten macht;
Indem so bald die Glocke sechsmal schlägt,
Bey heiterm aufgeklärtem Himmel

Das lieblich-wallende Scherzfreundliche Getümmel
Sich regt,
Und wo hier, auf dem Sitz der harten Bänke,
Das Chor von unsern Landestöchtern,
Aus fremd und eigenen Geschlechtern,
Sich liebreich niedersetzt,
Und sich recht inniglich ergetzt,
Wenn es das frey gewidmete Geschenke,
Das aus des Grüssers Hute fällt,
Erhält:
Dort derer Esel muthigs spielen,
Die sich vergnügt im Staube sielen,
Bald durch den düstren Schall erschreckt,
Bald ein ergetzend Spiel erweckt;
Wie schön! wie emsig-schön
Sieht man nicht an des Pförtchens Seite
Durch eigne Hand mit Koth bespritzte Leute
In reger Arbeit stehn?
Der drückt mit angestrengtem Arm,
Von überhäufter Mühe warm,
Den unten zu rund-wohlgeschärften Spaden
In lockern Koth;
Der ist bemüht, ihn wieder in den Karn zu laden,
Und beyde lassen, um ihr Brodt
Mit ihren Weibern zu genießen,
So manchen Tropfen Schweiß von ihren Wangen fließen.
Das stetig-rollende Last-seufzende Geknarre
Von mancher angefüllten Karre
Giebt uns, die wir vorüber gehn,
Die kluge Vorsicht zu verstehn,
Daß man allhier
Der schönen Lindenstadt zur Zier,

In durch verfaultes Mooß entstandner Erde, scharre.
Schweig Rom! von deines Schlammes Gängen,
Du läßt es frey
In Livii berühmten Büchern lesen,
Daß des Tarquinii stolz-freche Tyranney
Ihr erster Anfang sey gewesen.
Es ließ dein Volck sich zu der Arbeit drängen:
Hier aber thut mans ungedrungen,
Nur bloß ums Geld, sonst ungezwungen.
Ist gleich dieß Werk nicht jenes Größe gleich,
So muß ein Reich
Doch auf der Bürger Wohlfahrt sehen;
Das aber nicht von dir,
Und gleichwohl hier
Von uns geschehen.
Wendt man den lüstern Blick
Von diesem Volke weg,
Auf unsern Pleißen-Fluß zurück,
Der sich zwar nicht wie Elb und Rhein ergießet,
Doch sanfte-schleichende-anmuthig-zirkelnd fließet,
So sieht man zwar nicht die Najaden
In dieser Gegend scherzend baden:
Doch das ist nur ein Werk,
Das in der Dichter Witz entsprungen,
Die lustig-schön,
Doch auch höchst falsch gesungen.
Vor ein weit schöners Augenmerk,
Vor ein weit nützlichers Ergetzen
Ist das zu schätzen:
Wenn ein nach Wasser gierger Hund
Dem itzt der Mund,
Von edel-regem Eifer schäumt,

Sich munter, hurtig, ungesäumt
In unsrer Pleiße Fluthen stürzt,
Und seinem Herrn dadurch die Zeit verkürzt.
Seht nur, wie artig er sich dreht,
Wie itzt sein Gang bald vorwärts, bald zurück,
Bald wieder seitwerts geht.
Wie sieht man ihn, um das geworfne zu erreichen,
Nicht durch die Wellen streichen?
Er siehts, itzt schnappt er zu, er hat es schon erlangt.
Seht doch wie er so siegreich prangt,
Wie er mit dem stets regen Schwanze
Die Fluthen peitscht,
Gleich einem Ritter, der die Lanze,
Wenn er ins schwarze Mittel dringt,
In freyen Lüften schwingt.
Ihr sprecht, das sind ja schlechte Sachen:
Ich aber muß bey eurer Einfalt lachen.
Muß nicht der Mensch,
Um seine Wissenschaft in allem zu verstärken,
Auch auf der Thiere Thaten merken!
Wenn sich dahin,
So wie ich schon gesagt,
Der Selanor mit ganz betrübtem Sinn,
Dem seine Chloris stets in den Gedanken lieget,
Verfüget;
Und er daselbst die Junge-Magd,
Die Chloris ihm aus Beyleid zugeschicket,
Von ohngefehr erblicket,
Man da nicht weis,
Wie sein ergetzendes Vergnügen,
Das sich in allen seinen Zügen,
Die vorhin jeden, der ihn sah, erschreckt,

Anitzt endeckt,
Recht lebhaft-stark-abbildend auszudrücken:
So wenig will es mir itzt glücken,
Nehm ich hier deiner wahr,
Du allerliebst-vertrautes kluges Paar,
Die Lust die du empfindest, zu beschreiben.

So träumt ich, als ich mich ohnlängst zur Ruhe legte,
Da sich bey mir der Trieb euch was zu dichten regte.
Es war der ganze Tag vergebens zugebracht:
Doch was der Tag nicht fand, ersetzte mir die Nacht.
Laßt euch, Geehrteste, den schlechten Traum belieben:
Denn hätt ich nichts geträumt, so hätt ich nichts geschrieben.
Nun fehlt annoch der Wunsch, den häng ich wachend an.
Was man nur schreiben mag, was man nur wünschen kann,
Ein stets zufriednes Herz, Vergnügen, Glücke, Freude,
Sey euch hiermit gewünscht, ihr wohl verbundnen Beyde.

* *

Glückwunsch an

Hrn. M. Joh. Fried. Steinbach,

Ober-Diaconus an der neuen Kirche zu Leipzig, und des Ministerii daselbst Seniorn,

zu seinem

Drey und siebenzigsten Geburthstage,

von

M. Johann Martin Knöchern.

Sepriesner Gottesmann, die Ehrfurcht so mich treibt,
Macht, daß mein reger Kiel bloß in der Absicht schreibt,
Ein Merkmahl treuer Pflicht verbundenst abzutragen,
Und dir für viele Huld ergebnen Dank zu sagen.

Erwarte keine Kunst, kein hohes Lobgedicht:
Die deutsche Redlichkeit liebt solche Schminke nicht;
Dein längst erworbner Ruhm ist weit genug gestiegen,
Die Wahrheit darf nicht erst mit fremden Federn fliegen.
Ich würde dir verhaßt und unerträglich seyn,
Wenn ich aus Unbedacht, durch ein verwegnes Schreyn,
Wie manche, die ums Brodt mit frecher Stirne dichten,
Dir dächte durch dieß Blatt was hohes aufzurichten.
Das ist der Schmeichler Art: Gewinnsucht führt den Kiel;
Und die Verwegenheit weis kaum des Lobes Ziel,
Daß oft die, so man lobt, vor Scham und Scheu erröthen;
Und ist doch nichts als Dunst des schwermenden Poeten.

Dem allen bist du feind; und doch bekleibt dein Lob,
Worzu des Amtes Treu dich schon vorlängst erhob.
Du bist des Herren Knecht; du baust durch Lehr u. Leben:
Dieß kann dir, theurer Greis, die größte Zierde geben.
Du führest Licht und Recht auf der geweyhten Brust:
Des Höchsten reines Wort, das frommer Seelen Lust
Und liebstes Labsal ist, bemühst du dich zu lehren,
So, wie wir solches selbst aus Christi Munde hören.
Du eiferst mit Bedacht, und strafst zu rechter Zeit!
Du warnest vor Gefahr und blinder Sicherheit:
Und daß durch deine Schuld kein Schaaf verloren werde,
Bist du, (o schöner Ruhm!) ein Vorbild deiner Heerde.
Wo Kreuz und Schwermuth oft ein Herz gefesselt hält;
Wo Hoffnung und Vertraun oft fast zu Boden fällt;
Weis dein beredter Mund die Quellen aufzuschließen,
Aus welchen Trost und Kraft für blöde Seelen fließen.
Du ringest im Gebet nach frommer Jacobsart,
Der durch Beständigkeit ein Ueberwinder ward,
Mit dem, der uns erhört; der alles, was geschiehet,
Durch seine Vorsicht lenkt, und auf das niedre siehet.
Und dieß nicht nur für dich; nein! die dir Gott vertraut,
An deren Heil und Wohl dein Fleiß und Aufsehn baut,
Die sinds, für welche sich erhabne Hände falten;
Die sucht der Seufzer Kraft im Segen zu erhalten.
GOtt kennet deine Treu; Er fördert dein Bemühn:
Die Frommen wissen es, was sie vor Vortheil ziehn
Aus dem, was sie von dir mit stillen Herzen fassen;
Die Bosheit muß dir selbst des Eifers Zeugniß lassen.
Dieß setzet deine Brust in wahre Seelenruh:
Du suchst nicht Menschengunst; Du fällst nicht denen zu,
Die oft das Böse gut, das Gute böse heißen;
Die wenig dadurch baun, und vieles niederreißen.

Du predigest beherzt, was dir dein Herr befiehlt;
Das Wort, das nur allein auf Gottes Ehre zielt,
Und nichts als Seelen sucht, das weist du so zu theilen,
Daß dessen Gründe stets den Schaden Josephs heilen.
Du stellest dir bereits den Tag der Freuden für,
Wenn du einst sagen wirst: Hier bin ich, Herr, und hier
Sind die, so deine Hand mir in der Welt gegeben,
Ach! laß sie, als dein Volk in deinen Hütten leben.
Was wird die Antwort seyn? Geh ein, getreuer Knecht,
Aus Gnaden bist du nun für deine Treu gerecht:
Nimm diesen reinen Schmuck zu deinem Himmelskleide,
Geh ein, getreuer Knecht, zu deines Herren Freude.

Indessen stärkt dich Gott auch noch auf dieser Welt,
Wenn er zu vieler Trost den Leib gesund erhält;
Die hohen Jahre mehrt, und deines Geistes Gaben
Befestigt, daß sie noch vollkommne Wirkung haben.
Vornemlich zeiget uns dieß höchst gewünschte Fest,
Der Jahrstag der Geburt, daß Gott dich nicht verläßt;
Daß er dir, Adlern gleich, der Glieder Kraft verjünget,
Und deiner Jahre Zahl noch immer höher bringet.
Wer drey und siebzig zählt, hat so ein Ziel erreicht,
Daß ihm der tausendste wohl nicht darinnen gleicht:
Die Tage sind verkürzt; die jähen Todesfälle
Sind Zeugen, unsre Zeit sey vielen allzuschnelle.

Zwar hat verwichnes Jahr dich auch ein Fall erschreckt;
Du gehest noch betrübt mit Boy und Flor bedeckt:
Die als Gehülfin dich aus treuer Seelen liebte,
Die war es, so dein Haus durch ihren Tod betrübte.
Ein Schmerz, der dir gewiß durch Mark und Adern gieng,
Die, deren Pflege dich mit solcher Treu umfieng,
Als man nur denken kann; die deinen hohen Jahren
So noth als nutzbar war, sah man von hinnen fahren.

Jedoch, Gott ist dein Trost; Du siehest dieses an,
Als einen harten Riß; den aber Gott gethan.
Du kamst in herbes Leid, doch sie zu den Erlösten,
Und dieses kann dich mehr als alles andre trösten.
Ich, der ich alles dieß mit Seufzen angesehn,
Nahm Theil an deinem Harm: Doch was von Gott geschehn,
Steht nicht in unsrer Macht: Auch durch gehäufte Thränen,
War hier kein andrer Weg, als ihm gefiel, zu bahnen.

Dahero wünscht mein Herz, verdienter Gottesmann,
Dem ich die Seelenhut nicht gnug verdanken kann,
Die du seit langer Zeit auch über mich geführet,
Aus der ich manchen Trost und Rath und Kraft verspüret;
Dir wünscht mein redlich Herz: Es werde Gottes Treu
An dir auch dieses Jahr mit vieler Milde neu!
Er sey dein Schutz u. Schirm; Er sey dein Stab u. Stecken;
Sein Flügel wolle dich vor allem Unfall decken.
Er gebe Geist und Kraft zu allem, was du lehrst;
Damit du Christi Reich durch lange Pflege mehrst.
Dein Silberweißes Haar sey dir ein Gnadenzeichen,
Dein Alter solle noch ein hohes Ziel erreichen.
Er gebe, daß dein Haus in stetem Segen blüht,
Und daß dein Auge Lust an deinen Kindern sieht:
Und, darf ich noch ein Wort, in meine Wünsche schrenken,
So halte mich nur stets im alten Angedenken.

* *

Lob des Esels.

von

M. Heinrich Gottlieb Schellhafer.

Ich bin nicht der erste, welcher das Lob des Esels unternimmt. Cornelius Agrippa hat in der Abhandlung von der Eitelkeit der Wissenschaften ein gleiches gethan. Er hatte die Apostel Esel genennet, dahero fand er sich genöthiget, eine Ausschweifung zu machen, um zu zeigen, daß er dem Ansehen solcher heiligen Männer hierdurch keinen Eintrag gethan habe. Ich bin versichert, daß wenn die Esel hiervon einen Begriff haben könnten, sie viel zu demüthig seyn würden, als daß sie ein so unbedachtsames Gleichniß billigen sollten. Ein jedweder verständiger Esel würde sich schämen, dem Agrippa nachzuahmen, und lieber gar nicht, als bey einer solchen Gelegenheit wollen gelobet werden. Ungeachtet nun zwar Agrippa dem Esel viele Tugenden zuschreibet, so ist doch seine Abhandlung zu kurz, und die Vortrefflichkeit des Esels giebt uns mehrere Gelegenheit, uns von seinem Lobe zu unterhalten.

Ehe ich auf das wahre Lob meines lastbaren Thieres kom̃e, halte ich vor nöthig, erstlich zu zeigen, warum dieses sonst so edle Thier in so große Verachtung gerathen sey. Sein Name ist ein Schimpfwort geworden, und sein Bild soll nunmehro das Laster der Trägheit vorstellen. Ungerechtes Verfahren, wenn man eine Tugend vor ein Laster ausgiebt! häßliche Verläumdung! wenn man ein Wesen verachtet, warum es doch vor

an-

andern sollte gelobet werden. Doch da die Menschen schon unter einander selbst Tugenden vor Laster, und Laster vor Tugenden ausgeben: Wie kann ein verlaßner Esel, welcher, da er kein großes Vermögen besitzet, auch keinen Vorsprecher findet, ein besseres Glücke hoffen? Der wahre Grund dieser Lästerung aber ist nachfolgender: Urtheilen wir von Thieren, so betrachten wir ihre Eigenschaften einzig und allein nach unserm Nutzen. Wäre der wahre Nutzen hierbey die einzige Richtschnur, so möchte vielleicht mein Esel, (denn warum sollte ich ihn nicht meinen Esel nennen, da ein jeder Criticus das Recht hat, denjenigen Autor, auf den er seine meiste Zeit gewendet, seinen Sallustius, seinen Svetonius, seinen Horatius, und dergleichen mehr, zu nennen) in mehrere Betrachtung kommen. Allein die Erfüllung unsrer Lüste sind dasjenige, welches wir vor unsern Nutzen halten: Und dahero werden diejenigen Thiere am meisten hochgeschätzet, welche zu der Stillung unsrer Begierden etwas beytragen können. Ein hochtrabendes Pferd, welches durch sein Brüsten den hohen Sinn seines Reuters anzeiget, wird deswegen gelobet, weil es unsern Hochmuth zu vermehren fähig ist. Von der unsre Ohren kützelnden Nachtigall schreibet man Gedichte: Man ist vermögend, sich durch ihren Gesang ganze Stunden lang zu vergnügen; und wer nicht bey ihrem ersten Schlage stille stehen bleibet, wird für einen Menschen von schlechtem Geschmacke gehalten. Dieses alles aber rühret von keiner andern Ursache her, als daß die sinnliche Wollust hierdurch befördert wird. Der Schooßhund berühret mit seiner Zunge unsre Haut auf das zärtlichste, und erwirbet sich hierdurch

die

die Gunst so vieler Weichlinge. Wäre ich nicht bemühet, die Schwachheit des schönen Geschlechtes aus einer mir von meiner ersten Jugend an eingeprägten Hochachtung auf alle Weise zu verstecken: So würde ich hierbey sehr vieles zu erinnern finden. Wollen meine Leser nachdenken, so stehet es ihnen frey: Ich habe meine Ursachen, warum ich schweige. Ein jeder aber wird wohl sehen, daß eine verwerfliche Wollust unter der zärtlichen Neigung gegen ein solches Thier verborgen ist. Triebe mich nicht die Begierde, wieder auf meinen Esel zu kommen: So würde ich ein mehrers von denen unsere Grausamkeit befördernden Jagdhunden, und Falken reden.

Die Demuth meines sanftmüthigen Esels ist freylich der Hoffart zuwider. Sein stilles und in allen Stücken ernsthaftes Wesen erwecket den Wollüstigen einen Ekel, und daher würde dieses Thier bey so vieler Verachtung verzweifeln müssen, wenn nicht seine auch durch Schläge geprüfte Geduld alles dieses zu ertragen fähig wäre.

Ich trage bey nahe ein Bedenken, dasjenige weiter auszuführen, was ich angefangen habe. Ich bemerke, daß mir diejenigen Vortheile fehlen, welche sonst den Verfertigern der Lobschriften Gelegenheit geben, den meisten Theil ihrer Ausarbeitungen damit anzufüllen. Weder sein Vaterland noch der Ruhm seiner Vorfahren, lassen mich etwas zu seinem Lobe gedenken. An den Umständen seines Vaterlandes nimmt er keinen Antheil, und ein meißnischer Esel ist eben so gut ein Esel, als wenn er in Paris gebohren wäre. In seinem Geschlechtsregister finde ich weder rittermäßige, noch durch ihre Gelehrsamkeit berühmte,

te, noch durch ihren Reichthum ansehnliche, sondern nur schlechte Esel. So lieb ich auch meinen Esel habe, so bin ich doch nicht bemühet gewesen, einen Stammbaum von einigen mir bekannten Eseln zu untersuchen. Ich hielte es vor unnöthig, diese Mühe zu übernehmen. Den Ruhm, welchen Homerus durch das Geschlechtsregister, welches er uns von den Pferden seiner Helden gegeben, erlanget hat, konnte ich nicht hoffen, indem ich kein Homerus bin. Jener rühmte einen Achilles; ich lobe nur meinen Esel. Da ich auch keinen Vorgänger in dieser Arbeit gefunden habe: So mußte ich mich billig besorgen, meine Arbeit würde nicht angenehm seyn. Der Fleiß dererjenigen, welche die nützlichen Schriften verlegen, ist bekannt: Und dieselben würden gewiß die Geschlechtsregister der Esel nicht vergessen haben, wenn sie davon einigen Verdienst hätten hoffen können. So viel ich aber davon weis, so haben der Vater, der Großvater, und mit einem Worte, alle die Ahnen meines Esels keinen andern Namen geführet, als Esel. Doch auch dieses schrecket mich von seinem Lobe nicht ab.

Mein Esel darf von den fremden Thaten seiner Mitbürger seinen Ruhm nicht borgen, und da er desselben schon vor sich würdig ist, so hat ers nicht nöthig, durch Erbschaft denselben von seinen Vorfahren zu erlangen. Weil alle Esel gleich tugendhaft gewesen sind, und keiner unter ihnen von der rechten Art abgewichen ist: So ist es ihr besondrer Vorzug, daß man nicht nöthig gehabt hat, sie durch äußerliche Zeichen von einander zu unterscheiden.

Genug, mein Esel ist, in so weit wir einem Geschöpfe eine Vollkommenheit zuschreiben können, vollkommen.

men. Die Vollkommenheit bestehet in einer genauen Uebereinstimmung der Theile bey einer Sache: Auf diese Uebereinstimmung muß man sehen, und nicht die Sache mit einer andern zusammen halten, wenn man von der Vollkommenheit urtheilen will. Es können zwey Dinge vollkommen seyn, ob sie gleich sonst von einander unterschieden sind. Wer den Esel betrachten will, muß denselben nicht mit dem Menschen in eine Vergleichung bringen. Ein jeder von ihnen hat seine eigene Natur: Der Mensch muß nicht wie ein Esel, und der Esel nicht wie ein Mensch leben. Der Esel darf kein Weltweiser, kein Rechtsgelehrter, kein Arzt, kein Poete seyn; und der Mensch darf nicht nur seine Nahrung suchen, nur mit seinen Leibeskräften andern dienen, und nur, wenn es ihm gefällt, auf der Gasse schreyen. Bey dieser Betrachtung kann man sehen, daß der Esel vollkommen sey, weil alles an ihm recht eselmäßig ist.

Er ist ein Thier, welchem, wie Seneca von den Thieren überhaupt zu reden pflegt, die Natur die Erhaltung seines Wesens anbefohlen hat. Mehr als dieses kann man von dem Esel nicht fordern. Er ernähret sich nach seiner Art, er pflanzet sein Geschlecht nach seiner Art fort, und hierdurch thut er dem Gesetze der Natur eine Genüge.

Ich glaube, daß ich hier genug gesagt habe: Allein ich will dem Vorurtheile nachgeben, nach dem man alles verwirft, welches nicht eine Aehnlichkeit mit dem Menschen hat. Ich lasse mich hier keinesweges in den Streit ein, ob die Tugenden eines Menschen, und die Tugenden eines Thieres einerley Grund haben? Doch weis ich hierbey, daß, wenn ich die Tugenden

eines

eines Esels vorstelle, ich nicht von menschlichen Tugenden schreibe.

Mir scheinen aber insonderheit an dem Esel sein ernsthaftes Wesen, seine Mäßigkeit, seine Sanftmuth, seine Fürsichtigkeit und letzlich der Beytrag zu dem Nutzen der Menschen, betrachtungswürdig zu seyn.

Ich gedenke mit Fleiß nichts von der Leibesgestalt meines Esels. Daß er in seiner Art schöne seyn müsse, können wir daraus erkennen, weil er der Eselin gefällt; Und wenn wir jemand gefallen, so ist dieses ein Merkmaal einer an uns gefundenen Schönheit. Es sind dieses Gaben der Natur, worzu ein Geschöpfe nichts beytragen kann: Und die Natur, nicht aber das Geschöpfe selbst muß deswegen gelobet werden.

Daß aber mein Esel der Natur, in Ansehung seiner Gestalt, sollte zu statten kommen, hiervon ist mir nichts bewust. Ich halte dieses vor einen Vorzug des menschlichen Geschlechts. Ich wüste nicht, daß ein Esel seinen Kopf in den Koth gestecket hätte, um durch dessen braune Farbe, die weißen Flecken, die sich in seinem Gesichte befinden, zu bedecken, und sie der Farbe seiner übrigen Haare gleich zu machen. Er steckt seinen Kopf ohne Furcht in das Wasser, und sorget nicht, daß die Flüßigkeit desselben sein Gesicht verändert habe, denn die Natur ist an ihm unveränderlich. Ich habe zwar wohl Esel mit weißen Köpfen wider ihre Natur gesehen: Es war aber dieses nicht aus Vorbedacht des Esels geschehen; sondern der Eseltreiber hatte den Mehlsack so unvorsichtig über seinen Kopf herüber gezogen, daß der Mehlstaub auf demselben liegen geblieben war. Worzu mein Esel nichts

bey-

beyträgt, das schreibe ich ihm nicht zu: Eben so wenig, als ich es einem Menschen verdenke, daß er sich in dem Gebrauche der Kleider nach andern richtet, um nicht von den meisten verlachet zu werden.

Wie ernsthaft mein Esel sey, weisen alle seine Geberden: Sie sind natürlich, und man bemerket an ihm keine nach der Kunst gezwungene Drehungen des Leibes. Bewegt er sich, geht er, läuft er; so ist es eselmäßig: Er richtet solches nach seiner Natur ein, ohne sich dabey zu zwingen. Die Züge seines Gesichts werden niemals wider die Natur verändert, um eine besondere Leidenschaft seines Gemüths anzuzeigen, sondern er bleibet derjenige, wer er ist, nemlich ein Esel. Man wird ihn niemals übermäßig lachen hören. Man verwundere sich nicht, daß ich dem Esel das Lachen zuschreibe: Ich will doch hoffen, daß das Lachen nichts anders ist, als ein Zeichen einer innerlichen Vergnügung, von Dingen, in denen wir was sonderbares und ganz unvermutheres antreffen. Meinem Esel kommen bey seinem Scherze eben so wunderliche Dinge vor, die demjenigen, was dem Menschen begegnet, ähnlich sind. Also lacht er, aber er lacht in seiner Ordnung: Denn daß der Ton seines Geschreyes uns harte scheinet, ist der Natur zuzuschreiben, von der er mit einer so durchdringenden Stimme begabet worden. Bewegt er seine Glieder in dem Staube, macht er sich durch das gewöhnliche Herumwälzen eine Ergetzung: So geschieht dieses weder nach dem Tone eines leblosen Dinges, noch nach der Willkühr eines durch die heftige Erfindungskraft aufgebrachten Gehirnes; sondern er wälzet sich, wie er will, und wie es ihm am bequemsten fällt, ohne

daß

daß er dabey seine Glieder zu martern pflege. Ernsthafter Esel! du erweckest bey mir das Andenken der alten Deutschen, welche viel lieber der Natur, als der Einbildung fremder Thoren folgen wollten.

Gleichen Ruhm verdienet mein Esel durch seine Mäßigkeit. Seine Speisen sind die von der Natur den Thieren sonst verordneten Erdgewächse, und sein Trank das den Säften des Leibes am besten zukommende Wasser. Will er seinen Geschmack besonders rühren, so sind die in Deutschland wachsenden Disteln diese Begierde zu stillen fähig. Man darf seinetwegen nicht mit großer Lebensgefahr fremde Länder besuchen: Er begnüget sich an dem, was er in seinem Vaterlande findet, und suchet niemals einen Geschmack durch auswärtige, und mit seiner Natur nicht übereinstimmende Speisen zu verderben. Ein Gerüchte ist vermögend den Hunger seines Magens zu stillen, wobey er denn niemals in die Verwirrung gesetzet wird, eine von den vielen ihm vorgesetzten Speisen zu erwählen. Hierbey bleibet er gesund und stark, und seine Glieder dürfen nie durch ein heftiges Reißen vor seine lüsterne Zunge büssen. Er ißt alle Tage, ja noch mehr, er ergetzt sich alle Tage mit seiner Speise: Gleichwohl ist er des andern Tages deswegen nicht kränker, und darf sich keine gewisse Zeiten aussetzen, damit er durch die vorhergegangene Mäßigkeit die Kräfte zur Verdauung einer ihm nicht allemal gewöhnlichen Speise sammlen möge. Die jungen Esel werden gleichfalls wie ihre Väter: Sie sind eben so stark und gesund, wie sie, und man kann nicht sagen, daß vor etlichen Jahrhunderten die Esel größer und

stärker gewesen wären, als anitzo. Daß die deutschen Menschen vor diesem von einer bessern Leibesbeschaffenheit gewesen sind, als itzo, das lese ich wohl: Daß aber die deutschen Esel ehemals stärker gewesen wären, als die itzigen, das habe ich nie sagen hören; noch vielweniger weis ich, daß solches jemals, als etwas sonderbares, wäre aufgezeichnet worden.

Sanftmüthiger Esel! Ebenbild eines wahrhaftig gesetzten Gemüthes! mit deinem Beyspiele erweisest du, daß der Satz der Stoiker von der Unempfindlichkeit nicht eine eitle Geburt ihres hochmüthigen Gehirns gewesen. Haben sie ihren weisen Mann nicht unter den Menschen antreffen können, so hätten sie ihn an dir gefunden, wenn sie dich nicht verachtet hätten. Doch es ist ein Glücke, daß du ein Esel, und kein Mensch geworden bist. Du vollbringest alles dasjenige, was deine Natur erfordert, mit der größten Gleichgültigkeit: Beständest du dich aber unter jenen, so würdest du in deinen Thaten beweisen müssen, daß dein zu großen Tugenden fähiger Heldenmuth zugleich auch von großen Lastern begleitet werde. Bleib, werther Esel, bleib nur ein Esel, damit sich die Menschen schämen müssen, welche glauben, daß diese Tugend nie könne ausgeübet werden. Laß dich immer einer Trägheit beschuldigen: Du kannst versichert seyn, daß es den Menschen, wenn sie auch diese Tugend nur im Munde führen, eben so, wie dir ergehe. Man sieht doch wohl, daß du im Nothfalle dich wider deine Feinde zu beschützen fähig bist, ungeachtet du niemals, um deinen Heldenmuth zu zeigen, andre beleidigest, noch auch durch eine ger'nge

Belei-

Beleidigung zu einer heftigen Rache gereizet wirst. Was hilft es uns, wenn wir entweder durch einen zu fürchtenden Zwang, oder durch einen zu hoffenden Nutzen, andre, uns zu loben, bewegen. Dein Lob, tugendhafter Esel, daß ich mich itzt nicht scheue, einem jedem vor die Augen zu legen, würde einen Abgang leiden, und vielen nicht glaubwürdig vorkommen, wenn ich bey dir eine andre Absicht, als die Wahrheit, hätte haben können.

Die Fürsichtigkeit ist eine Tochter der Klugheit, und eine Eigenschaft eines vollkommnen Gemüthes: Auch diese muß bey den Lobeserhebungen meines Esels nicht verschwiegen bleiben. Er ist glücklich, daß List und Betrug noch nicht unter seinem Geschlechte eingerissen sind, und dahero darf er sich auch der Vorsicht in seinen sittlichen Handlungen nicht bedienen. Zum wenigsten ist unsre Erkenntniß, welche doch manchem unter uns zu groß scheinet, hierbey zu schwach, und wir können diejenige sittliche Verbindung, welche die Esel unter einander haben, noch weniger, als die Verknüpfung der Menschen unter einander einsehen. Es ist auch kein Wunder, daß wir von den fremden Naturen so wenig wissen, da wegen unsrer eignen Natur noch so viele Streitigkeiten vorhanden sind. Diesem aber ungeachtet kann man an den äußerlichen Handlungen die Vorsichtigkeit des Esels genugsam abnehmen, und wer seinen Gang betrachtet, wird zur Gnüge davon überzeuget werden. Man siehet, wie sorgfältig die Esel die übeln Wege vermeiden, und wie die nachfolgenden ihrem ersten Anführer auf das genaueste folgen. Ein Mensch, der kaum die halbe Last eines Esels trägt, verlanget schon von weitem,

mit einem gräßlichem Geschrey, Platz: Die Esel hingegen wissen auch mit einer größern Last geschicklich auszuweichen. Man bedient sich deswegen ihres sichern Trittes bey den Reisen auf dem Gebirge: und diejenigen Oerter, an welchen wir die sonst von uns so hoch geschätzten Pferde nicht brauchen können, werden von den Mauleseln bestiegen. Folgten die Menschen ihrem Beyspiele, und richteten sie jederzeit ihre Augen auf denjenigen Weg, welchen sie gehen sollen: So würden sie weder auf so viele Irrwege gerathen, noch ihr Gang durch so vielfältiges Gleiten unterbrochen werden.

Endlich muß ich noch denjenigen Nutzen erwegen, welchen die menschliche Gesellschaft von meinem Esel erhält. Es ist wahr, mein Esel empfängt sein Futter von dem Menschen: Allein er verlangt dieses nicht umsonst. Man überlasse ihn seiner Freyheit, so wird er nichts von dem Menschen begehren: Da er aber einmal in des Menschen Diensten lebt, so ist er nicht undankbar für diejenigen Wohlthaten, welche ihm erwiesen werden, wenn dieses noch anders eine Wohlthat kann genennet werden, was eine rechtmäßige Belohnung der getreuesten Dienste ist. Sein Rücken trägt die größten Lasten. Dieses verrichtet er mit Geduld, und noch darzu fast ganz freywillig. Andre Thiere, an die Menschen will ich nicht einmal dabey gedenken, müssen erst mit hartem Zwange zu solchen Geschäften angewöhnt werden. Er verdienet deswegen einen großen Vorzug vor andern Thieren, indem er dasjenige freywillig thut, worzu andre erst mit Gewalt, und öfters mit Gefahr des Lebens, müssen angehalten werden.

Ich leugne nicht, daß er vielmal durch die Schläge müsse ermuntert werden: Allein man muß hier nur zwey Stücke erwegen, so wird man finden, daß auch dieses meinem Esel nicht zu großem Nachtheile gereichen könne. Erstlich ist die Hitze und Ungeduld des Treibers mehr als die Langsamkeit dieses bedachtsamen Thieres die Ursache, warum es Schläge und Striemen empfinden muß. Zum andern, so hat ja der Esel keine Belohnung von seinen Thaten zu gewarten: Er mag langsam oder geschwinde gehen, so verdienet er einerley Dank bey seinem Herrn, und es wird ihm doch von demselben nicht mehr, als sein gewöhnliches Futter gereichet. Wie können wir nun, die wir doch bey den Versprechungen der größten Belohnungen so schläfrig sind, wir, die wir nichts anfangen, wo nicht der gegenwärtige Nutzen unsre Sinne rühret, solche Dinge von andern Creaturen begehren, welche, ob sie gleich unsre Natur erfordert, sehr selten von uns vollbracht werden.

Ich beschließe nunmehr das Lob meines Esels, und verhoffe damit dieses zu erlangen, daß der Mensch eher sich selbst zu verachten anfange, als daß er Thiere, welche ihm doch ihrer Natur nach den Vorzug streitig zu machen scheinen, so gar geringe schätze.

* *

Glückwunsch an

Hrn. Christian Tobias Damm,

Wohlverdienten Conrector zu Cölln an der Spree
zu Berlin,

Zu seinem Hochzeitfeste,

Im Namen der deutschen Gesellschaft
durch

Jacob Friedrich Lamprechten,

aus Hamburg.

Unmöglich kann mein Blatt nach jenem Ufer gehn,
Wo in vereinter Pracht sechs weite Städte stehn,
Wo die fischreiche Spree mit sanften Fluthen
fließet,
Und das umfaßte Land mit frischer Kraft begießet:
Daß mich nicht auch entfernt die frohe Zeit entzückt,
Da mich der Aufenthalt in dieser Burg beglückt.
Wie oft hab ich vergnügt auf seinem Klee gesessen,
Und bey der Flöten Schall fast meiner selbst vergessen.
Wie oft hab ich gewünscht, und höre noch nicht auf,
Wenn dermaleinst die Zeit, wenn der vollbrachte Lauf,
Mich auf die Bahre streckt, mein Leben wird beschließen,
Dort, dort in einer Gruft der Ruhe zu genießen.
Dein Name, werther Freund, der sich da rühmlich macht,
Hat mich für diesesmal auf diese Bahn gebracht.
Itzt red ich nur mit dir. Du suchst durch deine Schriften;
Nicht deinem Namen nur ein Ehrenmal zu stiften,

Du

Du wilst der Deutschen Ruhm zugleich dadurch erhöhn,
Wir haben dir bisher mit Freuden zugesehn,
Dein deutscher Roscius wird deinen Fleiß erheben,
Dem dorten Cicero die erste Kraft gegeben,
Dem du die deutsche Tracht so prächtig angethan.
Nunmehr wird Plinius, nunmehr wird auch Trajan,
Für dich ein Redner seyn, und deinen Eifer loben,
Indem du beyder Ruhm mit neuer Kraft erhoben.
Der Fleiß verdienet Lohn, den dir für diesesmal
Die Liebe zugedacht. Sie nimmt dich in die Zahl
Beglückter Männer auf, und will mit reinen Küßen,
Der Arbeit herben Schweiß, der dich benetzt, versüßen.
Sie giebt dir eine Braut, die sie dir selbst erwählt,
Und der bisher sonst nichts als du allein gefehlt.
Wie schön ist nicht der Preis? Wie zärtlich nicht die Liebe?
In ihrem himmlischen, in ihrem reinen Triebe
Wohnt die vergnügte Lust, die Menschen göttlich macht,
Da uns die Liebe selbst zuerst hervorgebracht.
Itzt führt dich ihre Hand erst in den Männerorden,
Bis du durch ihre Huld ein froher Vater worden.
Denn dieses ist zugleich der Tugend wahrer Lohn,
Wenn einst ein eifriger, ein tugendvoller Sohn
Den Vater übertrifft, sein Lob weit übersteiget,
Und seinen großen Werth in sich verdoppelt zeiget.
Wie glücklich, werther Freund, wie schön ist unsre Zeit!
Der Fleiß wacht wieder auf, die wahre Redlichkeit,
Den unbezwungnen Muth, der Deutschen eigne Gaben,
Hat keine Schlafsucht mehr, wie sonsten wohl, begraben.
Ihr Glanz erhebet sich der Wissenschaften Licht,
Das durch den Widerstand der niedern Seelen bricht,
Erwecket unser Herz, und wird der Nachwelt zeigen,
Nichts sey den Deutschen mehr als Fleiß u. Großmuth eigen.

Die Liebe kann hiervon nicht ausgeschlossen seyn,
Sie war bey keinem Volk so unbefleckt und rein,
Als in der Deutschen Brust. Nie ward der Bund gebrochen,
Ein Deutscher blieb getreu und hielt, was er versprochen.
Die Unschuld schmückte sie, und eine reine Hand,
An edler Einfalt reich, schloß das verknüpfte Band.
Man kannte keinen Schwur; drum ward er nie verletzet,
Und das Vertrauen blieb auf jedes Wort gesetzet.
Der Laster Name war auch nicht einmal bewust,
Die Tugend fand in sich allein die größte Lust.
Und wenn der Deutschen Fuß von dieser Bahn gegangen,
So hat er erst den Trieb von fremder Luft empfangen.
Du, den der hohe Zug des Vaterlandes rührt,
Du, dessen edler Geist dem Vortheil nachgespürt,
Den uns der Himmel gab; Du wirst ein Zeuge bleiben,
Wie hoch ein Deutscher kann die starken Kräfte treiben.
Dein Wissen stimmt nicht nur mit unserm Vorzug ein,
Dein Eifer wird nicht nur den Deutschen ähnlich seyn,
Nein, deine Liebe selbst wird unsre Triebe weisen,
Und dein verknüpftes Band der Deutschen Tugend preisen.
Dein Glück sey wie dein Ruhm. Der Wunsch ist kurz u. gut,
Voll wahrer Redlichkeit, wie ihn ein Deutscher thut:
Denn so wirst du den Lohn für deine seltne Gaben,
So wirst du unsern Wunsch, so wirst du alles haben.

Johann

Johann Christoph Gottscheds P. P. O.

Elegie

an seinen betrübten Herzensfreund

Hrn. M. Joh. Friedrich Mayen,

über den Verlust

Seines ehrwürdigen Vaters.

So soll und muß ich dir noch ferner ähnlich werden,
Im Leiden auch, o Freund! dein Mitgenosse seyn?
Und fällt die Kummernacht mit kränkenden Beschwerden,
Geliebter May, zugleich in beyder Seelen ein?
Ja, ja, die Schickung selbst hat uns dazu bestimmet,
Sie hat mich oft mit dir zugleich vergnügt gemacht:
Und da dein Aug itzund in heißen Thränen schwimmet,
Hat fast ein gleicher Fall auch mir ein Leid gebracht.
Dein frommer Vater stirbt! Ein Mann von echtem Wesen,
Ein Bild der Gottesfurcht, ein Freund der Redlichkeit,
Ein Wächter, den Gott selbst zu Zions Heil erlesen,
Und der sich lebenslang der Kirchen Dienst geweyht.
Dein Vater stirbt, dem du das Leben zu verdanken,
Und dessen weise Zucht du hoch zu preisen hast.
Dein Vater, der dich stets in enge Tugendschranken
Durch Wort und Beyspiel zog; Der, der ist dir erblaßt!
Erwege, was er dir bereits in zarten Jahren,
Vor Treue, Vaterhuld und Sorgfalt blicken ließ;
Wie stark bis an sein Grab die sanften Triebe waren,
Die er dir auch entfernt durch manches Schreiben wies.

Erwege, was für Huld dir seine Hand ertheilet,
Als noch dein Unterhalt von ihrer Hülfe kam:
Wie wenig sich hernach sein treuer Rath verweilet,
Wenn deine Zuversicht zu ihm die Zuflucht nahm.
Erwege ferner auch, wie liebreich und gelassen,
Er deine Neigungen nur mit Vernunft gelenkt;
Und niemals mit Gewalt, die edle Seelen hassen.
Die Regung deiner Brust tyrannisch eingeschränkt.
Erwegst du alles dieß, und wie er bis zum Ende
Dir deine Lebensart durchaus anheim gestellt:
So schlägst du billig wohl bekümmert in die Hände,
Denn dir entweicht in ihm was großes aus der Welt.
Sieh um dich, werther Freund, sieh um dich und betrachte,
Wie wenig Väter sonst dem deinen ähnlich sind;
Wie wenig man den Trieb erwachsner Kinder achte,
Der allen Zwang verschmäht und doch zuletzt gewinnt.
Ein junger Socrates verwirft das Bilderschnitzen,
Dazu sein Vater ihn in früher Jugend treibt,
Und ein Orakel weis die ganze Wahl zu schützen,
Dadurch er lebenslang ein Freund der Weisheit bleibt.
Was wäre nicht der Welt, was der Vernunft entgangen,
Wenn Sophronicus hier durch Ansehn und Gewalt,
Des muntern Jünglings Herz zu zwingen angefangen,
Das mehr durch seinen Trieb, als alle Lehrer galt?
Die Schnitzkunst wird ja noch viel tausend Schüler zählen,
Wenn gleich ein Socrates auf etwas bessers denkt;
Was wird hingegen nicht der Sittenlehre fehlen,
Wenn er den starken Geist nicht ganz darauf gelenkt?
So liegt was göttliches in wohlgebohrnen Seelen,
Der Schöpfer der Natur steckt jeder Brust ihr Ziel:
Man kann nicht jeden Zweck und jeden Stand erwählen,
So gut derselbe sonst schon tausenden gefiel.

Sieh,

Sieh, Freund, das ist der Fall, der sich bey dir erneuet;
Ein edler Trieb hat dich der Weisheit zugeneigt,
Was mancher eifrig sucht, das hast du stets gescheuet,
Weil deine Neigung dir ein ander Ziel gezeigt.
Auch hierinn sind wir gleich. Mein Tichten u. mein Trachten,
Das war von Jugend auf der Weisheit Freund zu seyn.
Hier half kein Widerspruch. Die mich zu hemmen dachten,
Die prägten mir die Lust nur desto tiefer ein.
Auch ich muß, so wie du, den Vater noch verehren,
Der mich ohn allen Zwang und mit Vernunft geführt,
Der meinen innern Ruff noch nie gesucht zu stören,
Davon er denn nunmehr die ganze Wirkung spürt.
Leb, ehrenwerthes Haupt, noch viel vergnügte Jahre,
Werd ohne Schwachheit alt, sey Gram- und Sorgen-frey:
Damit dein frommes Herz noch mehr und mehr erfahre,
Wie deine kluge Zucht so wohl gelungen sey.
Und du, betrübter Freund, vollführe dein Geschicke,
Und strebe, wie du thust, dem besten Zwecke nach.
Und widme deinen Fleiß, mit täglich größerm Glücke,
Der Weisheit, welche dir den schönsten Lohn versprach.
Versprach? Das ist zu schlecht. Du hast ihn schon erhalten:
Dein tugendhaftes Herz ist an Vergnügen reich;
Ein Weiser ist beglückt in allerley Gestalten;
Ein Thor ist misvergnügt, besitzt er alles gleich.
Sieh nur den Lauf der Welt mit aufgeklärten Augen,
Des Schicksals Fügungen mit kluger Ehrfurcht an;
Das Böse selber nützt, und muß zum Vortheil taugen,
Wenn man gelassen bleibt, die Zeit erwarten kann.
So ist uns alles gut, wenn wir die Tugend ehren,
Das Laster schadet nur, als seiner Sclaven Pest.
Der ersten dienst du längst, du pflegst sie gar zu lehren!
Was Wunder, daß sie dich so glücklich werden läßt?

Du bist der Zeiten Herr, ein Meister deines Glückes,
Ein Feind der Sclaverey und Niederträchtigkeit,
Du fluchst dem Höchsten nicht von wegen des Geschickes,
Das dir den Reichthum nicht mit vollen Händen beut.
Die ganze Welt ist dein. Du weist sie zu genießen,
Da mancher sich umsonst sie nur zu haben plagt:
Die Weisheit lehret dich den Kern recht aufzuschließen,
Da mancher Crösus kaum an ihren Schalen nagt.
Die Ehrsucht quält dich nicht, das Gift der Eitelkeiten,
Davon so mancher krankt, hat dich nicht angesteckt.
Nach Titeln strebst du nie, und um den Vorsitz streiten,
Hat vielen Thoren zwar doch dir kein Leid erweckt.
So dienest du der Welt mit ruhigem Gemüthe,
Bist überall beliebt, wo man dein Wesen kennt;
Und wenn der Tugend Wohl nur stets von außen blühte,
So würdest du gewiß der Glücklichste genennt.
Was soll ich dir denn itzt bey deiner Trauer singen?
Soll dir mein treuer Kiel mit Trost zu Dienste stehn?
Soll ich dir Unterricht von Gottes Rathschluß bringen?
Und in das weite Feld der Weisheitslehren gehn?
Nein, Freund, das brauchst du nicht. Dein festgesetztes Herze
Bedarf zur Linderung dergleichen Zuspruch nicht.
Es faßt sich selber gleich, und siehet auch im Scherze,
Wie wenig unser Gram das Schicksal unterbricht.
Dein Vater war ein Mensch, gleich andern Adamskindern,
Sein Alter war nicht klein zum Tode reif genug:
So konnte denn kein Mensch den sanften Abschied hindern,
Als die von Gottes Rath bestimmte Stunde schlug.
Die fromme Mutter zwar hat mehr als du verlohren,
Denn sie begräbt mit ihm den allertreusten Freund:
Doch da der Himmel ihn zu größerm Wohl erkohren,
Wie kommt es, daß sie noch sein himlisch Glück beweint?

Ach

Ach Freund! hier komm ich selbst, auf das, was mich betrübet,
Ich selbst bedarf den Trost, ich selbst bin kummervoll.
Du weist wie mannigfach auch mich das Schicksal übet,
Drum richte du mich auf, da ich dich trösten soll.
Du kennest meinen Schmerz, du weist, was ich verlohren,
Auch mir entreißt der Tod ein gar zu theures Haupt.
Ach! Catharis! hast du mich nicht zur Welt gebohren:
So wird mir doch in dir ein Mutterherz geraubt!
Wie warst du mir geneigt! wie warst du mir gewogen!
Wie zärtlich nahmst du stets an meinem Glücke Theil!
O harter Todestag, was hast du mir entzogen!
Wie heftig kränkest du mein ganzes Wohl und Heil!
Ein solches Meisterstück und Muster kluger Frauen,
An Witz, Belesenheit, an Tugend und Verstand,
An Huld und Lebensart, ist nirgends mehr zu schauen,
Als ich und jedermann an dir, Entschlafne! fand.
Wer hat dich nicht verehrt, so bald er dich gesehen?
Wer hat dich nicht gerühmt, so bald er dich gehört?
Jedoch es ist bereits um diese Lust geschehen,
Der Tod hat mir das Glück dich mehr zu sehn gestört.
Es soll der zwölfte May mir stets zur Trauer dienen,
Ein schwarzes Zeichen soll ihm stets zur Seiten stehn,
Es soll kein frisches Kraut an diesem Tage grünen,
Und dein Gedächtniß soll zu keiner Zeit vergehn.
Verzeihe, werther May, daß ich bey deinem Leiden,
Mit meinen Thränen dir vielleicht beschwerlich bin:
Ich sollte freylich wohl, wie du, das Klagen meiden;
Allein die Wehmuth reißt den guten Vorsatz hin.
Jedoch ich werde mich durch dein Exempel stärken,
Auch hier soll die Geduld den Kummer überstehn;
Und alle Welt soll noch aus unserm Siege merken!
Wie weit, wie herrlich weit der Weisheit Kräfte gehn!

An Herrn Professor Gottsched, von Jacob Friedrich Lamprecht.

Ich Unglückseliger! was quält mich für ein Zug?
O Himmel! war dieß nicht für deinen Grimm genug,
Daß du mir schon den Trieb zur Poesie gegeben,
Muß ich denn nun auch noch nach ihrer Hoheit streben?
Ach hätte meinen Geist doch nie Horaz bethört!
Ach Opitz, hätt ich doch dein Lied nur nie gehört!
So wär ich itzt vergnügt: So würde mir mein Singen,
Auch ohne Müh und Schweiß, und dennoch wohl gelingen.
Warum hat mich dein Lob, o Gottsched, aufgebracht;
Da mir dein holder Ruhm so viele Sorgen macht.
Itzt bin ich ganz beklemmt. Itzt renn ich auf und nieder,
Ich streiche zehnmal aus, und schreibe zehnmal wieder:
Und endlich bleibt mir doch mein ganzer Reim verhaßt,
Der nichts von deiner Kunst in seine Zeilen faßt.
Kein Zaubrer sieht so wild, wenn sich sein Geist verirret,
Wenn Nacht und Finsterniß den bangen Sinn verwirret,
Wenn ihn sein Zauberkreis mit Furcht und Hoffnung deckt,
Und wenn sein wilder Fluch ihn und den Geist erschreckt,
Als ich Armseliger. Oft hab ich schon geschrieben,
Und was ich sagen will, ist doch zurück geblieben.
O unbarmherziger und doch geliebter Freund!
Da dir mein mattes Lied des Beyfalls würdig scheint,
So hast du auch zugleich in mir den Trieb entzündet,
Der nur den Himmel sucht, und kaum die Erde findet.

Du,

Du, du bist Schuld daran, daß mein erregtes Blut,
Den Kräften zwar genug, doch mir zu wenig thut.
Du, du hast mich erweckt, du bist voran gegangen,
Allein wie soll ich nun zu deinem Ziel gelangen,
Da die gedrückte Brust, da die umschloßne Kraft
Den matten Fürsatz hemmt, den wilden Frevel straft.
Ich lobe mich oft selbst und will den Trieb erneuen,
Doch kaum erschallt mein Rohr, so möcht ich selber schreyen:
Verhaßte Poesie! warum hat dich nicht schon
Das erste Bad ersäuft? kann deinen Zauberton
Den nicht ein wilder Schwarm der Zungendrescher schwächen?
Ihr Helden, rüstet euch und helft die Fessel brechen.
Du Abgott Bartholus, und du, Tribonian,
Ach nehmt euch meiner doch in dieser Krankheit an.
Ich will dafür zum Lohn hinfort die Weisheit hassen,
Und List und Uebermuth mich nur beherrschen lassen.
Kommt, helft mir nur dießmal, hier ist bereits ein Blatt,
Das euch und mir zum Ruhm fünfhundert Klagen hat.
Mit diesen will ich bald der Unschuld Werth bezwingen,
Den Teufel endlich gar noch aus der Hölle bringen,
Und euch und mich erhöhn. Macht nur, daß nicht die Pest
Der schmeichelhaften Kunst mich endlich sterben läßt.
Doch nein, verwegne Brut! zurück von meiner Seiten!
Die Wahrheit soll mich nur zum Tugendtempel leiten,
Mich nimmt kein blinder Wahn des frechen Pöbels ein.
Ich will groß, aber doch nur bloß durch Großmuth seyn.
Ich will der Sclaverey der Laster mich entziehen,
Und wo ich irren kann, zugleich mich selber fliehen.
Ihr alle seyd zu klein für meinen großen Geist,
Der, da er himmlisch ist, mich himmlisch denken heißt.
Ihr seyd der Tugend Gift, ein Herz, das ihr bethöret,
Hat, wenn es euch erst liebt, zu leben aufgehöret,

Die

Die Weisheit zeiget mir die ungeschminkte Bahn,
Auf welche mich allein die Dichtkunst führen kann,
Sie weiset mir das Ziel, sie lehret mich erst leben,
Ihr Ruhm soll mich auch einst im Grabe noch erheben.
Mein Leib ist Flüchtigkeit und eine Hand voll Staub,
Wohlan, er bleibe denn der schnellen Zeiten Raub!
Allein mein reiner Geist verwirft die Last der Erden,
Was ihn vergnügen soll, muß nicht verlohren werden.
Woher mein Ursprung kömmt, und was ich endlich sey;
Was mir das Leben gab; Was mich gesetzt und frey
Von Furcht und Zittern macht; Wie, wenn die Erde bebet,
Auch mitten in dem Sturm mein Geist in Ruhe lebet;
Und wie, wenn Welt und Meer und Sonn und Licht vergehn,
Mein Herz doch unbewegt kann bey der Tugend stehn:
Dieß forscht, dieß sucht mein Geist, dieß ist für ihn beschieden;
Dieß ist allein die Lust, die ihn in sich zufrieden,
Und frey von Fesseln macht. Der Wollust süsse Qual,
Verbirget erst die Pest und trifft der Thoren Zahl.
Noch niemals hat ihr Knecht, was er gewünscht, gefunden,
Kaum fängt die Lust sich an, so ist sie schon verschwunden.
Die Ehrsucht wird erweckt und spannt die Segel auf
Und fährt mit Ungestüm, und ungestörtem Lauf,
In jenen Abgrund hin. Der Geiz, der sich verzehret,
Dem Golde sich verkauft, den Silberklumpen ehret,
Der schimpft das hohe Recht, das ihm der Schöpfer gab,
Er wird der Erden Knecht, das Gold der Freyheit Grab.
O pöbelhafter Wahn! der nie mein Herz beweget,
In dem sich bloß ein Trieb zur wahren Hoheit reget,
Die ewig dauren soll. Voll Ruhm und Ehrbegier,
Stellt es sich nur allein der Tugend Schönheit für.
Die, die soll mir den Weg bis zu dem Himmel weisen,
Und meinen Namen noch um ihrentwegen preisen.

Vergieb, Calliope, des Eifers Heftigkeit,
Mir ist der ganze Zorn auf einmal wieder leid.
Ich kehre wieder um, hier hast du mein Versprechen,
Hinkünftig weiter nicht den Bund mit dir zu brechen.
Dein Werth ist nun gewiß. Hier hast du Mund und Hand,
Mit diesen bleibt mein Herz dein ewigs Unterpfand.
Und du, gepriesner Freund, dein Beyfall soll mich schützen,
Dein ungeschminktes Wort den schwachen Fürsatz stützen.
Auf! lobe mich nur mehr, wenn ich ruhmwürdig bin,
Die Redlichkeit gehört für deinen großen Sinn.
Ich will gerühmet seyn, doch nicht um mein Bestreben,
Nein, um der Tugend nur, was sie verdient, zu geben.

* *

Bey der

Jenich = und Bahrmannischen

Eheverbindung,

Im Namen der vertrauten Redner = Gesellschaft

durch

M. Johann Friedrich Mayen.

Wir sind verpflichtet, ihnen an diesem heutigen Tage durch gegenwärtige Schrift unsere Hochachtung zu bezeugen, und das Vergnügen zu eröfnen, welches wir über die Nachricht empfunden, daß sie nunmehro eine Freundinn angetroffen, mit welcher sie ihr Glücke vollkommen theilen können. Mich trifft die Ordnung hierbey, im Namen der Gesellschaft

dasjenige zu verrichten, wozu uns die Gesetze verbinden. Ich habe nicht schlüßig werden können, wovon ich bey dieser öffentlichen Gelegenheit handeln sollen, damit ich sowohl eurer Hochedlen, als auch denenjenigen, die es mir aufgetragen, auch nur einiger maßen eine Gnüge leisten möchte. Endlich erinnerte ich mich des lebhaften Vortrages, welchen ich zu unterschiedenen malen bey unsern Versammlungen an ihren geschickten Reden mit Lust wahrgenommen hatte. Ich gerieth dadurch auf die Betrachtung einer Sache, die bey den Römern und Griechen in der Beredsamkeit beynahe das wichtigste gewesen ist; zu unsern Zeiten aber von den meisten vor überflüßig gehalten, ja von vielen ganz und gar verabsäumet wird. Ich ziele hiermit auf die so nöthige Beredsamkeit des Leibes, und will mich deswegen deutlicher erklären.

Der Mensch hat vor allen sichtbaren Geschöpfen den Vorzug, daß er mit einem Geiste versehen worden, welcher denken kann. Er hat einen Leib bekommen, der zu Ausdrückung der Gedanken vollkommen eingerichtet ist. Jedermann weis, daß hierinnen der Mund und die Zunge am meisten und bequemsten gebraucht werden, nachdem man sich zu gewissen Tönen gewöhnet hat, vermittelst welcher man durch eine beständige Verknüpfung derselben mit gewissen Gedanken, andere Menschen, die in diesem Stücke eine gleiche Gewohnheit haben, zu eben diesen Gedanken ganz füglich bringen kann. Da man nun diese Töne Worte zu nennen pfleget, so ist endlich diese Erklärung von der Rede überhaupt entstanden, daß sie ein Ausdruck der Gedanken durch Worte sey. In allen Dingen hat man nach und nach eine größere Vollkommenheit zu erreichen

chen gesucht, und sich diesen Endzweck auch bey der menschlichen Rede gesetzt. Da sich die Gedanken gehäufet, hat man auch die Worte zu vermehren gesucht, sie auf allerhand Art zusammen gesetzt, und sie durch diese wunderbare Zusammensetzung geschickt gemacht, den innern Zustand der Seelen, ihren Gedanken und Bewegungen nach, völlig zu entdecken. Wer es darinnen zu einer großen Fertigkeit gebracht hat, ist ein Redner genennet worden, und seine Fertigkeit selbst die Beredsamkeit.

Einige sind noch weiter gegangen, und haben an dem menschlichen Körper bemerket, daß er nicht nur, dem Munde und der Zunge nach, fähig wäre, die Gedanken und Gemüthsbewegungen der Seele zu entdecken, sondern die Einrichtung desselben sey so wunderbar und weislich geschehen, daß man auch durch andere Glieder des Leibes und ihre besondere Regierung ein gleiches verrichten könne. So gar diejenigen, welche die Kunst nicht verstehen, haben es doch angemerkt, und es ist nichts gewöhnlichers, als daß man zu sagen pflegt: Er redet mit den Augen, er redet mit den Händen, es redet alles an ihm. Ich beruffe mich ferner auf diejenigen, welche entweder eine Sprache nicht verstehen, oder untüchtig sind dieselbe zu reden, und dennoch geschickt sind, wo nicht alle Gedanken, zum wenigsten doch ihre Gemüthsbewegungen deutlich genug zu verstehen zu geben. Und wir dürfen nur diejenigen fragen, welche auf ihren Reisen zu unbekannten Völkern, Gelegenheit gefunden, in dieser Sprache mit ihnen zu reden; sie werden uns sonderbare Dinge davon erzehlen. Verwunderung, Freude, Traurigkeit, Angst, Bestürzung, Hoffnung und dergleichen mehr hat man

an ihren Augen, Geberden und Stellungen des Leibes ansehen können, und auf beyden Seiten hat man sich durch eine solche Leibessprache endlich so weit zu erklären gesucht, daß man einander ganz wohl verstehen können. Ich mache mir also kein Bedenken, den Ausdruck der Gedanken und Gemüthsbewegungen durch gewisse Bewegungen des Leibes, eine Rede des Leibes; und die Fertigkeit, welche man darinnen besitzen kann, die Beredsamkeit des Leibes zu nennen.

Wer es darinnen hoch gebracht hat, kann mit vielem Nachdrucke reden. Es ist zwar gewiß, daß die gründliche Beredsamkeit, welche durch Worte geschiehet, ein großes zu thun vermag. Sie greifet durch ihre Beweise den Verstand an, sie zwinget ihn, die Wahrheit zu erkennen, sie stellet ihm das Gute in seiner größten Annehmlichkeit, Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit vor, sie zeigt ihm den Schaden, die Unbilligkeit und die Beschwerlichkeit einer Sache nach allen Umständen, damit er davon abgeschrecket werde. Allein, wo das Herze nicht dabey in Bewegung gebracht wird, wo nur die Seele erleuchtet, überzeuget und versichert wird: Da wird in dem Zuhörer ein bloßes Sehnen, aufs höchste ein starker Trieb, niemals ein heftiges und arbeitsames Bestreben entstehen. Ich stelle mir einen Menschen vor, welcher nach einem gewissen Ziele rennen will: Der Wagen ist auf das bequemste eingerichtet, die Sonne erhellet die ganze Gegend, der Weg ist ihm völlig bekannt, er kommt aber nicht von der Stelle; weil er kein muthiges Roß vorspannet, welches ihn dahin reiße; oder weil er es aus Nachläßigkeit, zuweilen auch aus Unwissenheit anzutreiben und aufzumuntern unterlässet. So sieht es fast auch bey allen Zuhörern aus, die

die nur gelehrt, unterwiesen und überführet worden. Das Gemüthe wird nicht bewegt, der Mensch bleibt ruhig und in einem bloßen Verlangen nach dem erkannten Guten. Es ist aus einer weisen Absicht geschehen, daß der Mensch zu allerhand Gemüthsbewegungen fähig gemacht worden. Sie sind gleichsam die Treibfedern der menschlichen Seele, sie jagen ihn nach dem Guten und halten ihn von dem Uebel zurücke. Der Mensch wird durch sie erst recht lebendig, und wenn sie nicht erreget werden, so ist alles Reden umsonst und unkräftig. Die lebendigen Abbildungen einer Sache, die kräftigen Worte und der rührende Ausdruck thun viel, das Gemüthe zu erregen; die Beredsamkeit des Leibes aber verdoppelt ihre Wirkung.

Die sinnlichen Vorstellungen erhitzen die Einbildungskraft, und diese thätige Einbildungskraft erwecket die Gemüthsbewegungen, die sinnlichen Vorstellungen aber geschehen durch die Beredsamkeit des Leibes. Die geschickten Stellungen und Bewegungen der Glieder fesseln so zu reden der Zuhörer Sinnen an, und die Bewegung des Gemüthes, welche aus diesen Stellungen und Bewegungen hervorbricht, wird vermittelst der Sinnen in die Zuhörer hinübergebracht; allwo sie das Herze unruhig macht, es treibt, dränget, erschüttert und sich nach der Beschaffenheit der Umstände überall thätig erweiset. Wir wollen setzen, daß man eine gewisse Versammlung zum Mitleiden gegen bedrängte und nothleidende Personen erwecken sollte. Die gründliche Vorstellung ihrer Pflicht, die Größe des Elendes, worinnen sich diese Unglückselige befinden, und alle andre Ursachen, die man anführen kann, daß es gerecht sey, den Verlassenen beyzustehen,

wird zwar den Verstand überführen, daß er es erkennet, wieviel ihm hierbey zuthun obliege: Allein der klägliche Ton, mit welchem man die Gefahr vorstellet, die beweglichen Stellungen, durch welchen man sein eignes Mitleiden zu erkennen giebt, und der freundliche Anblick, durch welchen die Zuhörer von dem Vertrauen, welches man zu ihnen hat, ein sichres Zeugniß bekommen, werden alles bey den Zuhörern kräftig und thätig machen. Wenn es eine Hauptregel in der Beredsamkeit ist, daß ein Redner durch die vollständige, wohlausgearbeitete und sorgfältige Ausführung seiner Sache zu erkennen gebe, daß er es ernstlich meyne: So ist es diese ebenfalls, daß er sich in dem Vortrage der Rede selbst also aufführen soll, daß man es ihm an Augen, Händen und Geberden ansehen möge, wieviel Theil das Herze daran nehme.

Wer die Schriften des Cicero, Plinius und Quintilianus gelesen hat, wird sich zu erinnern wissen, wie hoch man zu ihren Zeiten die Beredsamkeit des Leibes gehalten. Einige Neuere, die zu unsern Zeiten den Nutzen davon eingesehen, haben dieselbe wiederum einzuführen gesucht, und deswegen einige Anleitung dazu gegeben: Allein es ist dieselbe noch so unvollkommen, daß sie verdiente, besser und vollständiger ausgeführet zu werden. Warum es aber zur Zeit noch nicht geschehen, daran ist ein großes und eingewurzeltes Vorurtheil schuld. Man hält davor, es schicke sich die Beredsamkeit des Leibes nicht mehr vor unsere Redner, sondern sie gehöre nur auf die Schaubühne, die Augen und das Gemüthe zu belustigen. Der Ort, wo man itzo die beste Gelegenheit zu reden findet, sey zu heilig, und müsse nicht durch etwas verunehret

ehret werden, welches zu einem eiteln Gebrauche bestimmet worden. Die eingeführte Gewohnheit überhaupt verstatte nicht, die beweglichsten Stellungen und den lebhaftesten Vortrag in den Reden zu gebrauchen; und über dieses sey der Zwang zu groß, in welchem sich der Redner befindet, da man ihn so zu reden in einen Kasten einschließet, daraus er kaum mit dem Kopfe und mit den Händen hervorragen kann. Allein alle diese Einwendungen gelten nichts, wenn man sie nach vernünftigen Regeln untersuchen will. Die Beredsamkeit des Leibes ergetzet nicht nur, sondern sie rühret und beweget das Herze. Aus dieser Absicht wird sie auch auf der Schaubühne gebraucht, und zwar mit einer desto glücklichern Wirkung, je geschickter man daselbst die Gemüthsbewegungen auszudrucken suchet. Man sollte dahero, wie vorzeiten die größten Redner gethan, die Schauspiele auch zu diesem Ende ansehen, daß man die Beredsamkeit des Leibes durch gute Exempel lernen, und sie besser fassen möchte, als man es bey allen Regeln zu thun doch nicht so wohl vermögend ist. Wer wohl zu unterscheiden weis, was sich nach den Umständen einer Sache schickt oder nicht, der wird alsdann nur dasjenige nachzuahmen suchen, was er brauchen kann, und die übeleingeführte Gewohnheit durch diesen vernünftigen Gebrauch nach und nach zu vertreiben anfangen, ja sich auch den Zwang, worinnen er sich befindet, nicht hindern lassen, so viel als es dabey möglich ist, mit dem Leibe zu reden. Verstünden nur gewisse Redner etwas mehr von dieser Kunst, sie würden ihre Zuhörer weit aufmerksamer machen, als zu geschehen pflegt. Sie würden ihre Augen und Gedanken von andern Din-

gen losreißen, und auf sich lenken; Sie würden ihnen den Schlaf vertreiben, und sie in einer beständigen Munterkeit erhalten; mitten aber in dieser Aufmerksamkeit würden sie durch die kräftigen Beweisthümer und Bewegungsgründe in ihre Seele dringen, sie durch ihre Vorstellungen regieren, daß sie alsdann dasjenige mit aller Gewalt würden ins Werk zu stellen suchen, worzu man sie durch einen solchen Vortrag überredet. Einige Redner haben doch schon hiervon an unterschiedenen Orten gute Proben abgelegt. Vielleicht kommen wir wieder in die glückseligen Zeiten, da auch diese Art der Beredsamkeit nach einem langem Verfalle wieder empor kommen, und angenehm werden wird.

Sie, hochedler Herr Doctor, haben in ihren gelehrten Reden gewiesen, daß sie ein Freund derselben sind. Und vielleicht haben sie dieselbe auch bey ihrer Liebe zu nutzen gesucht. Man sagt, daß die Liebe durch Augen, Minen und Geberden rede. Sie werden davon die allergrößte Gewißheit selbst haben. Zum wenigsten halte ich davor, daß sie bey ihnen die Probe am allerbesten wird haben zeigen können, indem sie allda die reinesten, zärtesten und aufrichtigsten Triebe auszudrücken gefunden hat. Wir bezeugen ihnen deswegen bey ihrer heutigen Verbindung unser Vergnügen, und wir werden uns auch inskünftige erfreuen, wenn dieses Band mit einem beständigen Glücke verknüpfet worden, welches sie nicht eher verläßt, als bis dasselbe in dem spätesten Alter durch eine ruhige Trennung wird aufgelöset werden.

✲ ✲ ✲

Carl

* *

Carl Friedrich Drollinger,

Marggräfl. Baden Durlachischer Hofrath,

Vom Lobe der Gottheit.

Mein Geist erhebet sein Gefieder
Zu seines Ursprungs Göttlichkeit.
Verstummet, ihr verdammten Lieder,
Die meine Thorheit oft erfreut!
Ich will mich durch die Sterne schwingen,
Das große Wesen zu besingen,
Von welchem alles Wesen stammt.
Entzünde mich, o meine Liebe!
Und fülle mich mit jenem Triebe,
Der deinen David einst entflammt!

Wie aber? Welch ein Schimmer blendet,
Welch großer Anblick schrecket mich!
So weit als sich mein Auge wendet,
Erblick ich nur, o Schöpfer! dich.
Du schöner Bau gewölbter Lüfte,
Durch dessen unerforschte Klüfte,
Ein ganzes Heer von Welten blickt!
O welche Pracht! Welch eine Stärke
Hat alle diese Wunderwerke
Mit solchem Reichthum ausgeschmückt!

Doch durch mein frevles Unterfangen
Wird deine Schönheit nur verhöhnt.
Wer leihet mir der Worte Prangen,
Das diese Schätze würdig krönt?

In deinen unumschränkten Grenzen,
Da so viel tausend Sonnen glänzen,
Muß aller Sinnen Kraft vergehn.
Ich kehre mich bestürzt von oben,
Der Höchsten Macht und Weisheit Proben
Auf unsrer Erde zu besehn.

O Schauplatz reicher Meisterstücke,
Aus welchen Licht und Allmacht stralt;
Worinnen ich ein Bild erblicke,
Da sich der Schöpfer selber malt!
Ja warlich, deiner Schätze Menge,
Ihr unvergleichliches Gepränge,
Der Zweck, nach welchem jedes stimmt:
Die lassen uns ein Zeugniß lesen
Von einem Allmachtsvollen Wesen,
Wo alles seinen Ursprung nimmt.

Wolan, ihr Zweifler! kommt und höret,
Vernehmet der Geschöpfe Ruff!
Ein jedes Gräschen spricht und lehret:
Es ist ein GOtt, der mich erschuf.
Eröffnet doch einst Aug und Ohren!
Hat alles dieß sich selbst gebohren?
Kann es sein eigner Ursprung seyn?
Wie? oder schuff ein blindes Spielen,
Ein Zufall ohne Geist und Fühlen,
Dieß schöne Werk? O nein! o nein!

Wie müssen sich die schnellen Zeiten
In einem steten Zirkel drehn!
Erst läßt sich voller Lieblichkeiten
Der holde Frühling lächelnd sehn.

Bald, wenn sein bunter Schmuck vergangen,
Erscheint der Aehren goldnes Prangen;
Bald fleußt des Weinstocks edles Blut;
Bis daß die Welt nach Hitz und Brande,
In einem kühlen Schlafgewande,
Von Schnee und Flocken wieder ruht.

Ihr Berge, die ihr eure Spitzen
Bis an die fernen Wolken türmt!
Ihr seyd die Mauern die uns schützen,
Wenn Macht und Frevel auf uns stürmt.
Durch eure wundersame Gänge
Entdecket sich der Erzte Menge,
Der lichten Steine theure Pracht;
Und wenn uns Pest und Seuchen schrecken,
So steuern eure grünen Hecken,
Mit tausend Kräutern ihrer Macht.

Und du, du Sammlung wilder Fluten,
Die, wenn sich ihre Wuth erregt,
Bald an der Sterne lichte Gluten,
Bald in den tiefen Abgrund schlägt;
Worinn mit tollem Lustgetümmel
Ein unaussprechliches Gewimmel
Belebter Berge schrecklich spielt:
Wer darf in deine Tiefen blicken,
Der nicht mit Zittern und Entzücken
Des großen Schöpfers Allmacht fühlt?

Ich schau ein Heer von stolzen Masten
Auf deiner Wellen lichter Bahn,
Sie eilen, reich an seltnen Lasten,
Von Ost und Westen frisch heran.

Der Vorrath aus den größten Reichen
Muß deiner Düfte Balsam weichen,
Der alle Welt erquickt und nährt.
Wo diese Segenstropfen fließen,
Muß alles wachsen und ersprießen.
Kein Peru gleichet ihrem Werth!

So lehren uns Gebürg und Gründe
Des Schöpfers Ruhm, der Welt Gebrauch.
Die rege Schaar der leichten Winde
Belebet sich von seinem Hauch.
Ihr Odem wirket Muth und Leben;
Durch ihrer Flügel muntres Weben
Wird schwarzer Dämpfe Gift getrennt:
Doch plötzlich kehrt ihr sanftes Blasen
Sich in ein ungezähmtes Rasen,
Wenn ihres Schöpfers Zorn entbrennt.

Es dunkelt sich; ein kaltes Grausen
Erschüttert uns mit schneller Macht.
Ich hör ein ängstlich-holes Sausen;
Der Donner brüllt, der Sturm erwacht!
Bald bricht er durch die Wolkenfeste,
Und reißet Felsen und Palläste
Der bangen Welt aus ihrem Schooß,
Ihr Ohnmachtsvollen Erdengötter,
Verkriechet euch vor diesem Wetter,
Mein Schöpfer ist alleine groß!

Genug, mein Geist, von fremden Werken:
Auf! schaue, was du selbsten bist!
Du wirst in dir ein Etwas merken,
Das über Sonn und Sternen ist.

Du zählst belebt die todten Sterne!
Du missest ihre Größ und Ferne.
Sie bleiben Witz und Odem-leer.
Du übersteigst der Sonnen Helle;
Und ist ihr Lauf unendlich schnelle,
Dein Denken ist es noch vielmehr.

Wohlauf! erkenne deine Schätze!
Dein Schöpfer heißt dich ewig seyn.
Des strengen Todes Schreckgesetze,
Trifft deinen Körper nur allein.
Du selbsten wirst unendlich stehen,
Und mit erstauntem Wunder sehen,
Wie einst der Bau des Himmels bricht.
Dein Wesen, das kein Raum umschränket,
Das in die Ewigkeiten denket,
Das stirbet nicht! das stirbet nicht!

Erhebe denn die muntern Flügel
Zu jenem Geist, der alles trägt;
Der seiner Gottheit lichtes Siegel,
Erschaffnen Geistern eingeprägt!
Ist ein Geschöpfe so geschmücket,
Welch unermeßner Reichthum blicket
Aus unsers Schöpfers Majestät!
Der Funken, den er uns verliehen,
Soll uns zu jener Flamme ziehen,
Die über Erd und Himmel geht.

Ihr, deren Witz und Kunst ergründet,
Was sich in diesem Runde zeigt,
Auf! daß ihr eine Größe findet,
Die alle Welten übersteigt!

Vermehret sie mit neuen Zahlen
Zu hundert=tausend=tausend malen!
Erschöpfet eurer Geister Macht!
Und denket dann daß eure Lehre
Von eures Schöpfers Allmachtsmeere,
Noch keinen Tropfen ausgedacht!

Eröffne deiner Weisheit Fülle,
Mein Schöpfer! lehre mich verstehn,
Welch Opfer sich dein heilger Wille
Von meiner Schwachheit ausersehn!
Wird dir der Weyhrauch wohl behagen,
Den meine Hand mit Furcht und Zagen
Zu Ehren deiner Gottheit streut?
Wie? oder fallen meine Sinnen
Auf ein verwerfliches Beginnen,
Das deine Heiligkeit entweyht?

Getrost! ein Stral von deinem Lichte
Vertreibet meine Finsterniß,
Dein Wort erleuchtet mein Gesichte,
Und machet meinen Gang gewiß.
Ich fühle deiner Gottheit Kräfte.
Hier spielt kein menschliches Geschäffte;
Hier schallt kein eitler Redners=Mund.
Was aller Klugen Witz verwirrte,
Das machet uns ein armer Hirte
Und ein verworfner Fischer kund.

Du eitler Schwarm gelehrter Thoren,
Der viel von leerem Wissen pralt,
Du hast das rechte Licht verlohren,
Das nur aus diesem Buche stralt.

Hier findest du der Weisheit Schätze;
Hier sind die heiligsten Gesetze;
Hier öffnet sich die Ewigkeit;
Und läßt die Sterblichen erfahren,
Was noch der Abgrund später Jahren
Mit Nacht und Nebel überstreut.

Hochheiligs Buch! erhabne Lehren!
Mein Herze stimmt euch kräftig bey,
Da lässet sich ein Zeugniß hören,
Daß euer Ursprung göttlich sey.
Da fühl ich unter Lust und Zittern
Ein unaufhörlich reges Wittern,
Und des Gewissens leise Stimm;
Die lispelt mir im Sündenschlafe
Von einem Lohn, von einer Strafe,
Von eines Richters Huld und Grimm.

Ja, Herr! du kannst mich nimmer trügen.
Ich fühl ein ewigs Wohl und Weh.
O welch unendliches Vergnügen,
Wenn ich in deiner Gnade steh!
Ein holder West, ein sanftes Wehen,
Ein Hauch von jenen selgen Höhen,
Erfüllet mich mit Muth und Lust.
Doch weich ich von dem rechten Wege,
O was für bange Marterschläge
Erregen sich in meiner Brust.

Mein Schöpfer! Deine Macht und Güte
Erhebt mich immer mehr zu dir,
Dein Trieb entzündet mein Gemüthe
Mit einer heiligen Begier,

Mir ekelt vor der Erde Schätzen.
Wenn willst du mich dahin versetzen,
Wo ich dich näher schauen kann?
Wenn seh ich deiner Werke Prangen,
Das hier noch stets ein Flor umfangen,
Bey dir in voller Klarheit an?

Beschleunigt euch ihr werthe Stunden!
Da mich kein Kerker mehr beschränkt;
Da sich mein Geist der Last entbunden,
In seines Ursprungs Gottheit senkt;
Da meiner Stimme frohes Schallen,
Das itzo noch mit schwachem Lallen
Des großen Schöpfers Macht besingt,
Vermischt mit jenen seelgen Chören,
Dem wundersamen Gott zu Ehren,
Ein ewigs Hallelujah bringt.

Der
Deutschen Gesellschaft
in Leipzig
Uebersetzungen.
Zweyter Theil.

Verkündet

Die
Kayser des Julianus,
Eine Stachelschrift
aus dem Griechischen in das Deutsche übersetzt
von
Johann George Lottern.

Vorbericht.

Man siehet allhier die Stachelschrift des Julianus auf die Kayser, welche vor ihm das römische Reich verwaltet haben, zum erstenmal in die deutsche Sprache übersetzet. Und daher wird es nicht undienlich seyn, von derselben Werth und Schicksalen, wie auch von der gegenwärtigen Uebersetzung, etwas weniges zum voraus zu gedenken.

Ihr Verfasser ist außer Streit der allergelehrteste unter den römischen Kaysern gewesen. Er hatte von Natur die unvergleichlichsten Gaben, einen großen Verstand, einen feinen Witz und einen zarten Ge-

schmack in dem, was die Wissenschaften angehet, erhalten. Diese fieng er gleich in der Jugend an auszuüben, und unter den größesten Lehrmeistern seiner Zeiten, mit erstaunlichem Fleiße und erwünschtem Fortgange zu vermehren. Er erwarb sich eine weitläuftige Erkenntniß der Alterthümer, Geschichte und Fabeln, eine besondere Fertigkeit in seiner Muttersprache, eine schöne Belesenheit in den ausbündigsten Dichtern und Rednern seines Vaterlandes, deren sinnreiche Gedanken er genau zu beurtheilen, und, wo es sich schickte, wieder anzuwenden oder glücklich nachzuahmen erlernete. Darauf gieng er weiter, und legte sich mit vielem Eifer auf die Beredsamkeit, in welcher es ihm gar nicht schwer wurde, es in kurzem sehr hoch zu bringen; da seine angebohrne Fähigkeit eine unverdrossene Uebung, die sorgfältigsten Lehrer, und die unverbesserlichsten Beyspiele begleiteten und unterhielten. Und zuletzt ergab er sich mit nicht geringerem Ernste der Weltweisheit, bey welcher Bemühung aber er nicht bloß bey den Lehrsätzen einer einzelnen Secte stehen blieb, und dagegen die übrigen verachtete und liegen ließ. Keineswegs. Sein feuriger Geist mußte alles ergründen, was in den Sprüchen und Bildern des Pythagoras verborgen wäre, was in den Sittenlehren des Socrates zur Glückseligkeit dieses Lebens heilsam seye, was die Spitzfindigkeiten der Peripatetiker u. der Stoiker hinter sich hätten; vornemlich aber wie weit der Verstand des göttlichen Plato in die Natur der Dinge eingedrungen wäre.

Alle bisher erzählten herrlichen Eigenschaften leuchten fast aus allen Zeilen der annoch vorhandenen Schriften dieses großen Kayfers hervor. Und diese

würden

würden eine vollkommene Hochachtung und ein uneingeschränktes Lob erhalten haben, wo er sie nicht selbst an einigen Stellen mit unanständigen Spöttereyen des christlichen Gottesdienstes, dem er doch ehedem auch ergeben gewesen war, beflecket hätte. Doch fehlet es so viel, daß man sie deswegen gänzlich ungelesen und unbewundert lassen müste; da sonst noch gar viel gutes und nützliches daraus zu erlernen, und zu einem erlaubten Vergnügen anzuwenden ist.

Beydes kann man in voller Maaße aus der **Stachelschrift auf die Kayser** nehmen; welcher die scharfsichtigsten Kenner vorlängst die Oberstelle unter allen übrigen Aufsätzen des Julianus eingeräumet haben. Es ist wahrscheinlich, daß sie von ihm in dem Monat December des dreyhundert ein und sechzigsten Jahres nach Christi Geburt, eben zur Zeit des heydnisches Festes des Saturnalien, verfertiget worden sey: Da Constantius kurz zuvor diese Welt verlassen hatte, und Julianus nunmehr allein den römischen Kayserthron besaß; der doch aber selbst ungefehr sechzehen Monate darnach, in dem Kriegszuge wider die Perser, sein Leben vor der Zeit verlieren mußte, da er noch nicht völlig das zwey und dreyßigste Jahr seines Alters erreichet hatte.

In der That hat diese Stachelschrift gar viele Seltenheiten, die sie von allen andern Schriften dieser Art merklich unterscheiden, aber auch zugleich über dieselben weit hinaus setzen. Es ist eine Schrift eines der mächtigsten Monarchen, die jemals auf der Welt gewesen sind; und zwar eine Spottschrift, dergleichen man nicht viele von Kayfern und Fürsten ausgearbeitet antreffen wird. Es ist auch eine Stachelschrift,

nicht wider gemeine und unansehnliche Leute, oder wider gemeine und alltägliche Laster; sondern sie hat die größten Regenten des Erdbodens, aber auch zugleich ihre größten Fehler und Untugenden, zum Vorwurf. Wer durfte sich wohl unterstehen dieselbigen auf eine solche Art aufzudecken, zu untersuchen und auf das nachdrücklichste zu bestrafen; als eben ein solcher, der ihnen an Macht, Würde und Ansehen vollkommen ähnlich war? Wer konnte es aber auch am allerbesten bewerkstelligen, als einer ihrer Nachfolger in der Herrschaft; der die von ihm angezeigte und verworfene Gebrechen vor seine Person eben so weit von sich entfernet hatte, als scharfsinnig er war, ihre Unanständigkeit einzusehen, und wohlgesittet, sie zu verabscheuen? Ein Philosophe wird mit Recht ausgelachet, wenn er sich zum Richter der Handlungen eines Kriegsobersten aufwirft, weil er den Krieg nicht verstehet; und der größte Feldherr wird gleichfalls sehr zu kurz kommen, wenn er in den Streithändeln der Weltweisen einen Schiedsmann abgeben will. Hingegen stunde es dem **Julianus**, als einem Regenten, gar wohl an, die Staatsfehler anderer Regenten vor ihm, auf das strengste vorzunehmen; und eine solche Schrift abzufassen schickte sich vor seine Hoheit weit besser, als mit dem Kayser **Claudius** von dem Alphabete zu schreiben, oder mit dem **Nero** seine Stimme auf dem öffentlichen Schauplatze hören zu lassen, oder aber mit dem **Hadrianus** die Redner und Weltweisen seiner Zeit in eigenen Satiren durchzuziehen.

Außer diesem hat er alle nur ersinnliche Kunst bey Verfertigung dieser Stachelschrift angewendet. Es hat ihm gefallen, ihr die anmuthige Gestalt einer Fa-

bel von einem großen Göttermahle, zu welchem die verstorbenen Kayser eingeladen worden, zu geben, und er hat sie auch nach den vollkommensten Regeln und mit dem besten Geschmacke ausgeführet. Alle darinn vorkommende Personen haben die ihnen anständige Abschilderung, die niemals durch einen falschen Zug verderbet wird. Die Laster der Kayser werden zwar ziemlich bitter und empfindlich, aber mit einer sinnreichen und muntern Art durchgehechelt. Mitten unter dem aufgeräumtesten Scherze, sind die ernsthaftesten Sittenlehren und die auserlesensten Exempel der Tugend eingestreuet. Es ist zwar von dem Verfasser eine große Freyheit zu strafen gebrauchet, dabey aber der Wahrheit fast immer genau nachgegangen worden, die auch andere Geschichtschreiber mit ihren Zeugnissen bekräftigen; außer daß vielleicht dem **Marcus Philosophus** und dem **Constantinus** ein wenig zu viel geschehen seyn mag. Sonsten herrschet auch in der Erzehlung eine angenehme Abwechselung, welche aber einer ungezwungenen Verbindung aller Umstände nicht den geringsten Eintrag thut. Mit einem Worte: Diese Stachelschrift ist ein Meisterstück, so seines gleichen nicht hat.

Bey allem dem gewinnet es das Ansehen, als wenn sie vor Alters eben nicht allzubekannt, oder in gar zu vieler Leute Händen gewesen wäre. Die Ursachen davon lassen sich vielleicht ohne große Schwierigkeit errathen. Man findet in allem nicht mehr als drey alte Schriftsteller, die ihrer ausdrücklich, und mit Namen, gedacht haben. Der erste ist **Socrates**, der ihrer an zweyen Orten in seinen Kirchengeschichten Erwehnung gethan hat, dabey aber meldet, Julianus

habe sich aus bloßem Ehrgeitz und aus Eitelkeit bemühet, darinn alle seine Vorgänger, auch den Marcus selbst, den er doch sonst vor den allerbesten unter ihnen gehalten, lächerlich zu machen. Der andere ist Suidas. Dieser führet in seinem Namenbuche die Kayser unter den Schriften des Julianus zu allererst an. Seine Nachricht aber davon ist allzutrocken und unvollständig, indem er bloß setzet: Es wären darinn die Kayser von dem Augustus an beschrieben; und also mit einer großen Unachtsamkeit den Julius Cäsar gar auslässet, der doch gewiß in der ganzen Fabel beynahe die vornehmste Rolle spielet. Und der dritte endlich ist der Kirchenscribente Zonaras, der sein Misvergnügen aber gar nicht darüber bergen kann, daß man darinnen dem Constantinus seine allzugroße Verschwendung vorgeworfen.

Im öffentlichen Drucke ist dieses Buch zum erstenmal, durch den Carolus Canroclarus (oder Chanteclair,) einen Rath und Requetenmeister an dem Hofe König Heinrichs des dritten von Frankreich, bekannt worden; da vorher sonst noch gar nichts von den Schriften des Julianus, außer einigen wenigen seiner Sendschreiben und der Stachelschrift, Misopogon, aus der Presse gekommen war. Dieser Staatsmann war zugleich ein großer Liebhaber der angenehmen Wissenschaften. Da ihm nun drey verschiedene Handschriftē von den Kaysern des Julianus vor Augen gekomēn waren, nahm er sich vor, dieselben drucken zu lassen, und gab sie also zu Paris im Jahr 1577. in 8. heraus. Nach sechs Jahren machte er zu einer neuen Ausgabe, eben daselbst, und in gleichem Formate, Anstalt, welche 1583. die Presse verließ, und

diesen

diesen Vorzug vor der erstern hatte, daß er noch über dem die vierte Handschrift, aus der Bibliothek der Königinn Catharina von Medices, mit dem griechischen Texte zusammen gehalten. Der Herausgeber fügte beydemal seine lateinische Dollmetschung und einige Anmerkungen bey; deren aber sehr wenig sind, und bloß etliche dunkle Stellen erläutern, oder die von ihm vorgenommene Verbesserung gewisser unterschiedenen Lesarten rechtfertigen sollen. Zu gleicher Zeit wurde zu Paris eine Sammlung aller damals bekannten **Schriften des Julianus** herausgegeben, und diese letzte Ausgabe des **Cantoclarus** mußte einen Theil davon ausmachen.

Nicht lange darauf hat sie **Friedrich Sylburgius** ebenfalls entlehnet, und dem dritten Bande seiner Sammlung kleinerer Scribenten der römischen Geschichte zu Frankfurt 1590 in fol. nebst etlichen eigenen Ausbesserungen einverleibet.

Eben dergleichen hat **Dionysius Petavius** gethan, als er zu Paris eine vermehrte Ausgabe aller vorhandenen Schriften des **Julianus** im Jahr 1630. in 4. an das Licht stellete. Die Kayser erscheinen an der ersten Stelle des zweyten Theiles, mit der Uebersetzung des **Cantoclarus**: Seine Noten aber sind am Ende beygefüget, die dieser Jesuite mit etlichen von seiner Art, kaum ein Quartblatt stark, begleitet.

Und zuletzt findet man sie in der allerneuesten und vollständigsten Auflage des **Julianus**, welche zu Leipzig 1696. in Fol. zum Vorscheine gekommen, und von dem fürtrefflichen **Ezechiel Spanhemius** mit einer ausbündig schönen Vorrede gezieret worden. Da hat man die Dollmetschung des **Cantoclarus** gleich-

falls ungeändert beybehalten; der Text hingegen ist in vielen Lesarten, die gleich darneben am Rande stehen, und aus einer alten Handschrift des Isaac Vossius hergenommen sind, von dem Herrn Spanheim merklich verbessert worden. Am Ende stehen auch die erwehnten critischen, allein gar magern, Noten des Cantoclarus und Petavius, nebst der neuen lateinischen Dollmetschung des Petrus Cunäus; von der wir gleich itzo das benöthigte erinnern wollen.

Dieser gelehrte ehemalige Professor auf der Universität Leiden, hatte sich in seinen jungen Jahren zur eigenen Uebung eine neue lateinische Dollmetschung der Kayser des Julianus zu verfertigen vorgenommen; weil selbst der Augenschein lehrete, daß sein Vorgänger der Pflicht eines getreuen Uebersetzers keinesweges eine Genüge geleistet hatte. Denn es befand sich, daß derselbe die meisten verderbten Stellen übergangen, verschiedenes unrecht verstanden, und manches ganz falsch erkläret hatte. So wohl die Absicht des Cunäus, als auch deren Ausführung, verdienen allerdings ihr Lob. Es würde aber noch wichtiger und größer seyn, wo er es nicht selbst mehr als einmal versehen, und sich dennoch öffentlich gerühmet hätte, daß der wahre Sinn seines Urhebers allenthalben von ihm getroffen, und auf das genaueste ausgedrücket worden wäre; da er doch selbst nicht in Abrede seyn können, daß er sich bey dieser Dollmetschung einer ziemlichen Freyheit bedienet habe. Sie ist unterdessen zum öftern, und zwar zum erstenmal zu Leiden 1612. in 12. und hernach vielfältig, bald Griechisch und lateinisch zusammen, bald Lateinisch allein; bald

bald besonders und einzeln, bald in andern Sammlungen gedruckt worden; welche verschiedene Auflagen aber allhier zu erzählen, nicht der Mühe werth seyn möchte.

Man hat aber auch mehr als eine **französische Uebersetzung** dieses Werkes bekommen. Die erste hat **Bonaventura Grangier** zu Paris 1580 in 8. nebst einem Leben des Kaysers herausgegeben, und vermuthlich nach dem Abdrucke des **Canroclarus** verfertiget; wie **Fabricius** in der griechischen Bibliothek anzeigt. Von der andern wollen wir nun gleich ausführlich reden. Die dritte aber hat man dem Hrn. **P. Morer** zu danken; dessen Arbeit unter der Aufschrift: *Les Cesars invités à la table des Dieux &c.* mit historischen Anmerkungen und einer Nachricht von dem Julianus zu Paris 1682. in 12. an das Licht getreten ist.

Vor diesem letztern hat sich noch auf eine gleiche Weise, obwohl mit einem weit ansehnlichern Erfolg, der bereits oben belobte Herr **Spanheim** um diese Schrift des Julianus ins besondere verdient gemacht. Sie schien ihm alle Eigenschaften eines Buches an sich zu haben, welches zu übersetzen und zu erklären ihm einige Lust, der gelehrten Welt aber ein gewisses Vergnügen, geben könnte. Er lebte damals in Churpfälzischen Diensten, und seines gnädigen Fürsten **Carl Ludwigs** Verlangen, dasselbe in einer bekanntern Sprache, als die Griechische ist, zu lesen, bewegte ihn gar leichte, eine Dollmetschung davon in die französische Sprache zu übernehmen. Da er jederzeit ein großer Kenner und Liebhaber der Alterthümer, Geschichte und Münzen gewesen war, fand er zugleich

bey

bey dieser Arbeit die erwünschteste Veranlassung, seine in diesen Stücken der anmuthigen Wissenschaften erlangte, mehr als gemeine Geschicklichkeit, mit gutem Vortheile an den Mann zu bringen. Er gab demnach zu Heidelberg im Jahr 1660. in 8. seinen französischen Julianus zum erstenmal heraus, und fügte demselben überaus gelehrte Erläuterungen und Beweise aus den alten Schriftstellern und andern öffentlichen Urkunden, vornemlich aber aus den Münzen, bey. Diese Art der Auslegung ward allenthalben, weil sie neu, anmuthig und überzeugend war, wohl aufgenommen, und erhielte, wie sie auch verdienet hatte, bey den Gelehrten einen allgemeinen Beyfall. Und wie groß wurde er nicht alsdann erst, als der Verfasser, dessen Name, Glück und Verdienste unter der Zeit immer höher stiegen, und sich an den vornehmsten Höfen von Europa ausbreiteten, seiner Staatsgeschäfte ungeachtet, von neuem Hand anlegte, und die Kayser des Julianus mit ungleich stärkerer Vermehrung, zu Paris, allwo er sich damals als Churbrandenburgischer Gesandte aufhielte, im Jahr 1683. in 4. zum zweyten mal an das Licht gab? Nicht allein die Gelehrten, sondern selbst die Fürsten, hielten sich dem Herrn von Spanheim vor seine angewendete Bemühung zum höchsten verbunden; und machten sich eine besondere Freude, ein so schönes, kostbares und nützliches Buch in ihren Büchersälen zu verwahren, noch mehr aber, zum öftern zu durchlesen. Daher war es denn gar kein Wunder, daß diese zweyte Ausgabe sich in weniger Zeit so gar selten gemachet hatte, daß man ihren Besitz mit vielem Gelde erkaufen, oder aber mit Ungeduld desselben ermangeln mußte. Doch

auch

auch diesem Mangel ist nunmehr zu vieler Vergnügen abgeholfen; nachdem man erst vor wenig Jahren, nemlich 1728. in Amsterdam in 4. eine neue Ausgabe dieses unvergleichlichen **Spanheimischen Werkes** besorget hat, deren äußerliche Pracht und Ansehen dem inneren Werthe des Verfassers und Uebersetzers gar gemäß ist.

Sonst findet man noch aufgezeichnet, daß **Anton Borremansius**, ein remonstrantischer Gottesgelehrter in Holland, dieses Buch vor dem **Holländisch** übersetzet, und heraus zu geben versprochen habe. Es ist aber allem Ansehen nach dieses Vorhaben nicht in die Erfüllung gekommen.

Ob jemals von jemand dergleichen in unserer **deutschen** Sprache zu thun versucht worden seye, lässet sich billig zweifeln. Wenigstens ist mir zur Zeit noch niemand bekannt, der es mit dieser, oder irgend einer andern Schrift des **Julianus** vorgenomen hätte. Da ich inzwischen zu der gegenwärtigen **Sammlung der Uebersetzungen der deutschen Gesellschaft** meines Ortes auch gerne einen kleinen Beytrag thun wollte, führten mich die obenberührten Schönheiten dieser Stachelschrift von selbsten darauf, daß meine Wahl vor verschiedenen andern Schriften auf sie fiel. Zu dem erinnerte ich mich gar wohl, wie man die **deutsche Dollmetschung** eines vollkommen ähnlichen Werkes, nemlich der **Spottschrift des Seneca auf den Kayser Claudius**, welche ein werthes Mitglied, der Herr **Neubur** zu Göttingen, vor einigen Jahren allhier drucken lassen, keinesweges übel aufgenommen hatte; Dergleichen ich nun auch von meinem **Julianus**, wo nicht wünschen, jedoch wenigstens hoffen will.

Die

Die Willfährigkeit einiger hiesigen Gönner hat mich in den Stand gesetzet, bey dieser Arbeit, von einer jeden Auflage oder Uebersetzung die neueste und beste Ausgabe zu meinem Gebrauch und Diensten zu haben. Ich habe also des **Canroclarus, Petavius** und **Cunäus** seine nebst der großen Leipziger zugleich in Händen gehabt, die Ausarbeitung aber nach dem griechischen Texte der letzten, wie ihn der Herr **von Spanheim**, aus der belobten Handschrift des **Voßius** an dem Rande erläutert hat, vorgenommen. Die neueste Ausgabe von der französischen Dollmetschung des Herrn **von Spanheim**, ist mir bey einigen dunklern Stellen, wegen dessen beygefügten gründlichen Erklärungen, ebener maßen manchmal wohl zu statten gekommen; indessen werden verständige Leser hin und wieder von selbst merken, daß ich zuweilen von ihm abgegangen bin. Wie glücklich übrigens mir dieses Vorhaben mit einander gelungen seye, soll allein auf das Urtheil der Leser von gesunder Vernunft und geläutertem Geschmacke ankommen.

Die

* *

Die Kayser des Julianus.

Julianus.

Sie abermals erschienenen frohen Festtage des Saturnus vergönnen zwar, mein Freund, daß wir uns recht lustig machen mögen. Allein, da ich nichts seltsames oder lächerliches vorzubringen weis, so scheinet es mir der Mühe werth, darauf zu gedenken, wie ich dir etwas vorsage, das eben nicht lächerlich ist.

Philotes. Sollte wohl jemand anzutreffen seyn, mein Kayser, der so wunderlich und abgeschmackt wäre, daß er mit Ernst und Ueberlegung scherzen oder spaßen wollte? Ich habe bisher immer geglaubt, man nehme dergleichen Dinge nur vor, wenn man gesonnen ist, seinem Gemüthe eine Erquickung und Erleichterung der Sorgen zu verschaffen.

Julianus. Du denkst dießfalls gar nicht unrecht. Aber mit mir ist es nicht allerdings so. Denn ich bin von Natur wenig aufgelegt, weder zu spotten, noch anderer Reden zum Scherz anzuwenden; am wenigsten aber jemand zum Lachen zu bewegen. Jedoch weil wir einmal uns in die Gesetze dieses Festes schicken müssen, so läßt du dir es wohlgefallen, daß ich zum Zeitvertreib eine Fabel erzähle, die noch wohl einiger maßen verdienet angehöret zu werden.

Philotes. Ey, gar gerne. Sage nur her. Ich verachte vor meine Person eben nicht durchgehends alle Fabeln. Zumal diejenigen, die gut und nützlich sind. Darinn bin ich mit deinem, ja vielmehr mit unserm, lieben Plato vollkommen einerley Sinnes; der auch sel-

ber viele wichtige Wahrheiten unter der Geſtalt der Fabeln vorgetragen hat.

Julianus. Du biſt auf dem rechten Wege.

Philotes. Was wilſt du mir nun aber vor eine erzählen?

Julianus. Es ſoll keine von der alten Art, und auf den Schlag des Aeſopus, ſeyn. Nein. Sondern eine ſolche Erdichtung, deren ſich ſelbſt Mercurius nicht ſchämen darf. Ich will dirs eben ſo ſagen, wie er es mich berichtet hat. Ob ſich alles in der That ſo verhalten habe, oder, ob unter die Wahrheit etwas erdichteres gemiſchet ſey, das wird die Sache ſelbſt lehren.

Philotes. Dein Eingang iſt nun ſchon lang genug zu einer ganzen Rede, geſchweige denn zu einer bloßen Fabel. Fange vielmehr die Erzählung ſelbſt an.

Julianus. So höre demnach zu:

Romulus begieng einſt das Feſt des Saturnus, und lud nicht allein alle Götter, ſondern auch die meiſten Kayſer, zu Gaſte. Zu dieſem Ende wurden die gehörigen Bettſtühle herbey geſchafft. Die vor die Götter waren in die oberſte Gegend des Himmels, oder den Olympus, geſetzet,

Woſelbſt ſie ihren Sitz in voller Ruhe haben.

Und dahin eben nach dem Herkules auch Romulus, oder, beſſer zu ſagen, **Quirinus**, verſetzet worden; als mit welchem letzteren Namen wir ihn nach dem Exempel der Götter nunmehr benennen müſſen. An dieſem Orte war alſo das Mahl für die Götter bereitet. Die Kayſer hingegen ſchienen den ihnen anſtändigſten Ort gerade unter dem Monde in der oberſten Gegend der Luft angewieſen zu bekommen; als an welchen ihnen die Leichtigkeit ihrer Körper, und die eigene Herumdre-

hung

hung der Mondkugel gar bequem verhalf. Vor die vornehmsten Götter waren vier große Bettstüle auf das kostbarste angeordnet; wie sichs für ihren hohen Rang geziemte. Des Saturnus seiner war von schwarzem Ebenholze, aus dessen etwas dunkeln Schatten ein göttlicher Schimmer hervor stralte, den niemands Augen ertragen konnten. Denn sie wurden durch sein Anschauen eben so, wie durch die Sonne, verblendet. Der Bettstul Jupiters funkelte mehr als Silber, war aber doch blaßer als Gold. Allein Mercurius wußte mir nicht zu sagen, ob er eigentlich aus vermischtem Golde, oder irgend einem andern Metalle, verfertiget wäre; hatte es auch von andern nicht erfahren können, die sich auf die Scheidekunst sonst gar wohl verstunden. Zu beyder Seiten fassen auf einem göldenen Throne die Mutter und die Tochter; die Rhea nemlich, und die Juno. Diese neben dem Jupiter, und jene neben dem Saturnus. Die innere Schönheit der Götter beschrieb er mir nicht. Denn er sagte, sie wäre ihm zu hoch: Man müßte sie nur mit dem Verstande begreifen; und es wäre vollkommen unmöglich, dieselbige mit menschlichen Ohren zu fassen, oder mit Worten auszusprechen. Selbst der berühmteste Redner sey keinesweges im Stande, den großen Umfang ihrer Herrlichkeit, so, wie es derselbe erforderte, abzuschildern.

Die übrigen Götter fanden gleichfalls ihre Stüle, nachdem es das Ansehen und die Ordnung eines jeden erheischte, hingesetzet; und es war darüber gar kein Streit unter ihnen. Homerus hat ganz recht, und vermuthlich auf Eingeben der Musen, geschrieben; Ein jeder von den Göttern habe seinen angewiesenen

Platz, den ihm niemand nehme, oder davon ihn niemand vertreibe. Deswegen, wenn sie auch bey der Ankunft des Vaters, Saturnus, Ehren halber aufstehen, so ist keine Gefahr, daß sie die Stüle verwechseln, oder einer des andern, ihm nicht gebührende, Stelle einnehmen sollten. Denn ein jeder weis schon zuvor, wo er hingehöret.

Da nun also die Götter alle mit einander in einem Kreise herum sassen, nahm Silenus neben dem Bacchus seinen Platz, vermuthlich weil er eine besondere Neigung zu ihm hatte. Denn er war schön und jung, und sahe seinem Vater, dem Jupiter, vollkommen ähnlich: Zudem so hatte ihn Silenus erzogen, und in seiner Jugend die Aufsicht über ihn gehabt. Und weil er zugleich an sich ein großer Liebhaber von Scherzen, Lachen und allen anmuthigen Dingen war; so ließ es Silenus an sich nicht ermangeln, ihm allerhand aufgeräumtes vorzusagen.

Man rief nunmehr auch die Kayser zur Tafel. Alsbald trat zu allererst Julius Cäsar in den Saal; der aus großer Ehrsucht selbst dem Jupiter die Oberherrschaft streitig machen wollte. Da ihn Silenus gewahr wurde, sagte er: siehe zu, Jupiter, daß dieser Mann, vor lauter herrschbegierde nicht damit umgehe, auch so gar dich selbst des höchsten Regiments zu berauben. Denn er ist, wie du siehest, ansehnlich und schön; und mir, wenigstens dem Kopfe nach, ganz ähnlich. Da noch Silenus also spaßte, worauf aber die übrigen Götter wenig Acht gaben, kam Octavianus herein getreten. Er nahm, wie das Thier Chamäleon, alle Augenblicke eine andere Farbe an. Bald ward er blaß, bald roth, bald schwarz, finster und dunkel;

kel; doch zulezt gewann er eine annehmliche und huldreiche Gestalt. Dieser Mann hatte die seltsame Einbildung, die Stralen seiner Augen kämen den Sonnenstralen gleich, und daher könnte ihn kein Mensch mit unverwendetem Gesichte ansehen. Als ihn Silenus erblickte, rief er aus: Zum Henker, was ist das für ein buntscheckigtes Thier! Es wird uns ja kein Leids thun. **Apollo** antwortete ihm: Stelle deine Possen ein, du närrischer Kerl. Ich will den Octavianus gleich dem hier gegenwärtigen Zeno unter die Zucht geben, und ihr sollet ihn bald so rein sehen, wie ein geläutertes Gold. Komm her, Zeno, fügte er hinzu; nimm mir diesen Menschen in Obacht. Dieser gehorchte dem Apollo und sagte dem Octavianus einige wenige Regeln heimlich vor, wie man etwan des Zamolxes Zauberlieder einem in das Ohr zu murmeln pfleget; worauf er ganz vernünftig und gesezt wurde.

Zum dritten trat **Tiberius** einher, mit einer ernsthaften, aber zugleich fürchterlichen, Mine; und man sahe ihm, ich weis nicht was, bedächtliches und kriegerisches an. Als sich dieser nach seinem Stule umwenden wollte, wurde man auf seinem Rücken sehr viele Narben, Wunden, Striemen und Beulen gewahr, die einer Krätze oder einem Aussatze gleicheten, und von seinem unordentlichen Leben und verdorbenen Geblüte herkamen. Darauf sagte **Silenus**:

Du kommest mir, mein Gast, ja nun ganz anders vor; und als er dieses ausgesprochen hatte, schien er viel ernsthafter zu werden, als er es sonst gewohnt war. Deswegen fragte ihn **Bacchus**: Wie kömmt es, mein liebes Väterchen, daß ihr auf einmal so ernstlich redet? Daher, versezte **Silenus**: Dieser alte Satyr hat mich

ganz erschreckt, und verursachet, daß mir ohne mein Wissen etwas von den Homerischen Musen entfahren ist. Warte nur, sagte **Bacchus**: Er wird dir die Ohren abreißen. Denn man erzählet, er habe es auch einmal einem Grammaticus also gemacht. Er mag immer, gab **Silenus** zur Antwort, auf seine einsame Insel gehen, (womit er auf Capreä zielte) und daselbst einen armen Fischer todt machen. Sie scherzten beyde noch auf diese Weise mit einander, als **Cajus**, (mit dem Zunamen Caligula) eine wilde Bestie, zum Vorscheine kam. Die Götter aber wendeten alle die Augen von ihm ab; und Nemesis übergab ihn den Furien, welche ihn so gleich zur Hölle rissen. Daher geschahe es denn, daß Silenus nichts auf ihn sagen konnte.

Nicht lange hernach ließ sich **Claudius** sehen; bey dessen Erblickung **Silenus** den Anfang aus der Comödie des Aristophanes, die Ritter genannt, nemlich die Worte des Demosthenes, überlaut hersagte; um damit dem Claudius selbst zu schmeicheln. Darauf wendete er sich zu dem **Quirinus**, und sagte: Du thust warlich sehr Unrecht, mein lieber Quirinus, daß du diesen deinen Enkel ohne seine beyde Freygelassene, den Narcissus und den Pallas, zur Tafel gebethen hast. Laß vielmehr nebst ihnen auch seine Gemahlin, Messalina, herholen. Denn ohne diese drey Leute ist dein ganzes Banket unansehnlich und wenig lebhaft. Noch unter diesen Worten erschien **Nero** mit einer Cither in der Hand, und mit einem Lorberkranze auf dem Haupte; weswegen **Silenus** zum Apollo sagte: Siehe einmal an, dieser gehet eben so einher, wie du: Apollo antwortete: Ich werde diesem Kerl seinen Kranz

bald

bald herunter nehmen. Denn er hat es mir keineswegs in allen Stücken nachgethan; und wo er es auch hat thun wollen, da hat er es doch gar nicht getroffen. Auf der Stelle verschlung ihn der höllische Fluß Cocytus, und man sahe keinen Kranz mehr auf seinem Haupte. Nach diesem kamen ihrer etliche, und zwar auf einmal herbey gelaufen, nemlich **Vinder, Galba, Otto** und **Vitellius; Silenus** aber rief: O ihr Götter! Wo nehmt ihr diese Schaar Monarchen und Kayser her? Wir werden bald vor Feuer und Qualm ersticken und umkommen. Denn diese mordbrennerische Brut schonet auch selbst der herrlichsten Gebäude und Tempel nicht. **Jupiter** aber wendete sich zu seinem Bruder Serapis, wies ihm den **Vespasianus**, und sagte: schicke uns doch aufs geschwindeste diesen sparsamen Mann aus Egypten herüber, damit er diese Flamme tilgen möge. Von seinen beyden Söhnen aber laß den Aelteren, (den Titus) mit der allgemeinen Venus seine Lust haben; und den jüngern hingegen, (den Domitianus) der einem wilden Viehe ähnlicher, als einem Menschen ist, in Ketten und Banden schlagen. Unterdessen erschien ein, dem Ansehen nach, gar hübscher alter Greis, (der Kayser Nerva) denn auch selbst das Alter tilgt die Schönheit nicht eben allemal; der sehr gelinde und freundlich war, und alle Kennzeichen eines ehrlichen wackern Mannes an sich hatte. Der stund dem **Silenus** an; und deswegen hielt er sein Maul. **Mercurius** aber sagte zu ihm: Hast du denn gar nichts wider diesen vorzubringen? Nichts, beym Jupiter! antwortete er; außer, daß ich mich über eure ungleiche Austheilung, o ihr Götter, nothwendig

beschweren muß. Jener mörderischen Bestie (dem Domitianus) habt ihr funfzehn, diesem aber kaum ein ganzes Jahr, zu regieren vergönnet. Beschwere dich und klage nur nicht weiter, mein Silenus, fiel ihm Jupiter in die Rede; ich werde nun bald viele andere und bessere Kayser herein kommen lassen. Den Augenblick trat Trajanus hervor, der auf seinen Schultern die getischen und parthischen Siegeszeichen trug. So bald Silenus seiner ansichtig ward, sagte er zwar mit einer leisen, jedoch genug vernehmlichen, Stimme: Nunmehr wird es vor unsern Herrn Jupiter Zeit seyn, darauf acht zu haben, wie Ganymedes sein Amt verwalte. Nach dem Trajanus ließ sich ein Mann (Hadrianus) mit einem langen Barte sehen, der sehr trotzige Geberden an sich hatte, und viel von sich selbst zu machen schien. Er war eben nicht unwissend, vornemlich aber in der Musik wohl erfahren, und hub öfters die Augen gen Himmel auf, gleich als wenn er sich mit solchen Gedanken beschäftigte, die den gemeinen Mann nichts angiengen. So bald ihn Silenus sahe, sagte er: Was dünkt euch wohl, ihr Götter, von diesem Sophisten? Vielleicht sucht er den Antinous. Man sage ihm aber doch lieber, daß dieser Liebling nicht da ist, und daß er von dergleichen Thorheiten abstehen möge. Darauf kam ein Mann zum Vorscheine, (Antoninus Pius) der von einer großen Enthaltung, nicht zwar in Liebes- sondern bloß in Regimentssachen war. Als ihn Silenus ansichtig wurde, rief er: Pfuy, der abgeschmackten Sorgfalt in Kleinigkeiten! Dieser alte Knasterbart scheint mir einer von denen zu seyn, die den Kümmel schneiden. Nach ihm naheten die beyden Brüder, Marcus

cus Aurelius und Lucius Verus, heran; Silenus aber zog die Augenbraunen zusammen, weil er nichts wider sie, zumal den Aurelius, zu sagen wuste. Nichts destoweniger hielte er sich über seine Schwachheit auf, die er in Ansehung seiner Gemahlinn und seines Sohnes (des Commodus) an sich hatte blicken lassen. Denn die erstere hatte er nach ihrem Tode heftiger beweinet, als sie mit ihrer Ehrlichkeit und ehelichen Treue gegen ihn verdienet hatte; und da er dem letztern die Regierung überließ, setzte er das römische Reich in nicht geringe Gefahr. Zumal da er einen wackern Eydam, (den Claudius Pompejanus) hatte, der dem gemeinen Wesen besser vorgestanden und auf den Sohn besser acht gegeben haben würde, als er selbst gethan. So scharf auch Silenus dieses tadelte, so behielte er doch vor die übrigen Tugenden des Aurelius eine besondere Hochachtung. Den Sohn hielte er nicht einmal der Mühe werth, sich über ihn aufzuhalten, daher er ihn so mit durchwischen ließ. Vielmehr fiel dieser von dem Himmel auf die Erde herunter, weil er sich nicht mehr halten, noch die Fußtapfen der vor ihm dagewesenen Helden betreten konnte. Nun folgte Pertinax in der Reihe, der sich über den an ihm begangenen Meuchelmord heftig beschwerte. Nemesis ward darüber von einigem Mitleiden gerühret, und sagte zu ihm; Die daran schuld sind, werden sich deswegen nicht viel zu gute thun können; doch hast du, Pertinax, auch selbst unrecht gehandelt, daß du dich in die Zusammenverschwörung mit einflechten lassen, die den jungen Marcus das Leben kostete. Nach diesem ließ sich Severus sehen, ein Mann voller Grimm und Unbarm-

herzigkeit in Bestrafen. Ueber den, sprach **Silenus**, werde ich gar nichts sagen; denn ich fürchte mich vor seiner unerbittlichen Strenge allzusehr. Seine beyden Söhne (Caracalla und Geta) wollten sich an ihn anhängen; allein **Minos**, so ferne er auch von ihnen stund, ließ dieses nicht zu. So bald er sie aber dem Gesichte nach von einander unterschieden hatte, erlaubte er dem Jüngsten herbey zu kommen, den Aeltesten aber wies er ab, um seine verdiente Strafe auszustehen. Eine kleine Weile hernach wiederfuhr dem flüchtig gewordenen Mörder, **Macrinus**, desgleichen dem Jünglinge von Emesus (dem Heliogabalus) eben dieses, indem sie beyde von dieser heiligen Stäte entfernet wurden, und, ich weis nicht wohin, kamen. **Alexander**, der Syrer, stunde beynahe zuhinderst, und beweinte sein Schicksal und Elend. Silenus lachte ihn darüber aus, und sagte: O du Thor, und recht kindischer Mann! Da du die höchste Gewalt einmal in Händen hattest, hast du nicht selbst herrschen wollen; sondern deine Schätze deiner Mutter zu verwalten gegeben, und nicht bedacht, daß es viel besser gethan gewesen wäre, dieselben unter die vertrauten Freunde auszutheilen, als für dich zu vermehren. Ich aber, ließ sich **Nemesis** hören, will alle Mitschuldige, die daran Theil gehabt, zur gebührenden Strafe ziehen lassen. Also nahm **Severus** seinen Abtritt; und hingegen kam **Gallienus** nebst seinem Vater (dem Valerianus) herein. Dieser hatte noch als ein Gefangener seine Ketten an; jener aber trat in einem langen Weiberkleide und mit einem, diesem Geschlechte gewöhnlichen Gange, schwänzend einher. Dieses gab dem **Silenus** Gelegenheit zu agen:

Män

Man sehe doch einmal. Wer ist denn dieser Held,
Der in dem weißen Helm die Mannschaft führt ins Feld?

auf den **Gallienus** aber:

Der geht so schön geputzt in blankem Gold einher;

Als wenn er nicht ein Mann; nein, eine Jungfer wär.

und **Jupiter** hieß beyde mit einander von dem gegenwärtigen Feste wegbleiben. So gleich kam **Claudius** herbey, auf den alle Götter hinsahen, und seinen grossen Geist bewunderten, auch deswegen seinen Nachkommen die Nachfolge in dem Kayserthume zusagten. In dem Augenblicke lief auch **Aurelianus** herzu, von dem es schien, daß er sich eilfertig aus den Händen einiger Leute loßgerissen, die ihm vor dem Richterstule des Minos angeklagt hatten. Denn er wurde daselbst verschiedener unschuldiger Todtschläge angeklaget, und noch zu allem Unglück gar schlecht vertheidiget. Allein die Sonne meine Gebietherinn, die ihm auch sonst schon aus mancher Noth geholfen hatte, ließ ihn auch dießmal nicht ganz und gar stecken. Sondern sie sagte vor dem Angesichte der Götter: Aurelianus habe bereits seine Strafe davor ausgestanden, und fragte sie, ob sie dann nicht mehr den Ausspruch des delphischen Orakels wüsten:

Wer leidet, was er that, dem ist genug geschehn.

Nach diesem kam **Probus**, der binnen einer Zeit von weniger als sieben vollen Jahren siebenzig Städte dem Reiche erworben, und auch sonst noch viel Gutes in der Zeit seiner Regierung gestiftet hatte. Gleich wie er aber vormals manches Ungemach ausstehen

müssen: Also erwiesen ihm die Götter nunmehr wiederum Ehre, und zogen unter andern seine Mörder alle mit einander zur gebührenden Strafe. Dessen ungeachtet versuchte es **Silenus**, sich an ihm auch zu reiben; und ob ihn gleich ihrer viele stillschweigen hießen, sagte er doch: Erlaubet wenigstens, daß die, so nach ihm kommen, aus seinem Exempel lernen klug werden. Weist du denn irgend nicht, mein Probus, daß die Aerzte gemeiniglich unter die bittern Tränke, die sie ihren Kranken verschreiben, auch etwas süßes mischen? Du hingegen hast nach deinem strengen Naturelle niemals einem Menschen etwas verziehen; sondern bist immer unerbittlich geblieben. Nun hast du auch dagegen zwar ein hartes, jedoch keineswegs, ein gänzlich unverdientes Kreuz erdulden müssen. Man muß sich gar nicht einbilden, als wenn man den Pferden, den Ochsen und den Maulthieren, geschweige denn den Menschen, gebiethen könnte, wenn man ihnen nicht auch zuweilen etwas nachsiehet. Eben als wie Aerzte den Kranken in Kleinigkeiten manchmal nachgeben, damit sie selbige davor in großen Dingen zu ihrem Willen haben mögen. Siehe da, Papachen, sagte **Bacchus**, du bist ja auf einmal ein Philosoph geworden! **Silenus** antwortete: Und warum das nicht? ich habe ja so gar auch dich zum Philosophen gemacht. Besinnst du dich denn nicht, daß ich viel ähnliches mit dem Socrates habe, welchem man vormals die oberste Stelle unter den Weltweisen eingeräumet; wenn du anders glaubest, daß das delphische Orakel die Wahrheit geredet habe. Demnach wirst du mir erlauben, daß ich nicht eben immer bloße Narrenspossen rede, sondern auch jezuweilen etwas ernst-

ernsthaftes mit darunter mische. Als sie noch so mit einander schwatzten, stellete sich **Carus** nebst seinen beyden Söhnen (dem Carinus und Numerianus) bey dem Gastmahle ein; allein sie wurden von der Nemesis abgewiesen. Darauf kam **Diocletianus** angestiegen, der die beyden **Maximiane**, (Herculius und Galerius) und meinen Großvater, den **Constantius**, (mit dem Beynamen Chlorus) zu Begleitern hatte. Diese hielten einander an der Hand, gingen aber nicht in gleicher Linie, sendern bildeten gleichsam einen Singchor um den Diocletianus herum. Sie wollten zwar vor ihm hergehen: Allein er gestattete selbiges nicht, weil er sich vor seines gleichen nichts heraus zu nehmen verlangte. Endlich wurde er der Last, die er auf seinen Achseln trug, müde. Daher er sie auf ihre Schultern legte, und so denn leichter in gleicher Reihe mit ihnen fortschreiten konnte. Die Götter bewunderten eine so seltsame Eintracht; und erlaubten ihnen deswegen eine gar vornehme Stelle an der Tafel einzunehmen. Allein der **ältere Maximianus** führte sich gar ungebührlich auf; daher **Silenus** ihn nicht vor würdig achtete, seiner zu gedenken; gleichwie er auch nicht mit unter die Gäste aufgenommen wurde. Denn er war nicht nur allen Arten der schändlichsten Geilheit ergeben, sondern auch dabey ein fürwitziger und falscher Mann, und schickte sich mit einem Worte zu den andern dreyen gar nicht recht. Daher schaffte ihn Nemesis alsbald fort. Wo er darnach hingekommen sey, ist mir nicht bewust; ich hatte auch eben keine Lust, mich deswegen bey dem Mercurius genauer zu erkundigen. Nach diesen vier Prinzen kamen eben so viel andere

heran,

heran, (Constantinus, Maximinus, Marentius und Licinius) die aber viel wilder, unbändiger und nicht so einstimmig waren. Zweenen von denselben erlaubte die erstgedachte Göttinn nicht einmal die Schwelle dieses Heldensales zu betreten. Den **Licinius** aber, der sich zu weit hingewaget hatte, jagte **Minos** auf der Stelle fort; als einen Mann, der so gar viele und ungeheure Schandthaten verübet hatte. **Allein Constantinus** wurde herein gelassen, und blieb eine geraume Zeit ganz stille sitzen; hatte auch seine Söhne neben sich stehen. Dem **Maxentius** ward um deswillen der Zutritt verwehret, weil er niemals nichts kluges gethan hatte. Denn ob es schon scheinen könnte, daß er sich ganz wohl aufgeführet hätte, so kam doch dieses alles aus keinem guten Gemüthe und Vorsatze her; weswegen ihn die Götter sich fortpacken hiessen; denen er auch denn unter vielen Thränen gehorchte.

So sahe es denn nun mit diesem Feste aus; und die Götter hatten an nichts einen Mangel, weil ohnedem alles in ihrer Gewalt ist. Nunmehr vermeynte **Mercurius** daß es Zeit wäre, daß sich die Helden in einen Wettstreit einließen; und **Jupiter** war es auch gar wohl zufrieden. **Quirinus** hatte schon mehrmals verlanget, daß einer oder der andere von denselben in den Himmel herauf gelassen würde. **Herkules** aber sagte zum **Quirinus**: Das lasse ich nun und nimmermehr nicht geschehen. Warum hast du meinen lieben **Alexander** nicht auch mit zu deinem Gastmahle gebethen? Demnach bitte ich dich, o Jupiter: auf das inständigste; wenn ja jemand von diesen Leuten zu uns herauf gelassen werden sollte, so laß auch den **Alexander** herbey holen. Wie würde es sich schicken, diesen

sen zu vergessen, da es uns einmal beliebt hat, einen Wettstreit der Tapferkeit unter ihnen anzustellen. Dem Jupiter kam diese Erinnerung des Sohnes der Alcmena ganz gegründet und vernünftig vor. Als demnach Alexander in den Saal der Helden herein trat, stund weder Cäsar, noch sonst ein anderer, ihm die Ehre zu bezeugen, auf. Zu gutem Glücke nahm er wahr, daß die Stelle von dem Sohne des Severus ledig gelassen stund, der wegen seines Brudermordes sich dieser Versammlung enthalten mußte; daher nahm er sie ohne Bedenken ein. Silenus sagte darauf spottweise zum Quirinus: Gieb ja acht, daß nicht dieser einige Grieche alle deine Nachfolger mit einander abstich. Beym Jupiter! versetzte dieser, meines Erachtens ist wohl mehr als einer unter ihnen, der es mit deinem Alexander noch gar wohl aufnehmen kann. Es ist wahr, meine Nachfolger haben diesen Mann so hoch bewundert, daß sie unter allen Feldherren der Ausländer ihn allein den Großen genennet, und auch in der That davor gehalten haben, aber nicht in der Meynung, als wenn es unter ihnen nicht auch Helden gegeben hätte, die man ihm in diesem Stücke gar wohl an die Seite setzen könnte; es sey nun, daß sie darunter ihre Eigenliebe verblendet, oder weil es wircklich an dem ist. Das wird sich aber nun bald deutlicher zeigen, wenn wir sie gegen einander auf die Probe stellen werden. Als Quirinus dieses gesagt hatte, wurde er im Gesichte feuerroth, und man konnte daraus leichte schließen, es müste ihm gar bange seyn, daß nicht seine Nachfolger den Kürzern zögen.

Nach diesem brachte Jupiter bey den Göttern in Vortrag: Ob es besser gethan seyn würde, daß sie

sich

sich alle auf einmal, und Zugleich, in den Wettstreit einließen; oder aber, ob man es machen wollte, wie in den Gymnischen Spielen; in welchen der Ueberwinder des letzten, der auf der Stelle geblieben ist, allein den Preis erhält, und davor angesehen wird, als ob er auch die übrigen alle erleget hätte, ob er sich gleich mit ihnen eigentlich nicht eingelassen hat. Diese letztere Art ward durch einmüthige Stimmen der Götter vor dienlicher gehalten.

So gleich rief Mercurius aus: Zuerst sollte Cäsar, hernach Octavianus und endlich Trajanus, als die drey berühmtesten Kriegshelden auftreten. Nachdem alles still geworden war, sahe der König Saturnus den Jupiter an, und sagte zu ihm: Ich wundere mich sehr, daß man zu diesem Wettstreite bloß lauter solche aufgefordert hat, die sich im Kriege einigen Namen erworben haben; keine Philosophen aber gar nicht, die ich doch eben so werth halte, als die andern? Man ruffe mir demnach auch den Marcus Aurelius herein. Den Augenblick kam auch dieser zum Vorscheine. Er hatte eine ernsthafte Mine, tiefeingefallene Augen und zusammengezogene Backen; welche er von seiner steten Arbeit und beständigem Nachsinnen bekommen. Bey dem allen aber entdeckte man an ihm eine ungemeine Schönheit, um so mehr, je nachläßiger er war sie zu zeigen. Er trug einen langen großen Bart, ein schlechtes und erbares Kleid; und die Mäßigkeit hatte seinen Körper so glänzend und fast durchsichtig gemacht, als wenn er von der reinesten und heitersten Luft zusammengesetzet wäre. Nachdem also Marcus an diesen geheiligten Ort herbey gelassen ward, sagte Bacchus: Mein König, Saturnus, und

mein

mein Vater, Jupiter! Sagt mir, ich bitte euch, ob es wohl anständig sey, daß sich unter den Göttern etwas Unvollkommenes findet? Die Götter antworteten mit Nein. Wohlan denn, versetzte er, warum lassen wir nicht auch einen Wollüstling holen? Es will sich nicht geziemen, sagte **Jupiter**, daß wir einem Menschen an diesen Ort den Zutritt lassen, der sein Leben nicht nach unserm Beyspiele anstellet. Man erlaube ihm wenigstens nur bis in den Vorsaal zu kommen, erwiederte **Bacchus**, und lasse ihm allda seinen Bescheid geben. Wenn es euch demnach also beliebet, wollen wir einen solchen Mann herholen lassen, der zwar im Kriege nicht ganz unerfahren, hingegen aber in der Wollust und in den Ergetzlichkeiten desto mehr geübt ist. Es mag also **Constantinus** bis in den Vorsaal herein treten. Als sich endlich die Götter auch dieses gefallen ließen, ward die Hauptfrage aufgeworfen: Wie denn eigentlich dieser Wettstreit einzurichten sey? Das Gutachten des **Mercurius** gieng dahinaus: Es sollte einer nach dem andern, und zwar ein jeder insbesondere vor sich reden; hernach aber erst die Stimmen der Götter über einen jedweden gesammlet werden. **Apollo** gab diesem Vorschlage seinen Beyfall nicht: Denn er meynte, es stünde den Göttern zu, eine Sache nach ihrem Grunde und der Wahrheit selbst zu beurtheilen, keinesweges aber sich durch die äußerliche Schminke der Worte einnehmen zu lassen. **Jupiter**, der gerne beyden willfahren, und diese Versammlung etwas länger beysammen behalten wollte, gab zur Antwort: Es hinderte nichts, daß man einem jeden nach einem gewissen kleinen Maaße einer Wasseruhr zureden erlaubte; und sodann erst die Beschaffenheit eines

nes jeglichen in genaue Erwegung zöge. Dieses gab dem **Silenus** Anlaß zu dem **Neptunus** im Scherze zu sagen: habe Acht Neptunus, daß **Trajanus** und **Alexander** dieses Wasser nicht etwa für einen Nectar halten, und ganz austrinken, daß die andern gar nichts kriegen. Diese Leute, versetzte **Neptunus**, sind nicht so wohl von meinem Nasse, als viel mehr dem Deinigen, ehedem große Liebhaber gewesen. Deswegen hast du dich auch mehr wegen deiner Weinstöcke, als ich wegen meiner Wasserquellen, zu befürchten. Diese Antwort hatte den **Silenus** an das rechte Fleckgen getroffen; daher schwieg er stille, und gab von nun an auf die Wettstreiter genau acht. **Mercurius** aber that nachfolgenden Ausruff:

Der Kampf ist warlich groß von wegen der Belohnung,
Den du, o Jupiter, an diesem Tag eröffnest;
Allein, es ist nun Zeit nicht länger mehr zu säumen.
Ihr, die ihr meine Stimm, als eines Herolds höret;
Ihr Kayser, Könige, Bezwinger vieler Völker,
Die ihr den blanken Stal den Feinden oft gezeiget,
Zugleich auch in der Brust Verstand und Klugheit heget;
Kommt her, und stellet euch vor das Gericht der Götter.
Kommt alle, die ihr habt der Weisheit nachgestrebet,
Und sie zu aller Zeit vors höchste Gut gehalten.
Kommt, deren Zweck allein in dieser Welt gewesen
Dem Feinde weh zu thun, die Freunde zu beschützen.
Und endlich kommt auch ihr, ihr, die ihr eure Sinnen
Bloß zu vergnügen sucht, die Schmaus und Gastereyen,
Die Spiele, Tanz und Pracht in stolz u. weichen Kleidern,
Und kostbarn Perlenschmuck alleine nur ergetzen.
Vom Sieg wird Jupiter, kommt nur, den Ausspruch geben.

Als

Als **Mercurius** diesen Ausruff vollendet hatte, wurde das Loos gezogen. Es gewann dabey das Ansehen, als wenn das Glück dem **Cäsar** insbesondere geneigt wäre, der ohnedem in allen Dingen der erste seyn wollte. Denn er zog das erste Loos; und dieser Zufall machte ihn ungemein vergnügt und munter. Aber eben dieses hätte beynahe auch verursachet, daß sich **Alexander** diesem Wettstreite entzogen hätte; wo ihm nicht von dem **Herkules** wäre ein Herz zugesprochen worden. Indessen bekam er auch das andere Loos: Den übrigen aber fiel dasselbe nach der Zeitordnung ihrer Regierung. Darauf fing **Cäsar** folgender Gestalt zu reden an:

Mir ist, o Jupiter, und ihr übrigen Götter, die ganz besondere Glückseligkeit wiederfahren, in einer solchen Stadt gebohren zu werden, welche so viele andere tapfere Männer hervorgebracht, und welche ihre Herrschaft auf dem Erdboden weiter als irgend eine andere Stadt in der Welt ausgebreitet hat. Wo ist wohl eine solche Stadt zu finden, die, mit einem geringen Anfange von nicht mehr als drey tausend Einwohnern, binnen einer Zeit von nicht vollen sechshundert Jahren, in ein solches Aufnehmen gekommen ist, daß sie ihre Waffen und Siege bis an die äußersten Grenzen der Erden bringen können? Welches Volk kann so viele große und brave Leute, theils in Kriegs- theils in Friedenszeiten, aufweisen, als die Römer? Wo sind die Götter jemals so sehr verehret worden? Da mich nun eine so hochberühmte Stadt erzeuget, habe ich auch am Ruhme der Thaten, nicht allein alle die, so mit mir zugleich gelebet, sondern auch alle Helden, die jemals gewesen sind, weit, weit übertroffen; und ich weis kei-

nen einigen von meinen Mitbürgern, der sich unterstehen sollte, mir diesen Vorzug streitig zu machen. Sollte aber **Alexander** so kühn und verwegen seyn wollen? Welche ist es von seinen Thaten, die er nur mit einer einigen von den meinen in Vergleichung stellen könnte? Vielleicht seine Siege in Persien? Ja, wenn er die wegen des überwundenen **Pompejus** aufgerichteten Siegszeichen nicht gesehen hätte! Wer war wohl ein größerer Kriegsheld: **Darius** oder **Pompejus**? Welchen von beyden hat eine tapferere und ansehnlichere Armee begleitet; diesen oder jenen? Die streitbarsten Völker, welche dem Befehle des Darius gehorchet haben, hatte **Pompejus**, als die Geringsten, bloß unter seine Mannschaft mit untergestecket, oder hinten drein laufen lassen. Es ist wahr, Darius hatte auch einige europäische Völker bey seinem Kriegsheere. Allein waren es nicht eben diese, welche so oft, und so tapfer die sie aus Asien überziehenden Feinde zurück getrieben und erleget haben; ich meyne, die Italer, die Illyrier, und die Celten? Doch, da ich der Celten gedenke, kann man wohl füglich den getischen Kriegszug des Alexanders mit meinem gallischen in Vergleichung setzen? Er ist nur einmal über den Ister, ich aber bin zweymal über den Rhein gegangen; und damals hatte ich es mit den Deutschen zu thun. Er fand nicht den geringsten Widerstand; ich aber hatte den Ariovistus zum Feinde. Ich war der erste unter den Römern, der eine Schiffsflotte auf das große Weltmeer ausführete, und dieses war außer Streit ein erstaunliches Unternehmen: und verdienet noch gar wohl, daß man daran meine Großmuth und Tapferkeit bewundere; am allermeisten aber dieses, daß ich der erste gewesen

bin,

pin, der aus dem Schiffe ans Land gesprungen. Von den Helvetiern und Hispaniern will ich nichts gedenken. So habe ich auch noch nichts von den gallischen Feldzügen erwehnet, in welchen ich über die dreyhundert Städte und nicht weniger als zwey Millionen Menschen bezwungen habe. Dieses alles ist an sich groß und wichtig genug; noch weit größer und wichtiger aber, daß, als ich, nach Erheischung der Umstände, selbst wider meine Mitbürger die Waffen ergreifen muste, ich mich zulezt auch zum Meister der sonst nie bezwungenen und nie überwundenen Römer gemacht habe. Will uns jemand nach der Anzahl der Schlachten zusammen halten: So hab ich dreymal mehr geliefert, als selbst diejenigen von dem **Alexander** erzählen, die sonst seine Thaten auf das Höchste zu erheben bemühet sind. Will man die Menge der eroberten Städte rechnen: So habe ich nicht nur in Asien, sondern auch in Europa unzählige zerstöret. Alexander hat Egypten nur in der Durchreise gesehen: Ich aber habe es unter währenden Schmausereyen eingenommen. Wollet ihr auch untersuchen, wie sich ein jeder von uns beyden nach erfochtenen Siegen gnädig und gelinde erzeiget habe? Ich habe meinen Feinden vergeben, ob ich gleich nach der Hand von ihnen den Tod erdulden müssen; davor mich aber die Gerechtigkeit auch nachdrücklich gerochen hat. Er aber ist nicht allein gegen Feinde, sondern auch gegen seine Freunde selbst, grausam gewesen. Weil du mir nun, **Alexander**, den Vorzug durchaus streitig machen, und keinesweges einräumen willst: So sehe ich mich genöthigt rund heraus zu sagen, daß du gegen die Thebaner allzuhart und unbarmherzig verfahren habest. Ich hingegen bin den Helvetiern mit aller

Sanftmuth und Liebe begegnet. Du hast jener ihre Städte angezündet; ich habe dieser ihre Häuser wieder hergestellet, nachdem sie zuvor von ihnen selbst in Brand gesteckt waren. Und was ist denn endlich größer, zehntausend Griechen erlegt zu haben; oder aber den Anfall einer Armee von hundert und funfzig tausend Köpfen aufzuhalten? Es wäre noch ein gar vieles von uns beyden zu sagen übrig; allein es haben mir Zeit und Muße gemangelt, mich auf eine längere Rede gefaßt zu machen. Ihr werdet demnach mit mir vorlieb nehmen, o ihr Götter; alles was bisher gesagt worden ist, und auch noch hätte gesagt werden können, in gerechte und billigmäßige Erwegung ziehen, und mir sodann ungezweifelt den Vorzug zusprechen.

Als **Cäsar** dieses gesagt hatte, und noch weiter reden wollte, fiel ihm **Alexander**, der sich vorher schon kaum mehr hatte halten können, mit Ungestüm und heftiger Gemüthsbewegung, also in das Wort: Wie lange denn, o Jupiter, und ihr übrigen Götter, wie lange soll ich noch den Uebermuth und die Frechheit dieses Menschen mit Stillschweigen ertragen? Er hält ja, wie ihr selbst sehet, weder Maaß noch Ziel, sein eigenes Lob auszubreiten, und mich hingegen auf das schändlichste herunter zu machen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er alles beydes unterwegen gelassen hätte. Das ist aber noch das allerärgste, daß er itzo hier meine Thaten auf das schmählichste verkleinert, die er doch sonsten nachzuahmen so sehr beflissen gewesen ist. Nun ist er gar mit einemmal so unverschämt geworden, daß er sich unterfängt, selbst das ehemalige Muster seiner Verrichtungen hönisch durchzuziehen. Du

hättest

hättest dich nur jener Thränen erinnern dürfen, o Cä-
sar, welche du ehemals vergossest, als du die Schriften
lasest, in denen meine Thaten beschrieben sind. Nach
der Zeit hat dich der einige Pompejus so stolz und tro-
zig gemachet; Pompejus, den die Schmeicheleyen sei-
ner Mitbürger so sehr erhoben, an dem aber doch in der
That gar nicht viel besonderes war. Denn daß er
über Africa triumphiren konnte, war eben keine so
große Sache nicht; und es machte ihm bloß die
Schläfrigkeit der damaligen Bürgermeister einen Na-
men. Der bürgerliche Krieg aber war nicht wider
tapfere Männer, sondern wider die verächtlichsten Scla-
ven, auch nicht von dem **Pompejus**, sondern von
dem **Lucius** und **Crassus**, geführet; ob man gleich
dessen Beylegung dem Ersten zuschrieb. Armenien, und
die demselben benachbarten Gegenden, hat **Lucullus**
erobert; obschon **Pompejus** deswegen einen Triumph
angestellet. Und deswegen hat ihm die Schmeicheley
der Bürger den Beynamen **des Großen** ertheilet,
unerachtet er ein weit schlechterer Feldherr war, als
alle die vor ihm gewesen sind. Und wo hat er denn
einmal was ausgeführet, das man mit den Thaten des
Marius, der beyden **Scipionen**, und des **Furius**
Camillus vergleichen könnte; welcher letztere hier
dem **Quirinus** an der Seiten stehet, und ehedem sei-
ne verwüstete Stadt fast vom Grunde aus neu erbauet
hat? Diese haben sich nicht mit anderer ihren Werken
breit gemacht, wie es bey öffentlichen Gebäuden ins-
gemein zugeschehen pflegt? da andere sie aufführen
und vollenden, andere aber ihre Namen daran setzen
lassen, ob sie gleich wenig oder gar nichts dabey ge-
than haben, als daß sie etwa für die Erneuerung der

Wände besorgt gewesen sind. Jene waren gleichsam selbst die Baumeister, und deswegen erhielten sie würdig den schönsten Nachruhm. Und eben daher ist es gar kein Wunder, mein Cäsar, daß du den Pompejus besieget hast, der nur mit den Fingern im Kopf gekratzet hat, und sonst einem Fuchse weit ähnlicher als einem Löwen gewesen ist. Denn da ihn einmal das Glück zu verlassen anfing, welches ihm vorher so günstig gewesen war, konntest du dieses Verlassenen gar bald und leichte mächtig werden. Es ist aber offenbar, daß deine eigene Tapferkeit gar nichts zu seiner Ueberwindung beygetragen habe. Da unter deinen Leuten ein großer Mangel an Lebensmitteln eingerissen war, (welches, wie du weist, vor einen General bey der Armee kein geringes Gebrechen ist) musteſt du in der Schlacht nothwendig den kürzeren ziehen. Wenn aber Pompejus aus Unbesonnenheit und Dummheit, weil er entweder seine Mitbürger nicht im Gehorsam erhalten konnte, oder weil er das Treffen nicht, da es nöthig war, aufzuschieben, oder den Sieg zu verfolgen wuste, unterliegen muste: So kam dieses aus seiner eigenen Schuld und aus Versehen, keinesweges aber von deiner Klugheit oder Kriegslist her. Ganz anders war es bey mir mit den Persern bewandt, welche ich in einer guten und vernünftigen Verfassung antraf, und dennoch in meine Gewalt brachte. Und da es vor einen rechtschaffenen Regenten und König nicht allein genug ist, daß er Thaten verübet, sondern diese Thaten auch gut, gerecht und billig seyn müssen: So habe ich die Griechen an den Persern gerochen, und alle einheimische Kriege aus ihrem Lande verbannet. Mein Wille ist niemals gewesen Griechenland wehe zu thun;

ondern ich habe nur diejenigen von deſſen Einwohnern
zu paaren getrieben, die mich verhindern wollten, wei-
er zu gehen und von den Perſern Rache zu nehmen.
Du aber haſt zu erſt die Deutſchen und die Gallier
bezwungen, und hernach das Schwerdt wider dein ei-
genes Vaterland gezogen; über welche Unthat nichts
gottloſers und abſcheulichers ſeyn kann. Da du aber im
Spott der zehentauſend Griechen gedacht haſt: So mag
ich mich mit Fleiß dabey nicht aufhalten, dir zu ſagen,
daß ihr Römer ſelbſt von den Griechen entſprungen
ſeyd, und dieſes Volk ehedem den größten Theil J-
taliens inne gehabt hat. Ihr habt euch ja ſelbſt ei-
ne Ehre daraus gemachet, mit einem kleinen Theile
derſelben, der an euer Land gränzet, ich meyne die
Aetolier, im Bund und Freundſchaft zu ſtehen. Und
nach dem ſie euch im Kriege treulich beygeſtanden,
habt ihr ſie aus ſchlechten Urſachen, obwohl nicht ganz
ohne eure Gefahr, unter das Joch eures Gehorſams
gezwungen. Da Griechenland damals ſchon über-
haupt in ziemlichen Verfall gekommen war, und es
euch doch ſo viele Mühe gekoſtet hat, nicht das ganze
Land, ſondern nur eine anſehnliche Provinz deſſel-
ben, die doch ſelbſt in ihrem Flor wenig bekannt war,
zu bemeiſtern; was würde nicht aus euch erſt geworden
ſeyn, wenn ihr mit den Griechen angebunden hättet,
da ſie noch in ihren beſten Umſtänden, und mit einan-
der in vollkommener Eintracht, waren? Es muß euch
auch noch gar wohl erinnerlich ſeyn, wie ihr tapfern
Römer gezittert habt, als **Pyrrhus** euch mit Krieg
überzog? Da du auch aus meiner Ueberwindung der
Perſer ſo wenig Werks macheſt, und eine ſo wichtige
Sache auf das verächtlichſte verkleinerſt: So ſage mir

doch, warum habt ihr den kleinen Landstrich in dem Partherlande jenseit dem Tigerstrom noch nicht eingenommen, den ihr doch schon länger als dreyhundert Jahre bestreitet? Willst du, daß ich dir die wahre Ursache sagen soll? Die Pfeile der Perser haben es gehindert. Laß dir nur den **Antonius** erzählen; was dieses vor Leute sind, welcher unter dir die ersten Feldzüge gethan hat. Ich aber bin nicht allein von diesen, sondern noch darzu von den Indianern, in nicht vollen zehn Jahren Herr geworden. Hernach, wie hast du dich immer nur mit mir einlassen mögen; mit mir, der ich von Jugend auf ein Feldherr gewesen bin, und viele Thaten verrichtet habe, deren Andenken, ob sie schon die Schriftsteller nicht gnug nach Würden erhoben und gepriesen haben, dennoch so unvergänglich bleiben wird, als meines Königes Herkules seine, den ich jederzeit verehret und nachgeahmet habe. Zuletzt, gebe ich meinem Stammvater, dem Achilles, in keiner Sache etwas nach; dem Herkules aber, den ich bewundere, folge ich so weit nach, als es einem Menschen möglich ist, sich nach dem Beyspiele eines Gottes zu richten. So viel ist es, ihr Götter, als ich zu meiner Vertheidigung wider den **Cäsar** habe vorbringen müssen; ob es schon vielleicht besser gewesen wäre, ihn großmüthig zu übersehen. Ich bin zwar manchmal allzuheftig gewesen, aber dieses war nicht wider ganz unschuldige Leute, sondern wider solche, die mich oft, und in mancherley Stücken beleidiget hatten, und welche die Zeit nicht recht und klug in acht zu nehmen wusten. Bey dem letzteren Falle ist allemal die Reue, eine gar heilsame, und vor die Uebereilung nützliche Sache, darauf erfolget; bey den ersteren aber, die aus Bosheit, und

mehr als einmal, mich erzürneten, hielte ich es vor nichts unbilliges, wenn ich sie zur gebührenden Strafe zöge.

Als auch diese recht martialische Rede zu Ende war, brachte der Bediente des Neptunus die Wasseruhr dem **Octavianus**; that aber wegen Kürze der Zeit, und weil er sich auch sonsten erinnerte, wie so schlechte Hochachtung der Kayser ehedem den Göttern erwiesen hätte, gar wenig Wasser hinein. **Octavianus** hatte dieses nach seiner gewöhnlichen Arglistigkeit gar wohl gemerket; er wollte aber darüber keinen Lermen machen, weil es nicht zur Sache gehörete, sondern fing also zu reden an: Ich, o Jupiter, und ihr Götter, will mich enthalten, anderer Leute Thaten durchzuhecheln und herunter zu machen. Ich will nur von dem alleine reden, was mich insbesondere angehet. Ich habe ebenfalls, wie dieser hochgebohrne **Alexander**, bereits in meinen jungen Jahren dem Vaterlande vorgestanden. Nicht weniger habe ich die deutschen Kriege, eben wie mein Vater, der **Cäsar** hier, glücklich geendiget. Als ich hernach mit in die bürgerlichen Kriege geflochten worden, habe ich in dem bey Actium erfochtenen Seetreffen ganz Egypten erobert. Den **Brutus** und den **Cassius** habe ich bey Philippis überwunden, und den **Sextus**, des **Pompejus** Sohn, als eine Nebenbeute meiner Feldzüge aufbehalten. Bey diesem allen habe ich der Philosophie so viel Gehör gegeben, daß ich auch ohne Widerwillen, selbst die etwas freyen Erinnerungen des Weltweisen **Athenodorus** ganz gelassen ertrug; ja mich selbsten daran ergetzete, und diesen Mann, nicht als einen Lehrmeister, sondern gar als einen Vater, verehrete. So ist auch der

Arius mein Freund und innigster Vertrauter gewesen. Mit einem Worte, ich wüste nicht, womit ich es wider die Philosophie versehen hätte. Da ich Rom zur Zeit der innerlichen Unruhen in der äußersten Gefahr erblickte, wuste ich die Sache so zu kehren, daß sie durch eure Beyhülfe, o ihr Götter, in Zukunft gewiß bestehen können wird. Denn ich gab nicht den ungemessenen Begierden Raum, und wollte allein alles ihrer Herrschaft aufopfern. Nein; sondern ich setzte dem römischen Reiche den Ister und den Euphrat zu Grenzen, wie sie selbst die Natur schon davor gegeben hatte. So bald nur noch die Scythen und die Thracier völlig zum Gehorsam gebracht waren, habe ich in der langen Zeit des Regiments, welche mir eure Güte verliehen, niemals einen Krieg nur aus dem andern angezettelt, sondern ich habe diesen ruhigen Jahre darzu angewendet, daß gute Gesetze hergestellet, und die, währenden Krieges, eingerissenen Unordnungen verbessert würden. Ich glaube auch, es in diesem Stücke nicht schlimmer gemacht zu haben, als irgend einer von meinen Vorfahren, ja vielmehr, wenn ich anders frey reden darf, ohne ruhmräthig zu heißen, noch viel besser als alle andere, die jemals dergleichen Regiment geführet haben. Denn einige derselben sind auf der Wahlstatt geblieben, und haben sich gleichsam zu tode gekrieget; und da es besser vor sie gewesen wäre, nicht mehr zu Felde zu gehen, haben sie sich doch einen Krieg nach dem andern auf den Hals gezogen, eben als wie gewisse zänkische Leute ohne Processe gar nicht leben können. Wiederum andere hingegen, haben, da man sie auch mit Krieg wirklich überzogen, lieber der Wollust und Schwelgerey nachgehangen, und diese schänd-

lichen

lichen Ergetzungen weit höher als die Ehre, die man vor dem Feind erlanget, ja als ihre eigene Wohlfahrt selbst, gehalten. Wenn ich nun dieses alles genauer erwege, so bedünket es mich, daß ich eben nicht den allergeringsten Platz verdienen werde. Jedoch, was euch dießfalls, o ihr Götter, gefallen wird, werde ich auch mir, meiner Schuldigkeit gemäß, gefallen lassen.

Hierauf wurde dem **Trajanus** Erlaubniß gegeben zu reden. Er war von Natur gar geschickt zu einem Redner, hatte sich aber aus Gemächlichkeit angewöhnet, den **Licinius Sura** das meiste vor sich aufsetzen zu lassen. Diesesmal schnatterte er mehr, als daß er redete, und wies den Göttern seine getische und parthische Siegeszeichen auf. Dabey klagte er sein hohes Alter an, welches ihm nicht erlaubet hätte, den parthischen Feldzug zum Ende zu bringen. **Silenus** aber sagte zu ihm: Du alberner Mensch, du hast ganze zwanzig Jahre, Alexander aber kaum zwölfe, regieret. Warum schiebst du also nicht lieber die Schuld auf deine Trägheit, als auf die Kürtze der Zeit? Dieser Vorwurf that dem Trajanus empfindlich wehe. Er war auch, wie gedacht, zur Beredsamkeit gar nicht ungeschickt, sondern bloß der Trunk hatte ihn etwas stumpf gemacht. Und demnach hub er also zu reden an:

Als ich das Regiment übernahm, o Jupiter und ihr übrigen Götter, war das gemeine Wesen überaus zerrüttet und verderbet. Von innen hatte dasselbe eine langwierige Tyranney geschwächet, von außen aber die Geten vielfältig angefochten. Dessen ungeachtet habe ich es allein gewaget, diese Völker bis über dem Ister anzugreifen; und habe sie auch glücklich bezwungen.

Es

Es ist niemals eine so kriegerische Nation auf der Welt gewesen, als diese Geten. Denn weil sie glauben, daß sie niemals sterben, sondern nur ihre Wohnung verändern, machen sie sich herzhaft und bereit, und gehen dieser Wanderung mit Lust entgegen. Und so ein wichtiges Werk nun habe ich bey nahe binnen fünf Jahren zu Stande gebracht. Hiernechst haben mich auch die Unterthanen vor den sanftmüthigsten unter allen Kayfern, die je vor mir gewesen sind, gehalten; es wird auch weder der hierstehende **Cäsar**, noch sonst ein anderer mir dieses Lob streitig machen wollen: Den es ist allzu bekannt. Was aber die Parther anbetrifft, so habe ich es nicht vor gut gehalten, wider sie die Waffen zu gebrauchen, ehe sie mich beleidiget hatten. Wie aber dieses geschehen war, konnte mich auch selbst mein herannahendes Alter nicht abhalten, sie zu bekriegen; ob mich gleich die Gesetze bey solchen Umständen dieser Bemühung überhoben. Da sich dieses nun also verhält, sollte ich nicht vor anderen einer besonderen Ehre werth seyn; weil ich mich gegen die Unterthanen gnädig und gelinde, gegen die Feinde aber strenge aufgeführet; hiernechst auch die Philosophie, die von euch abstammet, verehret habe? Als **Trajanus** ausgeredet hatte, wurde einstimmig davor gehalten, daß er alle an Gelindigkeit überträfe, und die Götter schienen insgemein daran einen großen Gefallen zu haben.

Da hierauf **Marcus** zu reden anfing, sagte **Silenus** heimlich zum **Bacchus**: Laßt uns einmal hören was dieser Stoicker von seinen seltsamen und wunderlichen Meynungen vorbringen wird? Er aber sahe den Jupiter und die Götter an und sagte: Ich

habe

habe nicht nöthig etwas zu reden, oder mich in diesen Streit einzulassen. Denn, wenn ihr meine Thaten nicht wüstet, so stünde es mir an, euch dieselbigen zu erzählen. Da sie euch aber gar wohl bekannt sind; wie ihr denn alles wisset: So werdet ihr mir schon selbst wiederfahren lassen, was mir gebühret. Sie hielten insgesamt den **Marcus**, gleichwie überhaupt vor bewundernswürdiger, also insbesondere vor ungleich vernünftiger als die andern alle; und für einen Mann, der gar wohl verstünde, wo es sich schickte zu reden, oder zu schweigen.

Nach diesem ward dem **Constantinus** vergönnet seine Sache vorzubringen. Er hatte am Anfange des Streites Herz genug. Als er aber die Thaten seiner Vorgänger genauer überlegte, fingen ihm die Seinigen an gar geringe vorzukommen. Zwar hat er, die Wahrheit zu bekennen, zweene Tyrannen aus dem Wege geräumet. Allein der eine war weibisch, und nichts weniger als ein Soldat; der andre aber durch Unglück und Alter ohnmächtig geworden: Beyde aber waren bey den Göttern und Menschen gleich verhaßt. Was er wider die Barbaren ausgerichtet hatte, das war ihm in der That eine schlechte Ehre. Denn er wurde ihnen einiger massen zinsbar, und ergab sich sonst den Wollüsten ganz und gar. Deswegen stund er auch von den Göttern ganz entfernet und aufrecht an dem Eingange der Wohnung des Monden, in den er höchst verliebt zu seyn schien, und immer auf denselben seine Augen richtete, um den Sieg aber sich wenig bekümmerte. Als er aber nun reden muste, ließ er sich folgender Gestalt vernehmen.

Ich bin in diesen Stücken meinen Vorgängern vorzuziehen.

zuziehen. Dem **Macedonier**, weil ich wider die Römer, Deutschen, und Scythen, nicht aber, wie er, wider die asiatischen Barbaren Kriege geführet. Dem **Cäsar** und **Octavianus** aber, weil ich mir nicht, wie sie, mit tapfern und braven Leuten, den römischen Bürgern, zu thun gemacht habe, sondern weil ich die grausamsten und verzweifelsten Tyrannen angegriffen. Dem **Trajanus** gehe ich aus eben dieser Ursache gleichfalls billig vor. Denn da ich eben die Länder wiederum erobert habe, die er ehedessen mit seinen Waffen bezwungen: So wäre ich ihm schon vorher gleich zu achten, wenn es nicht eine noch größere Kunst wäre, das verlohrne wieder zu erhalten, als zum erstenmale zu erwerben. Und da endlich **Marcus** nichts zu seinem Vortheile angebracht hat, so hat er uns allen mit einander stillschweigend schon ohnedem den Vorzug eingeräumet.

Wie magst du doch immer, mein **Constantinus**, fiel ihm **Silenus** in die Rede, diese Gärten des Adonis vor große Heldenthaten ausgeben, und dich damit breit machen? Was ist das gesagt; Gärten des Adonis? fragte **Constantinus**. Das Frauenzimmer, antwortete **Silenus**, hat ja im Gebrauche diesem Liebhaber der Venus zu Ehren in irrdenen Töpfen kleine Gärtlein anzulegen; da denn die Pflanzen wegen der dazu gebrauchten Erde, gar bald aufgehen, aber auch in einem Augenblicke wiederum verwelken. **Constantinus** ward über diese Worte feuerroth, und merkte gar wohl, daß es auf seine Thaten gemeynet wäre.

Nunmehr wurde alles auf einmal stille, und jedermann war nun begierig zu hören, wem denn die Götter den Preis zu erkennen würden? Diese aber hielten vor

gut,

gut, man müste vor allen Dingen noch die geheimen Absichten eines jedweden untersuchen. Denn von denjenigen Thaten gienge es nicht an einen Ausspruch zu thun, bey welchen das Glück den grösten Antheil gehabt hätte. Diese Göttinn war gerade selbst zugegen, und hatte sie alle mit einander grausam herunter gemacht; den einigen **Octavianus** ausgenommen, von dem sie sagte, daß er gut gegen sie gesinnet wäre. Demnach beliebte es den Göttern deswegen eine Erinnerung an den **Mercurius** zu thun. Zuförderst wurde ihm aufgetragen, den **Alexander** zu befragen: Was er für die trefflichste That hielte, und worauf er seine Hauptabsicht bey allem dem gerichtet gehabt hätte, was ehemals von ihm gethan und gelitten worden? Er gab zur Antwort: Alles zu überwinden! **Mercurius** fragte ihn: Meynst du denn wohl allemal diesen Zweck erreichet zu haben? Ja wohl, hinter sich: fiel **Silenus** mit einem beißenden Spotte darein; unsere Töchter sind gar oft stärker gewesen als du. Womit er die Weinreben andeutete; und zugleich dem Alexander die Liebe des Weins und der Trunkenheit vorrücken wollte. **Alexander**, dem noch die Lehrsätze der Peripatetiker im Sinne lagen, versetzte: Meine Meynung ist ja niemals gewesen leblose Geschöpfe zu bemeistern. Denn mit diesen kann man ja keinen Krieg anfangen; aber wohl mit Menschen und Thieren. **Silenus** antwortete mit einer Mine, die eine Verwunderung anzeigte, aber zugleich überaus spöttisch war: O! o! was sind das vor dialectische Ausflüchte! willst du dich unter die leblosen, oder unter die beseelten und belebten Geschöpfe rechnen? **Alexander** ward darüber etwas unwillig und sagte: Ist das nicht eine seltsame Frage? Zumal an

mich,

mich, der ich wegen meiner Großmuth in der Meynung gestanden bin, daß ich noch mit der Zeit ein Gott werden dürfte, oder wohl schon gar einer wäre. Unterdessen, erwiederte **Silenus**, hast du dich ja selbst unzähligemal überwunden; indem du dein Gemüth durch Zorn, Traurigkeit und andere Leidenschaften geringer und schlimmer gemacht hast. Es kann seyn, gab **Alexander** zur Antwort: Allein dieses ist zweydeutig gesprochen, daß einer sich selber überwinden, oder von sich selbst überwunden werden könne. Ich habe itzo von einem Siege geredet, den man über andere erhält. Ey der schönen Schließkunst! sagte **Silenus**: Wie herrlich weist du nicht meine Sophistereyen abzulehnen? Aber lieber, wie stund es denn damals in Indien um dich, da dein getreuer Peucestes bey dir war, und man dich verwundet und halbtodt aus der Stadt heraus schleppete? Bist du damals dem untergelegen, der dir die Wunde beygebracht hatte, oder hast du ihn auch überwunden? Ich habe ihn nicht allein überwunden, antwortete **Alexander**; sondern auch die ganze Stadt zerstöret. Nichts weniger als dieses, sagte **Silenus**: Denn du lagest ja da, wie der arme Hector beym Homerus, hattest keine Kräfte mehr, und der Tod saß dir schon auf der Zungen; aber deine Leute stritten und erfochten endlich den Sieg. Gut; sprach **Alexander**, es geschah aber doch alles unter meiner Anführung. Wie ist das möglich? versetzte **Silenus**, daß sie sollten haben deiner Anführung folgen können; da kaum ein Haar fehlete, daß du nicht wärest des Todes gewesen? Zugleich sagte er ein paar Verse aus dem Euripides her:

Wie gehts in Griechenland nicht so unbillig zu?
Da nach erhaltnem Sieg, der tapfere Soldat,
Dem Obersten zur Ehr, ein Siegeszeichen setzet,
Das er verdienet hat, und mit der Faust erfochten?

Darauf sagte **Bacchus** zum **Silenus**: Höre auf, liebes Väterchen, dergleichen weiter zu reden, damit dir es Alexander nicht machen möge, wie ehedem dem Clitus. Dieser schämte sich darüber, ließ einige Thränen über die Wangen fallen, und redete kein Wort mehr. Und damit hatte auch dieses ganze Gespräche sein Ende.

Nachdem wendete sich **Mercurius** zu dem **Cäsar**, und sagte: Was hast denn du dir für einen Zweck in deinem Leben vorgesetzet gehabt? Diesen, antwortete **Cäsar**, daß ich zu meiner Zeit der Vornehmste auf der Welt seyn, und keinen Menschen über mir haben möchte. Das ist ein wenig dunkel gesprochen; sagte **Mercurius**. Wolltest du es an Weisheit, oder an Beredsamkeit, an Staats- oder aber an Kriegskunst jedermann bevor thun? **Cäsar** gab darauf zur Antwort: In allen diesen Dingen hatte ich Lust der Vortrefflichste zu seyn. Weil es aber nicht angehen wollte, so bemühete ich mich blos unter meinen Mitbürgern der Vornehmste zu werden. So hast du denn wirklich so viel bey ihnen gegolten? fragte **Silenus**. Allerdings; antwortete **Cäsar**; Ich bin ja gar ihr Beherrscher geworden. Es ist wahr, sagte **Silenus**; du hast es so weit gebracht: Daß sie dich aber hätten von Herzen lieben sollen, dieses konntest du keinesweges verschaffen; ob du gleich eine verstellte und recht theatralische Freundlichkeit gegen sie annahmest, und allen mit einander auf das niederträchtigste schmeichel-

test. Sollte mich das römische Volk nicht wahrhaftig geliebet haben, erwiederte **Cäsar**, da es doch so ernstlich meinen Mördern, dem **Caßius** und **Brutus**, nachgestellet hat? Dieses ist gar nicht deswegen geschehen, versetzte **Silenus**; denn davor hat sie das Volk ja einmüthig zu Bürgemeistern ernennet: Sondern um des Geldes willen; da es in Erfahrung gebracht hat, daß du in deinem Testamente eine große Belohnung einem jeden ausgesetzet hättest, der sie hassen würde.

Als auch diese Unterredung beschlossen war, nahete sich **Mercurius** alsobald zum **Octavianus**, unter folgenden Worten: Wirst auch du uns nicht sagen wollen, was du vor die edelste That auf der Welt gehalten habest? Er antwortete: Das Regiment wohl verwalten. Was heißt denn aber, fragte **Silenus** weiter das Regiment wohl verwalten? sage an; denn auch selbst die allerschlimmsten Regenten können eben dieses vorgeben. Der Tyrann Dionysius, und Agathocles, der noch weit ärger als jener war, meynten auch, sie hätten ganz wohl regieret. Ihr wisset ja, o ihr Götter, rief **Augustus** aus, wie ich meinen Enkel in die Welt schickte, daß ich euch sehnlich bath, ihm die Tapferkeit des **Cäsars**, die Geschicklichkeit des Pompejus, und mein Glück zu ertheilen. Es ist wahr, sagte **Silenus**, dieser Puppenmacher hat genug Bilderchen der Götter, die auch an sich in der That gar heilsam sind, zusammen getragen. Warum giebst du mir denn so einen seltsamen und lächerlichen Namen? fragte **Augustus**. Darum; antwortete **Silenus**. Hast du uns nicht so viele Götter gemachet, als die Puppenkrämer Bilder; deren einer, und

zwar

zwar der Vornehmste unter allen, der Cäsar hier ist. Octavianus schlug darüber die Augen nieder, und schwieg ganz stille.

Darauf sahe Mercurius den Trajanus an, und sagte zu ihm: Wohlan, was hast denn du bey Ausübung deiner Thaten gedacht? Eben dieses, was Alexander, antwortete er; nur habe ich mich ein wenig mehr gemäßiget. Ey, ey, versetzte Silenus; du bist ja den allerschändlichsten Lastern untergelegen. Jenen hat zwar manchmal der Zorn, dich aber gar die schmählichste und niederträchtigste Wollust überwältiget. Gehe an den Galgen, fiel Bacchus dem Silenus in die Rede: Weil du dich über alle so sehr und so lange aufhältst, so machest du ja, daß kein einiger mehr zum Worte kommen kann. Höre alsobald auf dieser Leute zu spotten; und gieb vielmehr acht, was du dem Marcus in den Bart werfen könnest. Denn dieser scheinet mir, wie Simonides irgendwo sagt, ein rechtschaffener und vollkommen unsträflicher Mann zu seyn. Mercurius wendete sich nachdem zu dem Marcus, und sagte: Auch du, mein ehrwürdiger Alter, was hast du vor den besten Endzweck deines Lebens gehalten? Er antwortete ganz bedächtlich und bescheiden: Dieses, den Göttern nachzuahmen. Seine Antwort kam allen so gleich gar vernünftig und gut vor. Auch selbst Mercurius hatte nicht Lust mit Fragen weiter in ihn zu setzen; weil er vermuthete, daß alle seine Antworten dieser ersten ähnlich seyn würden. Ein gleiches dachten auch die übrigen Götter, der einzige Silenus sagte: Beym Bacchus: ich kann diesen Sophisten unmöglich so leer ausgehen lassen. Sage einmal an, Marcus, was

hast du denn ehedem gegessen und getrunken? Hast du nicht eben so wohl Brodt und Wein genossen, als wie wir Götter den Nectar und Ambrosia? Ja antwortete **Marcus**, ich habe beydes genossen. Nicht aber deswegen, als wenn ich meynte, daß ich es darinn den Göttern nachthun wollte. Ich that dieses um meinem Leibe den nöthigen Unterhalt zu verschaffen; und habe dabey auch, obwohl vielleicht unrecht, geglaubet, daß eure Körper ebenfalls des Rauches von Opfern nöthig hätten. Demnach habe ich euch keinesweges in diesem Stücke nachzuahmen mich beflissen, sondern in dem, was das Gemüthe angehet. **Silenus** ward dadurch wie auf das Maul geschlagen. Nach einer kleinen Weile sagte er: Deine Antwort ist so ungereimt eben nicht. Allein gestehe mir es doch nur; was hast du denn ehedessen gemeynet, daß das hieße: den Göttern nachahmen? **Marcus** antwortete: Gar weniges für sich selbst nöthig haben, und hingegen den meisten Menschen gutes erzeigen. So hast du denn allein an nichts einen Mangel gehabt? versetzte **Silenus**. Ich, vor mich selbst, an nichts; antwortete **Marcus**, mein geringer Körper aber an gar wenigem. Auch hierinnen schien **Marcus** allen gar recht geredet zu haben. **Silenus** aber blieb doch zuletzt noch im Zweifel, und verfiel auf die Frage: Ob auch alles gut und vernünftig gehandelt gewesen wäre, was **Marcus** vordem mit seiner Gemahlinn und mit seinem Prinzen (dem Commodus) vorgenommen hätte; deren er jene unter die Zahl der Göttinnen schrieb, diesem aber die Regierung anvertrauete. Auch in diesen Dingen, antwortete er, habe ich mich den Göttern gleichmäßig erwiesen. Denn,

was

was meine Gemahlinn betrifft, bin ich dem Homerus gefolget, welcher gesagt, daß ein jeder rechtschaffener und kluger Ehemann seine Frau liebe und in Ehren halte. Und so viel meinen Sohn anlangt, so habe ich selbst des Jupiters Ausspruch vor mich. Als dieser einst über den Mars erzürnet war, ließ er sich folgendergestalt gegen ihn heraus: Ich hätte dich längst mit meinem Donner zerschmissen, wenn du nicht mein Sohn wärest, und wenn ich dich nicht lieb hätte. Zu dem, so habe ich ja nicht vorher sehen können, daß mein Sohn mit der Zeit so ein böser Mensch werden würde. In der Jugend hat man insgemein eine gleich starke Neigung zum Guten und zum Bösen. Da sich nun mein Sohn nach der Zeit auf die schlimme Seite geleget hat, so kann ich keinesweges was dafür; denn er war noch nicht so beschaffen, als ich ihm das Regiment überließ. Gegen meine Gemahlinn habe ich es demnach gemacht, wie der göttliche Achilles, und gegen meinen Prinzen, wie der große Jupiter: Ueberhaupt habe ich auf beyden Seiten nichts neues begangen. Es ist ja sonst den Gesetzen nach vergönnt, seinen Kindern die Nachfolge zu überlassen; und sie wünschen dieses auch alle miteinander. So habe ich auch nicht zu allererst, sondern nach vieler anderer Exempel meine Gemahlinn auf diese Art verehret. Ist dergleichen Verfahren nicht löblich, so ist es bey dem, der es zuerst aufgebracht hat, davor zu halten. Nunmehr aber seine Allerliebsten einer solchen Ehre zu berauben, die schon andere den Ihrigen ebenfalls erwiesen haben, würde nicht weit von der Unbilligkeit entfernet heißen. Doch ich weis nicht, wie ich darzu komme, meine Vertheidigung gegen euch, o Jupiter

und ihr Götter, so weitläuftig zu führen, da ihr doch alles vorher schon wisset. Daher nehmt mir dieses Vergehen nicht übel.

Marcus hatte damit aufgehöret zu reden, weshalben Mercurius den Constantinus fragte: Was hast denn endlich du vor das beste gehalten? Er antwortete: Viele Güter zu sammlen, und mit denselben so wohl sich selbst, als denen, die man liebet, so viel nur möglich, zu gute zu thun. Silenus lachte auf diese Erklärung überlaut, und sagte zu ihm: Allein, da du so ein großer Schatzsammler und Wechsler seyn wolltest, wie ist es immermehr gekommen, daß du dich wie einen Küchenmeister und Haaraufputzer aufgeführet hast? Vor dem konnte man dieses bloß aus deinen Haaren und deiner Gestalt abnehmen; und nun sagst du deines Herzens Meynung mit einander gar heraus. Mit diesen Worten hatte ihn Silenus ein wenig allzu empfindlich getroffen.

Nunmehr wurde alles zusammen ganz stille, und die Götter gaben ihre Stimmen insgeheim. Die meisten waren für den Marcus. Jupiter aber, nachdem er vorher mit seinem Vater Saturnus deswegen sich besonders unterredet hatte, hieß den Mercurius das Urtheil der Götter durch öffentlichen Ausruff bekannt machen. Dieser war folgenden Inhalts:

„Ihr Männer, die ihr euch zu diesem gegenwärti„gen Wettstreite versammlet habt! Die Gesetze „bringen es bey uns also mit, und unsere Abschiede „pflegen insgemein dahinaus ertheilet zu werden; daß, „wer überwunden hat, sich zwar freuen, auf keine „Weise aber des Ueberwundenen spotten möge. „Demnach kann nun ein jeder unter euch hingehen, wo-

„hin

„hin es ihm beliebet, und sich einen Gott erwählen,
„welchen er will, unter dessen Aufsicht und Schutz er
„in Zukunft bey uns lebe.

Dieser Ausruff war kaum geschehen, als **Alexander** gegen **Hercules**, und **Octavianus** gegen den **Apollo** zuliefen: **Marcus** aber stellete sich feste zwischen den **Jupiter** und den **Saturnus** hin. **Cäsar** schwärmete lange wie in der Irre herum, bis ihn endlich **Mars** und die **Venus** aus Mitleiden, zu sich rufften. **Trajanus** hing sich an den **Alexander** dichte an, weil er an seiner Seiten sitzen wollte. Und **Constantinus** endlich, weil er unter den Göttern keinen einigen fand, dem er bey Lebzeiten nachgeahmet hätte, so bald er nur die Göttinn der **Wollust** von ferne erblickte, lief er gleich auf sie zu. Diese empfing ihn gar zärtlich, nahm ihn eine Weile auf die Arme, zog ihm hernach Weibskleider und einen bunten Schleyer an, und führte ihn in diesem Aufputze der Göttinn der **Schwelgerey** zu. Bey derselben traf er eben seinen Sohn (den Constantius) an, der jedermann zurief: Ist wo ein Ehrenschänder, ist wo ein Mörder, ist wo einer, der die gröszesten Verbrechen begangen hat, der komme getrost herbey! Ich will ihn, so bald er sich nur mit diesem Wasser gewaschen haben wird, den Augenblick ganz rein darstellen. Sollte er aber ja noch einmal in diese Unthaten verfallen, so will ich ihn wieder reinigen, wenn er sich nur an die Brust schlagen und sein Haupt zerstoßen wird. **Constantinus** blieb bey dieser Göttinn ganz gerne, nahm auch seine übrigen Kinder von der Versammlung der Götter hinweg. Diese Rächer der Bosheit aber ließen ihn und dieselben

peinigen, um das vergossene Blut ihrer Anverwandten an ihnen zu rächen; bis Jupiter mit dem Claudius und Constantius inne zu halten befahl. Dir aber, Julianus, sagte Mercurius zu mir; dir habe ich deinen Vater, Mithras, zu erkennen gegeben. Folge du nur seiner Vorschrift, und erwähle dir ihn Zeitlebens zum sichern Porte und zur Zuflucht: Sey auch bedacht, daß wenn du einmal von hinnen gehen mußt, du mit guter Hoffnung dich an ihm eines gnädigen Gottes getrösten mögest.

* *

Die vierte Satyre
aus dem ersten Buche Horatii,

übersetzt von

Johann Christoph Gottscheden.

Wie pflegte vormals nicht ein Eupolis, Cratin,
Und Aristophanes die Laster durchzuziehn?
Wenn sie nach alter Art ein beißend Lustspiel machten,
Dadurch sie groß und klein, ja Mann und Weib verlachten.
Sie stellten ungescheut mit vieler Freyheit dar,
Wer boshaft, wer ein Dieb und Ehebrecher war;
Wer kein Bedenken trug zu rauben und zu morden,
Und durch manch Bubenstück schon sonst bekannt geworden.
So macht es auch Lucil; so weit hat ers gebracht,
Wenn er den Mustern folgt, so sie ihm vorgemacht.

Sein

Sein Kopf ist aufgeweckt, er scherzt nach Art der Alten;
Nur bloß ihr Sylbenmaaß hat er nicht beybehalten.
Die Verse, die er macht, sind hart und gar nicht rein,
Und dieß wird in der That sein ganzer Fehler seyn.
In einer Stunde Frist, auf einem Bein zuweilen,
Schrieb er aus Pralerey, mehr als zweyhundert Zeilen.
So trüb ihm alles fließt, so vieles trifft man an,
Was doch zu loben ist und schon gefallen kann.
Er war zu plauderhaft, und gar zu träg, im Dichten
Den ersten Aufsatz stets noch besser einzurichten.
Denn darnach fragt man nicht, wie viel ein Dichter schreibt,
Wenn alles was er macht, noch voller Fehler bleibt.
Hier winket mir Crispin. Er rufft mit frechem Munde:
Nimm Feder und Papier; Man setz uns Ort und Stunde;
Vertrau uns beyderseits der schärfsten Aufsicht an,
Und seh denn, wer von uns am schnellsten dichten kann.
Den Göttern sey gedankt, die mir kein Pfund beschieden,
Das deinem ähnlich ist. Denn ich bin wohl zufrieden,
Daß sie mir einen Geist voll Armuth zugedacht,
Und meine Zunge nicht so plauderhaft gemacht.
Indessen magst du dich nach eigenem Belieben,
Dem besten Blasebalg recht nachzuahmen üben,
Aus welchem Luft und Wind ganz unaufhörlich streicht,
Bis die erzwungne Glut den härtsten Stahl erweicht.

Beglückt ist Fannius, dem wegen seiner Schriften
Das kluge Rom gesucht ein Ehrenmal zu stiften.
Sein Buch und Ebenbild, die Wunder spätrer Zeit,
Sind in des Kayserś Schloß dem Phöbus selbst geweiht.
Hingegen liest kein Mensch was ich für Verse schreibe:
Das macht, daß ich damit aus Furcht zurücke bleibe;
Weil vielen keine Schrift die stachlicht ist, gefällt,
Da ihr Gewissen sie zur Zahl der Thoren stellt.

Ja, zeuch doch, wen du triffst, aus aller Römer Haufen:
Wo er nicht geizig ist, so wird er Titel kaufen;
Und wo er nicht aus Brunst die fremden Weiber küßt:
So weis ich, daß er toll auf junge Knaben ist.
Wenn dieser Leib und Seel um Silber will verpfänden;
So kann den Albius corinthisch Erzt verblenden.
Von Sonnen-Aufgang an, bis wo sie Abends scheint,
Setzt jener Waaren um, der reich zu werden meynt.
Und wie der Staub sonst fährt, der sich im Wirbelwinde
Sehr leicht zusammen dreht: So plötzlich und geschwinde
Stürzt auch ein solcher sich in Noth, Gefahr und Pein,
Aus Furcht, dereinst verarmt, aus Sehnsucht, reich zu seyn.
Dieß Volk ist Versen gram, und scheuet die Poeten:
Ihr Leute, hütet euch! Hier ist die Flucht vonnöthen,
Es kommt ein stößig Thier, das Heu an Hörnern zeigt!
Fällt ihm ein Scherzwort ein, das ihn zum Lachen neigt:
So schont er keinen Freund. Ist ihm ein Vers gelungen:
So wird er jedermann gewaltsam aufgedrungen.
Er liest ihn jedem vor, der Holz und Wasser trägt,
Auf freyer Straße kommt, und kaum ein Bein bewegt.
So breitet er das Gift von seinen Lästerzetteln
Auf hundert Knaben aus, auf hundert alte Vetteln.
Wohlan, nun nehmt euch was von mir zur Antwort hin.
Vors erste sag ich nicht, daß ich ein Dichter bin:
Denn darauf kommts nicht an, daß einer Verse schreibet.
Nein! wessen Schreibart stets so schlecht u. niedrig bleibet,
Als hier die meine klingt, der ist noch kein Poet.
Ein Kopf, der sinnreich ist; ein Geist, der höher geht,
Als Menschen insgemein vermögend sind zu dringen;
Ein Mund, der fähig ist, was großes zu besingen,
Dem lege man das Lob des Dichtertitels bey.
Daher hat man gefragt, obs ein Gedichte sey,

Wenn

Wenn man ein Lustspiel macht; indem hier aller Orten
Kein scharfer Witz und Geist in Sachen oder Worten
Pflegt angebracht zu seyn. An statt der Wörter Wahl
Erblickt man hier nur bloß der Sylben Maaß und Zahl,
Dadurch die Schreibart sich von schlechten Reden trennet.
Man seh nur im Terenz, wie jener Vater brennet:
Er wütet auf den Sohn, der sein erworbnes Gut
Mit lauter Schwelgerey und Hurenvolk verthut;
Ein reiches Weib verschmäht, und sich auf hellen Gassen
Bey Tage toll und voll mit Fackeln finden lassen.
Sagt, würd es dem Pompon nicht eben so ergehn,
Wenn nur sein Vater noch vom Tode könnt erstehn?
Drum ist es nicht genug, die Verse rein zu schreiben,
So daß, wenn man sie trennt, nur Reden übrig bleiben,
Die jeder, wenn er zürnt, so gut als dieser Mann,
Der in dem Schauspiel schmählt, ja besser sagen kann.
Nimm diesen Vers von mir, und was Lucil geschrieben;
Es werd ein jedes Wort von seinem Platz vertrieben;
Verwirf das Sylbenmaaß; das erste lies zuletzt,
Und was am Ende steht, das werde vorgesetzt:
So wird der ganze Schmuck u. Wohlklang dir verschwinden,
Und niemand wird die Spur von einem Dichter finden.
Doch wenn die Zwietracht dort ganz scheuslich
von Gesicht
Bellonens eisern Thor zertrümmert u. erbricht,
Wie Ennius einst schrieb: So wird auch im Versetzen
Ein jeder, was er sieht, noch für poetisch schätzen.

Wiewohl genug davon. Ein andermal noch mehr!
Voritzo frag ich nur, warum ihr doch so sehr
Die Art von Schriften haßt, darinnen Stacheln liegen?
Dort läuft ja Sulcius mit einem Arm voll Rügen,

Und

Und Caprius, sein Freund, ist ebenfalls dabey.
Wer weis nicht, daß dieß Paar der Mörder Schrecken sey?
Allein wer unbefleckt in reinen Sitten wandelt,
Was achtet er sie viel, da er nicht misgehandelt?
Die Unschuld zittert nie vor Kläger und Gericht;
Denn was die Bosheit straft, das drohet ihr ja nicht.
Gesetzt, ihr wäret nun dem Pyrrhus zu vergleichen
Und dörft an Wuth und Mord dem Cölius nicht weichen:
Bin ich dem Caprius und Sulcius schon gleich?
Was fürchtet ihr mich denn? warum entsetzt ihr euch?
Es ist ja meine Schrift noch nirgends feil gewesen.
Der Pöbel kennt sie nicht, und hat sie nicht gelesen,
Auch nicht Hermogenes. Wo nicht ein guter Freund,
Der mich darum ersucht, mich fast zu zwingen scheint:
So les ich sie nicht vor. Ich laß auch nicht vor allen,
Viel minder überall die schwache Stimm erschallen.
Wie viele lesen gern auf offnem Markte vor?
Wie mancher liebt das Bad? Da kann ein eitles Ohr
Den eingeschloßnen Schall weit lieblicher empfinden,
Als in der freyen Luft, bey Regen oder Winden.
Was fragen sie darnach, ob die Vernunft dabey
Was auszusetzen hat, und obs zur Unzeit sey?
Ja spricht man, du bist schlimm, u. lachst zu unserm Schaden,
Und sucheſt uns mit Fleiß mit Schimpf zu überladen.
Sagt, woher habt ihr das? Wer hat euch das gesagt?
Und welcher Freund von mir hat euch so angeklagt?
Wer Freunde schmähen kann, die nicht zugegen sitzen,
Sie nicht vertreten will, wenn andre sie beschmitzen,
Wer gerne Possen macht, das Läster-Handwerk treibt,
Was nie geschehn, erdenkt, und nicht verschwiegen bleibt:
Den müßt ihr, Römer, fliehn, vor dessen frechem Wüten
Muß jeder Kluge sich, so wie vor Schlangen hüten.

Und was bedarf es viel? Oft sieht ein Abendmahl
Zwölf Gäste lustig seyn, wo einer aus der Zahl,
Der sich was klüger dünkt, mit äußerstem Bemühen
Die andern insgesammt sucht heftig durchzuziehen.
Den Wirth verschont er nur; bis ihm des Bacchus Macht
Des Herzens Innerstes bis in den Mund gebracht.
Ein solcher heißt bey dir, du Feind der Lästerungen,
Ein aufgeweckter Kopf, ein Mensch von freyer Zungen,
Ein wohlbelebter Kerl. Hingegen wenn mir nur
Von ungefehr einmal der kleine Vers entfuhr:
Rufill riecht nach Ziebeth, Gorgon stinkt gar nach Böcken;
Da muß ich mit Gewalt voll Gift und Galle stecken.
Noch mehr, erwehnt man wo Petillus Dieberey
In deiner Gegenwart; vertheidigst du ihn frey,
Wie dir gewöhnlich ist: Er ist seit vielen Jahren
Mein alter Tischgesell; Ich hab auch oft erfahren,
Daß er in manchem Stück mir willig hat gedient;
Drum bin ich froh, daß ihm sein Glück in Rom noch grünt.
Indessen wunderts mich, wie er dießmal entwischet!
Hier zeiget sich dein Blut mit lauter Gift gemischet
Und schwarzer Galle voll. Dergleichen Frevelthat,
Ich sag es heilig zu, soll nimmermehr mein Blatt,
Zuförderst auch mein Herz im mindsten nicht beflecken,
Dafern ich irgend was geschickt bin zu vollstrecken.
Doch wenn zuweilen mir ein freyes Wort entfährt:
So muße mirs nicht auf, es ist verzeihenswerth.

So pflegt der wackre Mann, mein Vater, mich vorzeiten,
Durch der Exempel Kraft, von Lastern abzuleiten.
Denn schärfte mir sein Mund ein sparsam Leben ein;
Und rieth er mir dabey, mit dem vergnügt zu seyn,
Was er mir beygelegt: So hieß es: sieh darneben
Den Sohn des Albius; wie elend muß der leben?

Wie arm lebt Barrus itzt? Fürwahr dieß Beyspiel spricht:
Verschwelge doch, mein Sohn, des Vaters Erbe nicht.
Und widerrieth er mir die wilde Hurenliebe:
So sprach er: Folge nicht Sectans verruchtem Triebe.
Fiel ihm der Ehbruch ein, so war das Beyspiel klar,
Es hieß: Gedenke nur an des Trebons Gefahr!
Der Ruff ist warlich schlecht, den er davon getragen,
Nachdem man ihn ertappt. So viel kann ich dir sagen,
Ein Philosoph macht dir dereinst ein mehrers kund,
Und zeigt dir deines Thuns und Lassens innern Grund.
Genug, daß ich bisher nach Art der frommen Alten,
So lange du es brauchst, dein Leben hab erhalten,
Und deinen Ruff geschützt. So bald der Jahre Zahl
Dir Leib und Geist gestärkt, so magst du jedesmal
Nach eignem Kopfe gehn, dir selbst die Bahn bestimmen,
Und wie das Sprichwort sagt, auch sonder Binsen schwimmen.
So sah die Lehrart aus darnach mein Vater gieng.
Befahl er irgend was, so sprach er, nimm das Ding
An jenem Manne wahr! Hier wies er aus dem Adel
Mir selbst ein Muster an. Verdient ich aber Tadel:
So hieß es: Zweifelst du, ob solches schändlich sey,
Und schädlich noch dazu? Erinnre dich dabey,
Wie schlecht der Nachruhm ist, den der und die erreichen.
So wie die Kranken sonst bey ihrer Nachbarn Leichen
Vor Zagheit fast vergehn, und wie die Furcht sie zwingt
Daß mancher einen Trank, der ihm nicht schmeckt, verschlingt:
So hält ein fremder Schimpf die Herzen junger Leute
Sehr oft von Lastern ab. Daher bin ich noch heute
Von solchen Fehlern frey, die ins Verderben ziehn:
Wiewohl von mittler Art noch manche bey mir blühn,
Die man mir leicht verzeiht. Vielleicht wird mit den Jahren
Mein Alter noch davon bald dieß bald das ersparen.

Ein

Ein freyer Freund thut viel; ein guter Vorsatz auch:
Denn dieses ist vorlängst mein täglicher Gebrauch.
Wenn ich spatzieren geh und auf dem Ruhbett liege;
So red ich mit mir selbst: Das thut mir keine Gnüge;
Viellieber so gethan, denn das wird besser seyn;
So schmeichelt man sich nicht bey guten Freunden ein;
Der hat nicht wohl gethan; soll ich es auch so machen,
Und selbst ein Vorwurf seyn, dabey die Klugen lachen?
So red ich selber mich mit stillen Lippen an.
Gewinn ich nun die Zeit, daß ich was schreiben kann:
So bring ichs zu Papier. Und dieses ist ein Laster
Von jener Mittelart. Bedünkt es dich verhaßter
Als daß man schonen kann: So nimm dich wohl in acht,
Daß nicht ein Dichterheer zu meinem Schutz erwacht:
(Deñ unser sind sehr viel;) Wir möchten dich sonst zwingen,
Und, wie die Juden thun, in unsre Secte bringen.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Des M. Tullius Cicero
Buch von der Welt,

Aus dem Timäus des Plato;

aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt

von

M. Johann Heinrich Winkler.

Wider die Naturlehrer haben wir zum Theil ein vieles in den academischen Untersuchungen geschrieben, zum theil öfters nach der Art und Gewohnheit des Carneades bey dem P. Nigidius

gidius wider dieselben gestritten. Denn dieser Mann war nicht nur in den übrigen Künsten, die einem vernünftigen Menschen anständig sind, überaus geschickt; sondern forschte auch vornemlich mit Fleiß und Schärfe nach dem, was die Natur verdeckt und verwickelt zu haben scheint. Und endlich dünkt mich, er sey nach den edlen Pythagoräern aufgestanden, und habe ihre Lehre, die zwar einige Jahrhunderte hindurch in Italien und Sicilien im Schwange gewesen, nach der Zeit aber gleichsam verloschen ist, aufs neue an das Licht bringen wollen. Da er nach seiner Gesandtschaft nach Rom gieng, und mich auf meiner Reise nach Cilicien zu Ephesus erwartete, und Cratippus, dem ich unter allen peripatetischen Weltweisen, die ich nur gehöret habe, gerne den Vorzug einräume, von Mitylene eben dahin kam, um mir seine Aufwartung zu machen: So war mir es ein herzliches Vergnügen, diese beyden Leute zu sehen und zu sprechen. Anfangs bewillkommten wir einander, die übrige Zeit brachten wir mit philosophischen Unterredungen zu.

* * *

Was ist wohl dasjenige, was allezeit seyn soll, und doch keinen Ursprung hat? Und was ist das, was da entstehen soll, und doch niemals ist? Das eine davon begreift der Verstand und die Vernunft, und das ist immer eins und eben dasselbe: Das andere wird uns durch die Sinne vorgestellt, und die Vernunft hat damit nichts zu thun, es bestehet in nichts, als in bloßen Meynungen; und das ist es, was da entsteht, und vergeht, und niemals wirklich seyn kann.

Alles aber, was entstehet, muß aus einer gewissen Ursache entstehen. Denn wo die Ursache eines Dinges fehlt,

fehlt, davon kann man keinen Ursprung finden. Wer also ein Werk unternimmt, und diejenige Gestalt anschauet, welche beständig einerley ist, und sich dieselbe zum Muster vorlegt, der muß gewiß eine herrliche Sache zu Stande bringen. Sieht er aber auf eine Gestalt, welche entstehet: So kann er die Schönheit, wornach er strebt, niemals erreichen.

Wir wollen demnach alles, was da ist, den Himmel nennen, oder die Welt, oder was es sonst vor einen Namen hat. Hiervon wollen wir anfangs das betrachten, wovon man in einer jeden Untersuchung den Anfang machen muß; ob sie allezeit gewesen, und von niemand ihr Herkommen habe? ob sie entsprungen sey? ob irgend eine Zeit sey, da sie ihren Anfang genommen? Denn man sieht sie, man fühlt sie, und sie ist durch und durch körperlich. Aber alle dergleichen Dinge fallen in die Sinne; und was da ist, und in die Sinne fällt, das bestehet in Einbildungen, und ist eben das, wovon wir gesagt, es habe seinen Ursprung, und entstehe; ohne Ursache aber könne nichts entstehen; und das sey eben was schwereres, den Vater dieser ganzen Welt zu finden, wenn man so reden mag, und wenn man ihn gefunden habe, dürfe man ihn doch nicht dem Pöbel bekannt machen.

Wir müssen also abermals sehen, ob der Werkmeister dieses großen Gebäudes ein Muster vor sich gehabt, wornach er sich gerichtet; und zwar entweder ein solches, welches immer eins, und eben dasselbe, und sich ähnlich ist; oder das, was wir entstanden und entsprungen nennen. Aber wofern diese Welt schön, und ihr Künstler rechtschaffen ist: So hat er sich gewiß lieber nach dem, was ewig ist, richten wollen. Ist

es aber nicht so, welches man ohne die größte Sünde nicht einmal sagen darf: So ist er an statt eines ewigen Urbildes einem entstandnen gefolget. Daher ist kein Zweifel, er werde lieber das, was ewig ist, haben ausführen wollen: Indem weder was schöners als die Welt, noch etwas vortrefflichers als ihr Baumeister zu finden ist. Wenn sie also entstanden ist; so ist sie nach dem gemacht worden, was die Vernunft und Weisheit begreift, und die unwandelbare Ewigkeit in sich schließt. Hieraus folgt, diese sichtbare Welt müsse ein ewiges Bild einer ewigen Welt seyn. In einer vernünftigen Untersuchung aber, ist nichts schwerers, als der Anfang.

Das soll also von dem, was wir gesagt, das erste und vornehmste Stück seyn. Wir müssen in der ganzen Rede auf eine richtige Aehnlichkeit mit diesen Dingen, von welchen wir urtheilen wollen, acht haben. (*) Wenn man demnach von einer beständigen und unveränderlichen Sache seine Gedanken eröffnet: So muß die Rede so beschaffen seyn; daß man sie weder verwerfen noch umstoßen kann. Fängt man aber von Dingen zu reden an, die nach andern gemacht und gebildet worden: So meynt man, es sey genug, wenn man nur das erreichet, was der Wahrheit ähnlich oder wahrscheinlich ist. Denn so groß der Vorzug ist, den die Ewigkeit vor dem hat, was einen Ursprung genommen; so groß ist auch der Vorzug der Wahrheit vor dem, was man glaubt. Dergestalt wird es gar kein Wun-

---

(*) De his igitur, quae diximus, haec sit prima distinctio, in omni oratione cum his rebus, de quibus videtur, explicata cognatio.

Wunder seyn, wenn wir etwan in unsern Unterredungen von der Natur der Götter und dem Ursprunge der Welt das, was wirklich ist, mit unserm Verstande nicht dermaßen erreichen, daß unsere ganze Rede durch und durch in allen Stücken und in völliger Deutlichkeit mit sich selber übereinstimmt. Ihr möget zufrieden seyn, wenn man wahrscheinliche Dinge vorbringen wird. Denn wir müssen uns beyderseits erinnern, daß wir Menschen sind, ich, der ich reden soll, und ihr, die ihr urtheilen sollet; damit ihr nichts weiter verlangt, wenn wahrscheinliche Dinge werden gesagt werden. Laßt uns derowegen nach der Ursache forschen, welche den Baumeister dieser Dinge angetrieben hat, daß er auf einen Anfang derselben und auf eine neue Unternehmung gedacht. Er war nemlich so gütig und so wohlgesinnet: Aber, wer gütig und redlich ist, der ist gegen niemand misgünstig. Er hat demnach alles, was ihm ähnlich ist, gezeuget. Dieses, dieses war die höchstgerechte Ursache, die Welt hervor zubringen. Denn da Gott beschlossen hatte, die Welt mit allen Gütern zu erfüllen, und nichts böses mit einzumischen, so weit es die Natur leiden würde: So nahm er alles zur Hand, was zu finden und zu sehen war; Dinge, die keinen Bestand, keine Ruhe hatten, sondern ohne Ziel und Maaß da und dorthin bewegt und getrieben wurden. Und dieses brachte er aus der Unordnung in die Ordnung: Denn das hielt er vors beste und vortrefflichste. Es ist aber weder itzo recht, noch jemals recht gewesen, daß einer, der höchstgütig ist, nicht das schönste machen solte. Da er sich also mit seiner Vernunft umsahe, so fand er, daß unter allen Dingen, die man in der Natur erkannte und unter allen Arten derselben

selben denen der Verstand fehlt, nicht ein einziges wäre, was vor einem Verständigen einen Vorzug hätte. Deswegen schloß er den Verstand in die Seele, und diese in den Leib: So war er versichert, auf die Weise wäre dieses Werk am schönsten vollbracht worden. Derohalben muß man ohne Verzug gestehen, wenn man nur durch muthmassen etwas erforschen kann: Diese Welt sey was beseeltes oder ein Thier, und zwar ein solches, das Verstand hat, und von der göttlichen Vorsicht zusammen gesetzet worden. Nachdem man dieses zum voraus gesetzt, so muß man sodann erwegen, was denn Gott vor ein Muster von Thieren vor sich gehabt, nach welchem er die Welt gebildet? Von denjenigen, die uns bekannt sind, ist es gewiß keines. Denn sie sind alle in gewisse Arten vertheilet, oder zwar angefangen, doch in keinem Stücke vollkommen. Dem aber, was unvollkommen und nicht vollendet ist, kann nichts schönes ähnlich seyn. Die Welt muß also mit dem eine Aehnlichkeit haben, davon alle Thiere, wir mögen sie entweder einzeln, oder nach ihren verschiedenen Arten ansehen, gleichsam Theilchen sind. Diese Welt begreift demnach alle Thiere in sich; diejenigen, die wir uns in unsern Gednaken vorstellen, und mit der Vernunft begreifen, und in welchen Vernunft und Verstand vereiniget ist, dergleichen die Menschen sind; wie auch das Vieh und alles, was in das Gesicht fällt. Denn da Gott eine ähnliche Welt machen wollte: So schuff er ein einziges sichtbares Thier, in welchem alle Thiere enthalten seyn sollten, welches in der Natur der Dinge das allerschönste ist, was sich der Verstand vorstellen kann, und dem nirgends etwas fehlt. Ist es also nicht recht, wenn wir sagen,

daß

daß nur eine Welt sey: Oder ist es richtiger und besser, wenn wir sprechen, daß es viele und unzählige Welten gebe? Es ist ganz gewiß nur eine. Denn sie ist nach einem Muster gemacht worden. Denn was alle Thiere in sich faßt, die man mit der Vernunft erkennt; das leidet kein anderes neben sich. Denn es müste wieder ein anderes Thier seyn, welches dasselbe in sich hielte, und davon die obern Thiere Theile abgäben: Und dieser Himmel müste nicht ein Bild dieses nechsten, sondern jenes letzten Thieres seyn. Damit nun dergleichen nicht geschehen, und diese Welt einem vollkommenen Thiere in allem ähnlich seyn möchte: So schuff GOtt eben deswegen, weil nur ein einziges solches Thier ist, diese einzelne und alleinige Welt. Alles aber, was gezeugt ist, muß körperlich und sichtbar seyn, und sich berühren lassen. Ferner, so kann man nichts sehen, was ohne Feuer ist; noch auch etwas berühren, was der Dichtigkeit ermangelt. Nichts aber ist dichte, was keine Erde in sich hat. Indem sich also Gott vornahm, eine Welt zu machen: So verband er anfangs die Erde und das Feuer mit einander. Wenn aber zwey Dinge zusammen hangen sollen: So erfordern sie ein drittes, und verlangen gleichsam einen Knoten und ein Band. Das ist aber das geschickteste und schönste Band, was aus sich und aus denjenigen Dingen, die es zusammenziehet, völlig eins macht. Das füglichste hierzu ist, was griechisch ἀναλογια heißt, und lateinisch comparatio und proportio genennet werden kann. Denn wir müssen etwas wagen, da wir die ersten sind, die in diesen Dingen etwas neues vornehmen. Denn wenn sichs unter dreyen Zahlen, oder Figuren, oder andern Arten

der Dinge, sie mögen seyn, welche sie wollen, zuträgt, daß sich das Mittelste zum Letzten verhält, wie das Erste zum Mittelsten (*); und hergegen daß sich das Mittelste zum Ersten verhält, wie das Letzte zum Mittelsten (**): So wird das Mittelste so wohl das Erste als das Letzte; und das Letzte und Erste wird das Mittelste. Solcher Gestalt müssen Dinge, die mit einander verbunden worden, einerley seyn. Wenn sie aber einerley geworden: So wird aus allen eins. Wenn der Körper der ganzen Welt flach und gleichförmig ausgebreitet wäre, und man nichts in ihm vermißte, so daß alles durch und durch in einem fortgienge: So wäre er so wohl mit sich, als auch mit denjenigen Dingen, zwischen welchen er befindlich wäre, verbunden. Da aber die Welt dichte Sachen erfordert, die insgesamt niemals durch die Darzwischenkunft eines einzigen Dinges verbunden werden, sondern allezeit ihrer zwey vonnöthen haben: So kam es, daß Gott zwischen das Feuer und die Erde das Wasser und die Luft setzte, und dieselben in der Vergleichung und Proportion untereinander verband, daß, wie sich das Feuer zur Luft, also die Luft zum Wasser, und wie sich die Luft zum Wasser, also das Wasser zur Erde verhält. Aus dieser Verbindung ist der Himmel dermaßen zusammen gefüget worden, daß man ihn sehen und fühlen kann. Dieses ist also die Ursache, warum; und dieses sind die vier Dinge, aus welchen der Körper bereitet, und nach der gedachten Proportion zusammen gesetzet worden. Seit der Zeit hält er

(*) Z. e. wie 6 zu 12: also 12 zu 24.
(**) Z. e. wie 12 zu 6: also 24 zu 12.

er mit sich selbst eine so einmüthige Freundschaft und Liebe, und hänget so füglich zusammen, daß er nicht anders, als von demjenigen Wesen, welches ihn verbunden und vereiniget hat, von einander getrennet werden kann.

Was aber die vier Dinge betrifft, die ich oben genennt habe, so wurden alle ihre Theile dermaßen geordnet, daß keiner davon ausschweifen, und alle diese Arten in dieser ganzen Welt zu finden seyn sollten. Solches geschahe folgender Ursachen wegen: Anfangs, damit die belebte Welt aus vollkommnen Theilen bestehen und vollkommen seyn; hierauf, damit sie die einzige Welt seyn, und nichts übrig seyn möchte, woraus eine andere gezeuget werden könnte; endlich damit keine Krankheit oder ein Alter sie antasten könnte. Denn alle Verbindungen der Körper werden entweder durch die Wärme, oder durch die Kälte, oder durch einen heftigen Stoß geschwächt und entkräftet, daß sie erkranken und veralten. Diese Absicht hat demnach Gott der Schöpfer und Urheber der Welt gehabt. Er hat aus allen ganzen und vollkommenen Dingen ein einiges, ganzes und vollkommenes Werk machen wollen, welches niemals erkrankte, und veraltete.

Er gab ihm aber eine ihm anständige und höchstgemäße Gestalt. Denn da er ein Thier schaffen wollte, in welchem alle andere Thiere sollten enthalten seyn: So kleidete er es in eine solche Gestalt, die alle übrige Gestalten in sich begreift. Sie ward kugelförmig gebildet, welches die Griechen σφαιροειδες nennen, an dessen ganze äußere Fläche rings herum, von dem Mittelpunkte an, gleich lange Linien stoßen. Diese Kugel drehete er so künstlich, daß keine genauere Rundung

gemacht werden kann, damit man nirgends etwas rauhes finden, nirgends anstoßen, nichts in Winkel und in Krümmen verschlossen sehen, und keine Erhöhung, keine Vertiefung antreffen möchte. Alle Thiere sollten einander in allem ähnlich seyn, so weit sein Verstand die Aehnlichkeit der Unähnlichkeit vorzog. Nebst dieser ganzen Gestalt machte er die Welt so leicht, daß nichts leichters seyn kann. Denn sie bedurfte weder Augen; weil außer ihr nichts gelassen worden, was man sehen könnte; noch Ohren, weil nicht einmal so viel übrig geblieben, was das Gehör berühren könnte. Sie ward auch in den äußersten Gegenden mit keiner Luft umgeben, daß sie etwan nöthig hätte, Athem zu holen. Sie verlangte auch weder Nahrungsmittel, den Leib zu erhalten, noch einen Weg, die verdauten Speisen abzuführen. Denn sie konnte weder etwas von sich geben, noch etwas zu sich nehmen. So war auch nichts vorhanden, woher dieses alles hätte kommen sollen. Sie brachte also durch den Genuß ihrer selbst ihr Leben zu einem hohen Alter. Sie ist selbst die Ursache aller ihrer Leidenschaften und Thaten. Denn so urtheilte dasjenige Wesen, welches diese Dinge verbunden und zusammen gefüget hat, daß die Welt mit sich selber zufrieden seyn könnte, und keiner andern Sache bedürfte. Daher hat er ihr weder Hände angefügt; weil nichts war, was sie greifen und fassen, oder von sich stoßen sollte; noch Füsse und andre Gliedmaßen angesetzt, auf welchen sie gehen und stehen könnte. Denn er gab dem Himmel diejenige Bewegung, wozu er am geschicktesten gebildet war, und die allein aus den sieben Bewegungen die Seele und den Verstand am meisten rühren sollte. Er wird demnach

beſtändig auf eine und eben dieſelbe Art um ſich ſelbſt herum gewälzet. Die übrigen ſechs Bewegungen aber ſonderte er von ihm ab und machte ihn dergeſtalt von aller Verwirrung frey. Alſo der Gott, der immer war, und auf einen künftigen Gott dachte, gab dieſem zu dieſer Bewegung, die ohne Füße und Gang geſchehen konnte, keine dergleichen Gliedmaßen. Er ſchuf ihn ohne Schwere, machte ihn von allen Seiten gleich, und bereitete ihn aus ganz vollkommenen Stücken, von dem mittelſten Punkte an bis an den höchſten Umfang gleich und ganz vollkommen. Wie er aber mitten in ihm ein belebtes Weſen ſetzte: So ſpannte er auch daſſelbe durch alle ſeine Theile aus. Sodann umgab er ihn mit einem Körper: und umkleidete ihn von außen, und umfaßte ihn mit dem Himmel, der ſich alleine wälzet, nachdem er in eine Kreisbewegung geſetzet worden. Denn ſeine Kraft vermag ſo viel, daß er gar wohl vor ſich ſeyn kann, und keines andern braucht, indem er mit ſich ſelber bekannt genug iſt. Auf dieſe Weiſe hat der ewige Gott dieſen vollkommen ſeligen GOtt geſchaffen. Aber das geiſtige Weſen fieng er nicht, wie wir geſagt haben, alsdann erſt an, nachdem er ſeinen Leib hervorgebracht hatte. Es hätte ſich auch nicht geſchickt, wenn das Vornehmere dem Geringern hätte gehorſam ſeyn ſollen. Wiewohl wir ſagen vieles, was mehr Ueberlegung brauchte.

Aber Gott zeugte ein lebendiges Weſen, welches ſeinem Urſprunge und ſeiner Kraft nach weit älter iſt, und unterwarf demſelben, als einem Herrn und Beherrſcher, den Leib zum Gehorſame. Er brachte ſolches auf folgende Weiſe hervor. Er machte aus der

untheilbaren Materie, die immer einerley und sich selber ähnlich ist; und aus derjenigen, welche entstehet und durch die Körper vertheilet wird, eine dritte Art der Materie, und mischte aus zweyen ein mittleres Ding zusammen, an welchem sowohl diejenige Natur Theil hat, die immer einerley ist, als auch die andere. Dieses setzte er zwischen das Untheilbare, und zwischen das, was sich im Körper theilen läßt. Diese drey Dinge richtete er dermaßen ein, daß sie eine einzige Gestalt ausmachten. Diejenige Natur, von der wir sagten, daß sie einem andern Dinge gehört, verband er mit der, die einerley bleibt, mit Gewalt, da sie sich mit ihr nicht wollte verbinden lassen. Er vermischte sie aber mit der Materie. Da er nun aus dreyen eins gemacht hatte: So zertheilte er dieses in die gehörigen Theile. Nunmehro richtete er alle und jede Stücke aus dem zu, was einerley bleibt; aus dem, was allerhand Veränderungen leidet; und aus der Materie. Die Eintheilung aber geschahe folgendergestalt. Anfangs sonderte er aus dem ganzen Körper einen Theil ab, und so dann die übrigen nacheinander. Der zweyte war doppelt so groß, als der erste. Der dritte war anderthalbmal so groß als der zweyte, und dreymal so groß als der erste. Der vierte war zweymal so groß als der zweyte. Der fünfte war dreymal so groß als der dritte. Der sechste war achtmal so groß als der erste. Endlich kam der siebente, welcher um sieben und zwanzig Theile größer was, als der erste (*). Sodann nahm er sich vor,

(*) Man setze den Fall, es gelte

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.
2.	4.	6.	8.	18.	16.	56.

vor, die doppelten und dreyfachen Zwischenweiten auszufüllen, und trennte daher aufs neue von dem ganzen Körper Theile ab, und stellte sie dermaßen in die Zwischenweiten, daß in jeglicher zwo Helften, (bina media,) wären, (denn ich unterstehe michs kaum medietates zu sagen, wenn die Griechen μεσοτητες sprechen. Aber man nehme es so an, als wenn ich so sagte; es wird deutlicher seyn). Die eine davon ward von dem, was auswendig ist, um eben den Theil übertroffen, um den sie dasselbe übertraf: Die andere ward von dem, was auswendig ist, um so vielmal übertroffen, so vielmal sie dasselbe übertraf (*). Es wurden aber die anderthalbigen, die viertehalbigen, und die neuntehalbigen Zwischenweiten genommen. Nach diesen Verbindungen in den ersten Zwischenweiten, und in der achten, erfüllete er alle viertehalbige, und ließ bey ieglicher ein Stücke übrig. Die Zahl dieses Stücks aber verhielt sich zur Zahl in den äussersten Theilen, wie sich 256 zu 243 verhalten. Und so war er mit dem ganzen vermischten Körper fertig, von welchem er diese Dinge abgetrennet hat.

Diese ganze Verbindung zerspaltete er der Länge nach in zween Theile, und fügte sie in der Mitten dermaßen aneinander, daß sie gleichsam kreuzweise lagen. Hierauf drehete er sie in einen Kreis herum, damit sie so wohl mit einander selber, als auch untereinander, nach der Zusammenfügung gegen über, ver-

(**) E. mag das auswendige bedeuten a. die eine, und b die andere Helfte und K, der Theil, um welchen E. und a einander übertreffen; und X, Y, Z. die Zahl, wodurch E. und b. einander übertreffen.

verbunden werden möchten. Er brachte sie von allen Seiten ringsherum in diejenige Bewegung, deren Kreis von ihr beständig und auf einerley Art getrieben ward. Da er nun dergestalt zweene Kreise, einen auswendigen und einen inwendigen, herum geführet hatte: So unterschied er sie dadurch von einander, daß jener der Natur gehörte, die einerley ist; dieser hingegen derjenigen, die allerhand Veränderungen leidet. Den Kreis derjenigen Natur, die einerley bleibt, schwung er von der Seite gegen die Rechte: Diesen aber, den schnellesten, lenkte er von der mittelsten Linie gegen die Linke. Doch gab er dem Obern die Herrschaft, und ließ ihn allein untheilbar. Hingegen den innern theilte er in sechs Theile, und ließ also sieben ungleiche Kreise in doppelten und dreyfachen Zwischenweiten mit widrigen Läufen untereinander herum gehen, dreyen davon gab er gleiche Geschwindigkeiten; vieren aber solche, die untereinander selber ungleich sind, und von den übrigen dreyen abweichen.

Nachdem nun Gott, der Schöpfer der Welt, die Seele aus sich und seiner Göttlichkeit gezeuget hatte: So unterwarf er derselben alles, was zusammengesetzt und körperlich war, und verschloß es in dieselbe, und verband beydes miteinander, indem er das Mittlere mit dem Mittlern vereinigte. Also die Seele, die aus der Mitten herkam, umgab von oben den äussersten Himmel ringsherum, bewegte sich selbst, und machte den Anfang zu einem göttlichen, immerwährenden und weisen Leben. Der Körper des Himmels ist sichtbar gemacht worden: Aber die Seele läßt sich von keinem Auge erblicken, es mag noch so scharf sehen,

hen. Sie ist aber allein unter allen ewigen, und dem Verstande unterworfnen Dingen der Vernunft und Uebereinstimmung, welche bey den Griechen ἁρμονια heißt, theilhaftig und mächtig. Sie ist das allerbeste, was der gütigste und vortrefflichste Vater geschaffen hat. Denn sie ist aus derjenigen Natur, die stets einerley ist; und aus der andern, die ihre Abwechselungen hat; und aus der beygefügten Materie, durch eine wohleingerichtete und gleichförmige Mischung der dreyen Theile erwachsen. Sie bewegt sich selbst, nachdem sie der veränderlichen Materie habhaft geworden, wie auch die untheilbare und einfache bekommen hat, wodurch alles bewegt wird. Sie unterscheidet was einerley und verschieden ist; und beurtheilet, was sich vor jede Sache am besten schickt, was an jedem Orte, auf jede Weise, und zu jederzeit geschiehet; und was vor ein Unterscheid zwischen dem sey, was da entstehet, und zwischen dem, was immer einerley ist. Allein die wahre Vernunft, die so wohl in dem, was einerley ist, als in dem, was verändert wird, ihre Verrichtung hat, bewegt sich in beyden aus eigner Macht ohne Stimme und ohne einigen Schall, wenn sie dasjenige berühret, wodurch die Sinne beweget werden können. Und der unveränderte und richtige Kreis der andern Art machet der Seele alles kundbar. So dann entstehen die Meynungen und der wahre und beste Beyfall. Indem sie aber in denjenigen Dingen wirksam ist, die immer einerley bleiben, und nicht von den Sinnen, sondern von dem Verstande begriffen werden: So muß sie nothwendig zu einer völligen Wissenschaft gelangen.

Die

* * *

Die göttliche Vernunft und Erkenntniß erfand also den Lauf der Sonne und des Monds, damit man in der Zeit einen gewissen Anfang haben könnte. * * * Nachdem aber Gott einen jeden Körper fertig gemacht hatte: So setzte er einen jeden an denjenigen Umkreis, den der andere mit seinem Umlaufe vollendete. Dieser Umkreise sind sieben, gleichwie sich auch sieben Körper in demselben bewegen. Die Natur wendete ihre Kraft dahin, daß der Lauf des Mondes zunechst um die Erde gieng, und über der Erde zunechst um denselben die Sonne geführet ward. Sodann hat Lucifer, und der heilige Stern des Mercurius seinen Lauf, und zwar in gleicher Geschwindigkeit mit der Sonne, aber mit einer etwas andern Bestrebung. Was die andern anbelangt, so übertrifft einer den andern und wird von dem andern übertroffen nach dem Umkreise, den Lucifer, Mercurius und die Sonne untereinander haben. Was die übrigen Gestirne vor einen Ort bekommen haben, und warum sie diese Lage gegeneinander erhalten, das müssen wir in eine andere Abhandlung verschieben, damit sich nicht unsere Rede in dem, was wir nur haben berühren sollen, länger verweile, als in dem, um dessentwillen wir dasselbe berühren. So hatte nun ein jedes Gestirne, nach welchem die Bewegung der Zeit bezeichnet werden sollte, seinen gehörigen Lauf erhalten, und die Thiere durch Verbindung belebter Körper ihren Ursprung empfangen, und ließen sich lenken und regieren. Zu der Zeit sahe man, daß diejenigen Körper, die nach der Bewegung der andern Natur seitwerts getrieben wurden, die der Bewegung der unveränderli-

chen

chen Natur entgegen liefen, und in derselbigen hangen blieben und verhindert wurden, die zum Theil einen großen, zum Theil einen kleinen Kreis, und zwar den größern langsamer, und den kleinen geschwinder durchwanderten, doch aber nach der Bewegung einer und eben derselben Natur; daß, sag ich, diejenigen Körper, die sich am geschwindesten bewegten in der Geschwindigkeit von den langsamern eingeholet und übertroffen wurden. Denn ein ieglicher Kreis von ihnen ward wie im Wirbel herum gedrehet, den die Körper verursachten, die auf beyden Seiten in widrigen Richtungen zugleich fort giengen, so, daß der langsamste dem geschwindesten am nechsten kam. Und damit man ein deutliches Maaß hätte, welches die Geschwindigkeiten und Langsamkeiten in diesen acht Läufen erklärte: So zündete Gott selbst an dem andern Umkreise über der Erde die Sonne als ein Licht an, damit der Himmel alle Körper aufs beste erleuchten möchte; und die Thiere, welche das Recht dazu hatten, von ihrer Bewegung unterwiesen werden, und die Natur und Beschaffenheit der Zahlen, an dem, was ihnen ähnlich war, lernen sollten. Auf diese Weise und dieser Ursachen wegen wurden Tag und Nacht gezeuget, die zusammen eine höchst weise und gute Kreisbewegung ausmachen. Ein Monat aber ist, wenn der Mond seinen Weg durchstrichen, und die Sonne eingeholet hat, und ein Jahr, wenn die Sonne ihren ganzen Kreislauf zum Ende gebracht. Die Umläufe der übrigen Gestirne aber sind fast alle, außer einigen wenigen, den Menschen unbekannt: Daher sie auch von ihnen weder mit Namen genennet, noch gegeneinander gehalten, und durch Zahlen ausgemessen werden.

werden. Also wissen sie nicht, daß diese Wanderungen der Gestirne in ihrer unendlichen Menge und wunderbaren Mannigfaltigkeit eben das sind, was man füglich die Zeit nennet. Doch kann man so viel einsehen und verstehen, daß so dann erst die Zahl der Zeit vollkommen werde, und ein ganz vollkommnes Jahr sein Ende erreiche, wenn die acht Umkreise ihre Läufe vollendet, und denjenigen Platz wieder erhlaten haben, wo sie ihren Lauf angefangen; und wenn derjenige Kreis, der immer einerley und sich ähnlich ist, dieselben durchwandert hat. Dieser Ursachen wegen sind also die Gestirne gebohren worden. Sie sollen ihren Lauf durch den Himmel nehmen, und im Sommer und Winter, wenn sie ihre Wendepunkte erreichet, wieder umkehren; damit dieses ganze Thier, welches wir sehen, demjenigen, welches sich der Verstand vorstellt, in allem ähnlich seyn möchte.

Die übrigen hatte er zwar beym Anfange der Zeit nach denen, die er sich zur Nachahmung vorlegte, gebildet: Aber weil er noch nicht alle Thiere innerhalb den Grenzen der Welt eingeschlossen hatte; so mangelte in diesem Stücke noch ein Abdruck, welcher dem vorgelegten Muster ähnlich seyn sollte. So viele und mancherley Gestalten der Thiere demnach der Verstand, der den Abriß der Dinge anschauete, erblicken konnte; so viele und dergleichen gedacht er auch in dieser Welt darzustellen. Es waren aber vier Arten der Thiere. Die eine war göttlich und himmlisch, die andere gefiedert und luftig, die dritte wässerichr, die vierte irrdisch. Das von der Göttlichkeit beseelte Thier machte er aus Feuer, so, daß es das allerschönste und ansehnlichste war. Und da er die Absicht hatte,

daß

daß es der ganzen Natur ähnlich seyn sollte: So machte er es rund, damit es sich im Kreise bewegen könnte. Er gab ihm die Weisheit der besten Vernunft zur Gefehrtinn, und vertheilte es in gleichem Maaße um den Himmel. Dergestalt nennen die Griechen diese mannigfaltige Welt gar wohl κόσμον, und wir die leuchtende Welt (mundum lucentem).

Er gab aber diesen göttlichen Dingen zwo Arten der Bewegung. Die eine sollte so wohl in einem als in allen jederzeit einerley seyn, und eine Weise der Geschwindigkeit beobachten. Die andere sollte von den Umwendungen derjenigen Natur, die einerley und sich ähnlich ist, vor sich hin getrieben werden. Derselbe Kreis aber sollte von den übrigen fünf Bewegungen frey, und unbeweglich und beständig seyn. Von dieser Art sind die Gestirne, die im Himmel befestiget sind, und nicht von der Stelle bewegt werden; die da belebt und göttlich sind, und die deswegen an ihren Stäten verharren, und immerfort daselbst verbleiben. Hingegen diejenigen Gestirne, die bald diese bald jene Bewegung haben, sind also gezeuget worden, wie wir oben gesagt haben. Aber die Erde, unsere Ernährerinn, die an der Himmelsaxe hengt, und Tag und Nacht machet und bewahret, sollte nach seinem Willen unter den Körpern, die innerhalb dem Himmel gezeuget wurden, der älteste seyn. Wollten wir erklären, was diese Götter vor Bewegungen und Zusammenkünfte untereinander haben, was in ihren Kreisen vor Wendungen geschehen, wie einer dem andern im Laufe zuvor kömmt, und, wenn sie fast untereinander zusammen stoßen, wie genau sie miteinander gegen über verknüpft werden, hinter welchen und vor

welchen sie von, und zu welchen Zeiten sie sich aus unserm Gesichte verlieren, und wie sie wieder zum Vorscheine kommen, und den Unvernünftigen ein Schrecken einjagen: So würde man eine vergebne Arbeit vornehmen; indem sich unsere Augen kein Bild von diesen Sachen vorstellen können. Aber das mag genug vor uns seyn. Was wir von der Natur der Götter, die man sieht, und die entsprungen sind, vorgebracht, das mag hier sein Ende haben.

Was aber den Ursprung der übrigen Götter anbelangt, die bey den Griechen δαίμονες, und bey uns vermuthlich lares genennet werden, wofern man das griechische Wort recht übersetzt hat: So ist diese Kenntniß und Nachricht vor uns zu hoch. Wir dürfen uns nicht unterstehen, zu sagen, daß wir davon zu schreiben gedächten. Man muß den Alten jener Zeiten glauben, wie man zu sagen pflegt, die sich Kinder der Götter nennten. Denn so haben wir sie nennen gehöret. Sie konnten aber ihre Väter und Urheber gar wohl wissen, und es würde schwer seyn, wenn man solchen Leuten nicht glauben wollte, die von den Göttern entsprossen sind. Man kann zwar das, was sie sagen, weder mit Beweisen, noch mit gewissen und festen Gründen bestätigen. Aber weil sie von Sachen reden, die ihnen eigen und bekannt sind: So muß man dem, was uns das Alterthum vorlegt, gehorsam seyn. Wie ihre Nachrichten lauten, so sind die Götter in folgender Ordnung entstanden. Da der Himmel die Erde geschwängert hatte: So gebahr diese den Oceanus und die Salacia. Diese zeugten den Saturnus und die Ops. Sodann kam Jupiter, und die Juno, und die andern zur Welt, die man Brü-

der

der und Verwandte untereinander zu nennen pflegt, und ihre ganze Sipschaft (prosapia) wie das alte Wort heißt.

Nachdem nun alle Götter, so wohl diejenigen, die öffentlich vor unsern Augen beweget werden, als auch die andern, die sich uns nur in so fern zeigen, in so fern sie wollen, waren geschaffen worden: So hielt derjenige Gott, der alles erschaffen hat, folgende Rede an sie: Kinder, die ihr aus dem Wesen der Götter entsprossen seyd, merket was ich sagen werde! Was mich zum Vater und Werkmeister hat, was durch mich gemacht worden, das kann ohne meinen Willen nicht aufgelöset werden. Es läßt sich zwar alles, was aus Theilen zusammen gefüget worden, in dieselben wiederum zertrennen. Allein es ist nicht gut, wenn man eine Sache, die man mit Vernunft verknüpft hat, wieder zerstücken will. Ihr könnt zwar nicht unsterblich und unzertrennlich seyn, weil ihr einen Ursprung habt: Dennoch aber sollt ihr keinesweges aufgelöset werden; euch soll keine Gewalt des Todes umbringen, und keine List soll mächtiger als mein Rathschluß seyn. Dieser ist ein weit größeres Band zu eurer beständigen Fortdaurung, als diejenigen Theile sind, wodurch ihr damals, da ihr geboren wurdet, vereiniget worden. Erkennet demnach, was ich im Sinne habe. Wir haben noch drey, und zwar sterbliche Geschlechter übrig, die wir noch machen müssen, wenn der Bau des Himmels vollkommen seyn soll. Er würde sonst nicht alle Arten der Thiere in seinem Umfange begreifen. Er muß sie aber in sich fassen, damit ihm nichts mangele, und diejenigen Dinge, die von mir selber gemacht worden, in ihrer Dauer dem Leben der Götter gleich kom-

men können. Ihr sollt also diese sterblichen Dinge zeugen, und es meiner Kraft nachthun, die ich in eurem Ursprunge gebraucht habe, wie euch wohl bewust ist. Unter diesen sollen diejenigen, die also geschaffen worden, daß sie gleichsam in das Geschlechte der unsterblichen Götter gehören sollen, nach demselben genennet werden, und die Herrschaft über alle Thiere haben, und ihren Willen euren Rechten und Gesetzen unterwerfen. Ich übergebe euch den Anfang und die innere Beschaffenheit dieser Geschöpfe. Ihr aber sollt zu dem, was unsterblich seyn wird, den sterblichen Theil hinzufügen. Dergestalt werden die Thiere entspringen, die ihn in ihrem Leben ernähren, und, wenn ihre Leiber verzehret sind, in euren Schooß zurück nehmen sollet. Das war seine Rede.

Hierauf kehrte er zu der obigen Einrichtung zurück, in welcher er die ganze Seele mit der ganzen Natur vermischte, und das, was von der vorigen Vermischung noch übrig war, in gleichem Maaße fast auf eben dieselbe Art vertheilte: Außer daß er nicht so dauerhafte Dinge nahm, wie diejenigen sind, die immer einerley bleiben; sondern solche, die den andern und dritten Platz nach den Göttern haben. Nachdem nun die ganze Welt vollendet war: So theilte er so viele Seelen aus, als Gestirne waren, und gab einem jeglichen seine eigne; und satzte sie dergestalt auf den Wagen der Welt, und wies ihnen die unvermeidlichen und nothwendigen Gesetze; und zeigte, daß sie anfangs alle einen Ursprung haben würden, der da Bestand haben und von nichts entkräftet werden sollte. Wenn aber die Seelen würden gebohren, und gleichsam ausgestreuet seyn: So würde nach einem gewissen Verlaufe

laufe der Zeit ein Thier entspringen, welches zum Dienste der Götter geschickt seyn würde. Das menschliche Geschlechte hatte eine zweyfache Natur, war aber dabey so beschaffen, daß die künftigen Menschen die erstern übertreffen sollten. Weil er aber die Seelen in Leiber hatte setzen müssen, welche zu und abnehmen müssen: So muste anfangs durch die heftigen Bewegungen eine und aller Natur gemeine Empfindung, hernach eine aus Lust und Verdruß gemischte Liebe, sodann Zorn und Furcht nebst den übrigen Gemüthsbewegungen entstehen, welche die obern begleiten, und diesen wiederstreben. Wer dieselben mit Vernunft regieret, der lebt gerecht. Wer sich aber ihnen ergiebt, der lebt ungerecht. Und wer seinen Lebenslauf, den ihm die Natur gegeben, richtig und tugendhaft vollbracht hat, der kehret in das Gestirne zurück, zu welchem er sich am besten schickt. Aber die unmäßigen und unordentlichen werden durch die andere Zeugung in eine weibliche Gestalt verwandelt. Und wer auch da kein Ende seiner Laster macht, der wird noch weiter verstoßen, und in unvernünftige und wilde Thiere versetzet, die seinen Sitten anständig sind; und kann seines Unglücks eher kein Ende sehen, als bis er anfängt, der angebohrnen und eingepflanzten Wendung und Bewegung zu folgen, die er in sich hatte, da er sich ähnlich war. Dieses wird sodann geschehen, wenn er die unruhigen und vernunftlosen Theile, die sich aus dem Feuer, der Luft, dem Wasser und der Erde in ihn gesetzt haben, endlich durch die Vernunft vertreiben, und zu den ersten und letzten Neigungen seiner Seele kommen wird.

Nachdem er nun diese Dinge geordnet, und sich

außer aller Schuld und Ursache gesetzt hatte, wenn nach der Zeit ein Uebel oder Laster geschehen sollte: So streuete und säete er gleichsam einige Seelen auf die Erde, andere in den Mond, andere in die übrigen Theile der Welt, die er zu Abmessungen und Eintheilungen der Zeit bestimmet hatte. Nach dieser Ausstreuung übergab er sie, so zu reden den jungen Göttern. Diese sollten die sterblichen Leiber bilden, und alles, was in der menschlichen Seele noch erfordert ward, auspuzen und vollends fertig machen. Ja sie sollten sich gegen diese Thiere als Fürsten und Führer erzeigen, und ihr Leben aufs herrlichste regieren: Es wäre denn, daß sie sich selber durch eigne Schuld ein Unglück zuzögen.

Derjenige, der alles in eine Verknüpfung gebracht, blieb beständig in dem Zustande, darinn er war. Aber seine geschaffenen Götter folgten ihm, da sie die Ordnung ihres Vaters erkannt hatten. Sie nahmen also das unsterbliche Wesen des sterblichen Thieres an, und ahmten ihrem Vater und Urheber nach; entlehnten von der Welt die Theilchen des Feuers, der Erde, des Wassers und der Luft, die sie wiedergeben musten, und verbunden sie untereinander; zwar nicht mit dergleichen Banden, mit welchen sie verknüpft waren, sondern mit solchen, die man ihrer kleinen Gestalt wegen nicht sehen kann. Sie verkeilten sie gleichsam an vielen Orten, und machten aus allen einen Körper, und bestimmten also der göttlichen Seele in diesem Leibe, der seinen Einfluß und Abfluß hat, gewisse Zeiten und Abwechselungen. Also diese Seele, die in einen Strom war gestoßen worden, konnte weder sich selber halten, noch von andern gehalten werden; sondern

dern riß sich selber, und ward mit großer Gewalt fortgerissen. Dergestalt ward zwar das ganze Thier bewegt, aber ohne Maaß und Ziel, so, daß es von sechs Bewegungen geführet ward. Denn es gieng und irrete vorwerts und hinterwerts, zur Rechten und zur Linken, aufwerts und niederwerts in sehr verschiedne Gegenden.

* * *

Nun ist es nicht schwer, den Grund und die Beschaffenheit der Bilder einzusehen, die durch die Spiegel vorgestellet werden; desgleichen derjenigen Dinge, die leuchtend und glatt sind. Sie entstehen aus der Gemeinschaft des innerlichen und äußerlichen Feuers untereinander, wenn durch alle und jede Theile eine und auf mancherley Weise einstimmige Wirkung auf der Glätte verursachet wird.

Wenn sie aber auf der Glätte Platz genommen: So wird entweder eben die Gestalt; welche die Sache hat, oder zuweilen eine andere abgeschildert.

Und alle dergleichen Dinge müssen im Spiegel vorgestellet werden, wenn das Feuer der Augen von dem Feuer, das auf einer leuchtenden und glatten Sache in das Gesichte fällt, vermenget und vereiniget wird. Das aber, was zur Linken ist, erscheinet zur Rechten, weil der Spiegel an denjenigen Theilen berühret wird, die den Theilen des Auges entgegen gesetzt sind.

* * *

Indem sich aber die Stralen umkehren, so treffen die, welche zur Rechten sind, auf die rechten, und die, welche zur Linken sind, auf die linken, indem sie nicht aneinander hangen bleiben. Dieses geschiehet, wenn die Glätte der Spiegel die Oberfläche der Dinge durch

und durch annimmt, und also die Stralen zur Rechten in das linke Auge, und die Stralen zur linken in das rechte Auge zurücke wirft. Die Gesichter werden auch rücklings vermöge der abprallenden Stralen gesehen, als welche die, was oben ist, zu unterst kehren, und zurück geben. Und dieses alles gehöret unter diejenigen Dinge, welche den Ursachen zu Hülfe kommen, und deren sich Gott als Mittel bedienet, wenn er, so viel möglich ist, das beste abschildert. Aber die meisten halten dieses vor keine Hülfsmittel der Ursachen, sondern selber vor die Ursachen aller Dinge, aus welchen Kälte und Hitze, Härte und Flüßigkeit kommet, welche Dinge aber alles Verstandes und aller Vernunft ermangeln, als welche in keiner andern Natur als in der Seele zu finden wären. Aber die Seele läßt sich von keinem Auge empfinden. Hingegen das Feuer, das Wasser, die Erde, die Luft, sind Körper, und lassen sich sehen. Wer sich aber vor einen Liehaber des Verstandes und der Weisheit ausgiebt, der muß zum ersten die Ursachen der verständigen und weisen Natur erforschen, und sodann die Ursachen derjenigen Dinge, die andere bewegen müssen, und selbst von andern beweget werden. Ich sehe demnach, wir müssen zwar von beyden Arten der Ursachen reden, insbesondere aber von denen, welche mit Verstande die schönsten und besten Dinge wirken, desgleichen von denjenigen, die der Vernunft ermangeln, und daher unbeständige und ordentliche Sachen hervorbringen. Und was die Ursachen betrifft, daß die Augen diejenige Kraft haben sollen, welche sie itzo haben, davon ist wohl genug gesaget worden. Was aber ihr gröster Nutzen sey, der dem menschlichen Geschlechte von der Gnade

der

der Götter geschenket worden, das soll nunmehr erkläret werden. Denn die Augen haben uns die Erkenntniß der besten Dinge gegeben. Diese Gedanken die wir von der Welt entdeckt haben, würden niemals erfunden worden seyn, wenn weder die Gestirne, noch die Sonne, noch der Himmel unsere Augen hätten erleuchten können. Nachdem aber die Augen Tag und Nacht erkannt haben, so hat man Monate und Jahre durch Zahlen bestimmt, auch dadurch den Zeitraum ausgemessen, und hat sich zur Erforschung der ganzen Natur antreiben lassen. Hieraus haben wir die Weltweisheit erhalten, außer welcher kein erwünschteres, kein vortrefflicheres Gut dem menschlichen Geschlechte von der milden Güte der Götter weder gegeben worden, noch gegeben werden wird.

Die erste Ecloge des Virgilius

übersetzt von

M. Christian Clodius,
Rect. zu Annaberg.

So ruhst du, Tityr, hier beym kühlen Buchenbaum,
Und giebst der Waldmusik auf deiner Flöte Raum,
Wir aber treten aus, und meiden unsre Triften,
Wir fliehn das Vaterland, du pfeifst bey kühlen Lüften

Ein wohlgesetztes Lied von deiner Amaryll.
Ach! ja! mein Meliboe, ich bin auch froh und still;
Und das hat Gott gethan, der soll es auch verbleiben,
Ich will ihm manches Lamm zum Opfer einverleiben.
Der schafft, daß Ochs und Schaf in fetten Augern wühlt,
Der stimmt mir auch das Lied, das meine Pfeife spielt.

Melibœus.

Ich gönn dir zwar dein Glück; doch wundert mich im Herzen:
Da man in Feldern rast, kann Tityr noch so scherzen!
Hier kommt mein Ziegenheer von fernen Orten an,
Kaum daß ich diese noch, mein Tityr, führen kann.
Hier unter Stein und Strauch gebahr sie mir zwey Geisen,
Die noch gar seichten Grund zur neuen Heerde weisen.
Diß Unglück hat uns oft bey unsrer Sicherheit,
Ein harter Donnerschlag am Eichbaum prophezeyt.
Dieß hat das Krähenlied vom holen Baum gesungen.
Doch wer ist denn der Gott, durch den es dir gelungen?

Tityrus.

Das so genannte Rom, so herrlich, groß und reich,
Das hielt ich armer Narr dem schlechten Dorfe gleich,
Wohin wir Hirten oft mit Vieh zu Markte schleichen,
So lernt ich jung und alt, so Schaf und Lamm vergleichen,
So setzt ich groß und klein ganz widrig in ein Paar;
Doch diese wies sich so vor andern Städten dar,
Wie Ceder und Cypreß den Schlingbaum übersteiget.

Melibœus.

Doch, welch ein starker Trieb hat dich nach Rom geneiget?

Tityrus.

Die Freyheit, die zwar spät mich Albern angeblickt:
Nachdem mir der Barbier den Milchbart abgezwickt;
So sah sie mich doch an, und kam nach langen Jahren.
Nun Amaryll mich liebt, läßt Galatee mich fahren.

Denn

Denn ich gesteh es frey: Als die mich noch geführt,
Da ward kein Freyheitstrieb, noch Häuslichkeit verspürt.
Obgleich manch Opfervieh aus meinem Stall gegangen,
Und die verwöhnte Stadt viel Käs u. Schmalz empfangen:
So hatt ich doch kein Geld wenn ich nach Hause kam.
Dieß war es theures Rom, was mich so wunder nahm,
Vor wem du da so schriest? wem du die Aepfel ließest?
Dein Tityr war hinweg, da du ihn kommen hießest,
Weil Baum, Frucht, Ficht und Quell so sehnlich nach dir schrien,
Was? konnt ich anders so dem Knechtschaftsjoch entfliehn,
Und sonst wo in der Welt zu solchen Göttern flehen?
Dort kriegt ich, Meliboe, den jungen Held zu sehen,
Dem zwölfmal durch das Jahr Altar u. Weyhrauch glimt,
Der, der, hat mir das Wort zu meinem Trost bestimmt.
Geht, Knaben, treibt das Vieh, pflügt, wie zuvor, die Felder!

Melibäus.

Ja höchst beglückter Greis! Dir bleiben Au und Wälder,
Auch weit genug vor dich, ist gleich das Land von Stein,
Ja mengt sich Binse und Schlamm in deine Triften ein,
So wird kein trächtig Schaf bey fremdem Futter schwinden,
Noch bey des Nachbars Vieh von Seuchen Anstoß finden,
Ja! höchst beglückter Greis! nimm hier bey deinem Fluß,
Bey dem geweyhten Quell auch Kühlung zum Genuß.
Hier wirst du bey dem Zaun, der dich vom Nachbar trennet,
Und den der Bienen Schwarm vom fetten Hyblen kennet,
Durch liebliches Geräusch zu manchem Schlaf gerufft;
Dort dringt des Winzers Lied vom Felsen in die Luft,
Dein wildes Taubenvieh wird dir noch ferner schwirren,
Die Turteltaube selbst vom hohen Ulmbaum girren.

Nun,

Tityrus.

Nun, eh soll auch ein Hirsch in Lüften grasen gehn,
Eh soll das Meer dem Fisch am Ufer noch entstehn,
Eh soll der Arar-Fluß, wenn beyde sich verkehren,
Den Parthern dienstbar seyn, der Tigris Deutschland nähren,
Eh mir sein Angesicht aus meinem Herzen weicht.

Meliböus.

Wenn nun ein Theil von uns zun heißen Afren streicht,
Ein Theil nach Scythien, und zum Oax-Fluß eilet,
Wie selbst zum Brittenvolk, wo sich der Erdkreis theilet,
So möcht ich dermaleinst mein Erbgut wieder sehn,
Und was dir, armes Haus, in solcher Zeit geschehn!
Vielleicht weis ich mich denn vor Wundern nicht zu fassen,
Soll ich Soldaten denn so schöne Braachen lassen?
Den Barbarn diese Saat! Seht! wo die Zwistigkeit
Der Bürger hingeführt! wem ward das Feld bereit?
Pfropf Birnen, Meliboe! komm ordne Pfahl und Reben,
Geh! vormals frohes Vieh! ich muß dir Abschied geben,
Ich seh euch weiter nicht in so gelaßner Ruh,
An dem bemooßten Fels, wie sonst, von weiten zu.
Ich singe weiter nicht, so werdet auch ihr Ziegen,
Nicht ferner weichen Klee, und bittre Weyden kriegen.

Tityrus.

Du wirst doch diese Nacht an meiner Seite ruhn.
Im grünen will ich dir mit Aepfeln gütlich thun.
Hier sind Castanien, hier Butter: Laß dich halten,
Man sieht den Hüttenrauch, nun wird der Nachtfrost walten.

☆ ☆ ☆

Luci-

Lucians Abbildung einer vollkommenen Schönheit,

aus dem Griechischen übersetzt,

Und der schönen und geistreichen L.A.B.K.

an ihrem Geburtstage 1730. den 11. April zugeeignet

von

Johann Christoph Gottscheden.

Neukirch im Telemach.

Hier herrscht die Schönheit auch, ach! aber mit Verstande.

Gespräche zwischen dem Lucianus und Polystratus.

Lucian.

In Wahrheit! so müssen etwa diejenigen ums Leben gekommen seyn, die dort die Meduſa zu sehen bekommen; wie ich diesen Augenblick fast umgekommen wäre, mein Polystratus, indem ich des schönsten Frauenzimmers von der Welt ansichtig geworden. Denn es fehlte nicht viel, daß ich nicht aus Erstaunen über einem solchen Anblicke erstarret, und, wie es in der Fabel lautet, zum Steine geworden wäre.

Polystr. Wahrhaftig, das muß ein seltsamer Anblick gewesen seyn, und der gar zu viel Gewalt gehabt,

wenn

wenn auch den Lucian so gar, ein Weibsbild in Erstaunen gesetzet hat. Bey dem Anblick schöner Knaben pflegt dirs wohl so zu gehen; so daß man leichter den ganzen Berg Sipylus von seiner Stelle bewegen, als dich von einem hübschen Knaben abziehen könnte. Denn du pflegst nicht nur mit offenem Munde bey ihnen stehen zu bleiben, sondern oftmals wohl gar, wie sonst des Tantalus Tochter gethan, Thränen zu vergießen. Doch sage mir, wer war denn diese versteinernde Meduſa? und woher war sie entsprossen? damit ich sie auch sehen möge. Du wirst mir ja diesen Anblick nicht misgönnen, und nicht eifersüchtig werden, wenn ich gleich darüber erstarren und erkalten sollte.

Lucian. Sey nur in der That versichert, daß du sogleich verstummen und unbeweglicher als eine Seule werden würdest, wenn du sie gleich nur von ferne sehen solltest. Ja, was ich dir gesagt habe, das ist noch nichts gegen dem, was ich noch sagen will. Sie würde dir eine sehr empfindliche Wunde beybringen, wenn du sie in der Nähe sehen solltest. Sollte sie aber gar die Augen nach dir wenden und dich anblicken, wie wirst du vermögend seyn, dich von ihr los zu reißen? Sie wird dich gebunden mit sich ziehen, wohin es ihr belieben wird: So wie der Magnet das Eisen an sich ziehen soll.

Polystr. Höre doch auf, Lucian, mir eine so wunderſame und unerhörte Schönheit abzuschildern. Sage mir lieber, was es für ein Frauenzimmer gewesen?

Lucian. Meynst du, daß ich dir ihre Gestalt unmäßig erhebe? Ich besorge vielmehr, daß ich sie aus Mangel und Schwachheit des Verstandes nur so oben-

hin

hin werde gelobet haben, wenn du sie selbst sehen wirst: So viel herrlicher und fürtrefflicher wirst du ihre Gestalt befinden! Uebrigens kann ich dir so leicht nicht sagen, wer sie eigentlich gewesen ist. Es war ein großer Staat, und ein prächtiges Gefolge um sie her. Sie wurde von vielen Verschnittenen begleitet, und es folgten ihr viel Kammerjungfern nach. Kurz, alles war prächtiger, als es ein mäßiger Privatstand ertragen kann.

Polystr. So hast du denn nicht einmal den Namen gehöret, den sie führte?

Lucian. Nein, nicht einmal den weis ich; ausgenommen, daß sie aus Jonien wäre. Denn einer von den Zuschauern wandte sich zu seinem Nachbar, und sagte, indem sie vorbey ging: Solche Schönheiten giebt es zu Smyrna! Und da ist es kein Wunder, daß die schönste Stadt in Jonien auch das schönste Frauenzimmer hervorgebracht hat. Es schien mir aber derselbe, so dieses sagte, auch aus Smyrna zu seyn; so pralerisch suchte er sich mit ihr groß zu machen.

Polystr. Du hast dich also recht als ein Stein verhalten, da du ihr weder nachgefolget bist, noch den Smyrner gefragt hast, wer sie wäre? Zum wenigsten beschreibe mir doch nur die Gestalt, so viel es sich thun läßt, ob ich sie vielleicht daraus erkennen kann.

Lucian. Bedenke nur, was du von mir forderst! So viel vermag so leicht eine ganze Rede, zumal bey mir, nicht, daß sie eine so wunderwürdige Gestalt abschildern könnte; die kaum ein Apelles, Zeuxes oder Parrhasius abzubilden vermögend seyn würden; oder wo sonst noch ein Phidias oder Alcamenes verhanden

seyn möchte. Ich werde dir aus Schwachheit der Kunst das ganze Original nicht wenig verstellen.

Polystr. Wohlan, so beschreibe mir doch endlich, wie sie ausgesehen hat: Denn die Verwegenheit wird ja so groß eben nicht seyn, wenn du es einem vertrauten Freunde entwerfen wirst, aus was für Zügen das Bild bestanden.

Lucian. Es dünkt mich aber viel sicherer zu seyn, wenn ich etliche von den alten Künstlern bey meinem vorhabenden Werke zu Hülfe nehmen werde, damit sie mir das Frauenzimmer abschildern mögen.

Polystr. Was willst du damit sagen? Und wie sollen sie dir zu Hülfe kommen, da sie vor so vielen Jahrhunderten gestorben sind?

Lucian. Sehr leicht, wenn du mir nur meine Fragen beantworten willst.

Polystr. Frage nur alles, was du willst.

Lucian. Sage mir, Polystratus, bist du jemals in Cnidus gewesen?

Polystr. Freylich bin ich da gewesen.

Lucian. So wirst du daselbst ohne Zweifel wohl die Venus gesehen haben.

Polystr. Ohne Zweifel, das schönste Stücke vom Praxiteles!

Lucian. Aber hast du auch die Fabel gehört, so von den Einwohnern des Orts erzehlt wird, wie sich nemlich jemand so närrisch in das Bild verliebt gehabt, und wie er sich heimlich im Tempel verschließen lassen, um selbiges bey Nacht, so gut er gekonnt, zu umarmen. Allein dieses magst du ein andermal untersuchen: Genug, daß du dieselbe gesehen hast. Nun antworte mir ferner, hast du auch des Alcamenes seine gesehen, die in Athen im Garten steht.

Polystr.

Polystr. Wahrhaftig ich müste ja der nachläßigste Mensch von der Welt seyn, wenn ich das fürtrefflichste Werk des Alcamenes zu besehen verabsäumet hätte.

Lucian. Ob du oft auf das Schloß gegangen und die Sosandra des Calamis gesehen, das mag ich dich nicht einmal fragen.

Polystr. Auch diese habe ich mehr als zehnmal gesehen.

Lucian. An diesen wird es nun wohl genug seyn. Aber welches hat dir unter des Phidias Stücken am besten gefallen?

Polystr. Welches sonst, als das Lemnische, das Phidias selbst vor sein bestes erkläret hat? Ueber das auch die Amazoninn, so sich auf ihre Lanze lehnet.

Lucian. Das sind in der That die schönsten, mein Freund; und nun haben wir keiner andern Künstler mehr nöthig. Wohlan denn, ich will dir aus diesen allen, so gut ich kann, ein einziges Bild zusammen setzen und vor Augen stellen, welches von einem jeden das fürnehmste Stücke an sich hat.

Polystr. Wie ist das aber möglich?

Lucian. Das wird nicht schwer seyn, Polystratus, wenn ich die Bilder der Vernunft übergeben, und es derselben frey stellen werde, sie zusammen zu fügen, zu ordnen und aufs herrlichste zu zieren; indem sie nicht nur eine gute Mischung, sondern auch eine anmuthige Mannigfaltigkeit beobachten wird.

Polystr. Du hast recht. Daher mag sie denn alles Zubehör nehmen und eine Probe machen. Ich bin indessen sehr begierig zu sehen, wie sie sich des allen bedienen, oder wie sie aus dem allen ein einziges

Bild machen wird, welches zwar zusammengesetzt, aber doch nicht ungereimt sey.

Lucian. Vors erste wird dein Gesicht dir zeigen, wie das Bild entsteht, und so zusammengesetzt wird. Wenn sie von der knidischen Venus nur das Haupt nimmt, so wird sie der übrigen Gliedmaßen des nackten Leibes nicht bedörfen. Was das Haar und Antlitz anlanget, und die wohlanständig gekrümmten Augenbraunen: So wirst du ihr dieses alles so vergönnen, wie es von dem Praxiteles verfertiget worden. Ja selbst die behende Hurtigkeit der Augen, die mit einer lieblichen Munterkeit und Anmuth gemischet ist, soll sie nach des Praxiteles Gutachten behalten. Uebrigens soll sie die Brüste, und die vordern Theile des Leibes von des Alcamenes Venus, die im Garten steht, entlehnen. Außer dem soll sie die glatten und runden Arme, die geschicklichen Gelenke derselben, und die allmählich ablaufenden zarten Finger, die sich zuletzt mit einer kleinen Rundung endigen, von eben der im Garten befindlichen Bildseule brauchen. Die Bildung des ganzen Gesichts aber und die Züge desselben, nebst der zärtlichen Weichheit der Wangen, imgleichen die in der rechten Mittelmaaß erhaltene Nase, soll uns die lemnische Venus und Phidias hergeben. Eben dieser soll uns auch die anständige Einrichtung des Mundes leihen: Den milchweißen Nacken aber soll sie von der Amazoninn borgen. Ferner soll Sosandra und Calamis sie mit der Schamhaftigkeit zieren. Im übrigen soll sie durch das kleine Lächeln, welches die Augen der Zuschauer betrüget, die Munterkeit des Gemüthes und Antlitzes zeigen; wie auch jene zu thun pflegt. Ihre Kleidung soll eine sparsame Reinlich-

lichkeit von der Sosandra an sich nehmen; ausgenommen, daß diese mit entblößtem Haupte seyn wird. Ihr Alter aber, es sey nun welches es wolle, soll nach der knidischen Venus genommen werden. Denn ich sehe, daß auch Praxiteles dieses fleißig nachgeahmet hat. Was dünkt dich nun, mein Polystratus? Ist dieses Bild nun schön und angenehm genug? zumal wenn es ganz fertig seyn wird?

Polystr. Noch ein Stücke der Schönheit, mein Werthester, hast du in dem Entwurfe deines Bildes vergessen: So sehr hast du alle Arten des Ausputzes zusammen gehäufet.

Lucian. Es ist wahr, mein Freund, das ist ein Hauptfehler, den du genennet hast: Dafern du nicht dafür hältst, daß die Farben das Wenigste zu einer schönen Gestalt beytragen. Indessen muß man doch an jedem Theile des Leibes fürnemlich darauf sehen. Denn es ist nöthig, daß das schwarze recht vollkommen schwarz, und was weiß seyn soll, recht weiß sey; alles aber mit einer recht anmuthigen Röthe gleichsam blühe. Hierauf wird nun noch alles ankommen, indem es uns an dem wichtigsten fehlt. Wo werden wir nun dieses hernehmen, oder anschaffen? Ohne Zweifel bey den Malern, insonderheit bey denen, die in dieser Kunst vortrefflich gewesen. Diese sollen uns die Farben geschickt vermischen, mäßigen, und dieselben dem Wohlstande gemäß, recht hell und künstlich schattiren. Man hole mir also den Polygnotus und Euphranor her, imgleichen den Apelles nebst dem Aetion. Diese sollen die Arbeit unter sich theilen. Euphranor soll die Haare malen, so wie er der Juno ihre gemalet hat. Polygnotus mag die zierliche Entfernung der Augen-

braunen, und die artige Röthe der Wangen malen; wie er die Cassandra zu Delphis gemacht hat. Auch die Kleidung mag derselbe so zart zubereiten und ausarbeiten, als es ihm möglich ist; so daß sie, wo es nöthig ist, sich genau an den Leib schließe, übrigens aber flüchtig dem Winde überlassen werde. Den übrigen Leib mag Apelles selbst vollführen, und zwar nach dem Vorbilde der Pacata, daß er nicht gar zu viel weißes nehme, sondern alles mit mäßiger Röthe versehe. Die Lippen aber sollen nicht anders seyn, als wie sie Aetion der Roxane gemacht hat. Ja ich will den trefflichsten Maler von der Welt, den Homer, noch herzuholen, und den Euphranor und Apelles beyseite setzen. Denn was er der Hüfte des Menelaus für eine Farbe gegeben, nemlich wie Helfenbein mit Purpur gemischet; von derselben soll der ganze Leib schimmern. Uebrigens mag er sie selbst mit Ochsenaugen, das ist mit schönen und glänzenden Augen, abschildern. Zum Theil wird ihm jener thebanische Poete zu Hülfe kommen, um die Augenwimpern mit seiner Anmuth zu zieren. Homerus soll sie auch zu einer Liebhaberinn des Lachens machen, und sie an Schultern weiß, an Armen geschickt, und mit Rosenfingern vorstellen. Kurz, er würde sie ganz und gar viel billiger mit der Schönheit der güldenen Venus vergleichen, als die Tochter des Brises. Dieses nun, wie gesagt, sollen poetische Maler und Bildschnitzer ausarbeiten. Daß sie aber auch überall mit einer gewissen lieblichen Anmuth prange, das soll der Gratie ihr Amt seyn; oder vielmehr aller Gratien und Liebesgötter im Reihen tanzend die jemals gewesen seyn mögen. Wer kann uns ein solches Bild recht nachschildern?

Polystr. Du zeigest mir ein recht göttliches Meisterstück, Lucian, welches unfehlbar Jupiter vom Himmel herabgesandt, und ohne Zweifel von den Göttern zu stande gebracht worden. Aber was that denn die Schöne, als du sie sahest?

Lucian. Sie hatte ein Buch in Händen, welches auf beyden Seiten zusammen gerollet war: Und es schien, daß sie den einen Theil davon schon durchgelesen hätte, das andre aber noch durchzulesen beschäftiget wäre. Ferner sprach sie im gehen etwas mit einer ihrer Aufwärterinnen: Doch redte sie nicht so laut, daß ich es verstehen konnte. Aber, Polystratus, indem sie ein wenig lächelte, so wies sie ihre Zähne: Mein Gott, wie weiß, wie gleich und rund, und wie zierlich waren sie gesetzet! Wenn du irgend ein schönes Halsband, oder eine Schnur der allerschönsten Perlen von gleicher Größe gesehen hast; in einer so schönen und ordentlichen Reihe waren sie gewachsen. Noch mehr Schönheit und Zierde erwuchs ihnen aber aus den artigen rothen Lippen. Sie leuchteten also nicht anders als homerisches Helfenbein, wenn es frisch geschnitten worden. Sie waren auch nicht durch eine häßliche Breite von einander unterschieden, keiner ragte über die andern hervor, keiner streckte sich voraus, wie man bey vielen sieht. Sondern sie hatten alle eine Gleichheit, eine Farbe, eine Größe, und stunden in einer Reihe verbunden. Mit einem Worte, sie war als ein rechtes Wunderbild anzusehen, welches die Annehmlichkeit aller menschlichen Gestalten übertraf.

Pol. Sey ein wenig stille. Denn nunmehro weis ich es schon, was du für ein Frauenzimmer meynest.

Aus dem allen, was du gesagt hast, und sogar aus ihrem Vaterlande muthmaße ich, daß sie mir bekannt sey. Hierzu kommt auch, daß sie Verschnittene, ja sogar Soldaten um sich gehabt. Du hast mir des Königes Gemahlinn beschrieben, du glückseliger Zuschauer! die freylich unzählicher Ursachen halber merkwürdig ist.

Lucian. Und wie heißt sie denn?

Polystr. Auch ihr Name selbst, o Lucian, ist sehr süß und zart, ja ganz und gar liebenswürdig. Sie heißt nemlich eben so, wie jene schöne Gemahlinn des Abradates. Denn du wirst ihn ohne Zweifel wissen, da du es so oft gelesen hast, wie Xenophon ein sehr sittsames und überaus schönes Frauenzimmer lobet.

Luc. Wahrhaftig, es ist mir, als wenn ich sie vor Augen sähe! So sehr bin ich allemal gerühret worden, wenn ich die Stelle Xenophons gelesen habe. Es ist mir, als ob ich sie gar reden hörete, indem sie erzählet was geschehen ist, dem Manne den Harnisch anziehet, und ihn in den Streit schicket.

Pol. Du hast sie aber, guter Freund, nur als einen Blitz, im vorübergehen einmal gesehen; und scheinest nur dasjenige an ihr zu loben, was das leichteste ist, und am ersten ins Auge fällt, nemlich ihren Körper und ihre Gestalt. Aber die Gaben des Gemüthes, womit sie begabet ist, fallen den Zuschauern nicht in die Augen; und du weist also noch nicht, wie sehr die Schönheit ihrer Seele, die Gestalt des Leibes übertreffe, und den Göttinnen selbst ähnlich sey. Ich aber, der ich mit ihr wohl bekannt bin, und oft mit ihr gesprochen habe, indem ich ihr Landsmann bin, habe eine völlige Gewißheit davon. Denn, wie es dir nicht unbekannt ist, so pflege ich die Annehmlichkeit der Sitten, die Leutseligkeit, die Großmuth,

die

die Bescheidenheit und Schamhaftigkeit der Schönheit weit vorzuziehen. Denn diese Tugenden sind es werth, daß sie den Gaben des Leibes auf alle Weise vorgezogen werden: Weil es ganz ungereimt und lächerlich seyn würde, wenn iemand den Putz und die Reinlichkeit der Kleidung, mehr als den Leib selbst bewundern wollte. Ferner scheint mir diejenige Schönheit allererst recht vollkommen zu seyn, wobey man eine mit Tugenden ausgeschmückte Seele, und einen Körper von liebenswürdiger Gestalt antrifft. Denn ich kann dir viele zeigen, die zwar an Schönheit des Leibes und des Antlitzes ganz hübsch und artig sind; aber die Anmuth ihrer Gestalt durch die Häßlichkeit ihrer Sitten beflecken: So daß dasjenige, was an einem so scheinbaren Körper zu loben wäre, fast ganz wegfällt und verschwindet, wenn es dem Tadel und der Schande unterworfen ist; und fast wider seine Würde und Adel einer so bösen Gebiecherinn, nemlich einer lasterhaften Seele, gehorchen muß. In der That scheinen mir solche Schönen den ägyptischen Tempeln sehr ähnlich zu seyn. Denn daselbst ist freylich das Gebäude von außen aufs schönste und prächtigste aufgeführet, indem es aus den köstlichsten Steinen zusammengefüget und erbauet worden. Wenn man sich aber inwendig nach den Götzen umsieht, so findet man entweder einen Affen, oder einen Storch, oder einen Bock, oder eine Katze. Solche Weibsbilder nun findet man sehr häufig. Daher ist der Putz und die Schönheit des Leibes nicht zulänglich, wenn die Person nicht mit den wahren und rechten Zierrathen geschmücket und gezieret ist. Ich rede aber nicht von den Purpurkleidern und güldenen Stücken, oder Halsbändern von Edelgesteinen; sondern von den obgedachten Zierrathen, nem-

lich den angenehmen Sitten, der Tugend, der Mäßigkeit, Billigkeit, Leutseligkeit, und andern solchen Eigenschaften, sie mögen nun heißen wie sie wollen.

Luc. Dergestalt, o Polystratus, wirst du mir gleiches mit gleichem vergelten, wie man spricht, oder mir gar ein überflüßig Maaß zumessen, denn du vermagst solches zu thun; und mir wieder eine Abbildung von ihrem Gemüthe machen, damit wir sie nicht nur halb bewundern mögen.

Pol. Du legst mir eine harte und schwere Pflicht auf, mein Freund. Denn es ist nicht so leicht das Verborgene mit Worten zu beschreiben, als das zu loben, was allen ins Auge fällt. Mich dünkt aber, ich werde gleichfalls zu diesem Gemälde vieler Hülfe nöthig haben: Nicht zwar von Malern und Bildschnitzern, sondern auch von Weltweisen; daß ich nach ihrer Richtschnur und Regel dieses Bildniß recht verfertigen, und etwas zum Vorscheine bringen möge, das nach der Bildungskunst der Alten ausgearbeitet worden. Allein wir wollen zum Werke schreiten. Das erste mag denn ihre Beredsamkeit und liebliche Sprache seyn: So, daß man es besser von ihr sagen könnte, daß eine süßere Rede von ihrer Zunge fließet, als Honig; als solches Homerus von einem betagten Redner aus Pylos geschrieben. Es klingt aber der ganze Ton ihrer Worte und Reden, welches der zärteste zu seyn pflegt, weder von einem gar zu tiefen und rauhen Schalle, als ob er einer männlichen Stimme gleich lautete; noch auch mit einem gar zu hellen Klange, als ob er ganz weibisch und ganz verzärtelt wäre: Sondern so, wie eines dreyzehnjährigen Knaben, ganz süß und glatt, und schleichet sich so sanft und lieblich in die Ohren, daß man, auch wenn sie

schon

schon aufgehöret zu reden, doch ihre Worte mit einem anmuthigen Klange noch nachschallen höret, indem gleichsam die süßen Ueberbleibsel ihrer Stimme noch ein wenig fort dauren, und mit einem sanften Gethöne um die Ohren herschallen. Ja sie erwecket gleichsam ein gewisses Echo in den Ohren, indem sie gewisse honigsüße Spuren, die eine Ueberredung bey sich führen, in dem Gemüthe der Zuhörer übrig läßt. Uebrigens, wenn sie mit dieser hellen Stimme zu singen anfängt, sonderlich aber in die Laute: Denn ist es hohe Zeit, daß auch die lieblichsten Singvögel stille schweigen. Denn alles dieses ist noch weit von der Kunst der Musen entfernet, wenn man es mit ihrem Singen vergleichet. Und wenn man gleich die Tochter Pandions nehmen wollte: So ist sie doch grob und ungeschickt gegen ihr, ob sie gleich einen mannichfaltigen Ton von sich zu geben pflegt. Selbst Orpheus und Amphion, ob gleich die Gemüther ihrer Zuhörer aufs stärkste von ihnen gerühret worden, ja die wohl eher Wälder und Felsen durch die Süßigkeit ihrer Gesänge nach sich gezogen haben, diese, sage ich, würden von ihrem Singen ihre Cithern beyseite geleget, und ihr ganz stillschweigend zugehöret haben. Denn alle Regeln der Harmonie aufs genaueste zu beobachten, so daß man niemals aus der Mensur komme, sondern die Melodie durch geschicktes erheben und fallen lassen der Stimme eintheile; daß die Stimme von dem Instrument nicht abweiche; daß die Finger sich behende und geschicklich bewegen, und die Glieder derselben, alle Geschmeidigkeit besitzen: Woher hätte jener Thracier dieß alles genommen, und derjenige, der auf dem Berge Citherou die Rinder weidete? Wenn du sie nur einmal hättest singen gehöret, o Lucian, so würdest du nicht

etwa jene erstaunenswürdige Verwandelung der Gorgonen erfahren, und aus einem Menschen zum Steine werden, sondern erkennen lernen, wie fürtrefflich die Sirenen singen können: Denn ich weiß es, du würdest so davon eingenommen werden, daß du deines Vaterlandes und deiner Freunde vergessen würdest. Ja, wenn du dir gleich die Ohren mit Wachse verklebtest, so wird doch der Schall ihrer anmuthigen Stimme selbiges durchdringen: Ein so großes Vergnügen erwecket sie ihren Zuhörern. Man sollte denken, daß es der Terpsychore, Melpomene, oder Calliope ihre Stimme wäre, die doch unendlich mannichfaltige Bezauberungen der Ohren und Gemüther in sich haben. Und daß ich es kurz mache: Ich wollte vor allen andern keine angenehme Stimme und Art zu singen lieber hören, als eine solche, die sich recht schicket, aus so einem schönen Munde, und zwischen solchen Zähnen hervorzubrechen.

Gesehen hast du die Person, davon ich rede. Also bilde dir auch ein, daß du sie gehöret habest. Was nun die vollkommene Wohlredenheit ihrer Zunge, und die Reinigkeit der ionischen Mundart, wie auch die im täglichen Umgange hervorleuchtende Fertigkeit und Lieblichkeit im Sprechen anlanget, die allezeit mit der attischen Anmuth gewürzet ist: So ist dieses nicht einmal zu bewundern. Denn das hat sie gleichsam von ihren Vorfahren geerbet: Und es konnte nicht anders seyn, als daß sie sich auf dieser Reise auch was athenienſisches angewöhnen mußte. Auch das scheint mir kein Wunder zu seyn, daß sie überaus gern die Poeten lieset, und sich daran belustiget; sich auch schon eine geraume Zeit damit beschäftiget hat: Sintemal sie aus eben der Stadt ist, deren Bürger Homerus gewesen.

Nun,

Nun, Lucian, du siehst hier das erste Bild von ihrer anmuthigen Stimme und Singekunst, wenn man dieselbe so einigermaßen abschildern wollte. Nunmehro gieb auch auf die andern acht. Denn ich will dir nicht nur ein einziges, so aus vielen zusammen gesetzt ist, vormalen, wie du vorhin gethan hast; denn das würde sehr nüchtern und mager herauskommen, wenn ich aus so vielen Schönheiten und so mannichfaltigen Gestalten, einen einzigen schönen Körper zusammenfügen wollte, der mit sich selbst nicht übereinstimmete: Sondern ich will von ieder Gemüthseigenschaft ein eigenes Bild machen, und meinem Muster nachahmen.

Lucian. Du macheſt mir zu einem großen Festtage, und zu einer feyerlichen Gasterey Hoffnung, die mit allem überflüßig versehen ist. Und also scheint es mir, als wenn du mir ein recht aufgehäuftes Maaß wiederzumessen wollteſt. Darum fahre nur fort, und miß mirs her: Denn du kannſt mir voritzo keinen größern Gefallen thun.

Polystr. Gut. Weil man denn das Erkenntniß aller freyen Künſte und Wissenschaften, sonderlich derer, die aufs Nachsinnen ankommen, vor nöthig hält: Wohlan, so wollen wir auch dieſes Bild recht mannichfaltig entwerfen, und mit vielerley Schönheiten versehen; so daß ich dir in der Malerkunst nichts nachgeben dörfe. Man male ſie denn ſo, daß ſie alle die Güter zugleich beſitze, daran der Helikon einen Ueberfluß hat: Nicht aber wie die Clio, oder die Polymnia, oder auch wie Calliope, oder eine von den andern, deren jede nur in einer einzigen Kunst recht vortrefflich ist. Unſre Schöne neml. ſoll in allem gleich geſchickt und erfahren ſeyn. Ueberdas ſoll ſie auch mit des Mercurs und Apollons Gaben

ausge-

ausgerüstet seyn. Denn alles, was nur irgend die Poeten in den artigsten Versen beschrieben und ans Licht gestellet; alles, was von den berühmtesten Scribenten aufgezeichnet worden; alles, was die Weltweisen jemals gerühmet haben: Mit dem allen soll unser Bild vollkommen gezieret seyn; und zwar nicht nur so obenhin mit dem Pinsel überfahren, sondern recht satt von den Farben durchdrungen und getränket seyn. Man muß mirs auch vergeben, wenn ich von diesem Bilde kein Muster zeigen kann. Denn man findet bey keinem Alten von einer solchen vollkommenen Kenntniß aller Künste und Wissenschaften, einige Nachricht. Indessen wollen wir dieses Bild den Göttern widmen: Denn wie mich dünkt, so ist es eben nicht zu verachten.

Lucian. Vortrefflich ist es, mein lieber Polystratus, und in allen Stücken und Liniamenten ganz vollkommen!

Polystr. Nun muß ich auch noch das Bild ihrer Weisheit und Einsicht abschildern. Hierzu aber werde ich viele Exempel nöthig haben, sonderlich der Alten, und vor andern eines ionischen. Uebrigens sollen meine Maler folgende seyn: Erstlich Aeschines, des Socrates Freund, und Socrates selbst, der in der Bildungskunst alle übrige weit übertrifft, die jemals etwas abgeschildert haben. Ferner wollen wir die milesische Aspasia, mit welcher auch Olympius selbst, der so zu bewundern war, umgegangen, zum Beyspiele der Einsicht und Klugheit nehmen. Was nun dieselbe vor Erfahrung, Scharfsinnigkeit in Regimentsgeschäften, ja Fleiß und Emsigkeit besessen hat, das alles wollen wir zu unserm Bilde nehmen, und nach einer guten Regel anwenden: Ausgenommen, daß dort alles in mäßiger Größe war, hier aber in coloßischer Gestalt erscheinet.

Lucian. Warum sagst du das?

Polystr. Weil ich glaube, Lucian, daß die wirklich vorhandenen Bilder nicht alle gleich groß sind. Denn die alte athenienſische Republik ist der itzigen römischen Macht nicht gleich. Wenn also gleich einige Aehnlichkeit darzwischen ist: So ist diese doch jener an Größe überlegen, als wenn sie auf eine sehr breite Tafel gemalet wäre. Nun laßt uns das andre und dritte Beyspiel anführen; nemlich jene Theano, und die lesbische Poetinn, nebst der Diotime. Theano soll ihren Edelmuth zum Gemälde hergeben; Sappho aber ihre angenehme Lebensart. Ferner soll sie nicht nur in soweit der Diotime ähnlich seyn, als Socrates dieselbe gelobt hat: Sondern in allen edlen Gemüthsgaben mit ihr übereinkommen. Nun auch dieses Bild, Lucian, hänge den Göttern zu Ehren auf.

Lucian. So wahr ich lebe, Polystratus, es ist gar zu wunderwürdig. Aber fahre doch fort, mein Freund, auch die Güte und Leutseligkeit abzuschildern, welche sich in dem sanftmüthigen Bezeigen, und einer holden Freundlichkeit gegen die Armen zu zeigen pflegen.

Polystr. So vergleiche man sie denn auch jener Theano, des Antenors Gemahlinn, imgleichen der Arete und ihrer Tochter Nauſicae: Und wo noch sonst eine bey dem Ueberflusse der Glücksgüter ein bescheidenes Gemüthe gehabt. Hernach male man das Bild der Sittsamkeit ab, und der im Umgange bezeigten Huld: So daß sie wie jenes Icari Tochter recht sittsam und schamhaft sey; so wie sie vom Homer entworfen worden. Eben so hat er auch das Bild der Penelope gemalet, und der obgedachten Gemahlinn des Abradates, Panthea, die so gar im Namen mit ihr übereinkommt.

Lucian. Wahrhaftig, Polystratus, auch dieses Bild hast du nach aller Möglichkeit recht herrlich zum Ende gebracht; und wirst nunmehro mit deinen Schildereyen wohl bald fertig seyn. Denn du hast ja keine einzige Art des Lobes ausgelassen.

Polystr. Noch sind sie nicht alle: Denn das beste und fürnehmste Lob fehlt noch. Ich rede von ihrer Gleichmüthigkeit, dadurch sie weder, wegen ihres erhabenen Standes, und des sie so freundlich anlachenden Glückes vor Stolz aufgeblasen wird, noch sich über die menschlichen Schranken aus gar zu großer Sicherheit erhebt: Sondern allemal gleich gesinnet bleibt, sich selbst einschränket, und sich nichts freches oder verwegenes in den Sinn kommen läßt, welches andern beschwerlich fallen könnte; vielmehr sich gegen die, so zu ihr kommen, ganz freundlich bezeiget, ihnen die Hand giebt, und sie gütig und liebreich aufnimmt. Denn desto angenehmer wird eine Person denenjenigen, mit welchen sie sich in ein Gespräche einläßt, je höher sie das Glück erhoben hat; wenn sie keinen stolzen Ekel, oder keine tragische Verachtung der Geringern an sich hat. So machen es alle diejenigen, die sich ihrer Macht nicht bedienen, andre hochtrabend zu verachten, sondern den Mangel andrer huldreich zu unterstützen. Diese allein sind derjenigen Güter werth, so sie vom Glücke empfangen haben; und können alleine dem Neide entgehen. Denn niemand wird demjenigen leicht sein Glück misgönnen, der sich dessen mit Bescheidenheit bedienet, und nicht wie jene Göttinn Ate im Homer, auf der Leute Köpfen geht und die Niedrigen zu Boden tritt. Dieses pflegt hauptsächlich kleinmüthigen und niederträchtigen Seelen zu begegnen, die

die durch ein günstiges Glück unmässig aufschwellen. Denn da sie sich dergleichen niemals vermuthet hätten, und doch von ungefähr gleichsam auf einem fliegenden Wagen in die Höhe gehoben worden: So wissen sie sich in ihrem Glücke nicht zu mäßigen, schlagen ihre stolzen Augen niemals unterwerts, sondern wollen immer höher hinauf; daher sie nicht selten, wie Icarus, dem das Wachs schmelzet, und die Flügel abfallen, in die tiefe See herabstürzen, und den Zuschauern ein Gelächter erwecken. So viel ihrer aber sind, die sich wie Dädalus der Flügel bedienen, nicht gar zu hoch fliegen, weil ihre Federn nur mit Wachse verbunden sind, und ihren Ueberfluß zum gemeinen Besten der menschlichen Gesellschaft anwenden; auch sich oft in die Fluthen eintauchen, um ihre Flügel darinn zu befeuchten und abzukühlen, daß sie von der Sonnenhitze nicht schmelzen können: Diejenigen fliegen sicher und behutsam; und diese Art kann man auch an unsrer Heldinn höchstens rühmen. Daher genießt sie auch überall den Vortheil davon, wenn man wünschet, daß sie diese Flügel, bey allem Ueberflusse der Glücksgüter, noch lange behalten möge.

Lucian. Gott gebe es! Polystratus, denn sie ist nicht nur am Leibe so schön, als Helena gewesen ist; sondern auch von munterm Gemüthe, welches mit den liebenswürdigsten Eigenschaften gezieret ist, dadurch sie alles an sich ziehet. Sie ist also für eine würdige Gemahlinn jenes Königes zu achten, damit er auch diese Art der Glückseligkeit, welches eine der fürnehmsten ist, bey seinen übrigen unzähligen Glücksgütern genieße: Daß unter seinem Gebiethe auch ein so schönes und tugendhaftes Frauenzimmer gebohren worden,

die ihn aufs allerzärtlichste liebet. Denn dasjenige Weibsbild ist vor überaus glücklich zu achten, von der man aus dem Homer sagen kann: Daß sie mit der Venus selbst an Schönheit, und an sinnreichen Werken mit der Minerva zu vergleichen sey. Es wird auch so leicht niemand unter allem Frauenzimmer eine finden, die mit ihr weder am Leibe, noch am Witze, wie ebenfalls Homer saget, noch an künstlichen Werken des Verstandes gleichen Ruhm verdienen sollte.

Polystr. Du hast recht, Lucian. Darum laß uns nun, wenn es dir gefällt, alle diese Bilder in eins zusammen nehmen, sowohl die du von ihrem Leibe, als die ich von ihrem Verstande und andern Gemüthsgaben entworfen habe, und in dieser Schrift allen zu bewundern vorstellen; nicht nur denen, die itzo leben, sondern auch denen, die nach uns kommen werden. Dergestalt wird selbiges weit beständiger und dauerhafter seyn, als irgend eins von dem Apelles, Parrhasius oder Polygnotus. Und es wird den Beschauern weit mehr Vergnügen geben, insofern es nicht aus Holz oder Wachse, oder mit Farben gebildet; sondern durch Fleiß und Mühe von den Musen selbst, die ich dabey zu Hülfe genommen, verfertiget worden. Denn so wird dieses Gemälde ohne Zweifel das vollkommenste seyn; indem es sowohl die Schönheit des Leibes, als die Gaben des Gemüthes zu betrachten darstellet.

Opitz im II. B. D. P. W.

Nichts bessers wünsch ich selber mir!

Die

Die siebente Fabel aus dem ersten Buche der Verwandlungen des Ovidius,

übersetzt von

M. Joh. Heinrich Winklern.

So war ein Haus zerstört, doch nicht die ganze Brut,
So weit das Erdreich geht, herrscht der Erinnys Wuth.
Es scheint, man habe sich zu Blut und Mord verschworen.
Der feste Schluß erschallt in aller Götter Ohren:
Es soll gleich alle Welt nach Recht gestrafet seyn.
Ein Theil stärkt Jovis Zorn, der andre stimmet ein.
Doch geht es allen nah, warum er das Geschlechte
Der armen Sterblichen ganz zu vertilgen dächte.
Man sorgt und fragt: Wie wird der so verweyste Kreis
Nachdem gestaltet seyn? Wer wird zu deinem Preis
Ein Weyhrauchopfer thun. Willst du der Menschen Leben
Der wilden Thiere Wuth und Plündrung übergeben?
Der König spricht: Getrost! ich hab es schon bedacht,
Stellt euren Kummer ein, ich will durch meine Macht
Ein anderes Geschlecht ganz wundersam erschaffen.
Er griff den Augenblick nach seines Blitzes Waffen,
Und lenkte sie bereits auf das gesammte Land:
Allein er war besorgt, es möchte Stral und Brand,
Und die entstandne Glut bis an des Himmels Achsen,
Bis an sein Heiligthum, die reinsten Lüfte, wachsen.
Hiernechst besann er sich, daß, nach des Schicksals Rath,
Was Himmel, Erd und Meer im Inbegriffe hat,
Dereinst verschmauchen soll. Er spart demnach die Blitze,
Das pfeilenähnliche, cyclopische Geschütze.

Man sinnt was anders aus, es wird der Sterblichkeit
Durch aller Wolken Bruch der Untergang gedräut.
Sogleich schließt Jupiter die kalten, trocknen Lüfte,
Zusammt dem Aquilo, in Eols tiefe Klüfte,
Und läßt den Sudwind aus. Sein nasser Schwung erwacht,
Sein schrecklich Angesicht bedecket Pech und Nacht,
Der Bart ist wasservoll, das Haar naß anzuschauen,
Die Stirne schwillt von Dunst, u. Brust u. Federn thauen.
So bald die flache Hand die Wolken faßt und drückt,
So wird ein Regenguß mit Rauschen abgeschickt.
Der Juno Rednerinn, der bunte Regenbogen,
Vermehrt der Wolken Naß gleich dichten Wasserwogen.
Die Saat wird hingestreckt, der Landmann muß sein Flehn
Und seine lange Müh in Nichts verkehret sehn.
Jevs ist noch nicht vergnügt mit seinen Wolkengüssen,
Sein blauer Bruder kömmt, und ruffet allen Flüssen
Mit ihrer ganzen Macht. Sie stellen sich gleich ein.
Er spricht: Die Noth zwingt mich, anitzo kurz zu seyn.
Ergießet eure Kraft, eröffnet eure Thüren,
Um den erregten Strom mit Wüten auszuführen.
Sie gehn auf den Befehl, und thun die Brunnen auf,
Und lassen selbigen den ungezähmten Lauf
Ins weit und freye Meer. Er schlägt mit seinem Zacken,
Daß Erd und Fels erbebt, und Tief und Abgrund knacken;
Daß die gewölbte Schooß des Wassers Schlund zerspringt,
Und die geströmte Macht das offne Feld durchdringt;
Bis die geschwollne Fluth die Tempel hingerissen,
Bis Garten, Haus und Vieh und Mensch ersaufen müssen.
Blieb eine Wohnung stehn, und überwand den Sturz:
So war derselben Dach und Giebel doch zu kurz.
Die Thürme wanketen in tiefen Wasserschlünden,
Es war vor Erd und Meer kein Unterschied zu finden.

Das Meer nahm alles ein, und ward von nichts umschränkt.
Hier ward ein Berg besetzt; dort ward ein Boot gelenkt,
Wo man ohnlängst gepflügt. Auf Dächern ließ sichs schiffen,
Und auf dem hohen Ulm ward Fisch und Krebs ergriffen.
Man ankert hier und da, wo grüne Wiesen stehn,
Und treibt den krummen Kahn, wo Reben sich erhöhn.
Und wo erst Zieg und Lamm am Grase sich ergetzet,
Daselbst wird von der See ein Meerkalb hingesetzet.
Die Nymphen wundern sich, woher der Wasserraum
Itzt Städt und Wälder hat. Der Eich und Fichtenbaum
Wird der Delphinen Lust. Der Löwe kommt geschwommen,
Und Tyger, Wolf und Schaf wird von der Fluth genommen.
Das wilde Schwein muß fort. Der Füsse Schnelligkeit
Errettet keinen Hirsch. Und endlich macht die Zeit
Den Flug der Vögel matt, und stürzt sie in die Seen.
Die ungemeßne Fluth bedeckt die steilen Höhen,
Womit der Berge Bau durch Luft und Wolken dringt.
Die Thiere sind fast hin: Die nicht das Meer bezwingt,
Entseelt des Hungers Quaal. Das Land, so die Gefilde,
Aon und Acte, trennt, das angenehm und milde
Und voller Früchte war, eh es die Fluth verschlang,
Ganz Phocis ward damals, da jedes Ding ertrank,
Ein weites Wasserfeld: Da, wo Parnassus lieget,
Den sein gedoppelt Haupt an Wolk und Himmel füget,
Hier kam Deucalion mit seiner Gattinn an,
(Denn sonst war alles Meer) hier landete sein Kahn.
Da weyhten sie ihr Herz und flehn den Coryciden,
Den Nymphen dieses Bergs, der Themis, die den Frieden
Bestimmt und feste stellt, die das Orakel war.
Kein Mann, kein Weib hat je so fromm, als dieses Paar,
Die Lebenszeit vollbracht. Der Jupiter beschaute
Den überschwemmten Kreis, vor dessen Schlam ihm graute,

Und sah, daß nur dieß Zwey, von dem er allemal
Geehret worden war; aus der so großen Zahl
Des menschlichen Geschlechts annoch erhalten worden.
Er trennte Wolk und Dunst, und ließ den Wind aus Norden
Den Regenguß zerstreun, daß, was die Luft gefüllt,
Nunmehro ganz verschwand. Das Meer ward auch gestillt:
Sein König ließ den Stab, den Dreyzack niedersinken,
Und dämpfte seine Wuth, u. rief durch Stimm und Winken
Den blauen Triton her, den die Natur geschmückt,
Und Schneck und Purpurpracht den Schultern eingedrückt,
Und sprach: Er sollte nun in seine Muschel blasen,
Und durch derselben Klang der Fluthen starkem Rasen
Verboth und Einhalt thun. Er hört so gleich, und nimmt
Sein ausgehöltes Horn, das sich von unten krümmt,
Und immer weiter wird, den Schall so weit erstrecket,
So weit des Phöbus Glanz die beyden Ufer decket.
Er küßt den Mund und Bart, der noch bethaut und schwer,
Und voller Tropfen war, und bläst zur Wiederkehr.
Sein Schall berührt die Fluth, die Erd u. Meer bezwungen;
Die weicht und geht zurück, so bald er hingedrungen.
Nun wird das Meer umschränkt, der Bach nimt seinen Lauf,
Die Flüsse setzen sich, die Hügel steigen auf,
Das Erdreich kommt hervor, es heben sich die Felder,
Da sich das Wasser senkt; und die entblösten Wälder,
Die Schlamm und Wust bedeckt, erhöhen Spitz und Haupt.
Der Kreis war wieder da, doch seines Schmucks beraubt,
Das Land lag öd und still, da niemand pflügt und baute.
Da sprach Deucalion: O Pyrrha, o Vertraute!
Und weinte voller Angst: o Gattinn, die allein
Noch übrig blieben ist, Gesellinn meiner Pein,
Gesellinn meiner Ruh, wir beyde sind auf Erden,
So weit nur Ost und West davon gesehen werden;

Wir beyde sind das Volk: Das übrige verschließt
Des Meeres weiter Raum; ja unser Leben ist
Noch nicht in Sicherheit; wir sehn noch Wolk u. Schrecken.
Was würde dir der Fall vor Bangigkeit erwecken,
Wenn du bloß leben bliebst? Wie solltest du vor dich
Der Wehmuth widerstehn? Wie lange würde sich
Der Schmerzen Heftigkeit in deinem Herzen regen?
Denn glaube, stürbest du, so folgt ich allerwegen,
Ich folgte dir ins Meer. O könnt ich nach der Kraft
Der Väter jener Zeit, nach ihrer Wissenschaft,
Dem menschlichen Geschlecht ein neues Wachsthum geben,
Und den gebildten Leib durch Seel und Geist beleben!
In uns besteht nunmehr das sterbliche Geschlecht,
Wir sind der Menschen Bild, das will der Götter Recht.
Sie weinten beyderseits. Ihr Schluß war, Flehn u. Klagen
Zu Gottes Huld zu thun, und ihn um Rath zu fragen.
Sie zaudern nicht, sie gehn an den Cephisus-Bach,
Der zwar nicht völlig floß, doch aber allgemach,
In Gang und Graben kam. Sie tauchen in die Wellen,
Besprengen Kleid und Haupt, und gehen zu den Schwellen
Des Heiligthums daselbst, das ohne Feuer stand,
Auf dem man auswerts noch Morast und Moder fand.
Sie fallen beyderseits an dieses Hauses Stuffen
Auf Erd und Angesicht, und fangen an zu ruffen:
Der Götter Grimm und Zorn wird nach und nach gestillt,
Wenn Opfer und Gebeth Altar und Tempel füllt.
O! Themis, lehr uns doch die Kunst, der Menschen Leben,
Das Meer und Fluth geraubt, von neuem anzuheben.
Die Göttinn ward gerührt, und sprach: Ergreift den Lauf,
Verhüllt das Angesicht, schürzt eure Kleider auf,
Seht nicht zurück, und werft der großen Mutter Beine.
Sie stehen lange Zeit verstummt und starr wie Steine.

Die Pyrrha fängt zuerst zu reden an, und spricht
Mit Zittern und mit Angst: Das thu ich, Göttinn, nicht,
Verzeih es mir, der Werth der mütterlichen Schatten,
Und meine Furcht kann nicht den Knochenwurf verstatten.
Sie gehn, verbergen sich, und denken in der Kluft
Dem dunklen Spruche nach, bis Promethides ruft,
Und durch ein trostreich Wort die Epimethis stärket,
Und spricht: Wofern mein Witz der Göttinn Willen merket:
So ist ihm Wort und Rath ein heiliges Geheiß.
Die große Mutter ist der überschwemmte Kreis,
Und ihre Knochen sind die Steine, die wir graben,
Die will der Göttinn Mund zurück geworfen haben.
Titanien gefällt, was ihr der Gatte sagt,
Doch zweifelt sie auch noch, ja beyde sind verzagt.
Jedoch sie wagen es, sie steigen endlich nieder,
Verhüllen Stirn und Haupt, entblößen ihre Glieder,
Und werfen eine Zahl von Steinen hinter sich.
Die Steine fangen an (in Wahrheit, stärkte mich
Der Alten Zeugniß nicht, mich sollte nichts bewegen,)
Die Härt und Rauhigkeit allmählich abzulegen.
Sie ändern die Gestalt, sie werden weich und zart,
Sie wachsen in die Höh, bekommen Menschenart,
Wie etwan uns ein Bild aus Marmor vorgekommen,
An dem des Künstlers Hand das gröbste weggenommen.
Was feucht und irrdisch ist, wird Bauch und Fleisch u. Saft,
Was sich nicht biegen läßt, das giebt den Knochen Kraft,
Und was man Adern nennt, das bleibt bey diesem Namen.
Die Götter machtens bald. So viel nur Steine kamen,
So vieler Menschen Bild ward wieder dargestellt.
Des Mannes Werfen gab, was Weibern wohlgefällt;
Das Weib warf die Gestalt, die nur die Männer lieben:
Daher sind wir so hart und unbiegsam geblieben,
Und weisen täglich noch, was unser Ursprung sey. M. T.

M. T. Cicero

von der

besten Gattung der Redner,

übersetzet von

W. B. A. von Steinwehr.

Man hält insgemein davor, es wären so unterschiedene Gattungen von Rednern, als von Poeten: Allein ich bin ganz anderer Meynung. Bey den Poeten gebe ich vielerley Gattungen zu. Denn die tragischen, comischen, epischen, melischen und dithyrambischen Dichter, welcher letztern sich unter den Lateinern mehr gefunden haben, als unter den Griechen; sind vor sich besondere Gattungen, deren jede von den übrigen unterschieden ist. Daher ist in der Tragödie alles comische verwerflich; gleichwie in der Comödie das tragische. So haben auch die übrigen Gedichte, jegliches seine eigene Art; welche die Kunstverständigen darinn bald gewahr werden.

Wenn man aber auch von den Rednern unterschiedene Gattungen machen wollte, so, daß man einige prächtig, nachdrücklich, und wortreich; andere niedrig, spitzfündig, und kurz; noch andere, die zwischen beyden mitten inne stehen, Mittelredner nennen wollte: So würde man hiemit zwar von den Personen etwas, von der Sache aber sehr wenig sagen. Denn was in der Sache selbst das Beste sey, suchet man noch; von der Person muß man freylich sagen, was an ihr wirklich zu

befinden ist. So kann jemand denn Ennius den größten epischen Poeten nennen, wenn es ihm so dünket: Pacuvius kann der vornehmste tragische, und Cäcilius vielleicht der beste comische Dichter heißen.

Den Redner hingegen kann ich nach unterschiedenen Gattungen nicht wohl eintheilen: Denn ich suche einen vollkommenen Redner; es ist aber nur eine Vollkommenheit. Diejenigen nun, welche dieselbe nicht erreichen, die sind nicht in der Gattung von einander unterschieden, wie Accius vom Terentius; sondern sie sind sich nur in einer und derselben Art nicht gleich. Denn das ist der beste Redner, der seine Zuhörer unterrichten, ergetzen und bewegen kann. Unterrichten ist seine Schuldigkeit; ergetzen ist ihm rühmlich; bewegen ist nothwendig.

Man muß gestehen, daß es hierinn einer weiter gebracht habe, als der andere: Allein deswegen ist er nicht in der Gattung, sondern in dem Grade der Vollkommenheit von dem andern unterschieden. Eines ist nur das Beste; dem kommt zum nächsten, was ihm am ähnlichsten ist: Daraus folget ganz klar; was dem Besten am unähnlichsten ist, das sey das schlechteste. Da nun die Beredsamkeit aus Worten und Gedanken bestehet: So muß man sich bemühen, rein und regelmäßig, das ist gut Lateinisch zu reden; und alle Schönheiten, sowohl der eigentlichen als verblümten Worte, zu erreichen suchen; dergestalt, daß man von den eigentlichen die geschicktesten erwähle: Bey den verblümten aber die rechte Gleichheit finde, und die fremden und abweichenden behutsam brauche.

Von Gedanken aber giebt es so vielerley Arten, als ich Haupttugenden an einem Redner erfordert habe.

Zum

Zum unterrichten werden scharfsinnige; zum ergetzen fast spitzfündige; zum bewegen nachdrückliche Gedanken erfordert. Wie aber die Worte ihre eigne Fügung haben, aus welcher der Wohlklang und die Flüßigkeit entstehet: So haben auch die Gedanken ihre Zusammensetzung, und eine Ordnung, die sich zum Beweise der Sache schicket. Allein bey allem diesem Vorrathe ist der Grund des Gebäudes das Gedächtniß; das Licht, des Redners mündlicher Vortrag.

Bey wem nun dieses alles in der größten Vollkommenheit anzutreffen ist, den wird man den besten; wer es in mittlerm Grade besitzet, einen mäßigen; wer aber wenig oder gar nichts hat, einen schlechten Redner nennen dürfen. Indessen werden sie doch alle Redner heißen; wie man die Schmierer auch Maler nennet: Und sie werden nicht nach den Gattungen, sondern nach der Geschicklichkeit unterschieden seyn. So ist denn niemand ein Redner, der dem Demosthenes nicht gleich seyn will. Hingegen wollte Menander dem Homer nicht gleich seyn: Denn es war eine andere Art der Gedichte. Bey den Rednern ist es eine ganz andere Sache. Oder wenn ja einer lieber nachdrücklich als sinnreich; der andere lieber scharfsinnig als zierlich reden will: So ist er zwar ein leidlicher Redner; aber nicht der beste. Denn dasjenige ist nur das Beste, was alle Vollkommenheiten hat.

Ich habe hievon zwar weniger gesaget, als die Sache selbst erforderte; allein zu meinem gegenwärtigen Vorhaben war nichts mehr nöthig. Denn da es nur eine Art der Beredsamkeit giebt; so untersuchen wir, wie dieselbe beschaffen sey. Es ist aber keine andere, als die, welche in Athen im Flor gewesen. Daher

kommt es, daß der athenienſiſchen Redner Ruhm bekannt; ihre eigentliche Stärke unbekannt iſt. Denn jenes haben viele geſehen, daß an ihnen nichts auszuſetzen ſey: Allein dieſes, daß ſie viel lobwürdiges an ſich haben, iſt wenigen kenntlich geworden. Denn in den Gedanken iſt es ſchon ein Fehler, wenn etwas ungereimtes und fremdes, das nicht ſcharfſinnig, oder bey nahe abgeſchmackt iſt, vorkommt. In den Worten aber, wenn etwas unreines, pöbelhaftes, ungeſchicktes, hartes, und weit hergeholtes mit unterläuft.

Dergleichen Fehler haben faſt alle vermieden, die unter die attiſchen Redner gezählet werden, oder in der That attiſch reden. Allein in ſo fern ſie hiezu geſchickt geweſen ſind, kann man ſie nur mit geſunden und trockenen Leuten vergleichen, die zwar wohl einen ſtarken Spaziergang thun, aber noch lange nicht in den olympiſchen Spielen die Krone erlangen können. Dieſe ſind, da ihnen nichts fehlet, nicht damit zufrieden, daß ſie geſund und friſch ſind: Sondern ſie ſuchen auch ſtarke Arme, volle Adern, und ſtraffe Sehnen, auch wohl eine lebhafte und angenehme Farbe zu bekommen. Dieſen wollen wir es nachthun, wenn wir können: Wo nicht, doch jenen vielmehr, die von unanſtößiger Geſundheit ſind, welches den attiſchen Rednern eigen iſt; als denen, deren Ueberfluß verwerflich iſt, dergleichen man an den aſiatiſchen vielfältig antrifft.

Dieſes nun zu erlangen, wo wir es nur erreichen können, denn es iſt etwas ſehr großes; laßt uns, wo möglich, dem Lyſias, und zwar vornemlich in ſeiner niedrigen Art zu reden nachfolgen. Er iſt zwar an vielen Orten etwas erhaben: Weil er aber meiſtens Privatſachen von nicht gar großer Wichtigkeit, und

noch

noch dazu für andere Leute abgehandelt hat; so scheinet er ein wenig trockener zu seyn, indem er sich mit Fleiße zu Führung kleiner Sachen geschickt gemacht hat. Wer sich nun so einrichtet, daß wenn er gleich stärker seyn wollte, er es doch nicht seyn kann; den kann man wohl vor einen Redner halten, aber nur vor einen unter den kleinern: Wiewohl auch ein großer Redner in dergleichen Sachen oft auf diese Art reden muß.

Daher kommt es, daß Demosthenes zwar niedrig; Lysias aber vielleicht nicht erhaben reden kann. Allein wer sich einbildet, ich hätte, da der Markt, und alle Tempel um den Markt mit Soldaten besetzet waren, eben so für den Milo reden sollen, als wenn ich eine Privatsache einem einzigen Richter vorzutragen hätte, der misset die Kraft der Beredsamkeit nach seinem Vermögen, und nicht nach der Natur der Sache ab.

Da es nun aus einiger Leute Reden bekannt geworden ist, daß sie entweder sich selbst vor attische Redner halten, oder doch glauben, niemand unter uns könne attisch reden: So wollen wir uns aus jenen nichts machen. Die Sache selbst wird ihnen genugsam antworten, wenn ihnen entweder keine Rechtssachen aufgetragen, oder sie, wenn es ja geschieht, ausgelachet werden. Denn wenn sie einen öffentlichen und allgemeinen Beyfall davon trügen, so hätten sie attisch geredet. Diejenigen aber, welche nicht zugeben wollen, daß wir attisch reden, und doch selbst gestehen, daß sie keine Redner sind; die mögen selbst von uns urtheilen, wenn sie nur zarte Ohren, und eine reife Urtheilskraft haben: Eben wie man öfters zur Beurtheilung eines Gemäldes Leute ziehet, die selbst nicht malen können, und nur einen guten Verstand besitzen.

Wenn

Wenn sie aber ihren Verstand von der Redekunst nur darinn setzen, daß sie bey Anhörung einer erhabenen und prächtigen Rede kein Vergnügen, sondern nur Ekel spüren: So mögen sie zwar von sich sagen, daß sie etwas spitzfündiges und ausgekünsteltes suchen, und das Hohe und Zierliche verwerfen; aber das müssen sie nicht sagen, daß die, welche spitzfündig reden, allein attisch, *) das ist, gleichsam trocken und ohne Fehler reden. Wenn aber bey aller dieser Richtigkeit, erhaben, zierlich, und wortreich reden, recht attisch reden ist: Wer wird wohl daran zweifeln, daß wir nicht lieber wunderwürdige, als erträgliche Redner seyn wollen? Denn itzo fragen wir nicht, was die attische, sondern was die vollkommenste und beste Art zu reden sey.

Weil nun unter den griechischen Rednern diejenigen die vortrefflichsten gewesen sind, welche zu Athen gelebet haben, und unter diesen Demosthenes unstreitig den Vorzug behauptet: So erhellet hieraus, daß, wer diesen nachahmet, attisch, und zugleich am besten reden werde; folglich, weil uns die attischen Redner zum Muster vorgestellet sind, daß wohl reden, so viel sey, als attisch reden. Da man aber darinn noch sehr irrig ist, worinn denn diese Art zu reden eigentlich bestehe: So habe ich mir eine Bemühung aufgeleget, die mir zwar selbst nicht nöthig ist, aber den Lehrlingen sehr nützlich seyn wird.

Denn ich habe zwo vortreffliche, einander entgegen gesetzte Reden, zweener der Beredtesten unter den attischen

*) Ich habe mit Lambino so gelesen: eos solos attice dicere, id est, quasi sicce & integre. At si ample, & ornate, & copiose, cum eadem integritate, Atticorum est, cui dubium est, &c.

tischen Rednern, des Aeschines und Demosthenes, übersetzet; nicht als ein bloßer Uebersetzer, sondern als ein Redner: So, daß ich ihre Gedanken, ihre Art, und die Figuren beybehalten, und mit solchen Worten gegeben habe, die sich nach unsrer Gewohnheit dazu schickten. Folglich habe ich nicht gebrauchet, Wort vor Wort zu setzen, sondern ich habe mich nur an den ganzen Character, und den Nachdruck aller Worte gebunden. Denn ich habe geglaubet, ich müßte sie dem Leser nicht zuzählen, sondern gleichsam zuwägen.

Mit dieser Arbeit werde ich so viel zuwege bringen, daß unsere Leute lernen, was sie von denen fordern sollen, die sich vor attische Redner ausgeben, und nach was vor einem Muster der Rede sie dieselben beurtheilen müssen. Allein man wird mir den Thucydides vorhalten, dessen Beredsamkeit einige bewundern. Sie haben auch daran ganz recht: Aber das thut nichts zu einem solchen Redner, als wir suchen. Denn ein anders ist es, geschehene Dinge erzählen; ein anders, durch bündige Schlüsse jemand beschuldigen, oder den Vorwurf von ihm ablehnen: Ein anderes, den Zuhörer bey der Erzählung in der Aufmerksamkeit erhalten; ein anderes, ihn erhitzen und in Bewegung setzen.

Aber, sagt man, er redet gleichwohl schön. Redet er denn etwan besser als Plato? Und doch muß unser Redner, den wir suchen, gerichtliche Sachen nothwendig mit einer Art vortragen, die zum Lehren, zum Ergetzen, und zum Bewegen gleich geschickt ist. Wenn also jemand auf sich nimmt, die Rechtshändel vor Gerichte nach des Thucydides Schreibart vorzutragen, der glaube ja nicht, daß er das geringste von der Art zu reden verstehe, der man sich in Gerichtsstuben bedienet.

Wenn

Wenn er aber den Thucydides nur lobet, so kann er sich gewiß unsern Beyfall versprechen.

Ja selbst den Isocrates, welchen der unvergleichliche Plato, mit dem er fast gleich alt war, vom Socrates im Phaedrus ein vortreffliches Lob hat geben lassen; den Isocrates, den alle Gelehrten den größten Redner genennet haben, den kann ich doch unter die Zahl nicht rechnen. Denn in seinen Reden streitet er nicht, wie in einer Schlacht, mit scharfen Schwerdtern; sondern nur als in einem Lustgefechte mit hölzernen Keulen. Von mir aber, daß ich zwischen den größten und geringsten Dingen eine Vergleichung mache, wird ein Paar der berühmtesten und besten Fechter aufgeführet; Aeschines, als ein äserinscher Fechter, der zwar nicht blutdürstig und grausam, wie Lucilius saget, sondern gelehrt und scharf ist, kommt mit dem Demosthenes, als dem pacidianischen an einander, der doch bey Menschen Gedenken der beste ist. Denn ich glaube, man könne keinen trefflichern Redner erdenken, als Demosthenes gewesen ist.

Diese unsere Arbeit nun wird vielleicht von zweyerley Leuten getadelt werden. Einige werden sagen, die Griechen hätten es doch besser gemacht. Und diese möchte man wohl fragen, ob sie es denn besser lateinisch könnten? Andere werden einwenden; warum sollen wir denn die Reden lieber lateinisch als griechisch lesen? Aber die guten Leute lesen doch die Adriam und Synephebos; ja überhaupt den Terentius und Cäcilius sowohl als den Menander. Laß es seyn, daß sie die Andromacha, oder Antiopa, oder die Epigonos im Lateinischen liegen lassen: So lesen sie doch den Ennius, Pacuvius und Accius lieber, als den Euripides

und

und Sophocles. Wie können sie nun an griechischen Reden, die ins Lateinische übersetzet sind, ein Misfallen tragen, da sie keinen Ekel vor den Versen spüren?

Allein wir wollen nunmehr zum Werke schreiten, wenn wir zuvor noch erkläret haben, worinn die streitige Sache bestehe. Es war zu Athen ein Gesetze: Niemand sollte den Schluß machen, daß jemand, bey seinem obrigkeitlichen Amte, eher sollte mit einer Krone beschenket werden, als er Rechnung abgeleget hätte. Sodann war noch eines: Diejenigen welche von dem Volke beschenket würden, sollten in öffentlicher Versammlung desselben beschenket werden. Nun war dem Demosthenes in seiner Abtheilung *) aufgetragen worden, die Mauren ausbessern zu lassen: Und das that er vor sein eigenes Geld. Darüber machte Ctesiphon den Schluß; er sollte, ohne Rechnung abzulegen, mit einer güldnen Krone beschenket werden, und zwar auf dem Theatro, woselbst das Volk zusammen beruffen werden sollte, welches nicht der Ort der rechtmäßigen Versammlung war: Und man sollte so ausruffen: Er würde seiner Tugend und der Wohlgewogenheit wegen beschenket, die er gegen das athenienſische Volk trüge.

Diesen Ctesiphon klagte nun Aeschines an, daß er den Gesetzen zuwider verordnet, theils, daß er ohne zuvor Rechnung abzulegen, mit der Krone beschenket, theils daß er im Theatro beschenket werden sollte: Imgleichen, daß er von seinen Tugenden und seiner Wohlgewogenheit die Unwahrheit niedergeschrieben, weil Demosthenes weder ein redlicher Mann wäre, noch sich um

*) Ich habe an statt des gewöhnlichen in senatu, mit Lambino, in sua tribu gelesen, womit auch Ulpianus übereinstimmet.

um die Stadt wohl verdient gemachet hätte. Die Sache selbst gehet zwar von unserer Verfassung und Gewohnheit ab; allein sie ist doch wichtig. Denn auf beyden Seiten hat man eine scharfsinnige Auslegung der Gesetze vor sich, und mit einer schweren Vergleichung der Verdienste gegen das gemeine Wesen zu thun.

Weil aber Aeschines vom Demosthenes schon auf das Leben war verklaget worden, daß er seine Gesandtschaft unverantwortlich geführet, und den Rath belogen hätte: So nahm er Ursache, sich an seinem Feinde zu rächen, und unter dem Namen des Ctesiphon, den Demosthenes wegen seiner Handlungen, und des Ruffes, der von ihm ging, vors Gerichte zu fordern. Denn er sagte nicht so viel davon, daß man ihn nicht hätte Rechnung ablegen lassen; als davon, daß ein gottloser Bürger als der beste und redlichste Mann wäre gelobet worden.

Nun hat es zwar Aeschines dahin gebracht, daß dem Ctesiphon schon vier Jahre vor des Königes in Macedonien, Philippus, Tode, seine Strafe auferleget wurde; das öffentliche Gerichte aber ist erst etliche Jahre darnach gehalten worden, da Alexander schon Asien inne hatte, welchem beyzuwohnen fast ganz Griechenland zusammen gekommen seyn soll. Denn was konnte wohl sonderbarers zu sehen, oder zu hören seyn, als ein wohlgeführter Streit zweener größten Redner, die in einer höchst wichtigen Sache, noch dazu durch die heftigste Feindschaft auf einander erhitzet waren.

Wenn ich nun ihre Reden so ausgedrücket habe, wie ich hoffe, daß ich alle ihre Schönheiten, ihre Gedanken, Figuren, und die Ordnung der Sachen beybehalten, und den Worten in so fern gefolget bin, als sie

von

von unsrer Gewohnheit nicht abgehen, da ich denn gesuchet habe, daß sie doch von eben der Art sind, wenn sie ja nicht alle aus dem Griechischen übersetzet sind, so werden sie vor diejenigen zum Muster dienen können, welche attisch reden wollen. Aber genug von uns. Denn wir wollen einmal den Aeschines selbst lateinisch reden hören.

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

Uebersetzung
aus dem
Neunten Buche Lucans,
von
Joh. Christoph Gottscheden.

Völker aus dem Oriente stehen vor des Tempels
Thor,
Und erwarten ihr Geschicke von dem Gott, der
Hörner trägt.
Doch dem Feldherrn der Lateiner weichet gleichwohl alles
aus.
Alles hebet an, den Cato sehr beweglich anzuflehn;
Daß er hier doch das Orakel, so ganz Lybien verehrt,
Um sein altes Lob zu prüfen, selbst zu Rathe ziehen soll.
Labienus dringt am meisten, und vor allen andern drauf:
Glück und Weg hat dirs bescheret, spricht er, und dich her
geführt,
Daß du Gottes Rath und Antwort ganz bequem erfahren
kannst.

Solch ein Führer kann uns leiten durch die Syrten, Fels
und Sand,
Und uns jeden Zufall lehren, den das Kriegsglück uns ver-
spricht.
Denn, wem wird der Mund der Götter ihres Raths ver-
borgnen Schluß
Jemals williger entdecken, als dem Cato der sie ehrt,
Und so rein und heilig lebet? Warlich dein gerechtes Thun
Richtet sich nach ihrer Vorschrift; ja du ahmest ihnen nach:
Sieh, drum wird dir ein Gespräche mit dem Jupiter erlaubt.
Forsche denn nach Cäsars Schicksal, den ich fast nicht nen-
nen mag,
Frage, was für Recht und Sitten Rom hinführo haben wird?
Ob das Volk sich noch in Freyheit nach Gesetzen richten soll?
Und ob man vom Bürgerkriege noch ein Ende hoffen darf?
Fülle deine Brust und Sinnen ganz mit Götterstimmen an;
Da du nichts als Tugend liebest, frage, was die Tugend sey?
Und begehre dir ein Muster der vollkommnen Ehrbarkeit.
Cato, voll des Göttertriebes, den er stets im Herzen trug,
Brach mit diesen edlen Worten aus gesetzter Brust hervor:
Labien, was soll ich fragen? Irgend, ob ich lieber frey
In den Waffen sterben solle, als Tyrannen herrschen sehn?
Ob dieß Leben bald verschwinde? Ob es uns ein längers
raubt?
Ob die Macht den Frommen schade? Ob das Glück die
Kraft verliert,
Wenn es wider Tugend ringet? Ob es schon zu loben sey,
Recht was gutes bloß zu wollen? Oder ob die Ehrbarkeit,
Durch das Glück erhöhet werde? O das alles weis man
schon,
Und das wird durch Ammons Ausspruch uns nicht tiefer
eingeprägt.

Stam-

Stammen wir doch, von der Gottheit. Thun wir doch was
Gottt verlangt,
Wen gleich das Orakel schweiget; er bedarf der Stimen nicht
Schon da wir gebohren wurden, hat der Schöpfer uns
gesagt,
Was wir thun und wissen können. Und was braucht er
wüsten Sand
Wenigen dieß anzudeuten? Warum hätt er in den Staub
Seiner Wahrheit Licht versenket? Ist doch diese ganze Welt
Erd und Wasser, Luft und Himmel, und die Tugend Got-
tes Thron.
Wo will man ihn weiter suchen? Jupiter ist überall,
Was du siehst, wohin du gehest! Zweifler fragen nur das
Looß;
Die sind jederzeit in Aengsten, was sie künftig treffen wird.
Mich macht kein Orakel sicher; bloß der Tod macht mich
gewiß.
Feige sterben, Helden fallen; das hat Jupiter gesagt:
Daran laß ich mir genügen: Dieses war des Cato Wort,
Und so geht er vom Altare, läßt des Tempels Ansehn rein,
Und den unbefragten Ammon allen Völkern ausgestellt.
Seine Faust trägt selbst die Spieße, und er geht zu Fusse
fort
Vor den schmachtenden Soldaten. Er gebeut das Dul-
den nicht,
Sein Exempel lehrt es jeden: Kein bequemer Wagen trägt
Ihn gemächlich von der Stelle. Niemand wacht so spät
als er,
Niemand ist so zeitig munter. Ja er trinkt sogar zuletzt,
Als man einen Quell gefunden: Denn steht er und siehet zu
Bis der ganze Troß getrunken. Wird durch wahre Tu-
gend bloß

Ein besondrer Ruhm erworben; will man sie ohn alles Glück
Nackend und an sich betrachten: O so ist der meisten Lob,
Die man unter alten Helden fast den Göttern gleich geschätzt,
Nur dem Glücke zuzuschreiben. Denn wer hat durch Martis Gunst,
Durch das Blut erschlagner Heere, solch ein edles Lob verdient?
Lieber wollt ich in den Syrten, durch den Africaner-Sand
Mit dem Cato triumphiren; als ins hohe Capitol
Wie Pompejus, dreymal fahren; als Jugurthens nackte Hals
Wie ein stolzer Sieger brechen. Dieser Cato, großes Rom,
War des Vaterlandes Vater, dieser ist Altäre werth!
Bey des Cato großem Namen sollten Eide heilig seyn!
Schmeckst du einst die Freyheit wieder, o so wirst du ihn fürwahr
Künftig noch zum Gotte machen, u. ihm eigne Tempel weyhn.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Des Herrn Riccoboni Abhandlung von der heutigen Tragödie,

aus dem Franz. übersetzet

von

M. Johann Friedrich Mayen.

An den Herrn Abt * * *

Mein Herr,

War es nicht genug, daß sie mich verpflichtet hatten, Ihnen meine Meynungen von der französischen u. italienischen Tragödie mündlich

lich zu entdecken; muſten ſie ſich denn der ganzen Gewalt, ſo ſie über mich haben, bedienen, mich zu zwingen, daß ich die Muthmaßungen, welche vielleicht noch nicht genug ausgearbeitet ſind, eine genauere Unterſuchung auszuhalten, aufſchreiben ſollte? Denn obgleich ein Werk, das aus meiner Hand kommt, die Ehre unterſucht zu werden, vielleicht nicht verdienet: So könnte es doch wohl nicht davon frey ſeyn. Es iſt die itzige Mode, daß man critiſirt. Jedermann ſchreibt, jedermann critiſirt auch heute zu Tage. Die Unwiſſenden reden von dem, was ſie nicht verſtehen; und die Gelehrten von dem, was ſie für ſich zu geringe ſchätzen ſollten.

Unterdeſſen will ich ihnen doch gehorchen, und wenn ich mir bey meiner Gefälligkeit Schaden thue, ſo wird das Opfer, welches ich ihnen widme, ſie deſtomehr verpflichten, mir es Dank zu wiſſen.

Wenn man die Ueberſchrift meiner Abhandlung ſehen wird, ſo wird man ohne Zweifel, ehe man es noch lieſet, dagegen einwenden: Daß ich nichts mehr hätte ſagen können, nachdem eine ſo große Menge ſo wohl franzöſiſcher als italieniſcher Gelehrten ſchon ſehr viel davon geſchrieben hätte.

Doch dem ohngeachtet ſchreibe ich mit Vergnügen davon, weil Sie es verlangt, und weil Sie mehr als einmal meine Gedanken gebilliget haben.

Das erſte Capitel.

Von der Abſicht, welche die erſten Verfaſſer der griechiſchen Tragödie hatten. Von dem Anfange, Fortgange und Verfalle der italieniſchen Tragödie. Von der neuen italieniſchen Tragödie.

Ich will dasjenige nicht erſt wiederholen, was man ſo vielmal von dem Urſprunge der Tragödie vorgebracht

bracht hat. Ich will nur wieder an die Absicht der alten Griechen gedenken, die davon die ersten Erfinder gewesen sind.

Es ist kein Zweifel, alle griechische Tragödien hatten einen doppelten Endzweck, der eine war der Tragödie, der andere den tragischen Poeten eigen. Jener gieng nach den Regeln der Kunst auf die Verbesserung der Gemüthsneigungen: Und dieser, welchen sich der Poete vorsetzte, unterrichtete oder bestrafte den Rath und die Fürsten.

So hat in dem Palamedes des Euripides der Poet zur Absicht gehabt, daß er in der Verfolgung des Ulysses wider den Palamedes weisen wollte, wie ungerecht das Urtheil der Athenienser sey, welches sie über den Socrates auf die Anklagen des Anitus und Aristophanes gesprochen hatten: Und daher kam es auch, daß sich dieser Poet aus Zorn gegen den Euripides, der ihn in der Tragödie Palamedes so hart angegriffen hatte, in der Comödie von Fröschen deswegen rächete. Denn diese ist nichts anders, als eine Satyre wider diesen tragischen Poeten.

Es ist kein Zweifel, daß die griechischen Poeten sich in ihren Tragödien vorgesetzt haben, das Volk wider die Tyrannen aufzuhetzen und in dem Misvergnügen zu unterstützen, da die Athenienser so gerne von ihrer Herrschaft frey seyn wollten. Und zu dem Ende stellte man dem Volke alle die Laster der Prinzen vor, die zu dem erschrecklichen Untergange der königlichen Häuser Gelegenheit gaben.

Es ist wahr, Aristoteles eignet der Tragödie keinen andern Endzweck zu, als die Verbesserung der Gemüthsbewegungen, und man kann mir den Einwurf machen,

es

es sey nicht zu vermuthen, daß Aristoteles, der so nahe an den Zeiten der tragischen Poeten war, diese andere Absicht, die ich ihnen beylege, nicht sollte gewust haben, wenn sie dieselbe wirklich gehabt hätten.

Allein meine Antwort darauf ist diese, daß der Poet diesen Vorsatz, welchen er hatte, den Rath zu bestrafen oder zu unterrichten, sehr behutsam verbergen mußte: Es wäre sehr gefährlich vor ihn gewesen, wenn er es den Rath hätte merken lassen, daß er sich unterfangen wollte, ihm Rath und Unterricht zu geben.

Außer diesem hatte auch Aristoteles, wenn er sich als den Hofmeister des Alexanders ansahe, des berühmten Siegers, der ganz Griechenland in Fessel geleget hatte, nur gar zu viel Ursache, die Aufführung seines Schülers zu billigen: Oder er war vielleicht ein allzuguter Hofmann, als daß er hätte öffentlich sagen sollen; der Endzweck aller griechischen Poeten sey dieser gewesen, daß sie die Leute wider die Herrschaft der Könige hätten aufwiegeln wollen; und daß man dem Pöbel niemals besser gefallen könnte, als wenn man ihm die Könige unter der häßlichsten Abbildung vorstellte.

Nach den Griechen machten die Lateiner Tragödien. Sie hatten aber keine andere Absicht dabey, als daß sie nunmehro auch alle Künste und Wissenschaften nach Rom bringen wollten, welche sie aus Griechenland bekommen hatten. Die Italiener und Franzosen haben es ihnen nachgethan, und in ihren Tragödien auch nicht die geringste politische Absicht gehabt.

Alle beyde haben nur Tragödien gemacht, damit sie Tragödien machen, und damit sie auch solche Vorstellungen öffentlich haben möchten, als bey andern Völkern im Gebrauche waren.

Ehe die Tragödien in Italien aufkamen, welches gegen das Jahr 1520. geschahe, war man in dem funfzehnten Jahrhunderte gewohnt gewesen, viel geistliche Vorstellungen zu sehen, die man von dem Leiden Christi, dem Leben der Märtyrer und heiligen Jungfrauen genommen hatte. Allein diese Vorstellungen geschahen meistentheils nur in der Fasten und in den Kirchen: Man fand sich aus einem besondern Religionstriebe und mit vieler Andacht dabey ein. Wenn man also wieder davon wegging: So freuete man sich, wenn man in seinem Herzen die Regung der Zärtlichkeit und den Schmerz fühlte, den man für ein gewisses Zeichen der Liebe gegen die Wahrheiten unserer Religion ansahe.

Außer den Zeiten der Traurigkeit und Thränen aber, besuchten die Italiener den Schauplatz in der bloßen Absicht, sich die Zeit zu vertreiben und zu lachen. Die ersten Poeten, welche dem Volke Tragödien lieferten und die Zuschauer betrübt und traurig zurücke geschickt hatten, sahen nicht lange, daß man Lust an dieser neuen Art der Schauspiele hatte. Die Verfasser, welche an solchen grausamen Vorstellungen arbeiteten, bedachten nicht, daß die politischen Absichten der griechischen Poeten, welche die unglückseligen Veränderungen dem republicanischen Volke, dem Feinde der eigenmächtigen Regierung, vor Augen stellten, daß diese Absichten, sage ich, bey den Italienern nicht statt haben konnten, die zu einer viel ordentlichern Regierung und zu weit bessern Sitten gewöhnet waren. Nichts destoweniger erhielte sich die Tragödie in Italien einige Zeit im Ansehen, weil man mit Vergnügen bemerkte, wie wohl man den Alten in einer Zeit nachzuahmen suchte, da die schönen Künste in Italien in grosem

sem Flore waren. Die Liebhaber dieser Künste hatten bloß die Meisterstücke der griechischen und lateinischen Poeten vor Augen: Das gemeine Volk aber, welches die Schauspiele in Italien besonders in die Höhe bringt, wurde durch diese Art des Vergnügens nicht sonderlich gerührt. Dadurch fiel die Tragödie bald, und es kam mit ihr so weit, daß sie sich nur bey den Lustbarkeiten durfte sehen lassen, die man bey der Vermählung oder der Geburt eines Prinzen anstellte. Man wurde ihrer müde, man fand sie nicht zu den öffentlichen Lustbarkeiten geschickt, und führte an ihrer Stelle Comödien auf, wie ich schon an einem andern Orte erinnert habe.

Der Herr Trissino, welcher sich sehr selten in seinen Gedanken betrogen hat, war der erste, welcher eine Tragödie in italienischer Sprache machte. Er nahm eine bekannte Begebenheit dazu, weil er nicht wollte, daß es dem Zuschauer was fremdes seyn sollte. Ich glaube, er nahm deswegen lieber eine historische Fabel, als daß er selbst eine aus seinem eignen Kopfe erfunden hätte, weil er die Critik vermeiden wollte; ob er gleich zu dem letztern sehr geschickt gewesen wäre.

Ich will mich hier nicht in die gewöhnliche Frage einlassen, ob ein Poete bey Verfertigung einer Tragödie eine wahrhafte oder erdichtete Handlung vor sich nehmen soll. Castelvetro hat schon genug davon gesagt, und es würde mir nicht anstehen, wenn ich nach einem so großen Manne diese Sache noch erst ausführen wollte. Trißino verfertigte also die erste Tragödie, und erwählte die Sophonisbe dazu: Die Handlung und der unglückliche Ausgang sind in der Geschichte zu finden; diese Königinn stirbt durch das Gift, welches ihr Maßinissa selbst schickt. Die That

ist beweglich und vollkommen geschickt, die Herzen zu rühren; sie ist aber nicht erschrecklich genug, so daß die Zuschauer von der Schaubühne mit traurigem und einem durch Abscheu verstellten Gesichte weggehen müßten.

Wenn ihm die tragischen Poeten, so nach ihm gekommen sind, gefolget wären: So würde die Tragödie in Italien sich nicht nur fest gesetzt, sondern auch nach diesem ersten Grunde sehr hoch gebracht worden seyn.

Die gelehrten Leute, welche zur Zeit des Trißino lebten, hielten vermuthlich davor, daß man diese Tragödie nicht zu einem Muster nehmen könnte; und wenn sie dieselbe mit den griechischen Originalen verglichen, so fanden sie vielleicht, daß man in derselben nicht Leute genug todtgeschlagen und genug Blut vergossen hätte. Sie wollten den griechischen Poeten genau nachfolgen, sie wollten es so gar besser machen, und wir haben seit dem die Sophonisbe des Lorbeche di Giraldi, die Semiramis des Manfredi, die Canace des Speron Speroni und noch viel andere bekommen, welche die italienischen Zuschauer in Furcht und Schrecken gesetzt haben.

Wenn man sich die Mühe geben will, die Tragödien, welche ich itzt genennet habe und einige aus meinem Verzeichnisse mit den griechischen Tragödien zu vergleichen: So wäre es nicht möglich, daß man nicht in denselben eine genaue Nachahmung der griechischen Muster finden, und sie folglich vor wirkliche Tragödien erkennen sollte.

Die Tragödie, welche ein ganzes Jahrhundert durch in Italien fortdaurete, gerieth endlich bey der allgemeinen Verderbniß der guten Künste in eine völlige Vergessenheit. Seit der Zeit hat sie sich nicht wieder

erholen

erholen können, und wenn sich auch zuweilen einer fand, der eine Tragödie gemacht hatte, so wollte man sich derselben doch nicht bedienen.

Ich glaube, daß man seit 1620. von allen diesen Tragödien wenige zu einem guten Muster brauchen kann. Denn, wenn auch einige seyn sollten, die was schönes an sich hätten, so haben sie doch auch sehr viel Fehler, die sie ganz unvollkommen machen. Z. E. l' Aristodemo dell dottori ist eine vortreffliche Tragödie, und die auch auf der Schaubühne das Ihrige ungemein thut: Sie ist aber in einer so odenmäßigen Schreibart abgefasset, daß es in der That unmöglich ist, darinnen fortzukommen. Die andern, so hernach bis 1700. gekommen, und deren wir eben nicht allzuviel haben, sind auch nach dem Geständnisse der gelehrtesten Italiener nicht besser gerathen.

Nach 1700. hat die italienische Schaubühne eine ganz andere Gestalt gewonnen. Der Herr Martelli machte viel Tragödien in gereimten alexandrinischen Versen; diese Art Verse ist in Italien nicht unbekannt, weil es zween Verse von sieben Sylben sind, welche man mit einander verbindet, und weil wir noch von einem sicilianischen Poeten alte Stanzen in Versen von eben diesem Sylbenmaaße haben, die vielleicht den französischen alexandrinischen Versen zum Muster gedienet haben. Denn unser Sicilianer ist ein sehr alter Versmacher; diese Art, sage ich, hat so wohl ihre Liebhaber als Tadler gefunden.

Einige Zeit darauf machte Herr Gravina fünf Tragödien, und Herr Marquis Maffei brachte seine Merope zum Vorscheine. Bis itzo haben die Italiener, wie es scheinet, noch nicht gewiß ausgemacht,

was zu einer Tragödie gehört, die sich vor unsere Zeiten und Sitten schicken könnte: Die Einrichtung der französischen Tragödie ist wegen gewisser Ursachen nicht nach ihrem Geschmacke, die ich hernach schon sagen will.

Herr Gravina hat den Griechen vielleicht mit einer allzugroßen Ergebenheit nachgeahmet; der Herr Marquis Maffei aber hat sich eben so sehr genau nicht daran gebunden: Seine Merope, die ganz und gar eine griechische Handlung ist, entfernet sich doch nicht so weit von unsern Sitten, daß sie den Zuschauern unangenehm seyn sollte. Und ob man wohl daran ausgesetzet hat, daß er den Cresfonte hat binden, und ihn mit einem Spieße wollen erstechen lassen, ja, daß er auch die Merope mit einem Beile in der Hand auf die Schaubühne gebracht hat: So haben sich dem ohngeachtet diese zwo Handlungen durch das einstimmige Lob aller Zuschauer in Italien so gut erhalten, daß man sich nach den alten Sitten gerichtet, und sie bewundert hat. Man will gewiß versichert seyn, daß eben dieser berühmte Mann noch eine andere Tragödie gemacht habe, welche noch bis itzo in seinem Bücherschranke verschlossen liege. Ich zweifle nicht daran, sie wird vortrefflich seyn, und daß sie noch nicht zum Vorscheine gekommen ist, daran sind nur die italienischen Comödianten schuld. Seit zehn Jahren, wie ich es anderswo erinnert habe, stellen sie nur lauter schlechte Tragicomödien vor: Sie haben die Tragödie verlassen, und der Herr Verfasser ist vielleicht nicht geneigt, sein Stücke solchen spielenden Personen anzuvertrauen, welche die Geschicklichkeit in den rechten tragischen Vorstellungen verlohren haben.

Das andre Capitel.

Von dem Ursprunge der französischen Tragödie. Von der Verbesserung dieser Tragödie.

Die italienische Tragödie fing mit dem sechsten Jahrhundert an: Lange Zeit hernach sahe man erst einige Tragödien auf der französischen Schaubühne. Wenn alle diejenigen, welche von der italienischen Tragödie reden, eine Vergleichung zwischen der italienischen und französischen Tragödie, aus eben diesem Jahrhunderte anstellen wollten: So würden sie finden, daß jene ansehnlich, prächtig, wohl geschrieben, mit gutem Verstande und nach den strengsten Regeln erfunden worden. Man würde sehen, daß diese hingegen ohne Kunst, in Gedanken schwach, von aller Wahrscheinlichkeit entblößet, in ihrer Ausführung nicht regelmäßig gewesen ist; ja wenn man endlich die erstern französischen Tragödien mit den italienischen, in Ansehung der Schreibart, vergleichen will: So haben die italienischen einen Vortheil, welcher daher entsteht, daß die Schreibart unserer erstern Tragödien nicht altväterisch geworden, da man hingegen die Schreibart der alten französischen Tragödien nicht mehr leiden kann, und daß dieselbe sie schon allein von der Schaubühne vertreiben würde.

Mit der italienischen Tragödie ist es nicht so beschaffen, die ihren Anfang zu einer Zeit nahm, da Petrarch an die Verbesserung der Sprache die letzte Hand anlegte, und ich habe im Jahr 1712. die Sophonisbe des Trissino, und den Orestes des Ruccelai, mit gutem Glücke aufgeführet, die doch die zwey ältesten Tragödienmacher sind.

Peter

Peter Corneille setzte die französische Tragödie auf einen andern Fuß, und brachte sie zu ihrer Vollkommenheit. Sogar Rotrou, welcher alle Stuffen der theatralischen Ausschweifungen durchgegangen war, verbesserte seine Unrichtigkeiten, so bald er nur die erste Tragödie sahe, die Herr Corneille gemacht hatte, und verfertigte hierauf seinen Wenceslaus, den man schon als eine gute Tragödie ansehen kann.

Mann kann also den Herrn Corneille den Wiederhersteller der französischen Schaubühne nennen; noch mehr, man kann ihn den Erfinder der französischen Tragödie heißen, weil die Tragödie des Peter Corneille, Thomas seines Bruders, des Racins und der übrigen allen, die hernach gekommen sind, weder der griechischen noch lateinischen, noch italienischen, noch der alten französischen Tragödie ähnlich sieht. Diese geschickten Leute lebten zu einer Zeit, wo der französische Hof das Muster der Höflichkeit und vollkommensten Artigkeit war.

Sie nahmen sich vor, die Ernsthaftigkeit der Tragödie in etwas zu mildern, damit sich dieses Schauspiel desto besser vor den Hof und den jungen König schickte. Zu dem Ende machten sie die Liebe zur einzigen Gebietherinn der Schaubühne. Ich denke nicht, daß man irren sollte, wenn man sagte, daß die französische Tragödie die älteste Tochter der Romanen sey, weil der Geist der Romanen darinn herrschet. Dieser Geschmack der Romanenliebe war in der Tragödie so sehr im Brauche, daß Thomas Corneille in seinem Timocrat nichts anders that, als daß er die Handlung des Caloanders hinein brachte. In weniger Zeit wurde die Liebe gar die Tyranninn der Schaubühne; und die

Tragödienschreiber brachten sie auch bey solcher Gelegenheit an, wo es sich nicht nur nicht wohl schickte, sondern auch wo man ihr, wo ich nicht irre, den Zutritt gar nicht verstatten konnte.

Herr Corneille brachte den Oedipus des Sophocles auf die französische Schaubühne: Er änderte das Original, setzte an statt des Creons den Theseus, und gab ihm eine Prinzeßinn zu, damit er nur Gelegenheit hätte, etliche zärtliche Auftritte dabey anzubringen. Ich bin versichert, vor dem Herrn Corneille würde niemand geglaubt haben, daß man in dem Oedipus des Sophocles von der Liebe reden könnte.

Herr Voltaire ist in eben der Tragödie des Sophocles dem Corneille nicht nachgefolgt: Er hat daselbst nicht zwo fremde Personen in die Handlung gebracht, welche einander von der Liebe was vorschwatzten. Unterdessen wollte er doch auch in diesem großen Punkte nicht fehlen, ohne welchen man sich, wie ich glaube, würde eingebildet haben, daß in der Tragödie was fehlte. Es brachte also Heer Voltaire zwar kein Frauenzimmer in das griechische Original: Doch führte er den Philotectes daselbst ein, der, wie er voraus setzt, die Jocaste geliebt hat, ehe sie des Lajus Gemahlinn war: Und man sieht, daß diese zweene alten Männer, denn sie müssen gewiß alt seyn, einander mit Vergnügen ihre vergangene Liebe wieder ins Gedächtniß bringen.

Kann man wohl glauben, daß in einer geistlichen Tragödie die weltliche Liebe des Polieuctes sich in die Handlung mit theilen sollte! In der Tragödie von den Maccabeern liebt der junge Maccabeus eine Heydinn, und will eine Glaubensgenoßinn aus ihr machen; und daß ich nicht alle Tragödien durchgehe, so will ich

nur

nur mit der Tragödie vom Sertorius endigen. Wie dieser alte General und der junge Pompejus das erstemal zusammen kommen, so reden sie anfangs von den ernsthaftesten Dingen und den größten Staatssachen, hernach schließen sie eine so wichtige Unterredung damit, daß sie einander ihre Liebesbegebenheiten erzählen. Ich glaube, daß es vor allen Dingen nützlich seyn werde, die Wirkungen zu untersuchen, welche diese Liebe auf der tragischen Bühne hervorbringet, und dieses verdienet wohl ein ganz Capitel.

Das dritte Capitel.

Von den Wirkungen, welche die Liebe in der französischen Tragödie hervorbringet. Von der Auslassung des Chors und der Vertrauten, die man dabey eingeführt hat.

Diese Romanenliebe nimmt gemeiniglich den dritten Theil von der Handlung in der französischen Tragödie ein. Wenn man die verliebten Scenen wegnehmen wollte, und die Haupthandlung nur dasjenige schlechtweg vorstellen ließe, was sie vorstellen soll: So würde die Tragödie in anderthalb Handlungen, oder aufs höchste in zwoen geendiget seyn, so daß auch die Handlung gar nicht unterbrochen seyn würde, wenn man auch die verliebten Scenen wegließe. Wir wollen z. E. aus dem Nicomedes die zehen Scenen der Laodicee; aus dem Oedipus die zehen Scenen der Dirce; aus dem Polieuctes die verliebten Scenen des Severus; aus der Phädra des Herrn Racine die sechs Scenen der Aricia wegnehmen, und wir werden doch sehen, daß nicht nur die Handlung nicht unterbrochen, sondern

sondern noch dazu viel lebhafter seyn wird; Ja man wird ganz augenscheinlich sehen, daß diese verliebten Scenen zu nichts anders gedienet haben, als die Handlungen des Stückes matt, kalt, und die Helden weniger groß zu machen. Wenn man nach diesen zwo der besten Tragödien in Frankreich die andern alle untersuchen will: So wird man diese Wahrheit desto besser einsehen lernen. Ja! wenn die Liebe zur Haupthandlung der Tragödie gehöret, so nimmt diese an sich selbst so angenehme Leidenschaft die Schaubühne mit Recht ein. Cid, Berenice, Andromacha, gefallen mir; Es gefällt mir die Liebe der Phädra, doch der Phädra vor allen andern.

In Frankreich hält man durchgängig davor, daß eine Tragödie ohne die Liebe den französischen Damen nicht gefallen würde, die doch zu Paris die Schaubühne in die Höhe bringen können. Indessen erhielt doch im Anfange des 1716 Jahres Athalia einen grossen Beyfall, da sie zum erstenmale von den Comödianten aufgeführet wurde: Und in dem Oedipus des Herrn Voltaire, die doch jedermann gefallen hat, war nur dieses die einzige Sache, welche man billig misbilligte, daß Philoctetes und Jocasta von ihren Liebesstreichen schwatzten. Ungeachtet dieser Exempel hat man sich doch nicht geändert. Man will die Liebe in der Tragödie erhalten, und ich glaube die Ursache davon zu errathen. Eine kleine Liebesbegebenheit nimmt zum wenigsten die Helfte von der Tragödie ein. Das ist schon ein großer Punct. Die Fabel will sich nicht so recht schicken. Es müssen sich alle Grade der menschlichen Handlung darinnen finden lassen, der Anfang, der Fortgang, der Knoten, die Auflösung und

das Ende. Ein halb Dutzend verliebter Scenen machen, daß man leicht durch diese unmerkliche Wege hindurch kommen kann, die man gehen muß, wenn man eine Handlung wohl ausführen will. Ja indem sie das Leere erfüllen, so machen sie, daß man ganz unvermerkt vom Anfange bis in die Mitten und von der Mitten bis ans Ende einen Sprung thun kann. Wenn man die Ausmusterung, wovon ich geredet habe, vornehmen und aus den Tragödien die verliebten Scenen wegnehmen will, welches auch gar leicht geschehen könnte, ohne die Haupthandlung zu unterbrechen: So wird man diese Wahrheit mit Händen greifen können, und man wird den gefährlichen Sprung sehen, welchen die Verfasser bey der Handlung ihrer Fabel zu machen pflegen. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, einen sehr angenehmen Versuch darinnen zu thun. Ich machte meinen Cameraden eine Abbildung von einer Comödie, worinnen alle Schauspiele, die zu Paris gewöhnlich sind, zu finden seyn sollten. Man merkte, wohin ich damit zielte, und einige Zeit darauf nahmen es ihrer drey unter ihnen über sich, dieses auszuführen. Nach dem Vorspiele machte man eine Handlung aus der Comödie nach dem italienischen Geschmacke; die andere Handlung war eine Tragödie und die dritte eine comische Oper. Zur Tragödie gab ich den Entwurf, welchen die drey Personen genau ausführten und sich viel Ehre damit erwarben. Ich rede von Arcagambis, mit welcher es gut gegangen ist, und es ist nicht nöthig, daß ich sie umständlich beschreibe; denn sie ist nunmehro gedruckt. Man sieht in einem einzigen Actus eine völlige Handlung in ihrem Zusammenhange:

Die

Die Prinzeßinn Thamire hat eine einzige Scene darinnen, wenn auch nur ein Anfänger in diese Handlung zehn verliebte Scenen zwischen Thamiren, den König, den Prinzen und der Amme nach seinem Gefallen hineinbringen wollte; er müste nur hierinn der Sache folgen: So würde er sich höchlich verwundern müssen, wenn er sehen sollte, daß ihm ohne die geringste andere Bemühung eine vollständige Tragödie von fünf Acten unter der Hand daraus erwüchse.

Ich kann nicht leugnen, ich hatte währender Vorstellung des Argacambis ein ungemeines Vergnügen daran: Jedermann wünschte mir zu dieser Tragicomödie Glück, und man wunderte sich sonderlich darüber, daß man darinnen alle Theile, und den Zusammenhang der vollkommnen Handlung einer Tragödie von fünf Acten finden konnte. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, mein Herr, so bildete ich mir gar nichts darauf ein, daß ich die ganze Handlung einer Tragödie in einen Act gebracht hatte: Ich hätte ihrer von den meisten Originalen, die ich vor Augen hatte, auch eben so viel machen können; wenn ich mir nur die Mühe geben wollen, die verliebten Scenen davon zu thun.

Als man die Tragödie in Frankreich auf einen andern Fuß setzte, so ließ man den Chor und den Anführer, d. i. denjenigen im Chore weg, der sich unter die spielenden Personen mengte und mit ihnen redete. Man hielte dieses in der Tragödie vor was überflüßiges und sehr unwahrscheinliches. Nach den Fabeln der französischen Tragödien können sie auch hierinnen recht haben: Denn die meisten Tragödien handeln bey ihnen nur von Privatsachen, und geschehen in dem Zimmer eines Königes, wo die Chöre auch in der That an

dem unrechten Orte und wider die Wahrscheinlichkeit angebracht werden müsten.

Sie wusten aber doch bey Auslassung des Chors und seines Anführers nicht, was sie machen sollten, und da sie ihre Zuflucht zu den Romanen nahmen, so fielen sie bey der Person des Stallmeisters darauf, daß sie einer jeden Hauptperson ihre Vertraute, entweder männlichen oder weiblichen Geschlechts, zugaben.

Es ist wahr, der Alexander und die Athalia des Racine haben keine; ich glaube aber doch nicht, daß es deswegen geschehen seyn sollte, als ob sich dieser vortreffliche Tragödienschreiber ein Gewissen dabey gemacht hätte; sondern es kam von ohngefehr, weil die geistliche Geschichte so wohl als die weltliche von diesen beyden Stücken, schon so viel Hauptpersonen verschaffte, daß er nicht nöthig hatte, noch einige andere selbst dabey zu erdichten. Seine Andromacha überführt mich hiervon noch mehr. Denn wenn er sich über diesen Punkt auch nur das geringste Bedenken gemacht hätte: So würde er weder der Andromacha und Hermione eine Vertraute, noch dem Pyrrhus einen Hofmeister gegeben haben; drey Personen, die bey der Haupthandlung nichts nütze sind. Beym Orestes glückte es ihm, daß er den Pylades in der Historie dazu fand.

Da man den Chor u. dessen Anführer aus der Tragödie genommen, und an deren statt die Vertrauten eingeführet hat: So ist man, wo ich nicht irre, aus einer Unordnung und einem kleinen Fehler in einen grösern gerathen. Ihre Helden machen nach Art des Cyrus, Orondates und so vieler andren Romanen, nicht etwan einen Neuling in den Liebesstreichen, wie die Stall-

meister

meister waren; sondern sehr oft einen Sclaven zu ihrem Vertrauten, dem sie nicht nur ihre Liebe, sondern auch sogar die gefährlichsten Verräthereyen entdecken. Oft kommt dieser Vertraute nur deswegen bloß auf die Schaubühne, daß er zuhöre, oder die Sache nur erzähle, und in dem ganzen Stücke ist er weiter zu nichts nütze.

Das vierte Capitel.

Von der Einheit des Orts in der französischen Tragödie.

Das erste, wovon man in der dramatischen Poesie reden hört, sind die drey Grundregeln der Tragödie und Comödie; die Einheit der Handlung, die Einheit der Zeit, die Einheit des Orts. Hieraus entstehen die vornehmsten Anmerkungen, welche uns urtheilen lehren, wie gut die tragische oder comische Fabel sey.

Aristoteles hat in seiner Dichtkunst von der Einheit des Orts nichts gesagt; die Vernunft allein hat die Poeten darauf geführt, und nicht das Ansehen der Alten. Nachdem Aristoteles vor die tragischen Handlungen eine Zeit von 12 oder 24 Stunden bestimmt hat: So folgte aus einer so kurzen Zeit nothwendig, daß alles an einem Orte geschehen muste; denn die spielenden Personen können in so weniger Zeit sich nicht weit verlaufen.

Sonst war im Anfange der Tragödie die Vorstellung dabey sehr ungekünstelt. Man wuste nichts von Maschinen, noch von den Veränderungen der Auszierung. Und diese Veränderung ist doch vor die Einbildungskraft der Zuschauer unumgänglich nöthig, wenn man den Ort der Handlung ändert.

Die ersten Tragödienschreiber waren also genöthiget, solche Sachen auszulesen, wobey die Handlung allezeit an einem Orte geschahe. So bald die Schauspiele dem Volke gefielen, und die vornehmsten Bürger einer jeden Republik sich um die Wette bemühten, ihre Pracht zu vermehren: So gleich wurden die Auszierungen und die Maschinen eingeführt; die Auszierungen aber dienen zu nichts anders als die Schaubühne zu putzen, und sie nicht zu verändern. Was die Maschinen anlangte, so dienten sie nur den Gottheiten, und brachten sie an den Ort der Handlung, ohne daß dieser geändert werden durfte. So findet man auch weder im Sophocles noch im Euripides Veränderungen der Schaubühne.

Ohne Zweifel wird man sagen, alle Leute, welche in den Alterthümern erfahren sind, versichern uns, man hätte Veränderungen der Schaubühne gehabt. Bulenger und Lilius Girald führen davon zum Beweise aus dem dritten Buche des Virgils, welches vom Landbaue handelt, diesen Vers an:

Vel scena vt versis discedat frontibus.

Ich gebe gar gerne zu, daß man in den Schauspielen der Alten Veränderungen der Auszierung gehabt hat. Ich weis wohl, daß Servius in der Erklärung dieses virgilianischen Verses, sagt: Scena autem quæ fiebat, aut versilis erat, aut ductilis. Versilis tunc erat, cum subito tota Machinis convertebatur, & aliam picturæ faciem ostendebat. Ductilis tunc, cum tractis tabulatis hac atque illac species picturæ nudabatur interior.

Indessen ist es gewiß, daß wir keine alte Tragödie haben, wo die Sache es verlangte, daß man den Ort

der

der Schaubühne verändern müste. Wenn geschahe denn also die Veränderung der Auszierung? Am Ende der Vorstellung eines Stückes, wenn man ein anderes darauf spielen wollte. Denn das war damals Mode, daß auf ein tragisches Stücke ein comisches oder mimisches folgte. Und öfters sahe man in einem Tage drey oder vier unterschiedene Schauspiele auf einer Schaubühne nach einander aufführen.

Vielleicht wird mancher die Oeffnung einer Thüre, zu welcher ein Bothe herein kommt, als eine Veränderung der Schaubühne ansehen; oder auch die Stelle in der Asinaria des Plautus, wo man den Vater, den Sohn und die Frau am Tische sitzen siehet.

Allein, wenn mans beym Lichte besiehet, so wird man finden, daß die Veränderung der Schaubühne, so man Ductilis und Versilis nennt, in diesen zween Fällen nicht statt haben.

Wo ich in meinem Verzeichnisse von der olympischen Schaubühne des Palladio in der Stadt Vicenz rede, habe ich mich zu zeigen bemüht, wie die Schaubühnen nach dem Vitruv gebauet waren. Bulenger erklärt es weitläuftig. Die Schaubühnen hatten drey Thüren und zwo andre auf der Seite, zu welcher die spielenden Personen herein kamen. Eine jede Thüre zeigte unterschiedene Gassen und unterschiedene Häuser an. Wenn in der Tragödie ein Fremder, oder ein Bothe in die Stadt kommen sollte: So machte man eine von diesen letzteren Thüren auf, und man sahe durch diese Thüre zur Stadt hinaus, ohne die geringste Veränderung auf der Schaubühne zu machen. So machte man auch in der Asinaria eine von diesen zwoen Seitenthüren auf, und man entdeckte in dem Vor-

saale des Hauses eine Tafel mit den spielenden Personen, welche aßen. Damit wir aber wieder auf das kommen, wovon wir redeten: So war die Einheit des Ortes durch die lange Gewohnheit unter den Griechen so was ordentliches und gemeines, daß es nicht erst nöthig war, eine Regel davon zu geben, und zu der Zeit verstand sich das von selbsten. Die Neuern haben sich von dieser Wahrscheinlichkeit entfernet, und damit ich sie nicht alle nenne, so meynte Claveret, der vermuthlich die Anmerkungen, so man seinen Vorfahren hierüber gemacht, gehört hatte: Er könnte diesen Fehler vermeiden, wenn er am Ende der Namen der spielenden Personen, seiner Tragödie: Die Entführung der Proserpina; diese Worte setzte: Die Schaubühne ist im Himmel, in Sicilien und in der Hölle, wo sich der Leser eine gewisse Art der Einheit des Orts vorstellen kann, wenn er sich dieselben als eine Perpendicularlinie aus dem Himmel in die Hölle einbildet.

Diese so schändliche Unordnung nun abzustellen, haben die Gelehrten, welche seit dem geschrieben, ausdrücklich eine Regel von der Einheit des Ortes gegeben, die vor diesem doch nur eine Folge aus denjenigen war, die Aristoteles so weislich vorgeschrieben hatte. Sie haben nunmehr die Einheit des Orts ausdrücklich verlangt, wie Aristoteles die Einheit der Handlung und der Zeit verlangt hat, damit sie der Einbildungskraft der Poeten einen Kappzaum anlegen möchten. Da aber die Tragödienschreiber der Regel von der Einheit des Orts weit genauer folgen, als ihre Vorfahren gethan haben: So haben sie sich nun allzu sorgfältig daran gebunden. Ist es nicht wunderlich, daß das geheime

heime Zimmer eines Kayſers oder Königes der Ort einer Tragödie ſeyn ſoll, und daß die Handlung eben dieſer Tragödie nichts anders als die Anſpinnung und das Werk einer Verrätherey ſeyn ſoll, die ſich vor den Augen des Prinzen anzettelt, den man ermorden will? Sollte man nicht bey nahe viellieber die Veränderung des Ort zulaſſen, wie die Italiener ſeit 1600 in ihren nachgeahmten oder aus dem Spaniſchen überſetzten Stücken gethan haben?

Die neuern Ausleger des Ariſtoteles geben ſich ſehr viel Mühe, zu unterſuchen: Ob dieſe Einheit des Orts ſich auf eben den Platz erſtrecke, den die ſpielenden Perſonen in dem Anfange der Tragödie einnehmen, oder nur auf dieſelbe Stadt, wo die Handlung vorgeſtellet wird?

Doch ich will mich nicht aufhalten, ihre Gedanken hier zu unterſuchen, ich will vor diesesmal nur mit wenigem ſagen, was ich denke.

Die wichtigſte unter allen Regeln, und welche Ariſtoteles gleichſam zum Grunde der übrigen legt, iſt dieſe: Daß man die Wahrſcheinlichkeit in acht nehmen ſolle. Alſo darf man auch weder die Einheit des Orts, noch die andern Lehren des Ariſtoteles, der Wahrſcheinlichkeit zum Nachtheile beobachten; weil dieſe die Quelle zu allen Regeln der Poeſie iſt. Und ſo glaube ich nicht, daß dieſe Wahrſcheinlichkeit, in der ſo genau beobachteten Einheit des Ortes, woran ſich die franzöſiſchen Poeten ſo ſehr binden, eben ſo wohl erhalten wird.

Die Zuſchauer dürften es meines Erachtens weit eher vertragen, daß die ſpielenden Perſonen in dem Pallaſte aus einem Zimmer in das andre giengen; wie es die Spanier, und in dem vorigen Jahrhunderte die

Italiener gethan haben: Als daß sie sehen müssen, wie eine Verrätherey in dem Zimmer und vor den Augen des Tyrannen, welchen man aufopfern will, verabredet wird.

Wir wollen zum Exempel eine von den besten Tragödien des berühmten Tragödienschreibers, Herrn Corneille nehmen. Wir wollen sehen, was heraus kommt, wenn sich dieser große Mann an die Regeln der Einheit des Orts allzugenau bindet. Man wird doch nicht glauben, daß ich mich zum Richter über ihn aufwerfen will; meine ganze Rede geht nur dahin, daß ich zeigen will: Wie er die Wahrscheinlichkeit weit besser hätte beobachten können, wenn er sich weniger gezwungen hätte; und daß man nur deswegen Gelegenheit finden möchte, ihn zu tadeln, weil er befürchtet hat, er möchte die Regel der Einheit des Orts nicht genau genug beobachtet haben.

In der Tragödie vom Cinna ist der Ort der Handlung das geheime Zimmer des Kayfers; und in eben diesem Zimmer schreyt Emilie doch mit lauter Stimme, sie wolle den Kayser umbringen.

In eben diesem Zimmer redet Cinna mit Emilien u. Maximus die Verrätherey ab. Nach dem Gespräche zwischen August, Cinna u. Maximus ist der Kayser kaum aus dem Zimmer gegangen: So entdecket Cinna dem Maximus, er hätte dem Augustus nur deswegen angerathen, sich der Herrschaft nicht zu begeben, damit er sich an ihm ein recht herrliches Opfer vorbehielte, und den Augustus auf dem Throne ermorden könnte. Wenn die Verschwornen die ganze Zeit über in so großer Gefahr sind, daß man sie hören möchte: So sind sie wohl bey dieser letztern Gelegenheit am aller gefährlichsten daran; weil der Kayser, da er erst von ihnen

weg-

weggegangen war, hätte können in der Nähe geblieben seyn, sie zu behorchen, damit er doch wüste, ob sie auch in seiner Abwesenheit dasjenige dächten, was sie ihm in seiner Gegenwart sagten. Es scheint also wider die Wahrscheinlichkeit zu seyn, daß man sie so frey reden läßt, da doch der Kayser erst hinweg war. Der Poet merkt dieses auch wohl selbst, und läßt am Ende der Unterredung den Cinna sagen:

Ami dans ce Palais on peut nous ecouter.

Allein diese Ueberlegung kommt zu späte, und ich weis nicht, ob die Zuschauer nicht lieber eine Veränderung des Orts, als eine so unvorsichtige Aufführung an solchen Personen, wie Cinna und Maximus sind, leiden sollten. Herr Corneille sucht sich wohl in der Prüfung dieser Tragödie, wider den Vorwurf zu vertheidigen, den man ihm vielleicht schon zu seiner Zeit über diese Stelle seiner Tragödie gemacht hatte. Er schreibt also: Es ist wahr, man findet hier zweene besondere Oerter, die Helfte des Stückes geschieht bey Emilien, und die andere in dem Zimmer des Augustus. Ich hätte thöricht gehandelt, wenn ich verlangt hätte, daß sich dieser Kayser mit dem Maximus und Cinna berathschlagen sollte, ob er sich des Reichs begeben sollte oder nicht, an eben dem Orte, wo der letzte Emilien von der Verrätherey Nachricht gegeben, die er wieder ihn vorgenommen hatte.

Nach dem Herrn Corneille selbst geschieht also die bekannte Berathschlagung zwischen dem Augustus, Cinna und Maximus in dem Zimmer des Kaysers, der Kayser lässet sie daselbst, nachdem er ihnen gesagt hatte:

Adieu,

Adieu, j'en veux porter la nouvelle a Livie.

Und in eben diesem Zimmer haben auch Maximus und Cinna diese unvorsichtige Unterredung miteinander, wovon wir geredet haben. Corneille erlaubt uns nicht einmal, daß wir uns einbilden dürfen, sie wären heraus in Emiliens Zimmer oder sonst wohin gegangen, wenn er am Ende der Unterredung den Ciña so reden läßt:

Ami dans ce Palais on peut nous ecouter,
Et nous parlons peutêtre avec trop d' imprudence
Dans un lieu si mal propre à notre confidence.
Sortons.

Sie waren also in eben dem Zimmer geblieben, und was wir von der wenigen Wahrscheinlichkeit ihres Gespräches gesagt haben, hat alles seine Richtigkeit. Herr Corneille hat es auch hierbey so gar mit seinem zwiefachen Orte nicht verhüten können.

Wir wollen aber doch wieder auf das kommen, was Herr Corneille über die Stelle seines Stückes nach den Grundregeln vorbringt, die er in seiner Untersuchung annimmt, und die wir angeführt haben. Der ganze erste Actus soll in dem Zimmer der Emilie geschehen, der andere in dem Zimmer des Augustus; vor den dritten würde er auch meines Erachtens den dritten Ort nöthig haben. Schickt sichs denn wohl, daß Maximus und Euphorbus in dem Zimmer des Augustus von der Verschwerung wider den Kayser mit einander reden? würde es sich auch wohl schicken, daß Maximus in Emiliens Zimmer mit Euphorben von seiner Liebe gegen sie redete, u. daß Euphorbus ihm rathen sollte, sich von der Verschwerung los zu machen und den Cinna zu verrathen? Herr Corneille muß also noch das dritte Zimmer haben, damit er sein Stücke wahr-

wahrscheinlich machen kann. Die drey ersten Scenen des vierten Acts zwischen Augustus, Euphorben und Livien müssen nothwendig in dem Zimmer des Kayſers geschehen; am Ende der dritten Scene bleibt die Schaubühne leer, und die vierte Scene geschieht zwischen Emilien und ihrer Vertrauten, ohne daß man sehen kann, wie sie auf die Schaubühne kommen. Dahero sagt auch hier Corneille in seiner Untersuchung, daß diese Scene und das übrige alles in diesem Act in dem Zimmer der Emilie geschehe. Aber woher weiß der Zuschauer diese Veränderung des Orts? Sieht er nicht immer einerley Auszierung? Es muß ihm also nothwendig wunderbar vorkommen, wenn er die Schaubühne leer und Emilien, Fulvien und den Maximus von der Verschwerung an eben dem Orte mit einander reden höret, von welchem Augustus, Euphorbus und Livia den Augenblick erst weggegangen waren. Die Veränderung der Auszierung hätte den letzten Fehler verhüten können, der erste aber ist unersetzlich. Was folgt nun hieraus? Daß es solche Handlungen giebt, die wegen ihrer beständigen Veränderung des Orts sich nicht auf die Schaubühne schicken; daß man, wenn solche Veränderungen besonderer Oerter der Wahrscheinlichkeit unbeschadet angehen können, solches dem Zuschauer durch eine Veränderung der Auszierung andeuten muß. Denn es ist vielleicht noch nicht genug, daß man es nur die spielenden Personen sagen lasse, sie hätten den Ort verändert: Wie im Cid, wenn Chimene dem Rodrich zu erkennen giebt, wie sehr sie erstaunet sey, daß sie sich in Rodrichs Hause befinde: da es ihr der Zuschauer doch wegen der Auszierung nicht glauben kann, weil er noch immer den

Pal-

Pallast des Königs vor seinen Augen siehet. Racine hat die Veränderung der Auszierung in seiner Athalia unvergleichlich zu gebrauchen gewust, die ich als ein Meisterstücke der dramatischen Poesie ansehe. Der Ort der Handlung in dieser Tragödie ist der Vorhof des Tempels, und wenn der Poet den König auf dem Throne will sehen lassen, wie er mit den bewaffneten Leviten umgeben ist, so darf er nur die Thore des Tempels eröffnen lassen; das heißt recht die Regeln klüglich beobachten, und doch die Wahrscheinlichkeit dabey behalten. Er hat hierinnen die Griechen nachgeahmet, welche auf ihrer Schaubühne, nach den unterschiednen Umständen ihres Stückes, die geschickteste Einrichtung machten. So hatte Sophocles in seinem Oedipus, dem Tyrannen, den Pallast des Königs von Theben und einen Tempel nöthig, er erwählte dahero zum Ort der Vorstellungen den öffentlichen Platz, wohin der Tempel und der Pallast des Königs gebauet waren. Guarino hat im Pastor Fido ebenfalls seine Schaubühne so einzurichten gewust, daß man ohne die geringste Veränderung der Auszierung den Tempel auf dem Berge, unten daran die Höle und das Thal, worinnen alle Vorstellungen geschehen, sehen konnte.

Das fünfte Capitel.

Von der Einheit der Zeit, und von der Einheit der Handlung in den französischen Tragödien.

Die Franzosen haben die Einheit der Zeit nicht allemal so streng beobachtet: Oder, welches eben so viel ist, die Regel von 24 Stunden. Ich könnte viel

Exem-

Exempel davon anführen: Ich will aber nur bey den Horaziern bleiben. Die Tragödie fängt in dem Augenblicke an, da man glaubt, die beyden Armeen, der Römer und Albaner, hätten nunmehr einander angegriffen. Der erste Auftritt stellet uns die Unruhe der Sabina vor, wie es doch mit der Schlacht ablaufen werde. Am Ende des ersten Acts bringt Curiatius der Camilla die Nachricht, daß die Schlacht nicht vor sich gehen würde, die beyden Völker wären einig geworden, daß sie überhaupt die drey tapfersten Männer von ieder Nation mit einander wollten kämpfen lassen: Nur wisse man nicht, wen die Wahl treffen werde. Rom liefet die drey Horazier und Alba die drey Curiazier aus. Man macht sich zu dem Streite fertig; man geht auf den Kampfplatz; der Streit wird noch etwas aufgeschoben; man befragt das Orakel, welches diese Wahl billiget; man kehret wieder nach dem Kampfplatze zurücke; der Streit ist geschehen; Horaz überwindet; er gehet nach Rom; das Volk nimmt ihn mit einem freudigen Zuruffe an; er geht in sein Haus; er bringt seine Schwester um; der König besucht den alten Horaz; Valerius klagt den Sohn an, daß er die Schwester umgebracht hat, und verlangt, daß er gestrfat werden solle; Horaz führet die Sache seines Sohnes vor Gerichte; der König spricht ihn von der Strafe los; Und die Tragödie ist zum Ende. Man darf nicht erst den Titus Livius deswegen nachschlagen, man darf nur die Zeit überlegen und wieviel wohl natürlicher Weise zu allen diesem Begebenheiten gehöret: So wird man, wie ich glaube, zugeben müssen, daß zum wenigsten zweene oder drey Tage dazu nöthig gewesen sind.

Was

Was die Einheit der Handlung anlangt, so finde ich zwischen den griechischen und französischen Tragödien einen großen Unterscheid. Ich finde allezeit die Handlung der griechischen Tragödien sehr leicht, und verliere sie auch nicht aus dem Gesichte: In den französischen Tragödien aber habe ich zuweilen gewiß sehr viel Mühe, die Haupthandlung von den Nebenhandlungen, womit man jene beläſtiget, wohl zu unterscheiden. Ich frage, zum Exempel, worinn die Handlung des Cids, Mithridates und vieler andern bestehe. Roderich tödtet im Cid den Vater seiner Liebsten, treibt die Feinde in die Flucht, schlägt sich mit seinem Mitbuhler, bekommt vom Könige Gnade und auch die Chimene zur Braut. Das ist alles, was in dem Stücke geschieht: Welche Begebenheit soll man nun von allen diesen, als die vornehmste und Haupthandlung des Stückes ansehen? Ist es die Gnade, die Roderich von dem Könige erhält? Diese Gnade wiederfährt ihm in der Helfte des Stücks. Ist es die Niederlage der Mohren? Deise geschieht zwischen dem dritten und vierten Actus. Oder ist es wohl zuletzt gar die Vermählung der Chimene? Keine von den Begebenheiten dieses Stückes zielt dahin ab.

Mithridates kommt zurücke; er will seine Macht verstärken und damit nach Rom gehen: Er findet, daß seine Söhne in Monimen verliebt sind, welche er heyrathen soll. Die Römer lassen sich sehen, Mithridates rückt heraus und will sie schlagen, er kommt verwundet wieder zurück und stirbt; nachdem er noch die Verordnung gemacht, daß sein Sohn sich mit Monimen vermählen sollte.

Sollte

Sollte man sagen können, der Tod des Mithridates sey die Handlung dieser Tragödie? Niemals kann der Tod eines Helden das Hauptwerk einer Tragödie seyn, wo nicht der Poet alle Bewegungen seines Stückes nach diesem Zwecke einrichtet. Der Tod des Britannicus z. E. wird wohl mit recht vor die Haupthandlung dieser Tragödie angesehen, weil die Absicht des Verfassers ist, daß er uns durch unterschiedene Begebenheiten zu diesem Ende führen will, auf welches wir bey seiner Veranlassung haben gedenken müssen. Wo finden wir aber in dem Mithridates eine Unternehmung oder Verrätherey, wobey wir den Tod dieses Prinzen zu befürchten oder zu erwarten haben? In der ganzen Tragödie ist nicht das geringste anzutreffen, welches zeigen sollte, daß der Tod des Mithridates das Hauptwerk des Stückes sey.

Der Tod eines Helden oder eines Tyrannen kann zuweilen in die Haupthandlung einige Bewegung bringen, oder die Wirkung davon seyn.

Zum Exempel im Heraclius stirbt Phocas, und die Haupthandlung besteht darinn, daß man ihn vor den Erben des Reichs erkennet, und wieder auf den Thron hilft: Daß man es nun dazu bringen möge, wird Phocas getödtet, und in diesem Falle eben ist der Tod des Tyrannen nicht die Haupthandlung, sondern die Wirkung der Haupthandlung.

In dem Tode des Pompejus ist Pompejus gestorben, ehe die Tragödie anfängt; und sein Tod bringt in die ganze Haupthandlung der Tragödie viel Bewegung: Und in diesem Falle ist der Tod des Helden die Ursache der Haupthandlung. Der Tod des Grafen von Gormas giebt zu vielen Handlungen im Cid Ge-

legenheit. Im Mithridates aber ist sein Tod weder die Ursache noch die Wirkung der Haupthandlung. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich sie alle untersuchen wollte; und ich will nur sagen, daß in den meisten französischen Tragödien die Haupthandlung sehr oft ein Räthsel ist, welches uns die Poeten wohl selbst nicht entdecken können. In den griechischen Tragödien ist dieses gar nicht so, man weiß gleich, worinnen die Haupthandlung bestehet.

Die Pest verwüstet die Stadt Theben; man fragt das Orakel um Rath; man hört, daß der unbestrafte Todtschlag des Lajus die Ursache alles dieses Uebels sey; Oedipus schweret dieses zu rächen; man sucht den Thäter auf, und Oedipus erkennet, daß er der Sohn des Lajus und also der Mörder seines Vaters ist. Das ist das Hauptwerk im Oedipus. Kann man hierinnen nicht sogleich die Haupthandlung dieser Tragödie erkennen? Alles Vornehmen der Personen in diesem Stücke gehet dahin, daß man den Todtschläger des Lajus erkennen soll, und der Poet richtet alles zum Unglück des Oedipus ein.

Nachdem ich von den französischen Tragödien geredet habe, in welchen es nicht leicht ist, die rechte Haupthandlung wahrzunehmen: So muß ich auch nunmehro von der reden, wo die Einheit der Handlung nicht wohl beobachtet worden, und wo die Hauptabsicht oft so sehr vertheilet ist, daß es nicht schwer wird, sie vor zwo Haupthandlungen anzusehen.

Ich will von der Andromacha anfangen, die ohne Zweifel eine von den schönsten Stücken des Racine ist. Das eigentliche Hauptwerk dieser Tragödie ist die Vermählung des Pyrrhus. Die Griechen haben dem

Ore-

Orestes aufgetragen, sich darwider zu setzen. Allein da er an den Hof des Pyrrhus kam, fand er daselbst einen weit größern Vortheil vor sich, als daß er den Nutzen der Griechen hätte befördern sollen, wie sie sich doch von ihm versprachen: Seine Liebe gegen Hermionen machte, daß er wünschte, Pyrrhus möchte Andromachen heyrathen; der Befehl der Hermione verpflichtete ihn, den Pyrrhus umzubringen. Die Liebe, durch welche dieser Held getrieben wird, seine Heftigkeit, die Eifersucht der Hermione, sein Tod, alle diese Bewegungen nehmen die Zuschauer weit mehr als die andern ein, die wir an Pyrrhus und Andromacha finden, und sie könnten allein schon das Hauptwerk einer Tragödie seyn. So sind auch anderntheils das Schicksal der Andromacha, die Liebe des Pyrrhus gegen sie an sich selbst wichtig genug, einem Poeten Gelegenheit zu einer guten Tragödie zu verschaffen; und wer nur ein wenig Achtung darauf geben will, der wird leicht sehen, daß ein so großer Poet, als Herr Racine, die Tragödie leicht hätte machen können, ohne daß sich Hermione an dem Hofe des Pyrrhus befunden hätte, und ohne daß Orestes eine andere Ursache gehabt hätte, die Vermählung mit der Andromacha zu hindern als den Befehl, welchen ihm die Griechen gegeben hatten. Pyrrhus hätte doch eben den Streit zwischen seiner Liebe gegen Andromacha und der Furcht sich die Griechen auf den Hals zu ziehen, ausstehen müssen: Auch Andromacha würde sowohl durch die Liebe gegen ihren Sohn, als durch den Abscheu vor einer Heyrath mit dem Mörder des Priamischen Geschlechts, mit dem Sohne des Mörders ihres geliebten Hectors, beunruhiget worden seyn.

Wenn Herr Racine fein bey der Einheit dieser Haupthandlung geblieben wäre, so würde er ein weit ordentlicheres und angenehmeres Stücke gemacht haben. Denn es kommt nicht auf die Vielheit der unterschiedenen Absichten an, wenn ein Stücke gefallen soll. Umgekehrt! Es nimmt weit mehr ein, wenn eine einzige Begebenheit die Zuschauer allein aufmerksam macht. Herr Racine wußte dieses ohne Zweifel wohl: Allein die Art seines Volkes zwang ihn darzu. Dieses will nur, sonderlich in den theatralischen Stücken, durch das Schicksal der Verliebten bewegt werden. Und obgleich die Liebe in allen rechten tragischen Stücken seyn soll: So haben doch die Poeten, welche diese Stücke auf die französische Schaubühne bringen wollen, sich genöthiget gesehen, sie als ein Nebenspiel auf dieselbige zu bringen, und dieses Nebenspiel oft mit größerer Mühe auszuführen, als wohl selbst das Hauptwerk des Stückes. Daher sind in den französischen Tragödien so viel Nebenspiele entstanden. Daher kommen die Nebenpersonen, auf welche wir zuweilen mehr, als auf die Hauptperson Achtung geben müssen.

Man kann dieses an dem Polieuctes im Severus, an der Eriphile in der Iphigenia, an dem Aricius aus der Phedra und an der Liebe des Theseus und der Dirce in dem Oedipus deutlich genug sehen.

Wenn die Nothwendigkeit, allezeit verliebte Personen auf die französische Schaubühne zu bringen, in den Stücken der größten Meister allerhand Fehler hervorgebracht hat: So kann man sich leicht einbilden, was die kleinern müssen gethan haben, die durch diese Gewohnheit mit hinein sind gezogen worden;

ten; ob ihnen wohl, wenn mans recht ansiehet, diese Gewohnheit mag viel geholfen haben, ihre Gespräche auszuführen, weil sie keine Leidenschaft haben, wovon sie mehr reden können, als die Liebe.

Das sechste Capitel.

Von der Eigenschaft der französischen Tragödien.

Die französischen Tragödien sind, wie es scheint, nicht sorgfältig genug, den Unterscheid anzudeuten, welchen das besondere Naturell einer jeden Nation in den Helden hat hervor bringen sollen, die bey unterschiedenen Völkern gebohren sind. Die Geschichtschreiber und griechischen Poeten bilden ihre Helden mit einer erhabenen Seele, jedoch allezeit wild und grausam ab: Bey den römischen Helden finden wir dieses Erhabene zwar ebenfalls, doch auch zu gleicher Zeit Leutseligkeit und Großmuth.

In den französischen Tragödien scheint es, als ob **Cäsar, Alexander, Pompejus, Mithridates, Augustus,** und **Achilles** unter einem Gestirne wären gebohren und nach einerley Regel auferzogen worden.

Außer dem herrschenden Naturelle seiner Nation hat ein jeglicher Held eine Gemüthsbeschaffenheit die ihm eigen ist. Man weis, daß Pyrrhus, ein Sohn des Achilles, ein heftiges und grausames Gemüthe hatte, und daß Hippolytus, der Sohn des Theseus, wild, verdrüßlich und von der Liebe ganz und gar entfernet war. Und dennoch hat Hippolytus in der Phedra des Racine die feinsten Gedanken und weint bey seiner geliebten Aricia auf das zärtlichste: Pyrrhus ist ebenfalls für seiner Andromacha demüthig, verliebt und schwach. Man könnte darauf antworten: Wenn

auch Pyrrhus vor seiner Liebste zärtlich und demüthig ist, so findet man doch zuweilen auch, daß es scheint, als ob sich seine Gemüthsbeschaffenheit entdeckte und ihn mit eben dieser Andromacha etwas harte reden heiße. Wenn man aber diese Stelle genau untersucht: So findet man, daß nicht so wohl seine wilde Gemüthsart an dem harten Gespräche, welches er mit der Andromacha hält, schuld ist; sondern vielmehr die natürliche Ungeduld, in welche ein Liebhaber durch die beständigen Klagen der Andromacha wegen ihres Mannes und durch die untröstliche Bekümmerniß über das Schicksal ihres Sohnes hätte gesetzt werden müssen. Der zärtlichste Liebhaber würde in einer solchen Gelegenheit eben so wie Pyrrhus geredet haben. Racine ist in dieser Gelegenheit also mehr den Umständen als der Gemüthsart gefolget.

Da nun dieser große Poete zwo so merkwürdige und so bekannte Gemüthsarten verändert hat, so können sie sich, mein Herr, leicht einbilden, was die andern werden gethan haben.

Damit man desto besser von ihrem Fehler urtheilen kann, will ich einige gemeine Anmerkungen von den Gemüthsarten machen.

Ein jeder Mensch und überhaupt ein jeder Held hat eine gewisse herrschende Gemüthsart, welche die Quelle seiner Art zu denken ist, und die sich nach keinem Geschmacke richtet, wenn er ihr nicht gleichförmig ist. Wenn sich zuweilen die Leidenschaften, welche allen Menschen gemein sind, bey ihm merken lassen: So darf man nicht glauben, daß sie sich ganz und gar verändern. Einerley Leidenschaften machen die Menschen nicht einander ähnlich; vielmehr ma-

chen

chen die unterschiedenen Gemüthsarten der Menschen, daß eben die Leidenschaft in einem Menschen ganz anders ist, als bey den andern. Alle Menschen können verliebt seyn: Aber ein jeder Mensch ist nach seiner Art verliebt, und diese Art rühret aus der Gemüthsart her, die in ihm herrschet, und welche durch die zufällige Leidenschaft mehr oder weniger verändert ist; nachdem er mehr oder weniger geschickt ist, ihrem Eindrucke zu widerstehen.

Man findet in einigen Tragödien des Racine und Corneille Exempel einer richtigen Verbindung dieser Leidenschaften.

In der **Iphigenia** in Aulis überläßt sich **Achilles** nicht den vergeblichen Klagen, da er besorgt, er werde seine Liebste verlieren: sondern dieser hitzige Held und welcher den Vorzug des **Agamemnons** nicht geduldig erträgt, fährt auf und drohet ihm auch so gar in Gegenwart der **Iphigenia**. **Prusias**, der in seine Frau verliebt war, läßt sich von ihr ganz und gar regieren, und hört die Natur nicht an, welche für seinen Sohn **Nicomedes** spricht: Also läßt ihn die Liebe, welche im Achilles eine stolze und hitzige Gemüthsart antrifft, seiner Gemüthsart gemäß handeln, und da sie bey dem **Prusias** eine sanfte und leicht bewegliche Gemüthsart findet, so beherrschet sie ihn ganz und gar, und theilt ihm auch alle ihre Schwachheiten mit. Alle diese Regeln der Wahrscheinlichkeit haben sie beobachtet: Allein diese Wahrscheinlichkeit ist nicht leicht von den andern französischen Tragödienschreibern in acht genommen worden. Sie lehnen allen Helden in ihren Tragödien eben die Liebesartigkeit und eben die Gemüthsregungen, welche sie aus

den Romanen genommen haben; ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Helden eine solche Art zu lieben möchten angenommen haben, oder ob sie sich auch zu der Gemüthsart schickt, die ihnen die Geschichte oder ihre Fabel gegeben haben.

Ich werde mich nicht aufhalten, alle Stücke der heutigen Poeten durchzugehen, und dergleichen Fehler noch mehr anzumerken. Man kann dasjenige, was wir in Ansehung der herrschenden Gemüthsart eines jeden Helden und die Veränderungen, so nach der Wahrscheinlichkeit bey den Leidenschaften größer oder geringer seyn müssen, gesagt haben, bey einem jeden Stücke mit leichter Mühe gebrauchen.

Ich werde also dieses Capitel mit folgender Anmerkung beschließen, daß dieses Wort Characters sehr oft am unrechten Orte gebraucht worden. Die meisten Leute finden da Characters, wo keine sind. Wo finden wir sie wohl im **Cid**, wenn man den Character des Grafen von **Gormas** davon ausnimmt? Wo trifft man einen in der **Rodogune** außer dem Character der **Cleopatra** an? Sieht man wohl einige im **Titus** und **Berenice**? Endlich finde ich auch in den **Horaziern** nicht mehr als diese zweene merkliche Characters, einen am **Horaz** und den andern am **Curiaz**, und im Cinna den Character des **Augusts** und der **Emilie**.

Ich verlange nicht, daß man dieses, was ich von den Characters dieser unterschiedenen Stücke gesagt habe, als einen Urtheilsspruch ansehen soll. Ich will hiermit nur bloß sagen, was sie bey mir vor einen Eindruck gemacht haben. Vielleicht giebt das, was

ich

ich hier vortrage, etwan Gelegenheit, sie genauer zu prüfen. Noch weniger habe ich mir vorgenommen gehabt, diese Tragödien zu tadeln, darinnen ich eine so geringe Anzahl der Charactere gefunden. Es ist eben nicht nöthig, daß eine Tragödie, wenn sie gut seyn soll, eine große Anzahl merklicher Charactere haben müsse. Wenn die Handlung einfach ist und sie kommt nur auf eine oder zwo Personen an: So ist es gut, wenn nur ihr Character ausgeführt und kenntlich gemacht wird. Also ist in der **Rodogune** der Character der **Cleopatra** zu dem Stücke schon genug.

Das siebente Capitel.

Von den Sprüchen der französischen Tragödien.

Nach des Aristoteles Meynung ist eines von den sechs wesentlichen Stücken der Tragödie, welches die Italiener Sentenza nennen: Ich finde kein französisches Wort, womit ich es genau geben könnte, und ich werde mich bald des Worts Meynung, bald Grundregel und Spruch bedienen.

Die französischen Tragödien lassen sich in diesem Stücke besonders sehen; doch ist es auch oft ein großer Stein des Anstoßes bey den Verfassern derselben, welche sich dem Feuer der Einbildungskraft allzusehr überlassen, und sich von der Wahrscheinlichkeit entfernen, so doch der beste Grund des Schönen ist.

Ist es wohl z. E. wahrscheinlich, daß ein Held in der größten Hitze seiner Leidenschaft sich mit den Meynungen der spitzfindigsten Metaphysik breit machen sollte? Diese vorgegebene Schönheit ist der Absicht

eines tragischen Gedichtes in seiner Wirkung ganz zuwider.

In dem Augenblicke, da der betrübte Zustand eines Helden uns recht ans Herze geht, hört man aus dem Munde eines solchen wütenden und verzweifelnden Helden eine so hohe Grundregel, oder einen so sonderbaren und unerwarteten Spruch, daß er uns in der Empfindung des Herzens störet, und den Verstand mit aller seiner Aufmerksamkeit darauf ziehet.

Man lese nur im Corneille das Gespräche des Oedipus mit der Dirce, nachdem er vor einen Sohn eben der Jocaste war erkannt worden, welche er geheyrathet hatte: So wird man sehen, daß er sich, um die Beschaffenheit des Gemüthes auszudrücken, worinn er sich befunden, so schöner und so hoher Gedanken bedienet, daß er sich dadurch einen großen Ruhm erwirbt; allein sie schwächen auch zu gleicher Zeit das Mitleiden. In der Tragödie von dem Tode des Pompejus kann mir Corneille das Herze rühren und rege machen: Unterdessen sind doch die hohen Gedanken, welche er nicht nur gegen den Cäsar, sondern auch gegen die Asche des Pompejus verschwendet, nur vermögend den Verstand zu erwecken, und nicht das Herze. Die Zuschauer können ihn nur bewundern, an statt, daß sie sollten erweicht werden. Darinn bestehet die Absicht der Tragödie nicht. In diesem Falle möchte die Kunst des Poeten darinnen bestehen, daß er seine Kunst verbergen und mir die Natur zeigen sollte. Wenn die Regung des Gemüthes, auf eine den Umständen gemäße Art, ausgedrücket wird: So kann dieses allein die Zuschauer schon in Bewegung setzen. Ein ausstudirter Gedanke kann sie niemals rühren.

Man

Man sehe nur, wie Sophocles den Oedipus reden läßt, wenn er ihn mit seinen zwo jungen Töchtern auf die Schaubühne bringt. Der Zustand dieses unglücklichen Helden, Vaters und Bruders zugleich, ist durch den Verstand des Poeten weder verändert noch geschwächet worden.

Wenn die Poeten wider die Wahrscheinlichkeit fehlen, indem sie einem Helden allzugekünstelte Grundregeln in den Mund legen, dessen Zustand nichts anders, als einen natürlichen Ausdruck seiner Gemüthsbewegung ertragen kann: So stoßen sie weniger wider diese Wahrscheinlichkeit an, wenn sie ihre Personen so reden lassen, wie es sich vor ihren Stand, ihr Alter oder ihr Geschlecht am besten schickt.

Nichts desto weniger muß man zugeben, daß sich die Hoheit der Gedanken in allen Ständen findet: Doch ist es nicht einerley, wie man sie bey einem jedweden ausdrücket: Sie ist nach dem Unterschiede des Alters und der Auferziehung unterschieden. Man hat es den meisten griechischen und lateinischen Poeten mit Recht vorgeworfen, daß sie diese Regel der Wahrscheinlichkeit in den Gesprächen, die sie ihre Personen halten lassen, nicht genug beobachtet haben. Man könnte diesen Fehler den meisten französischen Tragödien mit recht vorwerfen: Man sieht bey ihnen oft, daß die Helden und ihre Vertrauten, die Weiber und die Kinder einerley Sprache reden, und besonders Grundregeln und Sprüche mit vielem Prachte vorbringen. Die Franzosen, welche natürlicher weise voller Verstand, und ungemein lebhaft sind, üben sich sonderlich in diesem Theile der Tragödie, welche wir Sentenza nennen, und öfters opfern sie diese den übri-

gen

gen allen auf. Sie sind dazu durch den guten Beyfall aufgebracht worden, indem eine schöne Grundregel die Zuschauer allezeit überrascht. Zuweilen hat man gesehen, daß eine Tragödie bloß durch den Schein der Grundregel wohl von statten gegangen ist, die man daselbst angebracht hat. Die Tragödienschreiber haben sich durch einen so glücklichen Erfolg betrügen lassen, und sie merkten es nicht, daß ein Stücke, welches diesen Vortheil nicht hat, nicht lange im Ansehen geblieben ist. Wenn sie ihre Werke unsterblich machen wollen, so müssen sie in die Fabeln eine solche Einrichtung bringen, daß sie an sich selbsten, von allen Zierrathen, der Schreibart entblößet, fähig sey, die Zuschauer zu rühren und sie selbst darum bekümmert zu machen. Sie müssen alsdann ihren Verstand so brauchen, daß sie allezeit den Character und alle Umstände beobachten, so werden sie sich versichern können, daß sie beständig gefallen werden.

Racine hat sich damit sehr verdient gemacht, und man wird dieses jederzeit erkennen müssen. Viel Leute bilden sich ein, er habe es in diesem Theile der Tragödie, wovon wir handeln, nicht eben allzuhoch gebracht, das heißt, in den Grundregeln, in Gemüthsbewegungen: Allein sie geben nur nicht Achtung darauf. Man trifft die hohen Gedanken, welche sie bey andern finden, bey dem Racine in eben so großer Anzahl an. Sie dringen bey andern durch, weil ihre ungleiche Schreibart einen solchen Mischmasch verursachet, die ihr Ansehen ein wenig erhebet. Sie werden es nicht so leicht bey dem Racine suchen, dessen Schreibart allezeit gleich edel ist; und die allzeit richtigen und natürlichen Ausdrückungen verwirren sie nicht durch hohe

Worte.

Worte. Das ist das beste Muster, welchem man in der Schreibart folgen kann.

Wenn doch die Franzosen, welche den Italienern die Concetti vorgeworfen haben, sich selbsten und den Italienern ihr Recht wiederfahren ließen: Den Italienern, daß sie nicht glaubten, die Concetti wären nach dem Geschmacke der gelehrten Leute der Nation, als welche keinen Gefallen daran haben; sich selbst, daß sie diesen Fehler nicht bey sich einführen ließen, welchen sie doch an den Italienern tadeln und der unter ihren neuern Tragödienschreibern doch sehr gemein wird. Es ist wohl wahr, bey ihren guten Schreibern trifft man ihn wenig an; jedoch habe ich bey eben diesem Racine zweene dergleichen Fehler angetroffen, die den Italienischen gewiß nichts nachgeben.

Pyrrhus sagt in der Andromacha, in der ersten Handlung und dem vierten Auftritte:

Je souffre tous les maux, que j'ai faits devant Troye,
Vaincu, chargé des fers, de regrets consumé,
Brulé de plus de feux que je n'en allumai.

Und Theramenes in der Phedra:

Le Ciel avec horreur voit ce monstre Sauvage
La Terre s'en émeut, l'air en est infecté,
Le Flot qui l'apporta recule épouvanté.

Ich habe diese zwo Stellen des Racine angeführt, nicht sowohl diesen großen Mann zu tadeln, der doch diesen Fehler so selten begangen hat; als vielmehr zu zeigen, wie wohl man sich vor allzuhoch getriebnen Gedanken in acht nehmen solle, weil sie sich bey den größten Meistern einschleichen.

Und

Und hiervon genug: Sie werden sichs gefallen lassen, mein Herr, diese wenigen Anmerkungen bey unterschiednen Stücken der Schaubühne, welche sie prüfen wollen, gehörig anzuwenden.

Das achte Capitel.

Von der Absicht der französischen tragischen Poeten. Einige Anmerkungen über die französische Tragödie.

Der Zweck der dramatischen Poeten ist zu gefallen. Diesen zu erreichen müssen sie sich nach dem Geschmacke der Nation richten. Bey den Griechen hatte das Volk großen Theil an den öffentlichen Geschäften, und es lag ihnen an den Veränderungen der Reiche sehr viel. Es sahe die Abbildungen der Leidenschaften sehr gerne, die solche verursachen, es hatte seine Lust daran, wenn es die Staatsregeln auf der Schaubühne erschallen hörte. Wir haben in dem ersten Capitel gesehen, daß ihre Poeten solche Dinge und Abbildungen auf die Schaubühne gebracht, welche dem Naturelle dieses Volks gemäß waren. Die Franzosen sind vergnügt, daß sie schon seit so vielen Jahrhunderten durch den weisen Willen ihrer Könige beherrscht worden sind, und werden dahero vielweniger durch alles das gerühret, wodurch man ihnen die listigen Streiche des Ehrgeizes abmahlet. Sie haben ein weit größeres Vergnügen daran, wenn sie sehen, daß Liebe und Eifersucht die Schaubühne einnehmen; die Romanen, welche bey ihnen so sehr im Gebrauche sind, haben ihre Poeten natürlicher weise dahin gebracht, daß sie dasjenige wirklich vorstellten, was sie mit so großem

Ver-

Vergnügen lasen. Auf solche Weise ist die französische Tragödie entstanden, in welcher die Liebe auf eine recht romanische Art vorgestellet wird, und allezeit das wichtigste ist. Sie ist die herrschende Leidenschaft auf der Schaubühne, welche man gleichsam als den eigentlichen Character ihrer Tragödie ansehen kann, welcher sie von der griechischen und italienischen Tragödie unterscheidet.

Vielleicht wäre es zu wünschen, daß sie diese zärtliche und verliebte Erklärungen, welche ihren Sitten und Gemüthsarten ganz was Fremdes waren, andern Helden, als den griechischen und lateinischen Helden hätten in den Mund legen können. Hätten sie nicht die Thaten ihrer Fürsten vorstellen können, wie die Engelländer gethan haben? Wir wollen dieses nicht untersuchen, es würde uns zu weit abführen. Wir wollen nur sagen, daß die Poeten, indem sie den Griechen und Römern französische Leidenschaften gegeben, auch geglaubt haben, sie müßten sie ihnen auch so gar mit aller französischen Höflichkeit geben. Dahero sieht man auf dem Kopfe des Achilles und Cäsars einen Hut mit einem Federbusche, welcher demjenigen gleich kommt, den man auf die Decke eines Thrones setzet, und die Fremden, welche nicht gewohnt sind, die alten Helden so gekleidet zu sehen, können sich nicht enthalten, sie Monsieur Cäsar, Monsieur Achilles zu nennen.

Wir wollen nicht die französischen Tragödienschreiber tadeln, sondern sie vielmehr beklagen, daß sie ihren Zuschauern anders nicht haben gefallen können, als daß sie ihnen die Liebe und Eifersucht haben abmalen müssen. Das ist das einzige, welchem wir die Feh-

ler schuld geben müssen, die wir in den Stücken ihrer größten Meister angemerkt haben, daß sie nämlich wie im Cinna, in der Einheit des Orts, wie in der Andromacha, und in dem Oedipus in der Einheit der Handlung u. s. w. gefehlet, die Characters so sehr geändert, und endlich so viel Vertraute, welches allezeit kaltsinnige und tumme Personen sind, auf die Schaubühne gebracht haben.

Wenn ich einmal so glücklich seyn sollte, die englische Schaubühne kennen zu lernen: So will ich ihnen auch meine Gedanken davon sagen. Voritzo kann ich nur von der Tragödie **der Cato** reden, die in unsere Sprache übersetzt und auf unserer Schaubühne glücklich vorgestellet worden ist. Ich meines Orts glaube, daß man in dieser Tragödie das wahre Muster einer wohl ausgeführten Verschwerung und die Sprache eines Helden antrifft, der allezeit edle Gedanken hat, ohne die Grenzen der Natur zu übertreffen: Cato ist weit größer, als alle Helden der alten und neuen Tragödien, und doch finde ich allezeit was menschliches bey ihm.

Man könnte vielleicht einwenden, daß Cato seines todten Sohnes wegen nicht eine Thräne fließen lasse, und das wäre nicht menschlich. Ich aber behaupte, daß der Character des Cato an keinem Orte mehr sey beobachtet worden als hier, so, daß man ihm nichts unmenschliches vorwerfen kann. Cato war von der noch geringen Anzahl des Raths umgeben, und nahm sich in acht, daß er ihn nicht durch seine Thränen vollends verzagt machen möchte, indem er dadurch seine Schwachheit sehen ließe. Vielleicht hätte er auch nicht Thränen vergossen, auch wenn er ganz allein und

ohne

ohne Zeugen gewesen wäre. Die Thränen sind nicht allzeit bey dem Schmerze, sie schicken sich auch nicht vor den Character des Cato. Wir wollen aber doch ein wenig erwegen, was er bey dieser Gelegenheit sagt, so wird man sehen, daß man nichts standhafters, und zugleich nichts zärtlichers finden könne.

Ich rede nicht von der Liebe, welche man bey der Tochter des Cato und der Tochter des Lucius findet. Ich billige diese gar nicht, und der Verfasser hätte ihrer wohl überhoben seyn können. Vermuthlich aber hat er deswegen die jungen Töchter anbringen müssen, weil er sich genöthiget gesehen, Frauenzimmer hinein zu bringen, und diese konnten um keiner andern Ursache als der Liebe willen dabey seyn.

Es steht zu hoffen, daß die Engländer und Italiener, wo sie den schönen Mustern folgen möchten, die sie nunmehro haben, gute Tragödien machen werden. Ich schmeichle mir auch, daß die französischen Zuschauer den Geschmack verliehren werden, dergleichen hohe Gedanken zu hören, welche den Verstand betäuben, und der Vernunft einen Ekel machen. Sie fangen schon an, sich den ärgerlichen Einfällen der höllischen Staatskunst und den leichtsinnigen Grundregeln zu widersetzen, welche einige Neuere aus vergifteten Quellen geschöpft haben, weil sie hofften, sich dadurch angenehm zu machen, wenn sie solche Gedanken vorbrächten, die nur einen falschen Schein der Hoheit haben. Wir würden weniger Liebe auf der Schaubühne sehen; Die Sitten und Characters würden richtig beybehalten, die dreyfache Einheit wohl beobachtet und die Grundregeln nebst den reizenden Gedanken seltner angebracht werden.

Dieses aber hoffe ich nicht zu sehen, daß der Reim von der Schaubühne verwiesen werden wird. Man muß ein Franzose seyn, und von Kindheit an das Ohr zum Reime gewöhnt haben, wenn man nicht bey dieser beständigen Monotonie, nicht nur des Reimes, sondern auch der Perioden, der allezeit den Raum zweener Verse einnimmt, schläfrig werden will. Diese Art, welche niemals ändert, thut bey dem Verstande, was die Meereswellen bey den Augen thun. Sie sind im Anfange dem Gesichte angenehm, hernach aber ermüden sie dasselbe, und man wendet die Augen gegen das Ufer, und siehet, wie sie sich da zerschlagen und aufhören. Ich endige hier auch.

* *

Das achte Schäfergedichte
aus dem Fontenelle,
übersetzt von
Jac. Friedrich Lamprecht.

Auf einen schönen Tag fiel nun der Abend ein,
Als jüngstens Corilas an einer Quell allein
Ismenen unterhielt. Sie liebte; doch verschwieg:
Und Corilas ließ oft viel herbe Klagen fliegen
Um eine Grausamkeit, die sie doch nicht besaß,
Ach! rief die Schäferinn, ach, werther Corilas!
Sey doch mit mir vergnügt. Es hat ja schon vor allen,
Das, was von dir entsprißt, ein Recht mir zu gefallen.
Dein Lied wird nun von mir aufs zärtlichste geliebt;
Die Blumen heb ich auf, die deine Hand mir giebt.

Zeigt

Zeigt sich mein Name denn auf allen frischen Linden,
So freu ich mich allein dich in der Schrift zu finden.
Stellt dieses dir noch nicht dein Glück o Schäfer, dar?
Nur lieben laß uns nicht, das bringt zu viel Gefahr.

Die Freundschaft welche dir mein Herz verspricht zu weyhen,
Soll dich gewiß weit mehr als alle Lieb erfreuen,
Die du verlangen kannst. Kein Tag flieh für die Nacht
Den nicht ein süß Gespräch mit Freuden hingebracht.
Dein Vieh soll gleiches Recht mit meiner Heerde haben.
Reicht mir denn deine Hand die allererstен Gaben
Von deiner reifen Frucht, die dir das Jahr gebracht,
So hab ich dir dafür die Blumen zugedacht,
Die mich, wie du wohl weißt, so inniglich ergetzen.
Vielleicht ist unsre Huld der Liebe gleich zu schätzen!
Vielleicht wird man dabey den holden Trieb gewahr;
Nur lieben laß uns nicht, das bringt zu viel Gefahr.

Doch was für einen Lohn erlangt denn mein Bestreben?
Du wirst für andern mir ja keinen Vorzug geben,
Fiel hier der Schäfer ein. Bey dieser Freundschaftspflicht,
Verschmäheſt du doch auch die Nebenbuhler nicht.
Ich kenne gar zu wohl dein freundliches Betragen,
Du wirst den holden Blick auch ihnen nicht versagen,
Der mich so sehr entzückt. Die frische Lieblichkeit,
Das Lächeln voller Huld, das mich so sehr erfreut,
Und welches außer mir kein Schäfer sollte kennen,
Das wirst du gleichwol auch noch immer andern gönnen,
Ach lieber tausendmal = = = Nein, sprach Ismene, nein;
Ich will nur angenehm in deinen Augen seyn.
Die Züge, welche mich dir liebenswürdig machen,
Und das verbindliche dir angenehme Lachen,

Bleibt nur für dich allein. Ich höre mit Verdruß
Die Nebenbuhler an, so oft ich hören muß.
Und wär Ismene nur der Innhalt ihrer Lieder,
So bleiben sie mir doch verhaßt und stets zuwider.
Mein Herz stellt ihnen nichts als lauter Strenge dar,
Nur lieben laß uns nicht, das bringt zu viel Gefahr.

Ach soll denn nun hierinn mein ganzer Vorzug liegen,
Und dieses kleine Recht mein Treues Herz vergnügen,
Das mir Ismenens Mund für andern Schäfern giebt!
So rief hier Corilas. Du weist, wie es dich liebt.
Ist dir ein einziger wohl so getreu ergeben?
Itzt will Ismene mich zwar über sie erheben,
Doch dieß wird jede thun. Ach aber mein Verlust,
Und wenn ich von dir muß, das kränkt nicht deine Brust,
Es wird dir alles schon genug Vergnügen gönnen,
Und du wirst ohne mich auch endlich sterben können.
Ach! fiel sie zärtlich ein, wie übel kennst du mich!
Wie? oder Corilas, verstellt dein Herze sich,
Und willst du mich vielleicht nach andern Weibern messen?
So leichte kann ich nicht den Gegenstand vergessen,
Der meiner Brust gefällt. Die Erndte war vollbracht;
Du hattest dich nunmehr aus unsrer Trift gemacht.
Wer hat an mir damals die Unruh nicht gespüret?
Ja Doris, von Verdruß und Eifersucht geführet,
Die suchte mich mit Fleiß, und hielt die Regung mir
In Gegenwart von mehr als dreyßig Schäfern für.
Wie war ich nicht erzürnt! Man hat es dir erzehlet,
Umsonst, daß Corilas es mir nunmehr verhelet.
Ich weis wie groß der Schmerz bey der Entfernung war.
Nur lieben laß uns nicht, das bringt zu viel Gefahr.

Was konnte Corilas wohl weiter noch begehren?
Kann eine Schäferinn sich gütiger erklären,
Die ihren Hirten liebt? Das Wörtchen Lieb allein?
Gebrach nur einzig noch den Schäfer zu erfreun.
Ismene war vergnügt, und Corilas betroffen;
Kaum konnt er so viel Glück von seiner Schönen hoffen.
Doch da der Liebe Wort hier noch nicht recht gesiegt,
So war auch Corilas noch nicht mit sich vergnügt.
Um nun dieß schöne Wort doch endlich auch zu hören,
Denkt er auf eine List. Ismene, deine Lehren,
Fängt er mit Seufzen an, bezeigen ihre Macht.
Itzt geb ich auf einmal der Liebe gute Nacht,
Und will von ihr hinfort mit dir nicht weiter sprechen;
Die Freundschaft soll nunmehr die Regung unterbrechen,
Weil diese nur allein dein Herz vergnügen kann:
So mach ich ihr zugleich auch meines unterthan.
Doch Doris würde mich gewißlich nicht verschmähen,
Ließ ich sie nur einmal die reine Neigung sehen.
Du weist es selber wohl, Ismene. Ach wie oft
Hat nicht ihr holdes Aug auf meinen Blick gehofft.
Es winkt mir tausendmal, als wollt es mich bewegen,
Die Neigungen für dich um Doris abzulegen.
Allein umsonst rief mich der schönsten Augen Paar,
Da ich Ismenen nur allein ergeben war.
Doch itzt wend ich die Huld, das zärtliche Bezeigen,
Den nimmer stillen Trieb, wovon ich dir muß schweigen,
Den du verworfen hast, zur schönen Doris hin;
Hingegen bleibet dir mein freundschaftsvoller Sinn
Und was derselbe nur von Anmuth in sich heget.
Du schweigest! hat dich nicht mein willig Herz beweget?
Ismene ward bestürzt bey diesem Unterricht;
Ein annuthsvolles Roth trat ihr ins Angesicht;

Sie suchte nur umsonst die Augen zu bedecken,
Und mit der schönen Hand die Farben zu verstecken.
Die Unruh brach doch durch; Und was für Lieblichkeit
Sah auf den Wangen hier der Schäfer ausgestreut!
Wie reizend drehten sich die Augen hin und wieder!
Ach! sagt sie, Corilas, und schlägt sie sittsam nieder:
Wir sollten allerdings der Liebe widerstehn
Und ihre Ketten fliehn: Wie wohl wär uns geschehn!
Doch da dein eignes Herz die stille Freundschaft fliehet,
Da deinen Beyfall nur die Liebe nach sich ziehet,
Da deine Treue sich bey dieser nur verspricht;
So sey es denn gewagt; nur liebe Doris nicht!

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Des Hrn. v. St. Evremond

Gedanken von der Oper,

an den Herzog von Buckingham,

aus dem dritten Theile seiner Werke

übersetzet von

W. B. A. von Steinwehr.

Ich habe mir schon längst vorgenommen, Ihnen, Mylord, meine Gedanken von der Oper zu eröffnen, und von dem Unterschiede zu handeln, den ich zwischen der italienischen und französischen Art zu singen finde. Die Gelegenheit, so ich hatte, bey der Herzoginn von Mazarin hievon zu reden, hat meine Begierde nicht gestillet, sondern vermehret.

mehret. Ich will sie daher in dieser Abhandlung zu vergnügen suchen, welche ich Ihnen hiemit übersende.

Ich mache demnach den Anfang mit dem offenherzigen Geständnisse, daß ich die musicalischen Comödien, wie sie itzo unter uns gewöhnlich sind, nicht sehr hoch schätze oder bewundere. Ich leugne es nicht, ihre Pracht und Kostbarkeit gefällt mir ganz wohl; die Maschinen haben etwas erstaunenswürdiges an sich; die Musik ist an einigen Stellen rührend und einnehmend: Und das ganze Werk scheinet wunderbar zu seyn. Mann wird mir aber auch zugestehen müssen, daß alle diese Wunderdinge bald verdrüßlich werden: Denn wo der Verstand so wenig zu thun hat, da müssen die Sinnen nothwendig ermatten. Wenn das erste Vergnügen vorüber ist, das uns die Verwunderung erwecket: So beschäftiget sich das Gesichte, und ermüdet endlich, weil es beständig an einen Gegenstand geheftet ist. Bey dem Anfange des Concerts beobachtet man die Richtigkeit der Accorde: Man verfehlet nicht einen einzigen Ton, aus deren unterschiedener Verknüpfung die Annehmlichkeit des Wohlklanges entstehet. Nach einiger Zeit betäuben uns die Instrumente; und die Musik ist in den Ohren nichts als ein verwirrtes Geräusche, in dem man nichts mehr unterscheiden kann. Und wer sollte nicht über ein Recitativ verdrießlich werden, darinn weder die Annehmlichkeit des Singens, noch der anmuthige Nachdruck des Redens wahrzunehmen ist? Die Seele wird von der langen Aufmerksamkeit müde, die sie auf etwas wendet, dabey sie nichts zu denken hat. Daher suchet sie in ihr selbst eine geheime Bewegung, die sie rühret. Der Geist, der sich den sinnlichen Empfindungen,

die er von außen bekommen sollte, vergebens überlassen hat, verfällt auf andere tiefsinnige Ueberlegungen, oder wird über sich selbst verdrüßlich, weil er hier nichts nütze ist. Endlich nimmt die Müdigkeit dergestalt zu, daß man nur an das Weggehen gedenket: Und das einzige Vergnügen, das dem abgematteten Zuschauer übrig bleibet, bestehet in der Hoffnung, das Schauspiel werde bald zu Ende seyn.

Ich kann die Schläfrigkeit, in welche ich gemeiniglich in der Oper falle, von nichts anders herleiten, als daß ich noch niemals eine gesehen habe, die mir nicht wegen der Einrichtung der Materie, und Beschaffenheit der Verse abgeschmackt vorkommen wäre. Nun ist es umsonst, daß man das Ohr kützelt, und das Auge ergetzet, wenn der Verstand nicht vergnüget wird. Meine Seele stehet in besserm Vernehmen mit dem Verstande, als mit den Sinnen, und deswegen thut sie entweder dem Eindrucke, den sie erhalten könnte, einen geheimen Widerstand; oder zum wenigsten williget sie doch nicht mit Vergnügen darein, ohne welches die wollüstigsten Dinge nicht sehr empfindlich und angenehm seyn können. Eine Thorheit, die mit Musik, Tänzen, Maschinen und Verzierungen überhäufet ist, ist zwar eine prächtige Thorheit, aber doch immer eine Thorheit; und ein garstiger Wust unter einer schönen Decke, den ich allezeit mit Ekel gewahr werde.

Noch einerley ist bey der Oper zu finden. Es ist so unnatürlich, daß meine Einbildungskraft dadurch ungemein beleidiget wird; daß man nämlich das ganze Stücke vom Anfange bis zum Ende singen lässet: Eben als ob die Personen, welche man vorstellet, sich

lächer-

lächerlicher weise beredet hätten, sowol die gemeinsten, als die wichtigsten Dinge in ihrem Leben musicalisch abzuthun. Kann man sich es wohl einbilden, daß ein Herr seinen Diener nach der Melodie ruffet, und ihm etwas befiehlet? Daß ein Freund dem andern etwas im Vertrauen singet? Daß man in einer Rathsstube über etwas im Singen berathschlaget? Daß man seine Verordnungen singend machet? Und daß man die Feinde nach dem Tone und Tacte ersticht oder erschießet? Dadurch verderbet man ja das ganze Wesen und den Geist in der Vorstellung, der doch dem Geiste in der Harmonie ohne Zweifel weit vorzuziehen ist. Denn die Musik soll die Vorstellung nur begleiten; und die größten Meister der Schaubühne haben sie nur als etwas angenehmes, nicht aber als etwas nothwendiges hinzugefüget; nachdem sie zuvor schon alles angeordnet, was zur Materie und derselben Ausführung gehörte. Indessen stellen wir uns den Musicanten und Componisten in der Oper immer mehr vor, als den Helden. Luigi, Cavallo, Cesti beschäftigen unsere Einbildungskraft. Weil der Verstand es unmöglich begreifen kann, daß ein Held singet: So hält er sich an den, der ihn singen lässet; und man kann nicht leugnen, daß man bey den Vorstellungen in dem königlichen Pallaste nicht hundertmal mehr an den Lulli, als an den Cadmus oder Theseus gedacht habe.

Indessen will ich das Singen von der Schaubühne nicht auf einmal gänzlich verweisen. Einige Sachen müssen gesungen werden, andere kann man singen, ohne dem Wohlstande und der Vernunft zu nahe zu treten. Bey Wünschen, Gebeten und Opfern, und überhaupt

bey allem, was zum Gottesdienste gehöret, hat man zu allen Zeiten unter allen Völkern gesungen. Zärtliche und schmerzhafte Leidenschaften drücket man natürlicher weise durch eine Art von Gesang aus. Die Liebe, deren Ursprung man empfindet, die Unschlüßigkeit einer Seele, die von unterschiedenen heftigen Bewegungen bestritten wird, geben Materie genug zu Stanzen, und die Stanzen zum Singen. Jedermann weis, daß man auf den griechischen Schaubühnen die Chöre eingeführet hat; und auf unsern Schaubühnen könnten sie eben so wohl Plaz finden. Nach meiner Meynung sollte man also das Singen folgender gestalt eintheilen. Alles was zum Umgange und zu den Unterredungen gehöret; was verwirrte Begebenheiten und Verrichtungen betrifft; was sich zu Berathschlagungen und zur wirklichen Handlung ziehen lässet, das gehöret vor die Comödianten, die reden, und wird in dem Munde eines Musicanten lächerlich, der es singet. Die Griechen machten schöne Tragödien, darinn sie etwas sungen; die Italiener und Franzosen machen schlechte, darinn sie alles singen.

Soll ich es mit wenigen Worten sagen, was eine Oper sey? **Es ist ein ungereimter Mischmasch von Poesie und Musik, allwo der Poet und Musicant sich einander gleich viel Gewalt anthun, und sich sehr viele Mühe machen, ein elendes Werk zum Stande zu bringen.** Man wird zwar darinn schöne Worte, und angenehme Arien genug antreffen; aber zulezt wird man auch unfehlbar einen Ekel an den Versen, da sich der Geist des Poeten gezwungen; und Verdruß über das unendliche Singen empfinden, weil der Componiste durch die

Länge

Länge sich erschöpfet hat. Wenn ich fähig wäre, den guten Leuten, die am Theater einen Gefallen haben, zu rathen: So wollte ich vorschlagen, an unsern schönen Comödien sich wiederum zu vergnügen; dabey man Tänze und Musik einführen könnte, ohne der Vorstellung dadurch zu schaden. Man könnte eine Vorrede unter einem angenehmen Accompagnement singen lassen. In den Zwischenspielen könnte der Gesang die Worte beleben, und gleichsam die Seele von demjenigen seyn, was man aufgeführet hätte. Nach geendigter Vorstellung könnte man eine Schlußrede oder sonst einige Gedanken über die größten Schönheiten des Werkes absingen. Dadurch würde man den Eindruck, den dasselbe gemachet, auf eine angenehme Weise verstärken. Verstand und Sinne würden etwas zu ihrem Vergnügen finden, und man würde weder die Annehmlichkeit des Singens bey der bloßen Vorstellung, noch die Stärke der Vorstellung unter der Abmattung einer beständigen Musik entbehren dürfen.

Nun muß ich noch sagen, was ich von den Comödien urtheile, darinn man auch etwas singet. Man muß dem Poeten hauptsächlich die Einrichtung des ganzen Stückes überlassen. Die Musik muß um der Verse, und nicht die Verse um der Musik willen gemachet seyn. Der Componiste muß allezeit dem Befehl des Poeten folgen: Davon darf niemand als Lulli ausgenommen seyn, weil er die Affecten besser kennet und in das Herze des Menschen tiefer eindringet, als die Poeten. Lambert hat ebenfalls ohne Widerrede einen sehr schönen Geist, der sich zu hundert unterschiedenen Musiken schicket, in denen die Stimmen und Instrumente wohl angebracht sind. Kein Recitati

läſſet ſich beſſer hören, und hat ſchönere Abwechslungen, als das er machet. Wenn es aber auf die Natur der Affecten und die Beſchaffenheit der Gedanken und Empfindungen kommt, die er ausdrücken ſoll: So muß er von den Poeten Lehre annehmen, die ihnen Lulli ſelbſt geben kann, und er muß ſich ihrer Einrichtung unterwerfen, da Lulli, wegen ſeiner großen und weitläuftigen Erkenntniß ihrer aller Meiſter ſeyn kann.

Ehe ich meine Abhandlung ſchließe, muß ich noch etwas davon gedenken, wie wenig die Italiener von unſern Opern halten, * und wie großen Ekel uns dagegen die italieniſchen erwecken. Die Italiener die allein auf die Vorſtellung ſehen, können es nicht leiden, daß wir eine Verbindung von Tänzen und Muſik, die ſich nicht wohl zuſammen reimen, und mit der Materie oft recht unnatürlich verknüpfet ſind, eine Oper nennen. Den Franzoſen hingegen, die einmal an ihre ſchönen Ouvertüren, angenehme Arien und wohlgeſetzte Symphonien gewöhnet ſind, will es gar nicht gefallen, wenn ſie in der Oper zu Venedig die Inſtrumente von lauter unwiſſenden Leuten ſo ſchlecht tractiren hören: Und ſie können ſich nicht entſchließen, auf die langen Recitative acht zu geben, die wegen der wenigen Abwechslung, die darinnen iſt, verdrüßlich werden.

Was ihr Recitativ iſt, kann ich gewiß nicht eigentlich ſagen; das weis ich aber, daß es weder etwas Geſungenes, noch Geredetes iſt; daß es den Alten ganz unbekannt, und ein Ding iſt, welches man füglich durch

---

* Man ſehe des Abts Raguenet Vergleichung der Italiener und Franzoſen, in Anſehung der Muſik und Opern.

durch einen liederlichen Gebrauch des Singens und Redens, beschreiben könnte. Ich muß gestehen, daß ich in der Oper des Luigi, was die Ausdrückung der Gedanken und die Schönheit der Musik betrifft, etwas vortreffliches gefunden habe, darinn es ihm niemand gleich thun wird: Aber das Recitativ war doch meistens sehr schläfrig und allzulang, so daß die Italiener selbst öfters mit Ungeduld auf die schönen Stellen warteten, die ihrer Meynung nach, zu selten vorkamen. Ich will mit wenigen Worten die größten Fehler unserer Opern sagen: Man will darinn eine Vorstellung sehen; und es wird nichts rechtschaffenes vorgestellet: Oder man gehet hinein, eine Comödie zu sehen; und man findet nichts, was den Geist einer Comödie zeigte.

So viel habe ich von der unterschiedenen Verfassung, darinn die Oper stehet, sagen können. In der Art zu singen aber, die wir in Frankreich die Execution nennen, bin ich unpartheyisch versichert, daß keine Nation der unsrigen den Vorzug werde streitig machen. Die Spanier haben einen vortrefflichen Hals zum Singen; wenn man sie aber ihre Läufer und Coloraturen machen höret, so scheinet es, als ob sie beym Singen an nichts gedächten, als nur die Nachtigallen am geschwinden Schlage der Kehle zu übertreffen. Die Italiener drücken den Affect entweder falsch oder gar zu heftig und unnatürlich aus, weil sie die Natur und Grade desselben nicht genugsam erkennen. Wenn sie die Freude ausdrücken wollen: So singen sie nicht, sondern lachen überlaut. Wenn sie seufzen, so höret man ein Schlucksen, das sich in der innersten Kehle mit Gewalt presset, aber keinen Suefzer, der einem

ver-

verliebten Herzen vor empfindlicher Leidenschaft heimlich entfähret. Bey einem betrübten Gedanken machen sie die heftigsten Ausruffungen: Die Thränen über die Abwesenheit des Geliebten sollte man eher vor das Geheule bey einem Leichenbegängnisse anhören. Die Betrübniß wird in ihrem Munde zur Verzweiflung; und bey dem Schmerzen schreyen sie, anstatt sich zu beklagen. Hingegen drücken sie die Mattigkeit, darein man öfters vor Betrübniß geräth, nicht anders aus, als wenn sie in Ohnmacht fielen. Es kann seyn, daß sie sich heute zu Tage in ihrer Art zu singen geändert, und von uns in der natürlichen Execution so viel gelernet haben, als wir ihnen in den Schönheiten einer freyern und stärkern Composition zu danken haben.

Ich habe in England Comödien gesehen, darinn viele Musik war: Allein auf das bescheidenste zu sagen, ich habe mein Ohr niemals zu dem Gesange der Engländer gewöhnen können. Ich bin zu späte hingekommen, als daß ich einen Geschmack hätte gewinnen können, der von allem andern so sehr unterschieden ist. Es ist keine Nation zu finden, die bey ihren Männern mehr herzhaftigkeit, bey dem Frauenzimmer mehr Schönheit, und bey beyderley Geschlechte mehr Verstand zeigte. Man kann aber nicht alles haben. Wo so viel gute Eigenschaften gemein sind, da ist es nicht so großer Schade, wenn gleich der gute Geschmack selten ist. Es ist wahr, man kann ihn sehr selten finden: Aber bey den Personen, wo man ihn findet, ist er auch so fein und zärtlich, als bey einem Menschen auf der Welt; und kann sich also durch ein glückliches Naturell, oder durch die Kunst von demjenigen

nigen leicht absondern, der unter der Nation annoch herrschet.

Ich will es andern Völkern nicht zum Nachtheile behaupten, was ein gewisser Scribente saget: Der Spanier weine, der Italiener ächze, der Deutsche blöcke, der Niederländer heule, und der Franzose allein singe. Ich nehme an seiner ganzen schönen Unterscheidung keinen Theil, und bin zufrieden, daß ich meine Gedanken mit dem Beyfalle des Luigi unterstützen kann, der nicht leiden konnte, daß die Italiener seine Arien sungen, nachdem er sie Mr. Nyert, Hilaire, und die kleine Varenne hatte singen hören. Bey seiner Zurückkunft in Italien machte er sich alle italienische Musicos zu Feinden, da er in Rom öffentlich gestund, wie er schon in Paris gesagt hatte: Daß, wenn eine Musik angenehm seyn sollte, so müßten italienische Arien von einem Franzosen gesungen werden. Von unsern Liedern machte er nicht viel, ausgenommen von des Boisset seinen, die er bewunderte. Unsere Concerte mit Violinen, Lauten und Clavicymbeln gefielen ihm sehr wohl, wie nicht weniger unsere Orgeln: Und wie würde er sich nicht an unsern Flöten vergnüget haben, wenn sie damals schon Mode gewesen wären? So viel ist gewiß, daß ihm das harte und rauhe Wesen bey den größten italienischen Meistern gar nicht anstund, nachdem er einmal die Zärtlichkeit, und wohl angebrachte Manieren unsrer Franzosen hatte kennen lernen.

Ich würde gar zu partheyisch seyn, wenn ich nur von unsern Vorzügen reden wollte: ich muß auch unsere Fehler nicht verschweigen. Kein Mensch kann den Verstand der Worte so schwer begreifen, und sich in

den

den Geist des Componisten so langsam finden lernen, als der Franzose. Die wenigsten verstehen einmal das rechte Sylbenmaaß, und können die Aussprache nicht anders als mit vieler Mühe lernen. Wenn sie aber auch nach langem Fleiße alle diese Schwierigkeiten endlich überstanden, und recht inne haben, was sie singen: So gehet auch die Anmuth über alles. Mit den Instrumenten ist es eben so beschaffen: Und besonders brauchet es bey den Concerten unzähliges Probirens und Wiederholens, ehe etwas festes und reinliches heraus kommt; aber nach den Proben ist auch nichts artigers und zierlichers zu hören. So tiefsinnig auch die Italiener in ihrer Musik sind, so tragen sie doch ihre große Wissenschaft dem Gehöre ohne die geringste Anmuth vor. Die Franzosen aber sind nicht zu frieden, der Kunst das grobe und rauhe Wesen zu benehmen, dem noch die Arbeit von der Composition anklebet: Sie haben bey der Aufführung gewisse geheime Kunstgriffe, die uns recht innigslich ergetzen, und ich weis nicht, was rührendes, das uns ans Herze gehet.

Bey nahe hätte ich vergessen von den Maschinen zu reden. So leichtlich kann man dasjenige vergessen, was man gerne abgeschaffet haben wollte. Die Maschinen können sinnreiche Köpfe vergnügen, die an mathematischen Erfindungen Lust haben. Allein auf dem Theater werden sie Leuten von gutem Geschmacke nimmermehr gefallen. Je mehr Erstaunen sie verursachen, je mehr zerstreuen sie die Aufmerksamkeit auf das, was geredet wird: Und je wunderbarer sie sind, je weniger Zärtlichkeit, und Empfindlichkeit lässet der Eindruck dieses Wunderbaren der Seele

übrig,

übrig, die sie doch haben muß, wenn sie von der Lieblichkeit der Musik gerühret werden soll. Die Alten brauchten die Maschinen nur, wenn sie einen Gott mußten erscheinen lassen: Und doch lachte man die Poeten fast allezeit aus, daß sie sich zu solchen nothwendigen Erscheinungen hatten verführen lassen. Will man sich ja Unkosten machen, so wende man sie an schöne Auszierungen, die sich natürlicher und angenehmer anbringen lassen, als die Maschinen. Das Alterthum, das seine Götter an die Thüren und so gar auf die Feuerheerde stellete; dieses Alterthum, so thöricht und leichtgläubig es auch war, setzte sie doch nur sehr selten auf die Schaubühne. Nachdem der Aberglaube verloschen ist, haben die Italiener vermittelst ihrer Oper, die der Welt abgestorbenen Götter wieder in dieselbe eingeführet. Und sie tragen kein Bedenken, die Leute mit diesen lächerlichen Grillen einzunehmen, nur damit sie durch dieses Blendwerk, und falsche Wunderbare, ihren Stücken ein größer Ansehen geben können. Man hat sich mit diesen Theatergöttern in Italien lange geschleppet. Nachdem endlich zu gutem Glücke den Leuten die Augen aufgegangen sind, so siehet man, wie sie den Göttern, die sie so emsig eingeführet, wiederum den Abschied geben, und an deren statt auf Sachen kommen, die zwar nicht ihre vollkommene Richtigkeit haben; aber doch nicht so fabelhaft sind, und der gesunden Vernunft, wenn eine kleine Nachsicht dazu kommt, nicht so gar verwerflich zu seyn scheinen.

Es ist uns mit den Göttern und Maschinen eben so gegangen, als es den Deutschen fast täglich mit unsern Moden zu gehen pfleget. Wir nehmen dasjenige

an, was die Italiener nicht mehr haben mögen. Ja wir treiben dasjenige, was sie ungereimter weise eingeführet, aber doch mit Maasse beybehalten haben, aufs höchste, eben als ob wir damit den Fehler ersetzen wollten, daß uns andere in der Erfindung zuvor gekommen sind. In der That, wir bedecken den Erdboden ganz mit Gottheiten, wir lassen sie heerdenweise tanzen, an statt daß die Italiener nur wenige, und bey den wichtigsten Gelegenheiten aufforderten. Eben, wie Ariost das Wunderbare in den Gedichten, durch das unglaubliche Fabelhafte übersteiglich gemachet hatte: So erhöhen wir zur Unzeit, und ohne Vernunft, das Fabelhafte durch eine unordentliche Versammlung von Göttern, Hirten, Helden, Zauberern, Gespenstern, Furien und Teufeln. Ich bewundere den Lulli, so wohl wegen der Tänze, als deswegen, was zu der Vocal- und Instrumentalmusik gehöret. Bey dem allen aber muß doch unsere Oper denen, die einen Geschmack davon haben, was wahrscheinlich und wunderbar ist, sehr abgeschmackt und thöricht vorkommen.

Indessen läuft man Gefahr, sich wegen dieses Geschmackes eine üble Nachrede zu machen, wenn man es waget, ihn an den Tag zu geben. Und ich will einem jeden rathen, wenn man mit ihm von der Oper redet, sich ja nichts von seiner Erkenntniß merken zu lassen. Ich, der ich über die Jahre hinaus bin, da ich mich in der Welt mit dem Modegeiste, und mit fantastischen Verdiensten hervor thun darf, habe mich entschlossen, auf die Seite der gesunden Vernunft zu treten, so verlassen sie auch ist; und ihr, nachdem sie bey so vielen in Ungnade gefallen ist, so treulich anzuhangen, als wenn sie noch in ihrer ersten Hochachtung stünde. Was

mich

mich indessen bey der unmäßigen Liebe vor die Oper am meisten verdrießet ist dieses, daß dadurch die Tragödie, das schönste Ding auf der Welt, das am allergeschicktesten ist, den Geist zu erheben, und den Verstand vollkommener zu machen, untergehen wird.

Nach einer so langen Abhandlung mache ich denn endlich den Schluß, daß unsere Oper nach ihrer itzigen Beschaffenheit, nicht mehr Fehler an sich haben kann, als sie wirklich hat. Dabey aber muß ich doch auch gestehen, daß in einer so schlechten abgefaßten Sache niemand so schön arbeiten kann, als Lulli, und daß es schwer ist, es besser zu machen als Quinault, in dem, was man von ihm fordert.

Probe einer Uebersetzung aus Ramsays reisendem Cyrus von Johann Christoph Gottscheden.

Den Grund des Perser Reichs in Cyrus langen Reisen
Und wie durch Fried und Krieg sich Helden groß erweisen
Besingt dieß Heldenlied. O Himmel steh mir bey,
Daß mein Gedichte stets der Tugend dienstbar sey,
Der Weisheit hohen Werth in schönen Bildern lehre,
Und in den Fabeln selbst den Glanz der Wahrheit ehre.

Der Meder weites Reich, genoß bey Ruh und Glück,
Des Friedens ſüſſe Frucht: Als des Cambyſes Blick
Auf ſeinen Erbprinz fiel, in Abſicht, ihn beyzeiten,
Als einen Königsſohn, zur Herrſchenskunſt zu leiten.
Er war kein Knabe mehr; denn ſeiner Jahre Zahl
War dreyßigen ſehr nah: Doch ſollt er ſich einmal
Aus Perſiens Bezirk auf eine Zeit entfernen,
Und fremder Völker Art und Sitten kennen lernen.
Drum rief Cambyſes ihn ſehr gnädig vor den Thron,
Und ſprach ganz väterlich: Du weiſt, geliebter Sohn,
Des großen Oromaz vorlängſt erklärten Willen;
Du weiſt, der Himmel will ein Werk durch dich erfüllen,
Das groß und wichtig iſt. Nicht Perſien allein;
Ganz Aſien ſoll dir einſt unterthänig ſeyn.
Bereite dich dazu! Denn ſoll es dir gelingen,
So iſt es nicht genug viel Völker zu bezwingen:
Wenn deine Weisheit nicht durch Rath und Vorbedacht
Die Unterthanen auch vergnügt und glücklich macht.
Drum reiſe durch die Welt. Am fetten Nilusſtrande
Erlern Egyptens Witz. Im klugen Griechenlande
Sey der Cretenſer Recht, ſo Minos aufgeſetzt,
Dein Zweck und Augenmerk. Alsdann beſieh zuletzt
Das große Babylon: Und kommſt du einſt zurücke,
So bringe deinem Volk Verſtand und Kunſt und Glücke
Von deinen Reiſen mit; damit ein jedermann
Dein weiſes Regiment im Frieden ſchmecken kann.
Geh, ſchaue, willſt du einſt ein großes Reich verwalten,
Die menſchliche Natur in allerley Geſtalten.
Der Winkel dieſer Welt, dein kleines Vaterland,
Macht dir die Sterblichen nur halb und halb bekannt.
Dieß Reich, ſo weit es geht, und ſeiner Bürger Menge,
Iſt deiner Lehrbegier und Fähigkeit zu enge.

Dar-

Darauf zog Cyrus aus: Sein Freund Araspes nur
Ging auf die Reise mit. Es folgten seiner Spur
Nur zweene Sclaven nach von ungefärbtem Wesen,
Die er vorlängst geprüft und selbst dazu erlesen.
Er setzte sich zu Schiff und lief den Agradat
Ins Perser Meer herab. Da landet er im Staat
Beglückter Araber, an dessen reichem Strande
Der Hafen Gerra sich bequem zur Anfurt fande.
Drauf setzte man den Weg nach Macoraba fort,
Das war ein lieblicher und ungemeiner Ort.
Des Bodens Fruchtbarkeit, des Himmels heitre Blicke
Erfüllten Stadt und Land mit Segen, Lust und Glücke.
Der Blumen Ueberfluß, der Specereyen Duft
Durchblies Jahr aus Jahr ein die aufgeklärte Luft.
Die lachende Natur, die alle Sinne rühret,
Ja Herz und Geist entzückt, ward hier stets jung gespüret.
Das alles sah der Prinz mit viel Ergetzen an,
Und stund fast halb erstaunt, als ihm ein grauer Mann
Allmählich näher trat. Er schien sehr nachzusinnen.
Drum ward er eher nicht des nahen Fremdlings innen,
Bis dieser ihm zuerst das lange Schweigen brach,
Und von der nechsten Fahrt bis nach Badeo sprach;
Von wannen er den Weg bis auf Egyptens Küste,
Und durch das rothe Meer zu Schiffe nehmen müste.
Hier wachte nun der Greis aus seinem Schlummer auf;
Er sah die Fremden an, begrüßte sie darauf:
Und da die Sonne sich allmählich schien zu neigen,
Versprach er ihnen zwar den besten Weg zu zeigen;
Doch erst den andern Tag, nachdem vorher die Nacht
Die schwühle Luft gedämpft, den Steg bequem gemacht.
Indessen lud er sie nach seiner kühlen Hütten,
Sich ihrer Müdigkeit und Sorgen zu entschütten.

Sein Vorſchlag ward beliebt. Der Hügel war ganz nah,
An deſſen Seite man die Grotten liegen ſah,
Die Amenophis ſelbſt, ſo nennte man den Alten
Mit eigner Hand gebaut und fleißig unterhalten.
Der kleine Waſſerquell, ſo mitten drinn entſtund
Und ſprudelnd aufwerts ſprang, war lauter und geſund.
Man ſah die klare Fluth mit ſanftem Rieſeln ſchieſſen,
Und in das Thal herab mit krummen Gängen flieſſen.
Da feuchtete der Bach ein kleines Gärtchen an,
Dabey die Kunſt noch mehr als die Natur gethan.
Sein murmelndes Geräuſch war alles, was man hörte,
Weil hier den Greis ſonſt nichts in ſeiner Stille ſtörte.
Drauf bracht er ſeinem Gaſt gedörrte Früchte dar,
Und ein Gefäß mit Wein, der unvergleichlich war.
Doch beydes würzete des Alten weiſes Sprechen.
Hier konnte Salz und Witz und Klugheit nicht gebrechen,
Denn ſein erhabner Geiſt war herrlich an Verſtand.
Der Höfe Lebensart war ihm durchaus bekannt.
Man ſah daß ihn gewiß ein andrer Ort geboren,
Als dieſer, den er ſich zum Aufenthalt erkohren.
Das alles wirkte nun dem Prinzen groſſe Luſt,
Dieß Räthſel einzuſehn. Er hätt es gern gewußt,
Wer Amenophis ſey? und was ihn wohl bewogen,
Daß er die Einſamkeit dem Hofe vorgezogen?
Was ihm im Sinne lag, entdeckte bald der Mund,
Denn gleich that Cyrus ſelbſt ihm ſein Verlangen kund.
Doch wie man keinen zwingt, ſich Fremden zu erklären:
So war allhier der Prinz beſcheiden im Begehren,
Und nannte ſich zuerſt. Kaum hatt' er dieß gethan:
So hub der Alte ſchon mit dieſen Worten an:

Es zehlt zwar, edler Prinz, Egypten mein Geſchlechte
Mit nichten in die Zahl der Sclaven, oder Knechte:

Doch hat seit langer Zeit des Glückes Unbestand
Den Ahnen meines Stamms den Reichthum ganz entwandt.
Da, wo Diospolis des Landes Städte schmücket,
Hab ich nicht weit davon zuerst das Licht erblicket.
Mein Vater baute selbst sein angeerbtes Gut,
Wie noch der Adelstand nach Art der Alten thut,
Mit eignen Händen an; und lehrte mich beyzeiten
Mir durch den Ackerbau mein Glücke selbst bereiten.
Die stille Lebensart war mir sehr angenehm,
Und selbst zur Wissenschaft und Weisheit sehr bequem:
Indem ich zwar die Jagd und Wald und Fluren liebte,
Doch auch zugleich den Geist in freyen Künsten übte.
Der König Apries, durchreiste damals gleich,
Wie er schon sonst gethan, sein ganzes Königreich.
Er kam auf einen Tag in meines Vaters Felder,
Und traf mich, als ich gleich in einem unsrer Wälder,
An einem schattigten und hohen Palmbaum saß,
Und voller Emsigkeit in Hermes Büchern las.
Ich war zwar dazumal noch kaum von sechzehn Jahren,
Doch Antlitz und Gestalt, die nicht die schlimsten waren,
Vermochten seinen Blick so fort nach mir zu ziehn.
Es hieß: Wie nennst du dich? Und was ist dein Bemühn?
Was lieseſt du mein Sohn? Die Antwort, so ich machte
Bewog ihn, daß er mich um meinen Vater brachte,
Mich gar nach Hofe nahm, und nichts ermangeln ließ,
Was mir zum Unterricht und Wachsthum nöthig hieß.
Jemehr mein Alter wuchs, jemehr ward mir das Herze
Des Königs zugethan. Im Wohlseyn und im Schmerze
War ich fast ganz allein, dem er sich anvertraut,
Indem er mehr und mehr auf meine Treu gebaut.
Ich suchte mich dabey erkenntlich zu bezeigen,
Und ihm mein ganzes Herz recht dankbar zuzuneigen.

Das macht, ich war noch jung und glaubte doch dabey,
Daß auch ein Königsherz zur Freundſchaft fähig ſey:
Da dieſes Labſal doch dem hohen Fürſtenorden,
Anſtatt der höchſten Macht, von Gott verſaget worden.
Nachdem ich ihm hernach zur Kriegeszeit gedient,
Als die Sidonier ſich allzuviel erkühnt,
Und ſelbſt die Cyprer einſt mit ihm in Streit gekommen:
Hat Apries mich gar zum Liebling aufgenommen.
Vor mir blieb nichts geheim in ſeinem ganzen Staat;
Ich war ſein Oberſter, und ſein geheimter Rath:
Gleichwohl vergaß ich nicht die Gnade ſtets zu loben,
Dadurch er vormals mich aus meinem Staub erhoben.
Oft fiel mir mein Geſchlecht und deſſen Armuth ein,
Oft furcht ich mich dereinſt vielleicht auch reich zu ſeyn!
Und ſo hab ich auch da, wo Pracht und Hoheit walten,
Das Kleinod alter Zeit, die Redlichkeit erhalten.
Zuweilen zog ich auch bis in mein Vaterland,
Darinn der König mich zum Obervogt ernannt,
Egyptens obern Theil. Da ſucht ich in den Fluren
Bald da, bald anderwerts der erſten Kindheit Spuren.
Da ging ich in das Holz, wohin der König kam
Als er das erſtemal mich mit nach Hofe nahm.
Geſegnet, ſprach ich denn, geſegnet ſey die Stelle,
Wo meiner Jugend Mund, der Weisheit reine Quelle,
Zuerſt gekoſtet hat. Geſegnet ſey der Platz,
Wo ich aus Lehrbegier der freyen Künſte Schatz
Zuerſt recht lieb gewann! O unſchuldvolles Leben,
Darinnen noch mein Herz der Tugend ganz ergeben,
Der Unſchuld heilig war; da der Begierden Brand
In meiner zarten Bruſt noch keine Nahrung fand:
Weil mir die Reizungen zu ſo viel eitlen Trieben,
In dieſer Einſamkeit ganz unbekannt geblieben.

Richard Steelens
christlicher Held,
übersetzt von
Jacob Friedrich Lamprecht.

Das erste Capitel.

Woferne eine Unternehmung in der Welt gefunden wird, die unsern Fleiß verdienet, und die unsere Arbeit belohnen kann: So ist es allerdings diejenige, welche uns von den Vorurtheilen befreyet, an deren Erhaltung eine falsche und unbillige Eigenliebe beständig arbeitet. Allein die Untersuchung unser selbst, ist eine solche Beschäfftigung, die uns bald verdrießlich macht. Wir nehmen unsere Zuflucht zu tausend kleinen Kunstgriffen, die Vernunft einzuschläfern, und uns eine unvollkommene Ruhe zuwege zu bringen, da wir doch eines wahren und dauerhaften Friedens genießen könnten, wenn wir nur Herz genug hätten, in unser Innerstes einzudringen. Indem wir also bemühet sind, uns zu schmeicheln, so betriegen wir uns selbst, und bereiten uns die schädlichsten Fallstricke. Mit einem Worte, statt der Ruhe, welche die Unschuld und die Wahrheit begleitet, erwählen wir die Beunruhigungen des Gewissens, die ohne Unterlaß wiederkehren. Wir arbeiten also auf eben diese Weise, an unserer Verdammung, wie man uns unsere Seligkeit zu erlangen gelehret hat, nämlich mit Furcht und Zittern.

Dieser Fehler ist, wie viele andere, die Frucht einer thörichten und unrechten Erziehung. Man bringet uns nichts weiter bey, als die Begierde, solche Eigenschaften zu erlangen, welche weniger geschickt sind, uns selbst wahrhaftig glücklich und ruhig zu machen, als andere zu vergnügen, und ihnen zu gefallen. Wir kleiden uns z. E. zu einer Reise, wie zu einem Tanze, und ziehen uns dadurch das verdiente Gelächter der Zuseher zu, wann sich die Witterung ändert. Wie werden wir uns aber zu der wichtigen Reise des Lebens bereiten? da uns unbekannt ist, wie kurz oder lang dieselbe seyn werde, und welchen Zufällen wir auf diesem Wege begegnen können. Ein einziges Mittel ist übrig, welches uns auf alle Begebenheiten fertig, und zu allem, was uns betreffen möchte, geschickt machen kann, und dieses ist ein vollkommenes Vertrauen auf Gott.

Hierbey aber ist nöthig, daß wir uns nicht durch das blinde Vorurtheil der Gewohnheit betriegen lassen, noch den listigen Vorstellungen solcher Leute Gehör geben, die vielleicht aus Eigennutz unsere Ruhe zu verdammen suchen, und uns lauter traurige Vorstellungen machen, um selbst des Vergnügens theilhaftig zu werden, welches sie uns versagen. Lasset uns nicht furchtsam seyn, uns unserer Sinne zu gebrauchen, und lasset uns unsern itzigen Meynungen nicht eher den Abschied ertheilen, als bis wir durch unsere Ueberlegung überzeugt sind, daß in den gegenseitigen Vorstellungen etwas enthalten sey, welches unsere Freude in Glück, und unsere Betrübniß in widrigen Fällen, etwas mehr mäßigen kann, als die Begriffe, welche wir bereits hiervon erlanget haben. Wann wir uns aber dennoch endlich der Freude und dem

Trau-

Trauren, wiewohl mit Unentschlossenheit, überlassen: So muß diese Uebergabe daher entstehen, daß in unsern Handlungen kein allgemeiner Bewegungsgrund verhanden ist, welcher uns gegen das Vergnügen und den Schmerz ganz und gar unüberwindlich machen könne. Die Bemühung wird daher nicht ohne Nutzen seyn, wann wir untersuchen, warum wir uns doch wider die Wollust und wider die Betrübniß, lieber mit den Waffen der Sittenlehre, als der Religion versehen wollen.

Woher kommt es, daß wir uns bey der Nachricht von den Thaten der alten Römer so besonders freuen? Wir empfinden, ich weiß nicht was vor eine edle und hohe Bewegung. Es entzündet sich in uns ein unruhiges Verlangen ihnen nachzuahmen, welches mit einer Verachtung gegen uns selbst verbunden ist. Da hingegen die Thaten der ersten Christen unsere Ehrbegierde vertilgen, und kaum einen kaltsinnigen Beyfall in einer solchen Sache erhalten, an welche wir lieber gar nicht gebunden seyn möchten.

Woher kömmt es endlich, daß die heydnischen Geschichte unsere Einbildungskraft erheben und anfeuren, da inzwischen die christliche dieselbe niederschlägt? Wofern die Meynung des Machiavells wahr ist, daß die Religion das Gemüth unterdrücket, und uns von allem dem abhält, was edel, aber auch gefährlich ist: So sind alle die, welche ihr folgen, nichtswürdige und verächtliche Sclaven. Wofern aber im Gegentheil die Religion allein in uns einen solchen Muth erwecken kann, welcher vor ihrer Zeit der Welt unbekannt gewesen ist: So müssen wir gestehen, daß diejenigen, so uns keine andere als heydnische Exem-

pel

pel vorzustellen gewußt, sich selbst des Vergnügens beraubet haben, uns solche Abbildungen der Tugend und des Heldenmuths zu machen, mit welchen nichts zu vergleichen ist.

Um die Zeit, als das Evangelium der ganzen Welt verkündiget wurde, waren die Helden, deren Thaten und Glück uns das Heydenthum mit vieler Schmeicheley anpreiset, entweder noch am Leben, oder kurz zuvor gestorben.

Man könnte hier sagen, daß die Vorsehung eben damals das Herz der Menschen durch Reichthum und Ehre mehr als sonst erheben wollen, um in gleicher Maaße, die Tugend und Tapferkeit derer zu verherrlichen, welche sie durch Verachtung, durch Elend und durch Leiden, jenen entgegen zu setzen beschlossen hatte. Die Thaten dieser berühmten Heyden zeigen uns nichts, als was prächtig in die Augen fällt: In ihren Geschichten ist alles groß, herrlich und blendend. Allein wir wollen uns einmal durch diese Irrlichter nicht hintergehen lassen. Es sind falsche und betrügliche Dünste, welche sich von der Erde erheben, da wir hingegen in dem beständigen Lichte wandeln können, welches seinen Ursprung vom Himmel hat. Um aber von ihrer Gemüthsart ein sichres Urtheil zu fällen, so wollen wir bey zweenen oder dreyen von denenjenigen Helden stehen bleiben, welche man uns so pralerisch herauszustreichen bemühet ist.

Lasset sehen, wer von ihnen oder von uns mehr im Stande ist, den beschwerlichen und mühsamen Weg des Lebens glücklich zu vollenden. Wir werden hierbey nicht nöthig haben, in die geheimen Zimmer der Weltweisen und der Staatsleute zu dringen. Es

kömme

kömmt darauf an, daß wir von solchen Entschließungen und Thaten urtheilen, die am Tage liegen.

Niemand hat in itzterwehnten Zeiten mehr Aufsehens gemacht, als diejenigen, welche in Cäsars listigen Staatsstreichen verwickelt gewesen, und die, so sich zu seinem Tode verschworen hatten. Wir werden uns also nur bey ihrem Leben aufhalten dürfen: Woferne wir daselbst Fehler finden, so sollen sie zur Verbesserung der unsrigen dienen. Es wird aber nöthig seyn, daß wir bey dieser Untersuchung Schritt vor Schritt gehen, und auch auf die allergeringsten Sachen acht haben, um desto genauer die verborgenen Winkel ihres Herzens und ihrer Gemüthsart einzusehen.

Sallustius hat uns zwo Personen abgeschildert, die beyde so groß und einander so entgegen gesetzt waren, als nur immer möglich ist. Er hat sie neben einander gestellt, damit diese Vergleichung uns um so viel deutlicher in die Augen fallen und bewegen möchte. Es ist Cäsar und Cato. Auf der einen Seite erwerben sich die Güte des Cäsars, seine Pracht, seine Leutseligkeit, seine kostbaren Schauspiele die Herzen aller Menschen. Auf der andern Seite zieht sich die Mäßigkeit des Cato, seine Redlichkeit, seine strenge und ungeheuchelte Tugend, die Hochachtung aller Welt zu. Beym Cäsar durfte niemand etwas unhöfliches, und beym Cato niemand was lasterhaftes begehen.

Es war genug, unglückselig zu seyn, um bey dem erstern Gehör zu erlangen; so wie es, den Schutz des andern zu erwerben, genug war, Tugenden zu besitzen. Cäsar vergab alles, Cato nichts. Der eine schenkte, schmeichelte und half allen Menschen. Der andere tadelte,

tadelte, bestritt und verdammte auch seine eigene Anhänger. Cäsar war die Zuflucht der Unglückseligen; Cato ein Schrecken der Bösen. Cato wollte lieber tugendhaft seyn, als scheinen; Cäsar bekümmerte sich um Ruhm und Tugend bloß im Absehen auf seinen Nutzen. Cato führte das Schwerdt der Gerechtigkeit; Cäsar das Schwerdt der Ehrsucht. Cäsar, welcher eine richtige Beurtheilungskraft und eine gesunde Vernunft besaß, wußte sich allemal in Zeit, Ort und Umstände zu schicken. Cato trotzig und unerbittlich, konnte nicht anders als ohne Ansehen der Person, redlich seyn. Die Manieren des Cäsars machten auch seine Laster beliebt. In dem Bezeugen des Cato wurde die Tugend selbst unangenehm. Cäsar brachte den Leuten seine gefährliche Meynungen mit großer Geschicklichkeit bey. Cato hingegen zwang die Menschen, seinen unschuldigen Absichten beyzutreten. Cäsars Reden, Handlungen und Schriften, alles machte ihn zum größten Manne, und niemals ist hier seinem Glücke etwas gleich gekommen. Seine Reden waren aufgeweckt und voller Verstand. Die gute Art und das Glück machten auch seine geringsten Unternehmungen groß. In seinen Schriften hat er dasjenige erreichet, was die besten Schreiber suchen, und was vielleicht noch keiner gefunden hat, nemlich das Geheimniß von sich selbst mit Bescheidenheit zu reden. Mit allen diesen Vorzügen, welche hervor zu leuchten und sich zu erheben so nöthig waren, und bey aller dieser Fähigkeit sich unzählige Freunde zu erwerben, mußte Cäsar nothwendig den Cato übertreffen; welcher keinen andere Freunde hatte, noch wünschte, als tugendhafte, ob sich gleich oft das Glück nicht allzu

gütig

gütig gegen dieselben erwiesen hatte. Gleichwol haben sich beyde auf den Gipfel des Ruhms erhoben, daß auch noch nach so vielen hundert Jahren der Name Cäsars in uns die Vorstellung einer edlen und königlichen Seele; das Gedächtniß des Cato aber den Begriff einer strengen und unbeweglichen Tugend erwecket.

Doch es würde uns zu viel Zeit kosten, wenn wir beyden in den unterschiedenen Zufällen ihres Lebens folgen wollten.

Lasset uns sie nur in dem Augenblicke ihres Todes betrachten. Dieses ist der Augenblick, welcher den Ausschlag geben muß, und an welchem Leib und Seele alle Kräfte zusammen rufen, um entweder den Tod abzuwenden, oder ihn ohne Niederträchtigkeit anzunehmen.

Eine lange Folge glücklicher Unternehmungen hatte allem Ansehen nach den Cäsar zum Herrn seines Vaterlandes gemacht. Seine edele und heldenmäßige Sicherheit, welche den hohen Seelen so eigen ist, ließ auch denen Gnade wiederfahren, die sich durch einen halsstarrigen und rasenden Haß von seinen übrigen Feinden besonders unterschieden hatten. Dieses Bezeugen erhielte den Beyfall und das Lob des ganzen Roms. Seine Tapferkeit hatte ihm die Leiber seiner Feinde unterwürfig gemacht, und seine Gnade bezwang die Herzen. Es hieß: Wie glücklich ist die Welt, welche von einem solchen Prinzen beherrschet wird, der nur deswegen die oberste Gewalt verlanget hat, um nach seinem Gefallen das erhabene Vergnügen zu schmecken, allen Menschen zu verzeihen und Gnade wiederfahren zu lassen! So redete Rom, aber

nicht Cato. Dem Glücke zum Troße, welches die Laster des Cäsars gekrönet hatte, und welches über ihn einen blendenden Glanz ausbreitete, war er doch in den Augen des Cato nichts als ein Tyrann, weil Cato auch in dem Helden einen Verräther erkannte. Die Namen eines guten und gnädigen, welchen man bey dem ungerechten Beherrscher verschwendete, schienen ihm ein unverschämter Raub zu seyn, welchen die Tugend erlitten, und eine Unterwerfung, welche ihnen die Tyranney abgedrungen hatte. Er sahe mit einem gerechten und edelmüthigen Eifer, daß sein Mitbürger sein Herr werden wollte. In seinen Augen war eine Vergebung, welche Cato von seinesgleichen erhielt, ein unerträglicher Schimpf; und er konnte nicht ohne Entsetzen daran denken, daß ihn seine Freunde verdammen wollten, diese neue Gnade anzunehmen. Was konnte nun dieser tugendhafte und unglückliche Römer thun? Wohin sollte die unterdrückte Tugend fliehen, ihre Freyheit der Ehrsucht des Ueberwinders zu entziehen? Aber ich sage zu viel. Cato ist kein Sclave, er ist Herr über sich und seine Leidenschaften. Cäsar ist der Gefangene. Er ist mit Ketten beschweret, und die Soldaten, welche er die Gefährten seines Ruhmes und seiner Siegesgepränge nennet, sind nichts anders, als Zeugen seiner Schande. Verdrießliche Zeugen! deren Anblick ihm beständig den Vorwurf machte, daß sie seine Gehülfen gewesen, die unumschränkte Gewalt unrechtmäßiger Weise an sich zu ziehen: Da er die Pflicht brach, welche er dem Vaterlande schuldig war, und dadurch zugleich seine eigene Ehre schändete. Cato hingegen von seiner Philosophie unterstützet, tröstet sich mitten in seinen Betrübnissen durch das innere

re

re Zeugniß seiner Tugend und seines Ruhms. Er hält den Cäsar vor unglücklich und verächtlich, weil er lasterhaft ist. Dieses wird man aus seinem Entschlusse sehen, welchen er zu Utica faßte.

Er hatte sichere Nachricht, daß die feindliche Partey sich mit jedem Augenblicke verstärkte. Oft las er selbst in den Geberden derer, die es mit ihm hielten, daß sie das Glück allein anbetheten, und daß sie ihn bald demselben aufopfern würden. Inzwischen beunruhigte nichts die Heiterkeit seines Gesichts und seiner Seele. Er war allein um das Schicksal derer bekümmert, in welchen er ein schwaches Mitleiden gegen sich selbst wahrnahm, und diese erregten sein Erbarmen. Hier entdeckte sich nunmehro seine Absicht bey den unzähligen kleinen Bemühungen, die er für sie übernahm. Er legte also denjenigen Tag, welchen er zum letzten seines Lebens ausgesetzt hatte, mit lauter Zeichen einer Güte zurück, die einem Manne, der so hart als Cato war, wenig natürlich schienen. Er ertheilte ihnen Rath, er bath sie, sich dem Glücke zu unterwerfen, und er machte alle Zubereitung, sie in Sicherheit zu setzen. Seine Freunde merkten endlich sein Absehen und weinten bey diesen Dienstbezeugungen aus Zärtlichkeit, Bewunderung und Schaam. Der ganze Abend wurde auf diese Weise angewandt, und er beobachtete mit Vergnügen die zärtliche Unruhe, womit seine Freunde für ihn eingenommen waren. Bald ermunterte er ihren Muth durch seine gelassenen Unterredungen, bald aber schlug er denselben nieder, oder befestigte ihn vielmehr durch eine verstellte Gleichgültigkeit. Endlich warf er sich auf sein Bette, wo er das Gespräch des Plato von der Un-

sterblichkeit der Seelen und von dem Beweise eines künftigen Lebens las.

Hierauf begehrte er seinen Degen, welchen sein Sohn mit Fleiß zu sich genommen hatte. Man stellte ihm aber denselben nicht so fort wieder zu, und er wiederholte sein Lesen noch einmal, ohne die geringste Ungeduld über die Langsamkeit blicken zu lassen, mit welcher man ihm gehorchte. Nachdem er dieses Gespräche zu Ende gebracht hatte, forderte er nochmals seinen Degen, und er vermerkte, daß man verweilte, ihm solchen wieder zu geben. Dieses Bezeigen setzte ihn in einen ungemeinen Zorn, er beklagte sich in den bittersten Ausdrückungen über seine Freunde, deren verbindliche Unruhe ihm seine Waffen verweigerte. Was vor ein Laster, sagte er, hat Cato begangen, daß man ihn seinen Feinden in die Hände liefern will? Hat ihn denn seine Weisheit so weit verlassen, daß man ihn, wie einen niedrigen Sclaven, oder wie einen Unsinnigen, entwaffnen müssen? Und welches ist denn das Thörichte, das sein Sohn von ihm gesehen hat, daß er ihn sich selbst nicht mehr anvertrauet? Man beantwortete dieses mit nichts, als mit den Zeichen einer gänzlichen Unterwerfung, einer aufrichtigen Zärtlichkeit und einer vollkommenen Hochachtung. Sie beschworen ihn alle, daß er doch bey ihnen bleiben wollte, um ihr Schutzgott, ihre Stütze u. ihr Versorger zu seyn. Ein Sclave unterschied sich unter andern durch seine Betrübniß und durch seinen Widerstand, ihm den Degen nicht zu überreichen. Cato versetzte ihm im Zorn einen solchen Schlag, daß ihm die Zähne ausfielen, und jagte alle seine Freunde, welche weinten, zur Kammer hinaus.

hinaus. Kurz darauf ließ er sich verbinden, und wusch seine blutige Hand ab, worauf er sich abermals auf das Bette legte, wo man ihn schnarchen hörte. Allein nach einer so heftigen Handlung, wie die ietztgemeldete war, scheinet es, daß sein Schlaf nicht allzu ruhig habe seyn können, in welchem ihn der Schmerz seiner verwundeten Hand oft wird gestöret haben. Doch diesem sey wie ihm wolle, nachdem er wieder erwacht war, erstach er sich selbst, und stürzte auf den Boden. Das Geräusche seines Falles, erregte seine Freunde und Bedienten, sie liefen in der größten Eile zu, und wollten seine Wunden verbinden. Cato aber widerstrebte ihrem gütigen Bezeugen, er zog sich selbst das Eingeweide aus dem Leibe, zerriß es in kleine Stücke, und verlies das Leben voller Wuth und Verdruß. So war der gepriesene Tod dieses Römers, dessen große und unüberwindliche Seele, wie man uns saget, die Bosheit des Glücks verlacht hat, und der den Ketten zu entgehen gewust, welche zur Gefangenschaft seines Vaterlandes geschmiedet waren.

Es scheinet, daß Cato bey seinem längern Leben, wie die andern, ein Sclave geworden wäre, und daß der Name eines freyen Mannes, den er sich selbst ertheilte, und der Titel des Sclaven, welchen er dem Cäsar beylegte, nichts als leere Worte würden gewesen seyn. Der sicherste Schluß ist dieser, daß der glückliche Fortgang der gegenseitigen Partey ihn übertäubte. Er verleugnete also seine eingebildete Hoheit, womit er sich geschmeichelt hatte, durch eine Handlung, die so wohl wider die Gebote seiner Secte, als auch wider die Standhaftigkeit seines Lebens lief. Er ließ nunmehr die Welt, für welche er sich gar nicht

schickte, in den Händen eines großen Mannes, wofern jemals ein solcher gewesen ist, welcher seine verrichtete Thaten noch weit übertraf, und der das durch Grausamkeit und Blut erworbene Reich mit Mäßigkeit und Großmuth regierte. Dieser allezeit muntere und beschäftigte Held bereitete sich so fort den großen Vorsatz zu fassen und auszuführen, die unersteiglichen Berge zur Ebene zu machen, die Wellen des Oceans zu bändigen, u. die vordem verwirrte und zweifelhafte Zeit in Ordnung zu setzen. Nachdem er nun sein Leben in so viel großen Unternehmungen gewagt hatte, genoß er desselben in einer angenehmen Sicherheit, und befließ sich die Welt glücklich zu machen, zu deren Herrn er sich gemacht hatte. Hierbey aber vergaß er, sich wider die Untreue seiner Freunde zu versichern, denen er sich durch seine Freymüthigkeit, bey jedem Augenblicke überlieferte.

Caßius war einer von diesen unwürdigen Freunden, ob er gleich dem Cäsar verpflichtet war, welcher ihm in einer Schlacht das Leben erhalten hatte. Er war tapfer, geschickt und ein vollkommener Soldate. Hiernechst aber auch ein verdrüßlicher, widersinniger und heimtückischer Mann, bereit sich zu erzürnen, aber langsam seine Empfindung zu weisen. Sein Verdruß ließ sich niemals an seiner Stirne lesen. Er verbarg den Gift in seinem Herzen, und sann nur heimlich seiner Rache nach. Weder die Religion, noch die Philosophie besänftigten dieses wilde Gemüthe. Als ein Epicurer leugnete er das Wesen der Götter, oder gab nur wenigstens unnütze und müßige Gottheiten zu. Da er also seine Furcht und Hoffnung auf sich selbst gründete, so konte er auch nur allein von seinem Arme die glücklichen oder unglücklichen Zufälle seines

Lebens

Lebens erwarten. Dieser Mann, welcher durch den Vorzug aufgebracht war, den Cäsar einem andern vor ihm gegeben hatte, glaubte, daß er seiner frostigen und ruhigen Grausamkeit nichts weniger, als das Leben Cäsars schuldig wäre. Er entschloß sich also, die Wohlthaten, welche er von demselben empfangen hatte, mit dem eignen Blute dieses großmüthigen Gutthäters auszulöschen. Die einzige gute Eigenschaft, welche einen Menschen zu den Lasterthaten bringen kann, ich will sagen, eine unerschrockene Herzhaftigkeit und eine unumstößliche Beharrung, unterhielten ihn in diesem verhaßten Unternehmen. Der Vorsatz, seinen Feind zu ermorden, welchem er das Leben zu danken hatte, lag ihm unaufhörlich in dem Sinne. Diese Ueberlegung schmeichelte ihm, weil sie der Größe seines Hochmuths und seiner Geschicklichkeit gleich kam.

Ich muß noch dieses als eine Sache anführen, welche ihm bey dieser Gelegenheit zum großen Vortheile gereichte, daß er seine Fehler ungemein geschickt zu verbergen wuste. Mit solchen Lastern überhäuft, welche den Tugenden sehr nahe kommen, von denen sie leicht die Gleichheit borgen, und welche den Menschen selten in eine offenbare und auslachenswürdige Thorheit fallen lassen, richtete er seine schlimme Eigenschaften nach den Tugenden dererjenigen ein, mit welchen er in ein Verständniß treten wollte, so daß auch diese ehrliche Leute, welche die falsche Gleichheit mit ihren Sitten betrog, ihm keine geringe Hochachtung erzeigten. Sein Geiz wurde Sparsamkeit, sein verdrießliches und widerspenstiges Wesen eine Strenge, und sein Haß und Neid gegen die Großen eine Liebe zur allgemeinen Freyheit genannt. Dieser berüchtigte Böse-

wicht wuste die Tapferkeit dererjenigen zu ermuntern, welche ihm gleich kamen, und die er zu allen Arten der Laster bereit glaubte, wenn nur dadurch Cäsars ausnehmendes Glück gestürzet werden könnte; da er inzwischen die andern sich in äußerste Gefahr zu wagen aufbrachte, unter dem scheinbaren Vorwande einer aufrichtigen Liebe zu seinem Vaterlande. Alle diese waren Leute von großem Gewichte, und von einer solchen Verwegenheit, die auch aller Gefahr trotzte. Diese ansehnliche Mörder beschlossen, ihren Anschlag vor den Augen der ganzen Welt und im versammleten Rathe auszuführen. Doch weder ihre Würde, noch ihre Tugenden konnten ihrer Verrätherey das nöthige Ansehen geben, dergleichen Unternehmungen zu bescheinigen. Sie brauchten einen großen Namen, welcher ihre Wuth ehrwürdig machte, und der ihren Vatermord heiligte, deswegen bestrebten sie sich, den Marcus Brutus mit in ihr Laster zu ziehen.

Cäsar liebte diesen Römer aufs zärtlichste, entweder weil er sein Sohn war, wie er durch seinen Umgang mit der Servilia, des Brutus Mutter, zu glauben Gelegenheit gegeben hatte, oder weil er nur in ihm die Aufrichtigkeit und die Tapferkeit hochachtete. Dieses ist gewiß, daß Cäsar, an dem Tage der pharsalischen Schlacht, seinen Völkern ausdrücklich Befehl ertheilte, den Brutus entfliehen zu lassen, im Fall er sich nicht würde ergeben wollen. Hiernechst hatte sich Brutus so wohl als Cäsar in die Wissenschaft und die Waffen getheilet. Er übertraf aber den Cäsar, ja so sehr durch den Gebrauch seiner Gaben, als ihm dieser an Fähigkeit vorgieng.

Brutus hatte noch nie seinen Degen gezogen, als zum Dienste seines Vaterlandes, noch niemals Bücher gelesen, als seine Leidenschaften zu überwinden. Er suchte weniger in den Wissenschaften die Mittel, seinen Geist geschickt zu machen und ihn zu zieren, als sie zur Verbesserung seines Herzens anzuwenden. Die Ehrlichkeit und die Gerechtigkeit waren die Regeln seiner Gedanken und seiner Verrichtungen. Man bemerkte, daß er nichts sagte noch vornahm, welches nicht von einem großen Herzen herrührte, das dem Vaterlande ergeben war. Die Beredsamkeit war für ihn eine überflüßige Eigenschaft, ein jeder war überzeugt, daß sein eigenes Bestes es erforderte, ihm zu glauben. Ehe er anfieng zu reden, hatte er bereits das Wohlwollen seiner Zuhörer gewonnen, denn man hätte sich selbst nicht lieben müssen, wenn man den Brutus hassen wollte. Diese Hochachtung hatte ihm keine Eitelkeit beygebracht. Die Ehre schien nicht der Endzweck seiner Unternehmung, sondern eine unvermeidliche Folge seiner Dienste zu seyn. Man würde eher an seiner eignen Vernunft gezweifelt haben, als an Brutus Redlichkeit. Die Sache, welche Brutus klagte, wurde vor gut angesehen, weil er sie vortrug. Seine Menschenliebe war der Bewegungsgrund aller seiner Unternehmungen, gleichwohl hat ihn niemals seine Leutseligkeit verblendet, noch allzugelinde gemacht. Er war überzeugt, daß ein übel gegründetes Mitleiden gegen einen Menschen dem andern schädlich seyn könnte. Er wuste sich über das Unglück der Lasterhaften zu erbarmen, zugleich aber auch der Begierde ihnen zu vergeben, zu widerstehen. Weder die wiederholten Anfälle seiner Freunde, noch der Zuruff seines eigenen

Herzens, welches sich wider seine Strenge empörte, nichts war vermögend ihn zu verderben.

So war der berühmte Brutus beschaffen. Ein Mann, welcher dem äußerlichen Ansehen nach weder einen verdammlichen Ehrgeiz, noch andere schändliche Neigungen zu vergnügen brauchete, und dessen ordentliches und stilles Leben ihn von allen Arten der Neutereyen zu entfernen schien.

Allein, wenn die Bösen bey den Menschen keine Laster antreffen können, die zu ihrem Vorhaben dienen: So wissen sie die Tugenden selbst hierzu anzuwenden, und dieselben ihren Lastern dienstbar zu machen. Marcus Brutus stammte von dem berühmten Brutus her, welcher die Tarquinier verjagt, und der durch diese Verstoßung seinen Namen in Rom so berühmt, als die Könige den ihrigen durch Grausamkeit und Ausschweifungen verhaßt gemacht hatten.

Auf der andern Seite gerieth Cäsar, welcher eine unumschränkte Gewalt besaß, auf den hochmüthigen und gefährlichen Einfall, sich einen König nennen zu lassen. Ein Entschluß, der so unüberlegt als stolz war, und der ihn der List der Verschwornen und der Strenge des Brutus bloß gab; denn eben hierdurch glaubte man, der Großmuth dieses Römers beyzukommen. Man wuste, daß ein Mann, welcher nicht zu großen Thaten darf angespornet werden, sich ohne Zweifel durch das Gedächtniß seiner erhabnen Vorfahren würde ermuntern lassen. Man wuste, daß er denen niederträchtigen Seelen nicht gleich kommen würde, die sich mit der eingebildeten Ehre vergnügen, welche von ihren Voreltern auf sie fällt, und die nicht überlegen, daß es ihnen schimpflich ist, diejenigen Tugenden nicht nachzuahmen,

ahmen, wodurch ihr Geschlecht aus der Finsterniß gezogen worden.

Allein dieser Umstände ungeachtet, durfte man dennoch nicht mit dem erschrecklichen Anmuthen eines Mörders bey ihm den Anfang machen; ohne sein Gemüth hierzu nach und nach zu bereiten, und seine Tugenden allmählich darzu zu gewöhnen. Man ließ also auf dem Wege, welchen er zu betreten pflegte, oft Zettel finden, die von einer unbekannten Hand mit diesen Worten beschrieben waren: **Du bist nicht mehr Brutus! Du schläfst, Brutus!** Und dergleichen mehr. Diese Erinnerungen machten ihn tiefsinnig und unruhig. Cassius ergriff einen von diesen Augenblicken, ihm den gefaßten Vorsatz zu entdecken, das Vaterland zu befreyen.

Hier war es genug, daß Brutus die Unternehmung dieser Sache für gerecht ansahe: Er war sofort mit ihm einig, daß Cäsar den Tod verdient hätte, und both den Verschwornen seinen Arm zur Hülfe. Nachdem man diesen großen Mann gewonnen hatte, machte Cassius zur Ausführung alle Anstalten. Er war vergnügt, daß er einen Mann auf seine Seite gezogen, welcher hierbey seinen eigenen Ruhm so wenig verdunklen würde; daß er vielmehr ihrem Unternehmen einen Schein der Gerechtigkeit ertheilte, welches den Pöbel verblenden, und dessen Ansehen ihre Mordthat aussöhnen und heiligen könnte.

Brutus hatte inzwischen Raum bekommen, dieser Sache nachzusinnen. Sein Eifer für die Gerechtigkeit hatte in den Tod des Cäsars gewilliget: Nunmehro machte ihn seine Dankbarkeit in seinem Vorsatze wankend, und versetzte ihn in eine betrübte Unentschlossen-

heit. Portia, seine Gemahlinn, wurde dieses bald gewahr. Statt eines zufriedenen Mannes und zärtlichen Gemahls, fand sie nunmehro in ihm einen zerstreuten, unruhigen und tiefsinnigen Menschen. Sie empfing nicht mehr von ihm diejenigen Zärtlichkeiten, welche sie glücklich gemacht hatten. Brutus war von solchen Gedanken angefüllt, die ihn gänzlich einnahmen. Nichts desto weniger empfand Portia weder eine Bewegung des Zorns noch der Eifersucht. Sie begrub vielmehr ihren Schmerz in einem tiefen Stillschweigen. Sie ist von solcher Bescheidenheit, daß sie den Verdacht auf sich wendet. Sie bildet sich ein, daß Brutus eine große Traurigkeit verberge, und daß er sie unwürdig halte, an einem Geheimnisse Theil zu nehmen, an dessen Wissenschaft sie doch Recht zu haben glaubte. In diesen Gedanken entschloß sie sich, zu versuchen: Ob denn ein Geheimniß vor sie eine erträgliche Bürde sey oder nicht? Sie macht sich zu dem Ende eine tiefe Wunde an der Hüfte, und glaubt, daß wenn sie diesen Schmerz verbergen könne, es ihr auch nicht schwer fallen werde, ein wichtiges Geheimniß zu behalten. Diese schmerzhafte Wunde, welche sie lange Zeit verborgen hatte, zog ihr endlich das Fieber zu, und sodann redete sie ihren Gemahl mit diesen Worten an.

„Brutus! Die Tochter des Cato ist dir nicht als ein Kebsweib vermählt worden, die Gefärthinn deines Bettes und deines Tisches zu seyn, sondern an deinem guten und bösen Glücke Theil zu nehmen. Wende ich meine Augen auf dich, so finde ich keine Ursache dieses Bündniß zu bereuen.„

„Du aber, Brutus, was für ein Zeichen meiner Liebe kannst du empfangen, und was kann ich dir für ein Vergnügen machen, wenn du mir nicht deinen geheimen Schmerz entdeckest, oder wenn du mich unwürdig hältst, zur Wissenschaft solcher Absichten zugelassen zu werden, welche Treue und Verschwiegenheit erfordern. Ich weis, daß die Weiber zu schwach scheinen, ein Geheimniß zu verschweigen. Allein Brutus, ein gutes Gemüth, eine tugendhafte Erziehung, und die Gesellschaft großer Personen sind fähig unsere Sitten zu verbessern, und unsere Schwäche zu stärken. Was mich anlangt, so darf ich mich rühmen, daß ich die Tochter des Cato, und die Gemahlinn des Brutus bin. Ich habe mich aber doch nicht auf die Meynung verlassen, welche mir diese beyde Namen erwecken. Ich habe wollen einen Versuch thun, ob ich den Schmerzen widerstehen könnte, und ich habe erfahren, daß ich unüberwindlich bin.„

Zu gleicher Zeit sagte sie ihm was sie unternommen hatte. Es wäre zu viel gewagt, wenn man die zärtliche Verwunderung beschreiben wollte, worein diese Rede den Brutus setzte. Diese angenehmen Vorstellungen können allein von einem Brutus und von einer Portia recht empfunden werden. Nachdem er ihr nun sein Herz eröffnet hatte, ungeachtet aller Vorstellungen, welche ihn zu besänftigen sich Haufenweis zeigten; verlies er diese Heldinn in ihren Schmerzen, und eilte die Entschließungen auszuführen, denen er für das gemeine Beste beygetreten war. So bald sich Brutus entfernet hatte, gab Portia den Thränen Platz, welche die Ehrfurcht für ihren Gemahl bisher zurück gehal-

gehalten hatte. Tausend wider einander laufende Gedanken nahmen wechselsweise ihr Gemüth ein. Bald stellete sie sich den unsterblichen Ruhm, den ihr Gemahl sich zu erwerben eilete, bald die Größe seiner Seelen, bald seine römische Standhaftigkeit vor. Sie empfindet in ihrem Gemüthe etwas hohes und edles, sie erhebet sich über ihr Geschlecht, sie vergißt sogar ihre Zärtlichkeit und setzet sich an des Brutus Stelle. Indem sie sich denselben in diesem herrlichen Augenblicke seines Lebens vorstellet, wünschet sie sich selbst Glück, einen solchen Gemahl zu besitzen. Bald aber, wenn sie die angenehmen Stunden zurückruft, die sie mit einander vollbracht haben; wenn sie an seine Bildung, an seine Manieren, an seinen Anblick gedenket; wenn sie sich endlich tausend anderer Umstände erinnert, die das Herz einer Frau mehr rühren, als alle Eigenschaften eines großen Mañes: So wird sie wieder eine Frau, so wünschet sie lieber, daß er nicht so groß und so tapfer wäre. Ein liebenswürdiger und zärtlicher Mann würde ihr genug seyn. Kann mich Brutus verlassen, rufet sie! Kann er sich meinem Arme entreissen, dem Ruhme nachzueilen! Bey dieser Vorstellung kann nichts mehr ihr Gemüthe in Ruhe erhalten.

Allein ungeachtet der natürlichen Schwachheit ihres Geschlechtes, welche ihr die Thränen auspreßt, und die sie unter der Last des Unglücks niederdrücket, welches sie für ihren Gemahl besorget: So besitzet sie deñoch Standhaftigkeit genug, ein Geheimniß zu verschweigen, welches dem Brutus so nahe angehet. So war die Beschaffenheit dieser merkwürdigen Frau, deren Aufführung ein ausnehmender Beweis ist, daß eine edle Erziehung und ein großmüthiges Bezeigen, dem

schönen

schönen Geschlechte mehr Entschlossenheit beybringen können, als selbst den Männern; ob es gleich nur von der Natur zur Zärtlichkeit, zur Liebe und zur Furcht empfindlich gemacht zu seyn scheinet, da uns hingegen ein gewisser Trieb zur Ehrsucht anspornet, und uns in die Gefahr verwickelt. Rom wurde von den Zeichen angefüllet, welche den nahen Tod des Cäsars verkündigten. Man sagt, daß die wilden Thiere bis in die vornehmsten Oerter der Stadt gedrungen, daß man gespenster auf den Gassen gesehen, daß in den Wolken außerordentliche Feuer erschienen, und daß die traurigen Merkmaale, welche man in dem Eingeweide der Opfer fand, eine allgemeine Bestürzung ausgebreitet. Nur die Mörder erwarteten mit einer unglaublichen Ruhe die Gelegenheit, ihre Rache mit dem Blute Cäsars zu sättigen. Cassius allein wurde etwas beunruhiget, dieser, ob er gleich ein solcher Verächter der Götter war, wie es noch verschiedene unter uns seyn wollen, begieng dennoch bey dieser Gelegenheit die abergläubische Schwachheit, und rief ein Bildniß des Pompejus an, als wollte er diesen berühmten Todten zu seinem Beystande bewegen.

Es ist merkwürdig, daß als Cäsar den letzten Abend vor seinem Tode, bey einem der Verschwornen aß, und die Rede endlich auf das Sterben fiel, er sich erklärte, daß ein geschwinder und unerwarteter Tod einer andern Art zu sterben vorzuziehen wäre. Doch ich muß auch diesen Umstand nicht vorbey lassen. Cäsar, welchen so viel traurige Vorbedeutungen und die zärtliche Angst seiner Gemahlinn etwas beweget hatten, entschloß sich an dem Morgen nicht in den Rath zu gehen, welcher zu seiner Ermordung bestimmet war. Allein,

Decius

Decius Brutus unternahm es, alle diese Furcht zu vertreiben. Niemand konnte hierinn mehr ausrichten, als ein Mann, welcher sein Geschichte bey dergleichen Umständen verstellen, und selbst die Gestalt eines muntern und freudigen Gemüths annehmen konnte. Seine aufgeweckten und angenehmen Scherzreden beschämten Cäsarn wegen seiner Furcht, und Brutus besaß die Gewalt über sich, eine freudige Mine anzunehmen, da er seinen Freund den Mördern überlieferte.

So bald Cäsar in dem Rathe war, erhoben sich alle Verschworne und umschlossen seinen Sitz unter dem Scheine die Zurückrufung eines Verbannten inständig von ihm zu erbitten. Währender Zeit er beschäftiget war, ihnen Antwort zu ertheilen, gab einer von den Mördern das Zeichen, indem er ihn stark unten bey seinem Rocke zoge. Ein andrer aber, welchen sein großes Unternehmen verwirrt machte, versetzte ihm einen Stich mit dem Dolche mit zitternder Hand. Cäsar trieb diesen Unglückseligen herzhaft zurücke, und bezeugte sich gegen ihn als einen Mörder. Allein in diesem Augenblicke fielen alle andre Verschworne mit bewaffneten Händen auf Cäsarn ein, welcher gleichwohl nicht aufhörte, sich zu vertheidigen, bis er endlich auch des Brutus unter ihnen ansichtig ward. Sodann überließ er sich mit einer großmüthigen Verachtung den Streichen eines Freundes, welcher von ihm das Leben empfangen, und den er mit Gnadenbezeigungen überhäuft hatte.

Es wird mir erlaubet seyn, mich hier etwas von meinem Zwecke zu entfernen.

Wir haben in England eine gewisse Art Leute, welche die That dieser Verschwornen bis an den Himmel

mel erheben, und die ihrem Neide und ihrem Hasse, gegen alles das was größer ist als sie, die schönen Namen einer großmüthigen Seele, des Hasses der Sclaverey, und der Liebe zum gemeinen Besten, beylegen. Diese sind mit einem Worte eben so viel als Caßius, welche alle gerne an des Brutus Stelle seyn möchten, und die nur von Verschwerungen und von Hasse wider die Könige reden. Man hat Ursache zu glauben, daß diese guten Leute nichts als Unordnung zu machen suchen, bis sie sich selbst verwirret haben, und bis alles um sie her in Unruhe gebracht ist. Alsdann sehen sie die Veränderung, welche ihre Einbildung den Sachen giebet, als ihr Werk an; und loben sich selbst wegen ihrer Verwirrung, die sie als eine Wirkung ihrer Gewalt betrachten. Doch es stehet denen sehr übel an, für das gemeine Beste zu sorgen, welche nichts haben, was ihnen besonders eigen sey.

Allein ich muß wieder auf Cäsarn kommen, dieser große Mann starb auf diese Weise, und sein Tod bezeiget, wie unglücklich die großmüthigen und aufrichtigen Prinzen sind, welche sich auf die Wohlthaten verlassen, die sie den Menschen erzeiget haben, und die nicht überlegen, daß diese Menschen anders denken als sie. Nichts verhindert, daß man nicht thut wie man denket, als der Mangel der Gelegenheit: So bald sich diese zeiget, leget der heimliche Feind seine Verstellung ab, und ergreift den Degen.

Diese blutgierige Menschen wurden übrigens alle durch einen gewaltsamen Tod vertilget, wie ihr Wohlthäter, und die Vorsicht erweckte wider sie die Tugend selbst, welche sie ihr Laster zu beschönen zur

Decke

Decke gebraucht hatten. Der unerschrockne Brutus besaß zuviel Großmuth, als daß er sich durch den Tod der Verwandten und der Freunde des Cäsars hätte in Sicherheit setzen sollen.

Er stützte sich allein auf seine Redlichkeit und auf seinen tapfern Muth. Er hielt es zu geringe für sich, ander Blut zu vergießen, als des Höchsten unter den Menschen. Diese Großmuth gab der Partey des Cäsars Gelegenheit, sich zu erholen. Cäsar ward an eben demselben Orte ein Gott, wo er aufgehöret hatte, ein Mensch zu seyn.

Es wäre den Verschwornen sehr vortheilhaftig gewesen, wann sein Nachfolger Octavius sich an seiner Gewalt hätte begnügen lassen. Allein dieser junge Schüler strebte schon nach dem Gewissen. Er verließ seine Bücher, das Haupt des Reichs zu werden, und faßte den Entschluß, keinen zu verschonen. Er glaubte vielleicht, daß sein Vetter aus der Ursache umkommen müssen, weil er seine Siege nicht blutig genug gemacht hatte.

Es ist hier nicht mein Endzweck, mich bey den besondern Merkwürdigkeiten des Kriegs zwischen den Verschwornen und dem jungen Cäsar aufzuhalten. Ich werde die Umstände allein in Betrachtung ziehen, welche uns entdecken können, was für einen Nutzen ihnen die Bewegungsgründe in dem letzten Augenblicke ertheilet, nach welchen sie in ihrem Leben ihre Handlungen abgemessen hatten.

An einem Abend, als Brutus traurig und in einem tiefen Nachsinnen die Begebenheiten seines Lebens zurück rief, kam ihm auch Cäsar in die Gedanken. Er stellte sich ihn nicht mehr als einen Verräther des

Vater-

Vaterlandes, als einen Tyrannen, und als einen unrechtmäßigen Beherrscher vor, sondern als einen Freund, von welchem er tausend Wohlthaten empfangen hatte, und der von ihm ermordet war. Er sahe, oder glaubte vielmehr ein Gespenste zu sehen, welches ihm die Nachricht gab, daß es sein feindlicher Geist sey, und daß es ihn zu Philippis antreffen würde. Brutus rief ihm kaltsinnig entgegen: Ich selbst werde dich dort finden! Nichts desto weniger war er von diesem Zufalle etwas beunruhiget worden. Er gab dem Cassius hiervon Nachricht, welcher sich bemühete, des Brutus Tapferkeit, nach den Sätzen des Epicurus, wieder zu ermuntern. Er hielt deswegen mit ihm eine Unterredung von der Nichtswürdigkeit der Erscheinungen, welche uns unsere Träume, unser Verdruß, und unsere Einbildung vorstellen. Diese Einbildungen, sagte er, verkehren unser eingebildetes Unglück in ein wahres und wirkliches Uebel. Eben dieser Cassius fragte ihn in der folgenden Nacht, wohin seine Entschließung gienge, im Falle sie unterliegen sollten? Und ob er so dann die Flucht oder den Selbstmord erwählen würde. Brutus ertheilte ihm diese Antwort.

Als ich noch jung und von den Regierungsgeschäften entfernet war, fand ich mich, ich weis nicht wie, in eine gewisse Secte der Philosophie verwickelt, vermöge welcher ich den Selbstmord des Cato verdammte. Ich hielt es damals für eine Beleidigung der schuldigen Ehrfurcht gegen die Götter, und glaubte, daß man nicht tapfer genug wäre, wenn man sich, aus Furcht, der göttlichen Vorsicht widersetzte, und den Unglücksfällen, die

uns begegnen können, durch den Tod zu entfliehen suchte. Itzt aber, da ich mitten in der Gefahr bin, ist meine Meynung ganz anders beschaffen. Wofern der Himmel die Sachen nicht nach unserm Verlangen schickt, bin ich schlüßig, der Ungewißheit mich nicht weiter anzuvertrauen, noch zum Kriege fernere Anstalt zu machen. Ich will mit meinem Glücke zufrieden sterben. Ich habe mein Leben vom Monat Merz an, meinem Vaterlande gewidmet, und die hierauf verflossene Zeit habe ich mit Ruhm und in der Freyheit vollbracht.

Diese Rede scheinet bey dem ersten Anblicke edel zu seyn, sie ist aber bey einer genauern Untersuchung nichts weniger. Brutus gestehet, daß er den hohen Entschluß verlassen, sich der göttlichen Vorsicht zu ergeben, und führet keinen andern Grund davon an, als die Größe der Gefahr und des Verdrusses, darinnen er sich befindet. Gerade als ob er nunmehro unwidersprechlich erkannt hätte, daß die Schlüsse, welche wir bey glücklichen und ruhigen Tagen machen, in einem widerwärtigen Zustande verschwinden, und als Kinder des Glücks und der Ruhe mit deren Verlust auch wieder vergehen.

Um uns aber hiervon zu überzeugen, so lasset uns ihn in seinem letzten Augenblicke ansehen. Wir finden hier ein trauriges und bewegliches Schauspiel, das uns aber in unserer Beurtheilung nicht irre machen muß. Brutus führte den rechten Flügel in der Schlacht bey Philippis, und Caßius den Linken; Brutus brach durch den entgegengesetzten Flügel der Feinde, Caßius hingegen wurde geschlagen. Doch aus Mangel einer guten Einrichtung, erfuhr weder

der

der eine noch der andere etwas von der gegenseitigen Beschaffenheit. Brutus nahm seines Vortheils wahr, und seine Hitze brachte ihn mitten unter die Feinde, ohne an den Caßius zu gedenken, bis er sich zuletzt seiner erinnerte, und ihm eine starke Hülfe zuschickte.

Dieser Römer hatte sich auf einen erhabenen Ort gezogen, die Beschaffenheit seiner Völker in Augenschein zu nehmen, und einem Kriegsbedienten Befehl gegeben, von den herannahenden Völkern Nachricht einzuziehen. Der Abgefertigte ward bald inne, daß diese Freunde waren, sie umringten ihn sofort, und waren begierig, von ihm zu hören, wie es dem Flügel des Caßius gehe. Dieser Unglückselige schloß aus diesem Bezeugen, daß sein Abgesandter von den Feinden gefangen genommen worden, und hielt sich für verlohren. Er entwich eiligst in sein Zelt, und ließ sich daselbst von einem Sclaven das Leben nehmen.

Weder die Zärtlichkeit der Portia, noch die Wohlthaten des Cäsars, noch der Anblick eines schreckenden Geistes hatten den Brutus abhalten können, sich in die vorhergesehene Gefahr zu wagen. Nichts destoweniger ließ er bey dem Berichte dieses Todes den Muth sinken, und fiel in Verzweiflung. Er hatte sich an einen Ort gezogen, welchen ein dicker Busch umgab, und wohin ihn die Feinde verfolgten. Man schlug ihm vor, noch die Flucht zu ergreifen, aber er wollte nicht. Er bezeugte, daß er mit seiner Tugend zufrieden wäre, und daß er dieselbe dem ungerechten Glücke des Octavius vorzöge. Eine Erklärung, welche die eitle Einbildung und nicht die Wahrheit zuwege brachte, weil ihn diese eingebildete Gerechtigkeit gleichwohl nicht dahin bringen konnte, noch länger zu leben.

Er endigte diese Handlung, da er in seinen Degen fiel und sich das Herz durchstach, welches schon durch die Worte Cäsars: **Und du auch, mein Brutus!** genug verwundet war.

Lasset uns vor diesen großen Mann, den man betrogen hatte, einen Vorhang ziehen. Lasset uns ihn, wenn es möglich ist, auf ewig vor dem Angesichte der Menschen verbergen. Denn dieses ist die höchste Befleckung seiner Tugend, daß sie die Bosheit einer Parthey undankbarer Freunde, rasender und abscheulicher Königsmörder bedecken müssen, dergleichen die Verschwornen gewesen sind.

Hier sind nunmehro die Betrachtungen, welche wir aus ihren Handlungen ziehen wollen. Wir haben den Cäsar größer durch seinen Verstand und durch sein Gemüth, als durch sein Glück gesehen, gleichwohl hat er sich zu einer abergläubischen Furcht bewegen lassen.

Weder die unüberwindliche Beständigkeit des Cato, noch die tapfere Tugend des Brutus, noch die kaltsinnige und listige Bosheit des Caßius, nichts kann alle die großen Römer aufhalten, sich selbst zu verlassen, so bald sie das Glück verläßt. Dieses ist ein Beweis, daß alle Gesetze, welche wir uns zu unserer Aufführung machen, wenn wir sie allein aus den Gründen der Vernunft und der Weltweisheit nehmen, nichts weiter als gekünstelte Neigungen sind, mit welchen wir uns vergebens schmeicheln, die natürlichen Leidenschaften zu überwinden. Diese schönen Regeln werden uns nützlich oder unnützlich seyn, insoferne uns das Glück vortheilhaft oder zuwider ist. Gleichwohl ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß wir auf alle Zufälle geschickt sind. Wir werden darzu gelangen, wenn wir

unsere

unsere eigene Natur untersuchen, wenn wir aufmerken, wie der unglückselige Ausgang von einem glücklichen und ruhigen Zustande, so vielen Uebeln und Beschwerlichkeiten unterworfen worden, und wenn wir endlich unser Glück aus dem Erkenntnisse unsers Elendes ziehen. Dieses ist die einzige Philosophie, welche uns Nutzen schaffen kann.

Das andere Capitel.

Der Mensch ist ein zusammengesetztes Wesen, von so vielen Theilen, die keinen Zusammenhang mit einander haben, daß man leichte wahrnimmt, wie nahe er mit dem, was am höchsten, und am niedrigsten ist, in Verwandschaft stehe.

Ich will sagen, daß er einen Leib und eine Seele habe, und daß er zu gleicher Zeit das Werkzeug und auch der Werkmeister ist. Gleichwohl ist es wahr, daß der Leib und die Seele bey vielen Umständen besonders, und für sich allein wirken. Wenn der Mensch denket, wenn er urtheilet, und wenn er endlich einen Schluß macht: So hat der Leib an allen diesen Verrichtungen nicht den geringsten Antheil. Die allerkleinsten Aederchen, das allerreinste Blut und die allerzärtesten Lebensgeister besitzen so wenig die Eigenschaft zu denken, als die Knochen selbst.

Der Körper gegentheils ist so eingerichtet, daß ihn hungert, daß ihn dürstet, daß er schmeckt und daß er endlich verdauet, ohne daß die Seele darauf denket, ihm diese Wirkungen anzubefehlen. Hieraus folget der natürliche Schluß, daß die Seele außer dem Leibe bestehen kann, weil sie nichts von demselben borget,

was sie zu ihren vollkommensten Verrichtungen fähiger machen könnte. Ein jeder besitzet also die Hoffnung, daß wenn sein Leib wieder zu Staube wird, woraus er seinen Ursprung genommen, er gleichwohl nur in einem Theile sterbe, und daß die Seele, welche nur bis dahin seinen Leib bewohnet hat, in einen andern Aufenthalt geführet werde. Diese Hoffnung hat um so viel mehr Grund, weil man weis, daß es eine Art von Vereinigung der Seele mit dem Leibe giebet, von deren Beschaffenheit man aber gar keinen Erweis geben kann. Hiernächst ist die Seele im Stande, über ihre Handlung und über ihr Wesen Betrachtungen anzustellen. Sie empfindet, daß sie denket, ohne daß sie weis, von welchem Ursprunge diese Gedanken herrühren. Es ist also vernünftig, wenn sie den Schluß macht, daß etwas sey, welches seiner Natur nach, ihr nahe komme, und welches in sie auf eine unbegreifliche Weise wirket; und daß dieses Wesen der einzige Gegenstand ihrer Hoffnung und ihrer Furcht sey, weil es vermögend ist, sie Vergnügen und Schmerzen empfinden zu lassen, welches sie aber in diesem Falle noch nicht anders, als ihren Urheber ansehen kann.

Es ist wahr, dieser Urheber ist vor sie unbegreiflich, weil es ihm gefallen hat, sie in den Sinnen und in einer Materie einzuschließen. Aber er hat sich auch hernach derselben offenbaren und ihr die Versicherung geben wollen, daß sie einmal von ihren Ketten befreyet werden soll.

Wenn wir nun auch gleich mit den poetischen Fabeln zufrieden seyn wollten, wenn wir uns auch einen Menschen einbildeten, der allein von der Vernunft begleitet, sein Leben in der Gesellschaft der Thiere zubringet:

get: So würde dennoch dasjenige, was er ihnen durch seine Geschicklichkeit und durch seinen Muth entziehen könnte, nicht genug seyn, seine Glückseligkeit zu befördern. Aber der beste Theil von ihm würde nicht die Zufriedenheit haben, welche ihm eigen ist. Mit einem Worte, aus Mangel eines wahren und deutlichen Begriffes von seinem Schöpfer, würde er sich von demselben lauter falsche, dunkle und abergläubische Vorstellungen machen. Ein jeder Brunnen, ein jeder Wald, würde ihm als eine Wohnung der Gottheiten vorkommen, die dem Menschen Wasser und Schatten mittheilen. So eigen ist es der menschlichen Natur, einen GOtt zu glauben und ihn zu suchen.

Allein ich wiederhole es noch einmal, der Himmel hat uns nicht in dieser tiefen Unwissenheit lassen wollen. Wir wissen aus den göttlichen Offenbarungen, daß GOtt, nachdem er den Wassern ihren Lauf gegeben, und die Erde fruchtbar und fähig gemacht hatte, die Creaturen zu ernähren, alle seine Werke gut gefunden. Allein er sahe zugleich, daß dieses alles zu beleben, annoch ein vernünftiges Wesen nöthig wäre, dessen Glückseligkeit darinn bestünde, GOtt gehorsam zu seyn, ihn zu kennen, seine Werke zu bewundern und sich selbst zu betrachten. Der Mensch wurde zu dem Ende mit einem solchen Lichte und mit diesen Kräften hervorgebracht. Er fing an, sein Leben durch die Empfindung der Freude und der Bewunderung zu schmecken, welche der Anblick einer Welt in ihm erweckte, die zu seinem Nutzen und zu seinem Vergnügen bereitet war. Wie glückselig war nicht sein Zustand, als er die Ordnung und die Schönheit der Welt wahrnahm, als er sich in einem kostbaren Garten umsahe, als er das ergetzende

Grüne der Bäume und Kräuter beobachtete, als er den wohlklingenden Gesang der Vögel, und das murmelnde Rauschen der Bäche hörte, deren Anblick seine Einbildungskraft gleichsam erfrischte. Er befand sich in einer Art einer angenehmen Entzückung, und wie in einer beständigen Bezauberung. Er hatte die ersten Stunden seines Lebens in diesen angenehmen Umständen zurück geleget, als er in einen tiefen Schlaf fiel. Inzwischen bereitete ihm GOtt aus einer seiner Ribben eine Gesellinn, welche ihm den Ekel der Einsamkeit versüßen sollte.

So bald der erste Mensch wieder erwachte, warf er seine Augen auf sie, durch eine Uebereinstimmung, die er selbst nicht merkte. Er sahe mit Vergnügen eine Abbildung von sich selbst, welche nichts von seinen starken Zügen an sich hatte; die mit tausend Annehmlichkeiten geschmückt war, die er an sich nicht fand, und von der er selbst nichts als ein unvollkommener Entwurf zu seyn schien. Er blieb mit muntern und zärtlichen Blicken an ihr kleben, und sie ergetzte sein Herz. Seine Stärke und seine Weisheit gaben ihm zwar den Vorzug vor ihr, allein die Liebe brachte ihn dahin, daß er sich seiner Hoheit entsagte.

Dieses glückselige Paar sollte nun eine vollkommene Ruhe genießen und eine Nachkommenschaft hervorbringen, die so glücklich wäre als sie selbst. Die Früchte der Erden gehörten ihnen alle, nur ein einziger Baum blieb davon ausgenommen, welchen Gott sich vorbehalten hatte, um durch eine so geringe Bedingung ihren Gehorsam, und ihre Dankbarkeit gegen die unendliche Gütigkeit zu prüfen, von welcher sie das übrige alles empfangen hatten. Allein

so

so weit gieng ihr Hochmuth und ihr Undank, daß sie die Niedrigkeit bald vergaßen, welche doch den Creaturen so anständig war, die nichts als ein geborgtes Wesen besaßen. Sie faßten die thörichte Hoffnung, durch ihre Uebertretung dem Schöpfer gleich zu werden. Kaum hatten sie den Staub und ihr Nichts verlassen, als sie schon anfingen ein Wesen zu verachten, welches ihnen nicht einmal eigenthümlich gehörte. Kurz, sie aßen die verbotene Frucht und verachteten Gott, welcher ihnen dieß Geboth gegeben hatte. Sie empfanden auch so fort die Größe ihres Verbrechens. Die Unschuld und die Einfalt wichen aus ihren Herzen um den Vorwürfen Platz zu machen. Die Scham und die Verwirrung waren die Früchte, welche sie von dem Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses gelesen hatten. Ihr beleidigter Schöpfer spricht ihnen ein scharfes Urtheil, welches ihnen gleichwohl erträglicher fällt, als seine Gegenwart, die er ihnen entziehet. Er befiehlet der Natur, ihnen keinen freywilligen Gehorsam mehr zu leisten. Er will nichts destoweniger, daß der Mensch ihr diejenigen Wohlthaten durch eine beständige Arbeit entreissen soll, welche sie ihm vorher von freyen Stücken anboth, und daß endlich die Frau die Erben ihres Lasters und ihres Elendes mit Schmerzen gebähren soll.

Dieser Bericht ist aus einem gewissen Buche gezogen, welches unter uns sehr geringe gehalten wird, das man aber mit Recht wegen seiner Vortrefflichkeit die Schrift genannt hat. Wie wahr diese Geschichte unsrer ersten Eltern sey, beweisen meiner Meynung nach die Undankbarkeit und der Hochmuth, welche der Menschen Erbkrankheiten zu seyn scheinen.

Gewiß, ob wir gleich empfinden, daß wir bloße Geschöpfe sind, die sich eines fremden Wesens gebrauchen: So sind wir dennoch von einer unvernünftigen Eigenliebe verblendet. Wie fertig sind wir nicht, uns mit dem Guten in uns zu rühmen, und wie langsam hingegen, diese thörichte Einbildung auszurotten, welche uns die Bewunderung zuwege bringet, womit wir gegen uns selbst eingenommen sind.

Inzwischen müssen wir bekennen, daß kein einziger von unsern Fehlern mehr Einfalt und Thorheit anzeiget. Denn so lange du uns die Zeit nicht anzeigen kannst, da der Gedanke, der in dir ist, sich entschlossen, einen Leib zu verfertigen, ihn aus Adern und Sehnen zusammen zu weben, und ihm ein warmes Blut zu ertheilen, welches laufen soll; so lange du die Zeit nicht benennen kannst, da du es gewaget hast, dein Herz zum erstenmale klopfen zu lassen, mit der Lunge Luft zu holen und das zerbrechliche Gebäude deines Körpers in Bewegung zu bringen: So lange sage ich, mußt du dich vor demjenigen aufs tiefste erniedrigen, welcher so viel erstaunenswürdige Wunder in dir gewirket hat. Doch diesem sey wie ihm wolle, der Ursprung und der Beschützer unsers Geschlechts verstieß nunmehro unsere ersten Eltern von seiner unmittelbaren Gegenwart, nach dem fernern Berichte des angeführten Buches; diese schämten sich für einander, sie waren nackend, und verlassen, und liefen Gefahr von den Dornen und wilden Thieren zerrissen zu werden, die sich wider die undankbaren Menschen gewaffnet haben, als wollten sie Gott wegen ihrer Untreue rächen.

Deswegen musten die Menschen nach ihrer Vermehrung auf Gesellschaften und Bündnisse bedacht seyn, um sich so wohl wider den Anfall ihres gleichen, als auch wider die Wuth der Thiere zu verwahren, so, daß nach und nach die Fortsetzung des menschlichen Lebens eine Kunst ward. Die Zunge wurde gebrauchet, etwas zu reden, da inzwischen das Herz etwas anders verbarg. Von dem lasterhaften Verlangen nach der Hoheit, entsproß die unersättliche Ehrsucht.

Dieser abscheuliche Auswurf der Seelen macht die Ehre, die Reichthümer, den Vorzug vor andern, und tausend dergleichen überflüßige Sachen mehr, zu lauter nothwendigen Dingen für uns: Als ob es nicht schon an unserm natürlichen Mangel genug wäre, da sich die mäßige Natur mit wenigem würde vergnügt haben; und als ob wir uns noch selbst neue Nothwendigkeiten schmieden müßten, die doch nichts sättigen kann, und die sich zu unserm höchsten Unglücke mit unsern Gütern vermehren. Dieser Misgeburt folgen der Neid, die Grausamkeit, der Haß, der Betrug, die Uneinigkeit und ein ganzer Haufen Bemühungen, Beunruhigungen und Verdrießlichkeiten. Schädliche Wirkungen der Laster, die unser Herz einnehmen, und wovon uns weder die Gewalt noch die Flucht befreyen kann; woferne wir nicht wieder zu Gott kehren, in dessen Schutze der Aufenthalt derjenigen Ruhe und Zufriedenheit ist, welche wir verlohren haben. Allein, an statt, daß wir nach unserer Verstoßung zu dieser Freystadt wiederkehren sollten, so werden wir auch hierinnen unsern Eltern gleich, daß wir uns vor dem Angesichte Gottes verbergen. Und warum sollten wir ihnen auch nicht in diesem Stücke gleich kommen? Wir sind nicht nur

ihres

ihres Lasters wegen strafwürdig geworden, in sofern wir damals in ihnen verborgen lagen, sonden wir erneuren es noch wirklich durch uns selbst. Ich sage, wir verneuen es, denn, wenn eine Creatur die Herrschaft ihres Schöpfers verwirft, und ihr Leben nach ihrem eigenen Gefallen anstellet, da sie sich doch von ihrem Urheber regieren lassen sollte: So ist dieses nichts anders, als den Baum des Erkenntnisses anrühren, und sich über die unumschränkte Weisheit erheben.

Diese Betrachtung ist erschrecklich, und gleichwohl darf man sich selbst nicht untersuchen, nachdem man sein Vertrauen auf etwas anders, als auf Gott, gesetzt hat, daß man nicht die Kraft dieser Wahrheit empfindet, und durch sie in eine ewige Verzweiflung gesetzt wird. Doch mitten unter diesen Finsternissen, welche uns umgeben, bleibet uns dennoch ein Mittel, unsern Verdruß zu lindern. Ein Licht bricht durch den dicken Nebel, der uns bedecket: Wir können den Himmel ansehen. Mit einem Worte, da wir unter der Last der Strafen seufzen, die wir verdienet haben, versöhnet uns ein Mittler mit Gott, welcher von unserer Bosheit befreyet ist. Dieß ist noch nicht alles. Er beschwert sich mit dieser Schuld und mit unserer Natur, und biethet sein Leben dar, das unsrige zu erhalten. Was sage ich? Er ist noch nicht zufrieden, unsere Uebelthaten auszusöhnen, da er unser Fleisch annimmt; er will auch noch, daß wir daraus auf diese beyde wichtige Wahrheiten schließen sollen: Daß nemlich das Geboth, welches uns gegeben wurde, billig war, und daß unser gegenwärtiges Leben nichts unerträgliches in sich faßt; weil er sich selbst den größten Beschwerlichkeiten desselben unterwerfen wollen.

len. Da er alle Dinge in seiner Gewalt hatte, sich aber derselben mit Mäßigkeit gebrauchte, und die Mängel ertrug: So hat er uns nicht nur dadurch zu einer vollkommenen Ergebung in Gottes Willen, und zu einem ihm gefälligen Bezeigen, unterrichtet, worin̄ das einzige wahre Leben bestehet, sondern er bringet uns noch, nach einer kurzen Wanderschaft, und nach einem geschwinden Sterben ein neues Leben zuwege, welches glücklich, ewig und von allen Plagen und Bekümmernissen befreyet ist.

Um nun diese große Veränderung vollkommen zu machen, so hat dieser glorwürdige Erlöser beschlossen, seine Herrschaft über uns aufzurichten; nicht Kraft seines Sieges, sondern durch ein weit dauerhafteres Mittel, nemlich durch eine vollkommene Ueberzeugung. Denn weil unsere Knechtschaft geistlich ist, und sich über unser Herz erstrecket, so muß die Erlösung auch von eben dieser Art seyn. Inzwischen konnte die Welt, welche von der falschen Meynung ihrer Freyheit eingenommen war, diese so wunderbare Erlösung nicht begreifen. Sie verachtete die Verheißungen eines Menschen, der sie wieder zum Leben ruffen wollte, und der sich gleichwohl desjenigen nicht gebrauchte, was man sehr unrecht die Vortheile des Lebens zu nennen pfleget. Dieses wird man aus der heiligen und wunderwürdigen Geschichte dieses Erlösers wahrnehmen. Wie will ich aber die geheimnißvollen Wege eines Wesens beschreiben, welches zugleich Gott und Mensch ist? Er selbst muß meine Feder lenken, damit mein Bericht, wann es möglich ist, der Größe dieser Sachen gemäß sey.

Es waren verschiedene Mittel, die Welt wieder unter den Gehorsam Gottes zu bringen. Allein unser Heyland erwählte dasjenige, welches am wenigsten Aufsehen machte, als das allersicherste. Er wollte in einer niedrigen Gestalt erscheinen, und nichts um sich haben, was die Augen der Menschen auf sich ziehen und ihre Einbildung vergnügen könnte. Die Ursache war diese, weil er gekommen war, den Menschen das Erkenntniß ewiger Wahrheiten mitzubringen, so mußte er bloß die Urtheilskraft beschäftigen. Denn wenn diese Kraft sich einmal dem Lichte der Wahrheit überläßt: So können die sinnlichen Vorstellungen die Ueberzeugung nicht mehr wankend machen. Hiernechst trifft man in dem N. T. kein einziges Exempel an, daß er sich seiner Gewalt zum Schaden bedienet hätte, wohl aber, daß er sie so vielmal angewandt hat, Gutes zu thun. Die lasterhaften und niederträchtigen Seelen lieben denjenigen weit weniger, welcher sie gesund macht, als sie denjenigen fürchten, der sie tödtet. Unordnung, Schrecken, Furcht und Entsetzen; dieses ist es, was sie beweget. Die Ordnung hingegen, die Zusammenstimmung, die Hoheit, welche sich ohne Lermen zeiget, der Segen und der Friede rühren nur aufrichtige, rechtschaffene unschuldigeund erleuchtete Herzen, und nur dieser Mittel gebrauchte sich unser Erlöser. Das Volk selbst, unter welchem Jesus Christus gebohren war, hatte gleichsam den Herrn ermüdet, seine Macht auf eine herrliche Weise zu zeigen. Sie gingen mitten durch die getheilten Wellen, wie zwischen zwoen Mauren. Ein himmlisches und wundervolles Brodt ernährte sie in der Wüsten. Gott gab ihnen ein Gesetz, welches Donner und Bliz begleiteten.

ten. Er vertilgte verschiedene Völker, deren Länder er unter sie austheilte. Dem ohngeachtet vergassen sie diese Wohlthaten bald. Kaum hatten sie aufgehöret sich zu fürchten, und Wunderwerke zu sehen, als sie auch den wahren Gott verließen, um solche Gottheiten anzubeten, welche sie selbst verfertiget hatten. Stumme, ohnmächtige und unempfindliche Gottheiten, die ja so wenig vermögend waren, ihren Anbetern, als sich selbst zu helfen: Dieses ist ein Beweis, daß die Wunderwerke keinen dauerhaften Eindruck machten, und daß sie nicht diejenige standhafte Ueberzeugung zuwege bringen konnten, welche gleichwohl die Absicht des Gesetzgebers war. Eben daher sind sie im N. T. weniger anzutreffen, und Gott gebrauchet sie oft daselbst nur dazu, klare, einfältige und leichte Wahrheiten zu bekräftigen, oder unsere schläfrige Aufmerksamkeit zu erwecken. Wir lesen, daß Jesus Christus in eine Wüste geführet wurde, wo er vierzig Tage nach einander, Hunger und Durst litte. Nachdem er nun durch ein so langes Fasten abgemattet schien, nahete sich ihm der Versucher, und ermahnte ihn, die Steine in Brodt zu verwandeln, wofern er anders Gottes Sohn wäre. Da ihm aber dieser Kunstgriff fehl schlug, weil unser Heyland sich keine übernatürliche Hülfe verschaffen, sondern viel lieber die Schwachheiten der menschlichen Natur ertragen wollte: So griff er ihn an der schwachen Seite unserer Natur an, nemlich an dem Hochmuthe, und an der Eitelkeit. Er zeigte ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, welche der Satan durch den Aufruhr der Menschen wider Gott von ihnen erkauft hatte. Hierüber versprach er ihm die Herrschaft, wann er ihn anbeten

wollte.

wollte. Aber der Herr verwarf dieses Anerbiethen, und verfügte sich mit seiner Armuth wohl zufrieden in ein Dorf, wo seine Gottheit durch die herrlichsten Wunder hervor leuchtete, die er an so vielen Kranken und Besessenen bewies; da inzwischen seine Menschheit in einer niedrigen Dürftigkeit blieb. Die vortreffliche Rede, so er auf dem Berge hielte, fasset die göttlichen Gebothe in sich, und erkläret dieselben auf eine so leichte, deutliche und begreifliche Art, welche mit den Regeln der Sittenlehre und der gesunden Vernunft so wohl überein kömmt, daß sie nothwendig den Beyfall aller derer, die sie lesen, nach sich ziehen müssen. Diejenigen so wohl, welche sie aus Liebe zu der stillen Zufriedenheit beobachten, welche sie wirken; als auch diejenigen, so sie durch die Unruhe verlassen, welche die natürliche Folge dieser Versäumung ist, müssen hiermit übereinstimmen. Man siehet darinn das menschliche Herz durch denjenigen entdecket, welcher es gemacht hat. Seine geheime Neigung zum Bösen, und der falsche Schein eines eingebildeten Guten, sind in demselben ans Licht gebracht. Unter andern trefflichen Sätzen, scheinet mir dieser fähig zu seyn, auch solche zu überzeugen, und sie von der Göttlichkeit der Schrift zu überführen, welche sie sonst mit Unglauben lesen: Wenn du aber bethest, so gehe in dein Kämmerlein, und schleuß die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dirs öffentlich vergelten. Unmöglich kann sich der Mensch andere Gedanken machen, als daß Gott ein Urheber eines Gebothes sey, welches von allem weltlichen Eigennutze so weit entfernet ist. Denn es würde einem Wesen unanständig

dig

dig seyn, welches keine Gemeinschaft mit unsern Seelen hat, und dem ihre geheime Bewegungen verborgen sind, wenn es dennoch begehren wollte, daß ihm diese Regungen sollten vorgebracht werden.

Ein Hauptmann kam und bat für seinen Knecht, welcher an der Gicht krank lag. Unser Heiland versprach ihm so fort, denselben zu besuchen, und ihn gesund zu machen. Allein dieser Hauptmann, welcher frey und aufrichtig war, wie die Kriegsleute zu seyn pflegen, und der unmöglich an unsern Heiland ohne Ueberzeugung hätte glauben und ihm dienen können, ertheilte ihm zur Antwort, daß er wohl wüßte, daß die Natur dem Erlöser mit nicht geringerm Gehorsame unterthänig wäre, als ihm seine Soldaten gehorchten, und daß es nur ein Wort von ihm gebrauchte, seinem Knechte die verlohrne Gesundheit wieder zu geben. Der Heiland lobte dieses edle und großmüthige Vertrauen, und ertheilte ihm, was er verlangte, mit diesem herrlichen Lobspruche, daß er noch nie in Israel einen so starken Glauben gefunden hätte.

So überhäufte Christus die Menschen mit Wohlthaten, ohne daß er etwas anders dafür begehrte, als was wir bey der menschlichen Freundschaft fordern; nemlich, daß diejenigen, welche von uns Gutthaten empfangen, uns als ihre Wohlthäter ansehen. Er unterwies uns zu gleicher Zeit mit eben der Vertraulichkeit, als wenn er uns gleich gewesen wäre, und er bediente sich der Gleichnisse, der Abbildungen und der deutlichsten Vorstellungen, um dem Werke unserer Erlösung näher zu kommen. Doch die, welche ihn kannten, wurden über die Größe seiner Erleuchtung unwillig, an statt Nutzen davon zu ziehen: So, daß sie

auch in diese Worte ausbrachen: Ist dieses nicht des Zimmermanns Sohn! Heißt seine Mutter nicht Maria! Und sind nicht Jacob, Joseph, Simon und Judas seine Brüder! Weil sie ihn in eben der Niedrigkeit gesehen hatten, worinn sie sich selbst befanden: So konnten sie nicht begreifen, daß ein Mensch, welcher nichts pralendes, nichts prächtiges und nichts erschreckliches besaß, eine Hoheit und Vortrefflichkeit haben sollte, die ihnen mangelte. Der Erlöser entschloß sich also seine Macht denjenigen Oertern zu entziehen, wo er nichts als verstockte und rohe Seelen antraf, die er nicht gewinnen konnte. Er begab sich also weiter, und seine Begleitung waren Stumme, Blinde, Kranke und Gichtbrüchtige. Diese rührte er alle an. In demselben Augenblicke, nicht anders, als wenn er ihnen ein neues Leben ertheilet hätte, konnten sie sprechen, sehen, laufen; und empfinden, daß sie gesund waren.

Keiner unter ihnen wollte ihn verlassen, und sie folgten ihm drey ganzer Tage nach, bis sie endlich ermüdet, und vom Hunger abgemattet waren. Jesus Christus, den ihr Elend jammerte, befahl ihnen, sich zu lagern, und sättigte vier tausend Menschen, ohne Weiber und Kinder, mit sieben Brodten und etwas wenigem von kleinen Fischen. Glückselige Menschen! die ihre Nahrung in den Händen desjenigen wachsen sahen, welcher sie ihnen austheilte, ja, die GOtt selbst erblickten, der seine Creaturen speisete. Gewiß, eine Glückseligkeit, die beneidenswürdig ist. Doch was sage ich? Eben dieser Gott ist noch bey unsern mäßigen und nüchternen Gastmahlen gegenwärtig,

tig, er befindet sich bey unsern frölichen Stunden, und bey unsern unschuldigen Zusammenkünften.

Allein, so wenig es der heiligen Schrift an Wunderwerken mangelt, welche nicht minder groß sind, als dieses, und da unser Erlöser dadurch seine göttliche Macht entdeckte, so ließ er doch niemals merken, daß er selbst ein Beherrscher werden, oder die Juden von dem Joche der Römer durch Wunderwerke befreyen, und diesen verstoßenen Lieblingen des Himmels ihr voriges Ansehen wieder ertheilen wollte. Doch so weit gehet der natürliche Hochmuth des Menschen, daß auch die Apostel selbst bis dahin sich auf eine weltliche und irdische Hoheit, und auf große Reichthümer Rechnung gemacht hatten. Daher rührte das große Erstaunen des Petrus, welcher nichts als einen schlechten Fischerkahn aus Liebe zu Gott verlassen hatte, als er die Erklärung unsers Heilandes hörte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey, und daß er die Verachtung und den Tod leiden würde. Weil er sich nun allemal mit einer Hoheit geschmeichelt hatte, welche ihm Christus zur Belohnung seiner langen Nachfolge ertheilen würde: So zog er ihn auf die Seite und sagte zu ihm: Herr habe doch Mitleiden mit dir selbst, dieses alles widerfahre dir nicht! Aber der Heiland gab ihm einen strengen Verweis, weil er nicht so wohl auf die Ehre Gottes als auf die Hoheit der Menschen sein Absehen gerichtet hätte. Nunmehro aber schickten sich alle Sachen zu einer außerordentlichen Veränderung, als der Herr der Natur, in der Gestalt eines Erlösers und Seligmachers der Menschen, seinen öffentlichen Einzug in Jerusalem halten wollte. Die Pracht und der Staat schmückten kei-

neswegeſ ſeinen Triumph. Er erſchien leutſelig, niedrig und friedfertig. Das Volk, welches von einer Empfindung eingenommen war, die es noch niemals gefühlet hatte, beſtreuete den Weg mit ſeinen Kleidern und mit Palmenzweigen. Die Luft erſchallte von dem freudigen Zuruffe: Hoſianna dem Sohne David! Gelobet ſey, der da kömmt in dem Namen des Herrn. Dieſer groſſe König beſtieg nunmehr den Thron, und die Menſchen wurden von ihm nicht geadelt, ſondern ſelig gemacht. Er theilte keine Gnadenbezeugungen und keine Ehrenſtellen aus, ſondern die Geſundheit, die Freude, das Geſicht und den Gebrauch der Zungen. Der erſte Gegenſtand, welcher einem Blinden auffſtieß, war der, von welchem er das Geſichte empfangen hatte, und das erſte Wort, welches die geſundgemachten Stummen von ſich gaben, waren Ausdrückungen ihrer Freude und ihrer Dankbarkeit. Von einer ſolchen Begleitung umgeben, verfügte er ſich in ſeine heilige Wohnung, nemlich in den Tempel, aus welchem er, kraft ſeines göttlichen Anſehens, die Kaufleute vertrieb, welche dieſen Ort entheiligten. Er übte alſo eine unumſchränkte Gewalt aus, um den Ungläubigen zu zeigen, daß ihm zur Herrſchaft über die ganze Welt nichts als ſein Wille mangele. Inzwiſchen fragte man ſich untereinander: Iſt dieſes der Erlöſer und Seligmacher der Menſchen? Soll dieſer niedrige Nazarener Iſrael beherrſchen, und den Thron Davids beſteigen? So waren die Gedanken der Groſſen zu Jeruſalem beſchaffen, als unſer Heiland ſeinen glorwürdigen Einzug hielte, wobey ſich keiner in ſeinem Gefolge ſehen ließ, weil er nicht mit ihren Abſichten übereinſtimmte. Ihre ſtolzen und

hoch-

hochmüthigen Herzen, welche von der Liebe der Welt verderbet waren, konnten sich nicht so weit herunter lassen, einem Menschen einige Unterthänigkeit zu bezeigen, der ihnen so verachtungswürdig schien. Seine Wohlthaten hatten sie vielmehr aufgebracht, und sie beschlossen seinen Tod. Christus sahe ihren blutgierigen Anschlag sehr wohl ein, und bereitete seine Jünger dazu, da er ihnen mit deutlichen Worten ankündigte, was man ihm zugedacht hätte. Petrus, welchen seine feurige und brausende Neigung wegriß, antwortete ihm, daß, wann auch alle Menschen sich an ihm ärgern würden, er dennoch allein hiervon ausgeschlossen bleiben wollte. Eine von den vornehmsten Ursachen, warum unser Heiland in die Welt gekommen war, bestund in der Absicht, uns zu überzeigen, wie unfähig wir sind, etwas großes ohne Gottes Beystand zu unternehmen. Deswegen versichert er so fort den Apostel, daß diese gerühmte Treue und Unerschrockenheit ihn bald verlassen, und er ihn dreymal in einer Nacht verleugnen würde.

Doch wer kann diese traurige Geschichte ausführen? Wer ist der, welchen man mit Schmach und Schlägen überhäuft? Wer ist der, welchen man fort schleppt, und als einen Verräther mit Ketten beleget? Wohin führet man dich, mein Herr, mein König, mein Heiland und mein Gott? Stirbest du, die Grausamkeiten selbst zu versöhnen, welche man dir anthut? O Menschen, betrachtet doch, wie eures gleichen denjenigen gekreuziget, von dem sie das Leben empfangen haben. Sehet seine blutigen und triefenden Wunden! bemerket sein klopfendes Herz, welches mit dem Tode kämpfet. Er legt sein heiliges Haupt auf die Brust!

Höret seine schmerzhaften Seufzer! Er stirbt: Die Erde zittert, der Vorhang des Tempels zerreißt. Die Felsen brechen, und die Todten kehren wieder in das Leben zurücke. Hier ist kein Zweifel übrig, daß nicht die Natur leide, denn sie verlieret den, welcher sie erschaffen hat.

Das dritte Capitel.

Weder in der Aufführung, noch in den Gebothen unsers Erlösers ist etwas enthalten, welches nicht ohne allen Widerspruch der Menschen mit allen Arten der Regierung leicht bestehen könnte, und das uns nicht zum Gehorsame gegen die Obern anweisen sollte. Dem ungeachtet wurden die ersten Bekenner der Lehre dieses göttlichen Meisters für die Dienste schlecht belohnet, welche sie den Fürsten leisten wollten. Sie setzten ihr Leben bey dem Zorne der Prinzen in Gefahr. Doch dieses ist noch nicht alles. Sie brachten nichts mit, zu Erreichung ihres Zweckes, als Armuth und Demuth. Ein Umstand, der wahrlich einiger Betrachtung würdig ist.

Ein jeder wird unzählichemal angemerkt haben, wie wenig die Armuth in den menschlichen Angelegenheiten des Lebens vortheilhaftig ist. Allein wie viel größer wird nicht dieser Mangel, wenn man dabey wider die ganze Welt, wider den Reichthum und wider die Klugheit zu kämpfen hat. Denn so viel der Ueberfluß und die Pracht uns zum Voraus für einen Menschen einnehmen, so verächtlich machet die Dürftigkeit auch das Beste, was er unternimmt, und erwecket seinen Handlungen lauter schädliche Vorurtheile. Ein

Armer

Armer hat weder Hände, noch Sprache, noch Verstand, sich oder andern zu helfen. Er befindet sich mit einem Kranken in gleichen Umständen, doch mit diesem traurigen Unterscheide, daß man sein Uebel für giftig und ansteckend hält. Niemand darf es wagen, ihm beyzustehen; wenn dieses aber ja geschieht, so erzeiget man ihm mehr Verachtuung als Mitleiden, und die Hülfe, so man ihm endlich wiederfahren läßt, hat mehr das Großthun, als das Erbarmen zum Grunde.

In diesen betrübten Umständen ist es ihm so unmöglich den Lohn seiner Verdienste zu erreichen, als unvermeidlich ihm das Elend bleibet, welches er nicht verdient. Ein tugendhafter Armer siehet sich so gewiß verlassen, als gewiß den lasterhaften Armen die grausamste Strafe erwartet. Da ihn also das Glücke verfolgt, unterbricht die Bekümmerniß seine Rede, er unternimmt alles mit Furcht, und eben daher schlagen seine Unternehmungen unglücklich aus. Man höret ihn nicht, wenn er redet, man siehet ihn über die Achseln an, man verschließet ihm die Thüren; Auf diese Weise wird ihm von solchen Creaturen begegnet, die eben der Nothdurft unterworfen sind, die ihm mangelt, und die weiter keinen Vorzug besitzen, als das Vermögen, dieser Bedürfniß ein Genügen zu thun.

So weit gehet der unerträgliche Uebermuth des Menschen. Er vergißt, daß derjenige, welchen die Vorsicht mit Gütern versehen hat, mit einem andern in gleicher Ordnung steht, dem diese entzogen sind: und daß derjenige Hülfe braucht, dem geholfen wird.

Man sage von einem Menschen was man will, wofern man seine Rede mit diesem triftigen Satze beschließet, daß er reich sey: So werden gewiß alle Zuhörer seine Freunde werden. Man entdecke hingegen von ihm so viel Laster als man will, seine Ehre wird dennoch keinen Anstoß leiden, als bis man dargethan hat, daß er arm ist. Der Reichthum ist der höchste Gipfel alles Lobes, die Armuth hingegen bleibet der Abgrund aller Verachtung. Ja die Menschen haben ihre Thorheit so weit getrieben, daß sie auch so gar ihr natürliches Unvermögen vergessen, und nach ihrer Einbildung den Reichthum und die Armuth an die Stelle der Unschuld und der Laster gesetzet haben.

Derjenige nun, welcher das Unglück und die Verachtung, welche die Armuth zuziehet, mit Geduld erträgt, ohne seine Zuflucht zu den schändlichen und niederträchtigen Mitteln zu nehmen, die ihn davon befreyen könnten; der hat die hochmüthige Welt, welche ihn muthwillig kränkte, unter die Füsse getreten. Sein Sieg ist viel saurer, aber auch viel herrlicher als alle andern, und sein ruhmwürdiger Lorberkranz übertrifft alle die, welche das Glück auch seinen liebsten Schooßkindern ertheilet hat. Die Fähigkeit zu einer so schweren Unternehmung ist allein durch einen hohen Grad der Demuth zu erreichen. Dieses ist die erhabne Heldentugend, welche der Character eines Christen zu seyn scheinet, und die allein von einer genauen und weitaussehenden Betrachtung aller Dinge herrühret. Ich will mich erklären. Es ist außer allem Zweifel, daß der Hochmuth gleichsam von einem schwachen Gesichte entstehet, welches sich bey den gemeinen Vorurtheilen aufhält, die uns umgeben. Die Demuth hin-

hingegen gründet sich auf die genauen und weitaussehenden Begriffe, welche sich der Mensch von dem Platze, den er in der Welt einnimmt, von seiner Nichtigkeit, der Geringschätzigkeit und Ungewißheit seiner Unternehmungen macht. Wer also einem Weisen einen hochmüthigen und eitlen Menschen vorstellet, der sagt ihm zugleich, daß dieser wenig Einsicht und eine niederträchtige Seele besitzet. Die Abbildung hingegen von einem demüthigen und gütigen weiset uns einen Menschen, welcher das schwerste Werk von der Welt ausgeführet hat. Denn diesen hat die gründliche Einsicht in die Sachen, die um ihn sind, geschickt gemacht, seine eigene Fehler und die Tugenden anderer zu erkennen. Er ist strenge gegen sich selbst, und sanftmüthig gegen andere geworden. Einen Menschen demüthig nennen, lehret zugleich: Wenn man ihm mit Güte, mit Aufrichtigkeit und mit einer ehrerbietigen Art begegnet, so thue man weiter nichts, als daß man ihm sein Recht wiederfahren lasse; weil er allemal bereit ist, mit uns auf eben diese Weise umzugehen.

Dieser Gemüthsverfassung ist es zuzuschreiben, daß wir uns von allen Dingen eine richtige Vorstellung machen. Hieraus entsprießet das Erkenntniß, daß wir den beyden widrigsten Dingen in der Welt nemlich dem allervollkommensten und dem allerniedrigsten, gleich nahe kommen. Kurz, der Demuth haben wir es zu danken, daß wir alle Sachen nach ihrer wahren Größe, oder nach ihrer wirklichen Niedrigkeit betrachten, nicht aber, wie sie uns das Glück und ein blinder Zufall vorstellet. Die Demuth ist der Seelen eben das, was eine schöne Gesichtsbil-

dung dem Leibe ist. Ohne sie wird die schönste Gestalt, die angenehmste Bildung, die lebhafteste Farbe unangenehm werden, so wie sie im Gegentheil genug ist, die Häßlichkeit selbst zu schmücken, und den Mangel der Gestalt und der Bildung zu ersetzen. Sie bedecket die Fehler und zeiget an deren Stelle etwas bezauberndes. Solch eine Tugend sage ich noch einmal, ist die Demuth. Ihre Annehmlichkeiten zeigen sich auch in den kleinsten Umständen. Darf ichs sagen? Eine von den Eigenschaften der heiligen Schrift, welche so rührend ist, zeiget sich in ihrer Deutlichkeit, in ihrer Einfalt, und wenn ich so reden darf, in ihrer demüthigen Schreibart, mit welcher es scheinet, daß die heiligen Geschichtschreiber der Schwachheit der Menschen haben nachgeben wollen.

Mit dieser Armuth und mit dieser Demuth ausgerüstet, fiengen nunmehro die getreuen Jünger eines gekreuzigten Herrn an, das Reich Gottes zu verkündigen. Die Erinnerung desselben benahm ihnen alle Furcht vor der Wuth eines verstockten und grausamen Volkes. Sie thaten sich alle durch herrliche Thaten und durch die Erduldung der grausamsten Martern hervor. Weil aber der heilige Paulus auf eine besondere Weise zum Lehrer der Heyden beruffen worden: So wollen wir allein bey ihm bleiben, da er uns am nächsten angehet. Hier folgen einige Umstände, seines Lebens.

GOtt, welcher den andern Aposteln nur bloß die übernatürliche Gabe der Sprachen, nicht aber der Wissenschaften ertheilet hatte, wollte, daß Paulus beydes besitzen sollte, damit er ohne Scham auch solchen Leuten unter die Augen treten könnte, welche gelehrt

lehrt und in dem Gesetze und der Sittenlehre erfahren waren. Ob er nun gleich oft durch kluge Reden und nachdenkliche Fragen zeigte, wie geschickt er sey, die Leidenschaften zu erwecken: So bediente er sich doch dieser Zierrathen mit großer Mäßigkeit. Er bewaffnet sich allemal mit vernünftigen Schlüssen, wodurch er alle diejenigen zum Beyfalle bringet, die aufmerksam und von Vorurtheilen frey sind. Er war ein Fremder und dieser Umstand hätte ihn verächtlich machen sollen: Die Gewalt aber der gebiethenden Wahrheit, welche er verkündigte, die Geschicklichkeit, womit er die Zeit und den Ort zu unterscheiden wuste, und die Art seines Vortrages waren so beschaffen, daß man in ihm auf einmal einen klugen und angenehmen Mann, einen Helden und einen Märtyrer bewundern mußte. Dieses war ohne Zweifel die Wirkung seines feurigen und beherzten Wesens, welches durch die Erziehung gemäßiget und durch die Gnade regieret wurde.

Er war erst ein Verfolger der neuen Religion und hatte Theil an dem Tode des Stephanus, der sie predigte. Allein er verlohr auf einmal diesen Haß, mit den Schuppen, welche ihm die Augen bedeckten. Gott, welcher allezeit auf die Absicht merket, brachte nur den übel angewandten Eifer in Ordnung, um ihn ja so stark durch seine Arbeit und sein Erdulden zum Dienste des Evangelii zu machen, als er sich begierig erwiesen hatte, es durch seine Verfolgung zu unterdrücken. Er und sein Gefährte hatten viele Juden und Heyden zum Glauben gebracht, als einige Ungläubige das Volk erregten, sie umzubringen. Sie erhielten Nachricht von diesem Vorhaben und entflohen nach Lycaonien, wo ihr Bezeigen und ihre Beredsamkeit viele Men-

schen

schen bekehrete. Als sie sich zu Lystra befanden, hörte ein Mensch, welcher von Jugend auf an seinen Füssen lahm gewesen war, Paulum mit großer Aufmerksamkeit predigen. Der Apostel, welcher ihn unter dem großen Haufen bemerkte und der zugleich sahe, wie stark die Wahrheit sein Herz gerühret hatte, rief ihm mit lauter Stimme zu: Erhebe dich auf deine Füße! welches der Lahme so fort that.

Dieses Wunderwerk ward allen Einwohnern der Stadt bekannt. Sie geriethen aber dabey auf die Gedanken, daß ihre Götter unter einer menschlichen Gestalt vom Himmel gekommen wären, und da sollte Barnabas der Jupiter, Paulus aber der Mercurius seyn. Der Priester des Jupiters führte zugleich die bekränzten Thiere herbey, um sie ihnen zu schlachten. Die beyden Apostel widersetzten sich dieser Abgötterey. Wir sind Menschen, wie ihr seyd, riefen sie! Wir ertragen gleiche Schwachheiten und gleiche Mängel. Wir sind eben der Nothdurft und einerley Neigungen mit euch unterworfen. Gott hat die großen Thaten gethan, dessen Mittelspersonen wir nur dabey gewesen sind. Er will euch nicht weiter in dem Irrthume stecken lassen. Er ist euer und unser Schöpfer, und er hat uns zu euch geschickt, um euch durch diese Zeichen seiner Allmacht zu einem Gottesdienste anzuführen, welcher ihm und euch anständiger ist.

Mit solcher Heftigkeit widerstrebte der Apostel der Ehre, die man ihm erzeigen wollte, und seine sonst immer siegende Beredsamkeit kam ihm nicht mehr zu statten, da er sich ihrer wider sich selbst gebrauchte. Kaum war es ihm möglich, die Neigung des Volkes

im

im Zaume zu halten. Allein dieser Beyfall des Pöbels war nach Gewohnheit von einer kurzen Dauer. Die Juden von Iconien, welche dem Paulus hieher nachgefolget waren, erregten das Volk wider ihn. Der Apostel wurde gesteiniget, man schleifte ihn vor die Stadt, wo man ihn vor todt liegen ließ. Wie groß war diese Veränderung, welche ihn in einem Augenblicke von der höchsten Stafel der Ehre in den tiefsten Abgrund stieß? Paulus hingegen war weit vergnügter über die angethane Grausamkeit, als er über die angebothene abgöttische Ehre gewesen war. Das Christenthum, welches allemal die Augen auf die wirkende Ursache, nicht aber auf die Wirkung selbst richtet, und welches die vergänglichen Dinge als vergänglich betrachtet, hatte ihn erniedriget, als man auf seine Erhebung bedacht war, und rehob ihn gegentheils, da ihm die Welt ihre Verachtung empfinden ließ.

Paulus fand den Barnabas zu Derben, von da sie ihren Weg nach Antiochien nahmen. Diese beyden großen Männer, welche die Gleichheit der ausgestandenen Verfolgungen und die Verkündigung eben desselben Evangelii vereinigt hatte, schieden daselbst von einander. Die Gelegenheit hierzu gab ein kleiner Streit, da unter ihnen die Frage gewesen war, ob sie den Marcus erwarten wollten, der sie schien verlassen zu haben, weiter aber herrschte unter ihnen weder Haß noch Verachtung. GOtt hat uns zu Werkzeugen seiner geheimen Absichten gemacht, ohne daß wir dieses selbst bemerken. Es träget sich oft zu, daß zweene Menschen von gleicher Aufrichtigkeit mit einander ein Werk auszuführen nicht vermögend sind. Dieses ist vielleicht ein Mittel der geheimen Haushaltung GOttes,

tes, um dadurch die Tugendhaften an verschiedene Oerter zu vertheilen. Sie haben in dem Stücke die Art der chymischen Wasser, welche ihre Lauterkeit verliehren, so bald sie unter einander gemischet werden. Die beyden Apostel verfolgten nunmehro ein jeder seinen besondern Weg, und jeder von ihnen erhielte in seiner Gesandschaft keine geringe Vortheile.

Dem Paulus wurde durch ein Gesicht anbefohlen, mit seinem Gefährten Silas nach Macedonien zu gehen. Kaum war er zu Philippis angelanget, als er einem bösen Geiste geboth, eine besessene Sclavinn zu verlassen, und dieser gehorchte ihm. Allein der Herr dieses Weibes, welcher durch diese Befreyung den Nutzen einbüste, den ihm die Weißagungen dieser Besessenen eingebracht hatten, nahm die Religion zum Vorwande, welche die Bosheit der Menschen oft hat bemänteln müssen, und erregte das Volk wider diese gewaltige Redner. Er klagte sie als Störer der allgemeinen Ruhe, und als Verächter ihrer Gesetze an. Mehr brauchte es nicht. Das Volk schleppte sie vor den Rath, dieser, welcher ja so wenig Vernunft besaß als das Volk selbst, verdammte sie zur Geißlung, und befahl sie mit Fesseln zu belegen. Das Urtheil wurde alsobald vollzogen. Diese unglückselige Gefangene nahmen ihre Zuflucht allein zu GOtt, welcher allezeit unser Beystand bleibet, wenn uns die Menschen verlassen. Diese Hülfe ergriffen sie auf eine solche Art, welche allerdings unsere Aufmerksamkeit verdienet. Mitten unter ihren Schmerzen lobten sie GOtt, unter den Ketten erhuben sie ihre Augen gen Himmel, und sangen Lieder zum Preise GOttes. Sie schienen sich selb vergessen zu haben, um allein mit GOtt beschäf-

tiget

tiget zu seyn, welcher zu gleicher Zeit an ihre Errettung dachte. Auf einmal fallen die Bande von ihren Händen und Füßen, die Pforten des Gefängnisses eröffnen sich von sich selbst. Die Erde bebet. Der Kerkermeister schlief indessen; er erwachte aber plötzlich, und wollte sich ermorden, in Meynung, daß alle Gefangene entflohen wären. Paulus aber rief ihn zu sich: Er erschien und sahe seine Gefangenen, welche allein das Erstaunen über ihre wunderbare Befreyung zurück hielte. Auf einmal wird die Wohnung des Schreckens, der Sorge, des Leidens und der Verzweiflung, kurz, das Gefängniß, ein Aufenthalt der Freude und des Vergnügens. Der zitternde Kerkermeister wirft sich seinen gefangenen Aposteln zu den Füßen, und ergreift nunmehr selbst ihre Lehre, welche allein die Menschen in eine vollkommene Freyheit setzet. Der Rath erhielt den folgenden Morgen von diesem Wunder Nachricht. und verordnete, die Gefangenen los zu lassen. Paulus, welcher wohl wuste, daß ihm die Gesetze nicht entgegen waren, und daß er, als ein Gefangener, doch stets ein römischer Bürger blieb, schlug diese vorgegebene Gnade aus. Er begehrte ihr Anerbieten nicht eher anzunehmen, als bis sie ihr Unrecht öffentlich erkannt hatten. Der Rath war gezwungen, sich diesem Gesetze zu unterwerfen, er besuchte ihn in seinem Gefängnisse, und bath ihn mit großer Hochachtung, daß er doch ihre Stadt verlassen möchte. Hierauf begab sich Paulus aus dem Kerker, brachte seine Sachen in Ordnung, und zog aus der Stadt. Er hinterließ ihnen aber eine Menge heiliger Wahrheiten, welche sie so wenig umzustoßen vermochten, als sie dieselben anzunehmen geneigt gewesen waren. Seine Abreise von der Haupt-

stadt der ephesischen Kirche ist noch eine von den allerbeweglichsten Stellen. Nachdem er die Gläubigen erinnert hatte, wie unsträflich, demüthig, arbeitsam und von allem Eigennutze entfernt, sein Wandel unter ihnen gewesen war: So entdeckte er ihnen seinen Entschluß nach Jerusalem zu reisen, um sie nimmermehr wieder zu sehen. Diesem fügte er noch bey, daß ihm zwar die besondern Umstände unbekannt wären, welche ihm in dieser Stadt begegnen sollten; daß er aber überhaupt wisse, wie ihm daselbst von der Vorsehung Trübsal und Leiden zu seinem Antheile bestimmet wären, und daß er bereit sey, sein Leben für eine so edle Sache aufzuopfern, weil sie die Erduldungen selbst, welchen sie uns unterwirft, theuer und angenehm macht. Man konnte nicht besser antworten, als man es hier auf eine Rede that, die so viel Standhaftigkeit und Edelmuth zeigte. Sie weinten alle um ihn, sie umarmten Paulum, sie küßten ihn und waren ganz trostlos über das Wort, welches er ihnen gesagt hatte, daß sie sein Angesicht nicht wieder sehen würden.

Einige Juden aus Asien erfreuten sich nicht wenig, Paulum wieder in Jerusalem zu sehen. Sie erregten den Pöbel wider ihn, als sie demselben erzählten, sie hätten den Apostel wider das Gepränge ihrer Gesetze handeln gesehen. In diesem Augenblicke war es um Paulum gethan: Das Volk würde ihn in Stücken zerrissen haben, wenn nicht der Hauptmann über die Wache, welche den Tempel bewahrte, darzu gekommen wäre. Dieser Befehlshaber, welcher ihn ins Gefängniß führte, gab ihm die Erlaubniß, zu dem Volke zu reden. Paulus wandte sich zu den Einwohnern, welche ihm mit großer Aufmerksamkeit bis auf diese Worte zuhöreten:

Aber

Aber GOtt sprach zu mir, gehe hin, ich will dich ferner unter die Heiden senden. Hier aber erthönte die Luft von ihren Drohungen. Allein, an statt daß ihn der Anblick dieser Verhinderung hätte kleinmüthig machen sollen, so vergrößerte sich vielmehr seine Herzhaftigkeit nach der Größe der Gefahr, und er würde fortgefahren haben, seinen Mitbürgern das Evangelium zu verkündigen. Doch der Hauptmann ertheilte hier Befehl, ihn in die Festung zu führen und ihn zu geißeln, um zu erforschen, woher das Geschrey des Volks rühre. Paulus stellte mit einer weisen Herzhaftigkeit vor, daß er ein römischer Bürger sey, und daß ihn dieser Stand von dem schlechten Bezeigen befreyete, welches man ihm zudachte.

Diese Rede erschreckte seinen Richter, und man führte ihn den andern Morgen vor den Rath seines Volkes. Kaum hatte er hier angefangen zu reden, als der Hohepriester befahl, ihn in das Gesicht zu schlagen. Paulus, welchen diese Beleidigung nicht wenig rührte, rächte sich sofort dadurch, daß er den Hohenpriester einen Heuchler und ungerechten Menschen hieß, weil er einem Manne so unmenschlich begegnete, dessen Richter er seyn sollte. Als er aber wieder zu sich selbst kam, und sich seiner Religion und seiner Klugheit erinnerte, erkannte er, daß er mit Unrecht die Ehrerbietung gegen eine Person von so hohem Range aus den Augen gesetzet hatte. Da er inzwischen an dem Bezeigen des Oberrichters gesehen, was er von dieser Versammlung erwarten konnte: So faßte er den klugen Entschluß, einige Glieder auf seine Seite zu bringen, die sich verbunden hatten ihn zu verderben, und die sonst [illegible] seiner Sache mit einander überein ka-

men. Er richtete dieses folgendergestalt ins Werk. Die Pharisäer, in deren Meynung Paulus erzogen war, machten einen Theil dieses Gerichtes aus, und er stimmte mit ihnen in dem Puncte der Auferstehung der Todten überein. Er entdeckte ihnen also, daß ihm diese Meynung den Haß der Juden zugezogen hätte. Diese Worte machten den Rath uneinig, die Pharisäer riefen, daß er nicht strafwürdig wäre, die Sadducäer hingegen, ihre Feinde, wollten Paulum zerreißen. Der Hauptmann zog ihn endlich aus ihren Händen, und brachte ihn wieder ins Gefängniß.

Einige Juden, welche über diese Befreyung rasend waren, beschlossen ihn zu ermorden, wenn er abermals vor den Hohenpriester zum Verhör würde geführet werden. Ein Vetter des Apostels entdeckte zum Glücke diesen Anschlag, und gab ihm Nachricht davon. Paulus blieb bey dieser Zeitung unbewegt, er beruhigte seinen jungen Vetter mit der Gelassenheit und mit der Ruhe eines großen Mannes, und trug ihm auf, zu dem Hauptmanne zu gehen, welcher für die Sicherheit seiner Gefangnen stehen muste. Der Hauptmann schickte Paulum in der Nacht, unter einer zahlreichen Begleitung, zum Landpfleger Felix, und befahl seinen Anklägern ihm dahin zu folgen. Tertullus, dessen Redekunst für Geld feil war, übernahm die Klagen der letztern, und hielt eine Rede, die so schmeichelhaft für den Richter, als schimpflich für Paulum war. Dieser hingegen überwand die Lügen bald durch die siegende Macht der Wahrheit. Er erklärte sich mit solchem Nachdrucke und mit solcher Deutlichkeit, daß Felix, welcher von seiner Unschuld und von seinen Verdiensten überzeugt war, in einer besondern Unterredung

seinen

seinen Glauben von ihm hören wollte. Der Apostel nahm diese Gelegenheit wahr: An statt dem Felix zu schmeicheln, hielte er ihm eine Rede von der Gerechtigkeit, von der Mäßigkeit, von dem künftigen Gerichte; und erschreckte ihn dergestalt, daß er diesen Richter vor seinem Gefangenen erblassen und zittern sahe. Gleichwohl bekehrte er ihn nicht, Felix hoffte vielmehr, daß Paulus sich durch Geld los kaufen sollte. Zu dem Ende ließ er ihn oft zu sich holen, und war zufrieden, lange Unterredungen mit ihm zu halten.

Als ihm Festus in seinem Amte folgte, fand er in dem Paulo, der tugendhaft und ohne Freunde war, eine treffliche Gelegenheit für seine Eitelkeit. Ich will sagen, er erwählte ihn, auf seine Unkosten, den Juden eine Gefälligkeit zu erzeigen, und hinterließ ihn bey seiner Abreise gefangen. Der neue Stadthalter bezeigte weder mehr Großmuth noch Gerechtigkeit: Er war vielmehr bereits entschlossen, ihn der Wuth seiner Feinde aufzuopfern, um sie sich dadurch zu Freunden zu machen. Zuvor hatte er selbst beym ersten Antrage die Bitte der Juden verworfen, da sie ihn ersuchten, Paulum wieder zu seinen ersten Richtern nach Jerusalem zu schicken, den sie auf der Reise ermorden wollten. Aber nunmehro schlug er dem Apostel selbst vor, sich wieder in diese Stadt zu begeben. Paulus verlachte den grausamen Haß der Juden, und entging zugleich der niederträchtigen Höflichkeit des Festus; da er sich als ein römischer Bürger auf den Kayser berief. Diese Handlung unterbrach auf einmal alle Verfolgungen. Nichts desto weniger wurde er den Juden zu gefallen, im Gefängnisse gehalten, bis Agrippa, der König der Galiläer, den Festus besuchte, der ihm die Sache des

Apostels erzählte, und ihm die Beunruhigung anzeigte, worein sie ihn versetzte. Paulus war seinem Volke zu verhaßt, als daß er es hätte wagen dürfen, ihn in Freyheit zu setzen; und zu unschuldig, als daß er ihn in dem Berichte, den er nach Rom schicken sollte, eines Lasters beschuldigen konnte. Diese Nachricht machte den Agrippa begierig, diesen berühmten Gefangenen zu hören. Die Sache geschahe mit außerordentlicher Pracht. Der König, seine Schwester und ein großes Gefolge wohnten diesem Gerichte bey. Der Apostel vertheidigte sich mit solcher Beredsamkeit und mit solcher Standhaftigkeit, daß, da er arm, unbekannt, unterdrückt und ohne Freunde war, er dieser ansehnlichen Versammlung gleichwohl weder lächerlich noch verächtlich schien. Der weiseste und größte derselben, Agrippa, konnte sich vielmehr nicht entbrechen, ihm zu sagen: Es fehlet nicht viel, daß du mich nicht überredest ein Christe zu werden. Es würde eine Art eines Lasters seyn, wenn wir hier die Antwort Pauli weglassen wollten. Er antwortete ihm. Wollte GOtt, daß du, und alle die mir heute zuhören, nicht allein bey nahe, sondern ganz und gar solche würden, als ich bin, ausgenommen diese Bande.

Inzwischen verhinderte seine Beruffung auf den Kayser, daß man ihn nicht los lassen konnte, und man muste ihn endlich nach Rom schicken. Er erlitt auf seiner Reise Ungewitter, Hunger und Schiffbruch. Aber die Standhaftigkeit erhielt ihn und seine Gefährten. Er ward auf eine entlegne Insel geworfen, und leistete deren wilden Einwohnern verschiedene Dienste. Sie hingegen bewiesen ihm eine Dankbarkeit, welche die unschuldige Einfalt ihrer Sitten anzeigte. Als er

zu Rom angelanget war, gab man ihm nur einen Soldaten zur Wache, in einem Hause, welches er selbst gemiethet hatte, da man doch die andern Uebelthäter ins Gefangniß schloß. Er unterrichtete daselbst in der Lehre JEsu Christi, ohne daß sich ihm jemand widersetzte. Nero regierte damals, und Rom war noch nicht so hoch in seiner Grausamkeit gestiegen, daß es ein Blutgericht aufgerichtet hatte.

Diese sind die vornehmsten Verrichtungen Pauli, wie man sie in den heiligen Büchern findet, nur daß ich ohne Zweifel einige Abbildungen, welche uns die Eigenschaften dieses großen Mannes vorstellen, werde geschwächt oder verderbet haben. Man kann daraus urtheilen, daß die weltlichen Schreiber keine Vorstellungen einer so reinen und ungeschmückten Tugend machen können.

Der Apostel war noch nicht damit zufrieden, daß er GOtt diente, da er gute Exempel gab. Er that es auch durch die herrlichsten Lehren. Er verfolget in seinen Schriften die Laster, und preiset dagegen die Tugend, mit solcher Stärke, Nachdruck, Deutlichkeit und Wahrheit an, daß man sie nur lesen darf, um seinen Verstand und sein Herz zu verbessern. Er gründet die Standhaftigkeit in dem Unglücke nicht auf diese eitele und hochmüthige Unempfindlichkeit, welche der Abgott der weisen Heiden war. Seneca z. E. erklärte sich also:

Ein tugendhafter Mensch ist nicht nur ein Freund GOttes: Er ist sein Ebenbild, sein Schüler und sein Nachfolger. Er ist der wahre Sohn seines himmlischen Vaters. Er ist sich selbst getreu, durch ein immer gleiches Bezeigen, und beständig in seinen

Entschließungen Scipio, welchen die widrigen Winde in die Hände seiner Feinde geworfen hatten, fiel in seinen Degen, und als man fragte, wo der Oberste wäre, antwortete er, der Oberste befindet sich wohl, und gab zu gleicher Zeit den Geist auf. Ein tapferer Mann ist ein würdiger Widersacher des Glückes. Er verachtet und trotzet den fürchterlichen Schein, der uns niederschlägt. Ein Weiser befindet sich außer der Pflege des Glückes, ob er gleich nicht wider seinen Haß gesichert ist. Aber das, was es wider ihn unternimmt, gleichet den Pfeilen des Xerxes, welche zwar wohl die Sonne verfinstern, keinesweges aber ihr schaden können.

Wie abgeschmackt ist diese Rede! Nachdem er einen tugendhaften und tapfern Menschen, als einen Schüler und Nachfolger GOttes gelobet hat: So stellet er uns einen Mann zum Exempel, der wegen des höchsten Lasters strafbar ist, einen Obersten, der sich selbst ums Leben bringet, in einem widrigen Zustande, aus dem er sich nicht helfen kann, und der also seine Wohlfahrt seinem Ruhme aufopfert. Und was verrichtet denn endlich dieser so sehr gerühmte Römer? Eine kleine That, auf eine große und praleriſche Weise. Aber was konnte dieser Mann bey der Ungnade des Glückes wohl mehrers thun, dieser eingebildeten Göttinn zu gehorsamen, als ihr sein Leben und sein Blut aufzuopfern? So sage ich denn noch einmal, daß nichts als etwas prächtiges und aufgeblasenes in dieser Rede zu finden ist.

Paulus spricht zu den Corinthiern mit viel größerer Weisheit in diesen Worten: Meine lieben Brüder, seyd feste, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem

Werke

Werke des HErrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn.

Er unterstützet uns in dem Unglücke, durch die Vorstellung der Strafe und der Belohnung. Dieses Verfahren ist billig. Andere Mittel würden auf nichts gegründet, und von dem Hochmuth allein unterstützet seyn.

In derselben Epistel findet sich eine Stelle, die sich vortrefflich auf die sinnreiche Schwelgerey in Engeland, und hauptsächlich in London, schicket. Das Fleisch ist für den Bauch, und der Bauch für das Fleisch, aber GOtt wird beyde verderben. Ich bin überzeugt, daß man diese Worte nicht wird lesen können, ohne über sich selbst zu erröthen. Denn wie kann sich der vorstellen, daß sein Leib die Wohnung eines unsterblichen Geistes sey, der fähig ist die Freundschaft und die Gnade GOttes zu empfinden, welcher doch zugleich in demselben durch die Uebermaße des Fleisches und des Weines, ein Feuer anzündet, das ihn in Gefahr setzt, in den Ehebruch und in den Zorn zu verfallen? Müssen wir denn recht darauf sinnen, uns unglücklich zu machen? Sind denn die Keuschheit, die Unschuld und die Mäßigkeit nicht holdselige und angenehme Gefährtinnen? Ist ihr Werth nicht größer als die unvernünftigen Ausschweifungen, und die traurigen Folgen der Freude und des Zornes?

Wisset ihr nicht, daß eure Leiber Christi Glieder sind, fähret der Apostel fort? Sollte ich nun die Glieder Christi nehmen und Hurenglieder daraus machen? Ich weis, daß Christus dem Tode einen reinen und unbefleckten Leib dargegeben hat, um mich von den Sünden zu reinigen, und daß er versprochen hat, ein

Zeuge des Kampfes zu seyn, welchen meine Seele wider die Begierde halten wird. Sollte ich nun JEsum Christum aus meiner Seele verjagen, und meinen Leib, den er sich zu seinem Tempel erwählet hat, den unkeuschen und geilen Liebkosungen einer Geschändeten, ich will sagen, der Wollust übergeben?

Allein, werdet ihr einwenden, so müssen wir denn alles Vergnügen missen, und allen demjenigen entsagen, was GOtt angenehmes in die Natur geleget hat, um uns dadurch den Lauf unsers Lebens leichter zu machen. Davor behüte GOtt! Der Apostel nimmt uns nicht den Gebrauch unserer Leidenschaften. Er hat es nur mit den falschen Begriffen zu thun, die wir uns von dem Vergnügen und von dem Glücke vorstellen. Er befreyet die Liebe von den Vorstellungen, worunter man sie versteckt, und giebt ihr ihre Freude und ihre Unschuld wieder. Gewiß der Fehler lieget nur an dem Geiste, und an der Erfindung der jungen Mannspersonen, daß sie den Verstand des schönen Geschlechtes verderben, und ihr Herz verführen. Sie würden Mittel genug finden, eine junge vernünftige und großmüthige Person zu unterhalten, wenn sie ihr ihre zärtliche Beschaffenheit, ihre natürliche Aufrichtigkeit, ihre ungegründete Furcht, und ihre kleine Leichtsinnigkeiten mit einer aufgeweckten Art vorzustellen wüsten. Es würde nicht nöthig seyn, zu den unreinen, gewaltsamen, allzeit lächerlichen und oft falschen Ausdrückungen der Zärtlichkeit, die Zuflucht zu nehmen.

Kein Schreiber wird die Stärke der Vernunft und der Beredsamkeit erreichen, welche man in dem 15ten Capitel eben dieser Epistel antrifft. Mit welcher Kunst vermischet er daselbst Hoffnung und Furcht,

Leben

Leben und Tod. Wie trefflich beweiset er nicht die Auferstehung der Leiber nach den Gründen der Philosophie, daß die Verwesung allemal vor der Zeugung vorher gehe, und wie klug bedienet er sich nicht der bekannten Exempel des Kornes und der Pflanzen, die aus einem kleinen Samen wachsen. Wie sehr beweget er nicht das Herz, wenn er uns begraben hat, durch diese Ausruffung: O Tod, wo ist dein Stachel! O Grab, wo ist dein Sieg? Er verwirret uns auf einmal mit dem, was in dem Schmerzen und in der Freude am lebhaftesten ist. Wir würden nicht aufhören, wenn wir alle hohe Schönheiten besonders anmerken wollten, wovon seine Schriften allenthalben glänzen. Allein lasset uns ihn nicht mehr in seinem öffentlichen Leben, von welchem sie handeln, ansehen, sondern lasset uns ihn in seinen besondern Umständen betrachten.

Nichts malet einen Menschen besser ab, als die Briefe an seine vertraute Freunde. Wir haben einen von dieser Art, den der Apostel an den Philemon schrieb, und den man so übersetzen könnte, um ihn nach dem Gebrauche der heutigen Zeit einzukleiden.

Mein werthester Freund.

Mit einem ausnehmenden Vergnügen höre ich bey jedem Augenblicke eure Großmuth gegen die Bekenner derjenigen Religion loben, in deren Geheimnissen ich euch selbst zu unterrichten die Ehre und die Freude gehabt habe. Ich hätte daher zwar wohl einiges Recht, als ein Diener Jesu Christi, euch eure Schuldigkeit anzubefehlen, allein ich

will euch lieber bitten, und mit euch reden, nicht als ein Apostel, sondern als ein Freund. Ich weis, daß bey einem so leutseligen Manne als ihr seyd, mich nichts mehr in Ansehen setzen kann, als mein Alter und meine Bande. Durch diese beyden Umstände bitte ich euch um eine Gnade, nicht für mich, sondern für den Ueberbringer dieses Briefes, den Onesimus, euren Sclaven, welcher euch bestohlen hat, und entflohen ist. Hat er euch einigen Schaden verursachet, so schreibet ihn auf meine Rechnung, ich will ihn bezahlen: Damit ich euch nicht sage, daß ihr euch mir selbst schuldig seyd. Es wird mir besonders angenehm seyn, daß ich diesen Dienst einem Menschen geleistet habe, den ich noch euren Diener nenne: Welcher aber gleichwohl etwas mehr ist, weil er euer Freund und mein Sohn in dem Glauben geworden. Ich hätte ihn gerne bey mir behalten, damit er mir einige Dienste hätte leisten können. Aber ich habe nichts ohne eure Nachricht thun wollen, damit die Gutthat, welche ihr erzeiget, so freywillig sey, als sie seyn soll. Ich schicke euch also den Onesimus wieder. Vielleicht hatte die Vorsehung ihn euch nur eine Zeitlang genommen, ihn zur Wahrheit zu gewinnen, und ihn euch besser wieder zu geben, als sie ihn gefunden hatte.

Man erkennet in diesem Briefe die Sprache eines standhaften, zärtlichen und frommen Mannes, der seine Freunde nicht verläßt, der großmüthig, und mit einem Worte der ein Christi ist. Mit welcher Ernsthaftigkeit redet er nicht, ob gleich als ein Gefan-

fangener. Mit welcher Demuth bittet er nicht, so ein großer Apostel er doch ist? Könnte man wohl eine Sache begehren, und die Person dazu auf eine angenehmere Weise verpflichten? Er begegnet dem lasterhaften Sclaven in seinem Briefe, nicht anders, als seinem Sohne, und seinem Bruder. Dieses ist eine von den Früchten des Christenthums. Denn dasselbe macht, daß man mit den Bösen Mitleiden hat, ohne sie zu verachten, und daß man sie durch eine tugendhafte Unwissenheit für seines gleichen hält. Es bringet zu wege, daß wir alle Menschen als unsere Brüder ansehen, und daß wir ihnen als solchen zu Hülfe kommen. Es wirket, daß ein Christ das Unglück eines andern als sein eigenes ansiehet, und die Last der Bedürftniß versüßet, welche der Unglückselige mit sich schleppt, da er ihm die Nothwendigkeiten mit einer demüthigen Art darreichet. Man findet bey ihm diejenige hochmüthige Art nicht, welche die erschrecket, so von ihm etwas empfangen müssen. Er will selbst nicht einmal großmüthig scheinen, wenn er es auch wirklich ist; und er wollte lieber haben, daß man glaubte, er bezahle nichts, als eine Schuld.

Dieses sind gewiß schöne Abbildungen des Lebens und der Freundschaft der Christen. Und was kann denn die weltliche Sittenlehre uns wohl für Gründe beybringen, welche den Menschen so stark erwecken, als die edle Ehrbegierde seinem Schöpfer zu gefallen, vor dessen Augen man weis, daß man ist, und der nicht ermangeln kann uns zu belohnen.

Nunmehr sollte ich noch den Tod beschreiben, welcher den ruhmwürdigen Lauf Pauli beschloß. Aber

dieses

dieses würde eine vergebliche Mühe seyn. Derjenige, welcher in einer Schlacht das Leben verlohren hat, erlanget dadurch in den Augen seines Fürsten einen besondern Vorzug. Allein der Apostel trotzte dem Tode so vielmal, und stritt so oft mit der Welt, daß wir billig seine Geschichte mit seinem eigenen lebhaften Ausdrucke beschließen, daß er täglich sterbe.

Wohlan dieses ist die Stunde, welche ich berühren wollte. Die Weisheit und die Standhaftigkeit dieses Apostels in so vielen verdrießlichen Umständen, sind ein ausnehmender Beweis, daß man zu einer beständigen und tugendhaften Aufführung, die sich nicht endlich selbst verleugnet, ein unwandelbares Vertrauen auf Gott zum Grunde setzen muß. Wenn sich Paulus auf etwas anders, als auf die Macht und die Gewalt des Himmels gestützet hätte: So würde er bald seine Zuflucht entweder zum Stahl oder zum Gifte genommen haben. Denn das Heidenthum lehrte keine andre Mittel wider die Schmach, und wider die Sclaverey. Allein die besten Federn haben vergebens ihre zierliche und prächtige Lobreden auf die vermeynten Helden verfertiget, welche sich selbst das Leben nahmen, ihrem Unglücke zu entfliehen. Wann wir bis auf den innersten Grund dringen, so werden wir gleich sehen, daß dasjenige, was ihnen das Leben unerträglich macht, kein großmüthiger Abscheu vor der Knechtschaft, oder eine empfindlicher Ekel vor der Welt ist, welche doch zum einzigen Vorwande dienen, den Selbstmord zu bescheinigen, sondern der Hochmuth und die Niederträchtigkeit. Weil die Zufälle nicht in unserer Gewalt stehen, und weil uns weder Klugheit

noch

noch Wachsamkeit dafür versichern können, was bleibet uns denn anders übrig, als daß wir uns auf diese Weise in sie schicken lernen, daß wir weder etwas unanständiges, noch eine Schwachheit begehen? Denn sich demjenigen widersetzen, was man nicht verhindern kann, zeiget mehr Halsstarrigkeit als Muth. So lange wir noch nicht unsern Hochmuth ausgerottet haben, wird uns dieser ungelehrige Stolz unsere Vortheile kleiner, und die Niederträchtigkeit unser Unglück größer machen. Die letztere wird uns unser Elend und unsere Unternehmungen über unsre Kräfte vorstellen. Die erstere hingegen wird uns dahin bringen, daß wir einen Stand verächtlich und für uns unwürdig ansehen, da es uns doch ruhmwürdig seyn würde, mit demselben vergnügt zu leben. Wenn die Menschen aufmerken wollten, daß sie bloße Creaturen sind: So müste der Unterschied der Großen und der Geringen sich bald verlieren, und man würde sich allein mit der Hoffnung beschäfftigen, den Urheber aller Dinge dereinst von Angesicht zu Angesichte zu sehen, welcher allein groß ist, und der uns allein erheben kann.

Das vierte Capitel.

Bis hieher sind wir mit angeführten Exempeln zufrieden gewesen. Nachdem wir einige von den großen Männern des Heidenthums abgemalet, haben wir auch das Leben des Erlösers der Welt, wiewohl ganz unvollkommen entworfen, und sodann des heiligen Apost. Paulus Bezeigen etwas näher untersuchet. Allein, da die Menschen ihren Fehlern und ihrem Nu-

tzen schmeicheln, und alles das Vorstellungen und Unterrichtung nennen, was ihrer Lebensart entgegen gesetzet ist: So wollen wir die Bewegungsgründe zu großen Thaten vorbey lassen, und nur von so gemeinen Handlungen reden, welche den geringsten Menschen eben wie die Sieger, die Großen, die Gesetzgeber, und die Heiligen beunruhiget. Wenn es sich nun nach dieser Untersuchung beweiset, daß die Religion diese Bewegungen verbessere und vollkommen mache: So soll dieses eine überzeugende Probe seyn, daß die wahre Größe der Seelen, ohne das Christenthum nicht bestehen kann.

Wir schreiten also zur Sache und setzen zum voraus, daß die Ehre und das Gewissen die beyden grossen Bewegungsgründe der menschlichen Handlungen sind. Man behauptet vergebens, daß diejenigen, welche gewisse Laster begehen, an einem oder dem andern keinen Antheil haben. Man kann leicht darthun, daß es sehr selten so verdorbene und verkehrte Menschen giebet, welche nicht eines von diesen beyden Stücken dem Leben selbst vorziehen sollten. Das empfindliche Vergnügen, welches ihnen der Ruhm macht, und die angenehme Freude, welche sie bey einem guten Gewissen schmecken, sind zwey allen Menschen gemeine Güter. Ich muß hier im Vorbeygehen sagen, daß dieses ein starker Beweis der Unsterblichkeit unserer Seelen ist: Denn diese geistlichen Empfindungen zeigen, daß die Seelen für ihre gegenwärtigen Wohnungen zu groß sind; und sie erheben uns ungeachtet der Last unserer Leiber bis zu einem Wesen, welches ganz und gar keinen Körper brauchet, weil es geistlich ist, und aus keiner Materie bestehet.

Doch

Doch wir kehren wieder zu unserm Zwecke. Die Macht unserer Ehrbegierde ist so groß, daß sie niemals in uns stirbet. Ich will hier nicht von den Kriegshelden reden, deren einzige Belohnung sie ist, und die sich um ihre Erlangung, in unzähliges Elend und Gefahr wagen. Die Liebe dieses Ruhmes schleichet sich auch in die stillen Gemächer der Gelehrten, und ein Schreiber, der seinen Namen verstecket, besitzt oft mehr Eitelkeit als die, welche ihn bekannt machen. Beyde suchen Beyfall, aber die erdichtete Demuth des erstern, ist ein zärtlicher und listiger Hochmuth, welcher beydes das Lob, daß er gut geschrieben, und den Ruhm, daß er die Lobeserhebungen verachtet, zur Absicht hat. Doch nicht allein diejenigen, die sich durch große Thaten, oder durch schöne Gaben unterscheiden, sind ehrbegierig. Selbst die Niedrigsten, welche den Weg der Ehre verlassen haben. Was sage ich? selbst die, welche der Tugend abgesaget, lieben dennoch das Lob und den Beyfall. Man siehet oft Uebelthäter, welche sich sterbend Glück wünschen, daß sie die Strafen mit einer verwegenen Gelassenheit ertragen, und nicht ihre Gehülfen verrathen, durch deren Ueberlieferung sie sich oft frey machen könnten.

Dieses letztere Exempel weiset, daß die Empfindung der Ehre und des Gewissens niemals ganz und gar in unserer Seelen ausgelöschet ist, und daß diejenigen, welche in die größte Ausschweifung der Laster gerathen, dieser Regung nur andere Vorwürfe geben. Kann man sich wohl vorstellen, daß die jungen Leute ihr üppiges Leben und ihre Unordnungen, zu ihrer eigenen Anklage, und sich verächtlich zu machen, erzählen?

len? Nein, dieses sind gar nicht ihre Gedanken, sie haben die Ehre versetzet, und wollen sie aus dem Laster und aus der Schande ziehen.

Was können nun die Menschen thun, die Leidenschaft zu vergnügen und Ehre zu erwerben? Dieses Gut ist von einer so wunderbaren Natur, daß man es vermeiden soll, wann man es haben kann. Denn man mag sich selbst loben, oder sich loben lassen, so macht man sich durch beydes gleich verächtlich. Man bringet also sein Leben zu, einen Vortheil zu erjagen, den man niemals erhält, und bey dessen Mangel man sich gleichwohl unglücklich schätzt.

Je mehr ein Herz gegen die Ehre empfindlich ist, je mehr befindet es sich in unaufhörlicher Unruhe, sie zu erlangen: Ob ihm gleich diese Begierde oft selbst den Verlust desjenigen zuwege bringet, was doch sein einziges Verlangen ist. Denn, wann man erst einmal seine Glückseligkeit auf das Lob der Menschen, und auf die Meynungen, welche sie von uns hegen, gesetzet hat: So hat ein Schmeichler nichts mehr nöthig, die Billigkeit eines Mannes, und die Keuschheit einer Frauen zu überwinden, als sie zu überreden, daß ihre Laster werden verborgen bleiben. Und so leitet uns die Liebe zum Ruhme ganz leichte zur Schande.

Um aber diese Neigung zur Ehre in uns zu reinigen und zu lenken, so haben wir in uns ein lebendiges Gesetze, durch welches wir unsere Handlungen kennen, und davon urtheilen.

Man könnte sagen, daß die Ehre unsre Schläfrigkeit erwecke, und daß das Gewissen unsern Ungestüm in Ordnung bringe. Allein es ist ein Herr, welcher beyder Bewegungen beurtheilen soll, und hier haben

sich

sich alle große Männer unter den Heiden verirret. Das inwendige Urtheil allein, daß eine Sache nicht gut ist, konnte nicht genug seyn, die Menschen in der Armuth, in dem Unglücke, in der Verachtung und in der Knechtschaft zu erhalten. Auf der andern Seite hatte die Liebe zur Ehre und zum Ruhme zu viel Gewalt über die bloßen Menschen, als daß sie dieselbe anders, denn mit dem Leben hätten verlassen können, und eben dieser Leidenschaft haben die größten Helden ihr Leben aufgeopfert.

So viel unterschiedene Secten der Philosophie, die unter ihnen entstanden, schienen keine andere Absicht zu haben, als solche Lehrbegriffe von der Ehre vorzubringen, die sich für eines jeden Neigung schickte: Und man war entweder ein Stoiker, oder ein Epicurer, nach der Beschaffenheit seiner Gemüthsneigung, welche man sehr unrecht für das Gewissen hielte.

Sallustius fänget seine schönen Geschichte der Verschwerung des Catilina mit einem Geständnisse an, welches diese Wahrheit bekräftiget. Er will, daß man es als eine Schuldigkeit, und als ein Zeichen der Hoheit der Menschen über die wilden und unvernünftigen Thiere ansehen soll, ihr Leben nicht in einem dunkeln Müßiggange zuzubringen. Nach seiner Meynung lebet man nicht, wenn man nicht etwas nützliches unternimmt, und wenn man nicht arbeitet, sich einen unschuldigen und ruhmwürdigen Beyfall zu erwerben. So stellet dieser Römer, der ein Mann von großem Verstande und von einer strengen Sittenlehre war, die Ehre, als den Endzweck und die Glückseligkeit der Menschen vor. Nichts kann folglich dasjenige, was wir im Anfange gesagt haben, daß nemlich die Tugenden

der Heiden lauter künstliche und versteckte Neigungen waren, mehr rechtfertigen, als weil sie ihr Höchstes Gut in dem Ruhme setzten; woraus folget, daß sie mit ihrem Glücke gleiches Schicksal haben musten.

Aber GOtt unterrichtet uns in einer andern Lehre. Er will unsere Leidenschaften nicht gänzlich aufheben; sein Endzweck ist nur sie zu regieren: Darum hat er unserer Liebe zur Ehre einen unendlichen und ewigen Gegenstand gesetzet. Denn so redet er: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen, und euren Vater im Himmel preisen. Dieses Geboth bringet die Neigung zur Ehre, die uns unaufhörlich quälet, in Ordnung, machet daraus eine Nebenursache unserer Unternehmungen, und nimmt ihr die Unruhe und die Sorgen, um ihr nur eine angenehme und stille Bewegung übrig zu lassen.

Was kann überdem dem Menschen rühmlicher seyn, und seiner Ehrsucht mehr schmeicheln, als wenn er sich ansiehet, daß er zum Dienste Gottes arbeitet, und daß er ein Gehülfe der Bemühung des höchsten Wesens ist, welches, ob es gleich beständig wirket, dennoch von keiner Mühe, und von keiner Ermüdung weis. Die Seele erwirbet in diesem Stande immer neue Annehmlichkeiten, sie schmecket bereits zum voraus ihre künftige Herrlichkeit, sie empfindet schon ihr Glück, ihr Erkenntniß wird heller, und sie bemerket immer mehr den unendlichen Geist, nach dessen Ebenbilde sie gemacht ist. Dieß ist noch nicht alles. Ein Mensch, dessen Ehrbegierde auf diese Weise gebessert ist, besitzet alles, was ihn angenehm und ehrwürdig macht. Wann der Dienst des Allerhöchsten unsre Hauptabsicht ist: So muß die Ehre von sich selbst folgen, ohne

daß

daß man sie suchet, und es stehet nicht zu befürchten, daß man in die lächerlichen und strafbaren Ausschweifungen verfällt, sie zu erlangen. Dieß geschiehet nicht durch einen stoischen Stolz, sondern durch ein vernünftiges Vertrauen, da ein Mensch bey diesen Umständen in dem Unglücke unbeweglich ist. Das Meer wüte und brause, und das Volk erhebe sich wider ihn, man verfahre mit ihm grausam, es bebe die Erde: Nichts wird ihn bewegen. Er höret vielmehr nicht auf zu bitten, daß der Tag, an dem er lebet, der letzte sey, damit er aus einem Stande gehe, welcher unbeständig und den Abwechselungen unterworfen ist, um bey seinem Schöpfer eine ewige Wollust zu genießen. So hat das Christenthum unsere Seelen von allen Seiten befestiget, indem es die Liebe zur Ehre regieret, und hat uns über die Freude, und den Schmerz erhoben, womit die Welt uns verfolget. Wann nun, indem wir diese Sachen ohne Vorurtheil ansehen, die christliche Religion die Mittel darreichet, mitten in dem Unglücke eine vollkommene Ruhe zu behalten, und wann es uns zugleich durchdringende Gründe erwecket, große und edle Dinge zu unternehmen, warum vereinigen wir nicht die verwirrten Begriffe der Gerechtigkeit, des Edelmuths, der Geduld, und der Tapferkeit, in der leichten, und so zu reden, bequemen Tugend der Gottesfurcht. Dieses ist es', welche unsern Vorgängern im Glauben so viel Standhaftigkeit und Muth ertheilte, daß sie ihre Religion auf einmal aus der Schmach und aus der Verachtung rissen, und sie auf den Thron erhuben: So, daß auch der Fürst eines klugen Volkes, sich noch itzo den Namen eines Beschützers des Glaubens zur Ehre rechnet. Wir

können Gott nicht genugsam danken, daß er uns zu einer Zeit hat lassen gebohren werden, da das Christenthum mit so vieler Macht und Ansehen umgeben ist, und sich nicht mehr in seinem schwachen und verachteten Anfange befindet.

Doch was sage ich? Die Kirche streitet noch. Es giebet irdische und niederträchtige Seelen, welche sich an der Glückseligkeit geärgert haben, welche die Lehrer der Religion genießen, und die ihnen das Elend und den Mangel der ersten Kirche vorwerfen. Leichtsinnige und unnütze Menschen! Sie sehen nicht, wie viel mehr Gefahr bey dem Reichthume als bey der Armuth ist: Weil wir die letztere, als unsere Feindinn ansehen, da wir hingegen die andere, als eine Freundinn mit einem Vertrauen aufnehmen, welches uns vielmehr ihrer Untreue bloß giebt. Weil nun die Beqvemlichkeiten und die Ehre, welche das Priesterthum besitzt, diejenigen so sehr beleidigen, welche es verachten, so hat es um so vielmehr nöthig, diese Güter sorgfältig zu erhalten. Denn wer einen Menschen wegen eines Gutes beneidet, der würde eben denselben verachten, wenn er dieses Gut nicht hätte. Weil diese nun weder die Armuth noch den Reichthum der Priester vertragen können: So wünsche ich, daß ihnen die Geistlichen allemal durch das letztere misfallen mögen. Es ist gewiß, daß wir unter uns Bischöffe haben, deren Gastfreyheit, Demuth und Liebe gegen ihre Brüder, sie zu eben der Ehre erhebet, welche sich diejenigen erworben, die die Armuth mit der grösten Standhaftigkeit ertragen haben. Diese würdige Priester werden dermaleinst ihre Feinde beschämen, da der ewige Hirte seinen irdischen Segen in solche Hände gegeben,

geben, durch welche er wollte, daß sie ausgetheilet werden sollten; und da er unter uns große und erhabene Seelen erwecket, welche die Reizungen der Reichthümer selbst zu überwinden gewußt haben. Wann wir diesen trefflichen Priestern nachahmen wollen: So müssen wir gegenwärtig die beste Regel suchen, der wir in den Umständen, welche man ein gutes Glück nennet, folgen können, und zugleich nachforschen, ob uns das Christenthum in guten und bösen Tagen zu statten kommen kann. Zu dem Ende müssen wir unsere Beschaffenheit, und unsere Neigungen betrachten, welche die Religion nach den Umständen entweder unterstützet oder verbessert.

Der ewige Gott, in dem wir das Leben, die Bewegung und das Wesen haben, hat uns eine Natur gegeben, die ein Ausfluß des ganzen Lebens ist, ich will sagen, von ihm selbst. Er beweget uns, eine genaue Verbindung mit einander zu schließen, wodurch wir uns, wie mich deucht, selbst vermehren: Wenn wir die gegenseitige Vorstellung ergreifen, und bey der Ruhe und Wohlfahrt unserer Brüder nicht unempfindlich bleiben. Hierdurch nehmen die Menschen unvermerkt die Meynungen anderer für die ihrigen an; sie weinen mit den Unglückseligen, und sie erfreuen sich mit den Vergnügten. Mit einem Worte, es ist unmöglich ein Mensch zu seyn, ohne von demjenigen gerühret zu werden, was einen Menschen angehet. Die Geberden eines traurigen oder fröhligen Menschen sind genug uns zu bewegen, daß wir an seiner Empfindung Theil nehmen. Die Augen sind gleichsam ein Spiegel des Herzens, wo sich dasjenige abbildet, was in dem Herzen vorgehet. Doch diese nützlichen

Werkzeuge der Gesellschaft entdecken nicht allein die Seele eines andern: Sie machen auch die unsrige ihnen offenbar. Aller Kunst der Verstellung ungeachtet, eröffnen sie, entweder durch ihre Thränen oder durch ihre Lebhaftigkeit, die Freude oder die Traurigkeit, womit unser Herz angefüllet ist. Hieraus entstehet in uns das himmlische Feuer, welches wir Liebe oder Mitleiden nennen. Ein Feuer, welches uns beweget, unser Herz zu eröffnen, und allen unglückseligen zu Hülfe zu kommen; und welches in uns solche plötzliche Wirkungen gegen das Elend erwecket, als die Liebe zur Schönheit zuwege bringet. Da wir nun zubereitet sind, wie wir es wirklich sind, uns unter einander zu lieben, uns wohl zu wollen, und uns abwechselnde Gefälligkeiten zu erweisen, so ist das Geboth des Herrn, unsern Nechsten zu lieben, nur eine kurze Wiederholung des Gesetzes, welches er uns gegeben hat. Derjenige also, welcher einmal diesen hohen Satz angenommen, stehet nicht in Gefahr, seines gleichen verächtlich zu begegnen. Er wird vielmehr mit den Wohlthaten der Natur und des Glückes, der Wohlfahrt dererjenigen zu Hülfe kommen, zu deren Vortheil er weis, daß er gebohren ist; um auch hierdurch den Urheber seines Wesens nicht weniger zu erkennen und anzubethen. Auf diesen Endzweck zielet diese Beschaffenheit der Seelen, wenn sie nicht verderbet, oder übel regieret ist. Aber die Religion verbessert sie, da sie denjenigen, welcher sie bereits besitzet, über die nichtswürdigen Kleinigkeiten erhebet, bey welchen die Welt stehen bleibet. Ein solcher Mensch ist überzeugt, daß die menschliche Sittenlehre ein prächtiges Ungeheuer ist, weil sie uns gar nicht an dem Glücke

derer

derer Theil zu nehmen beweget, welche sie uns zu lieben befiehlet.

Gewiß, wann der Begriff von Gott nicht der erste Bewegungsgrund unsers Verlangens und unserer Auffühyung ist: So kann es nicht anders seyn, als daß die Eigenliebe und der Eigennutz bey uns den Vorzug gewinnen, und die Richtschnur unsers Lebens werde. Wann die Quelle unrein ist, so muß sich der Ausfluß bald verstopfen, und seinen Lauf hemmen. Die Neigung, welche über uns die Herrschaft hat, wird bey unserer Bemühung und bey unserm Vergnügen ausbrechen. Daher lieben gemeiniglich die Menschen nur deswegen andere, weil sie sich selbst lieben. Sie suchen durch ihre Wohlthaten ihren eigenen Nutzen, und wollen ihre Hülfe auf großen Wucher ausgeben. Es ist wahr, daß es Freundschaften giebet, welche dem ersten Ansehen nach, rein sind, bey denen man auf der einen Seite nur eine brennende Begierde siehet, jemanden zu dienen, ohne daß man auf der andern Seite etwas wahrnimmt, welches ein gleiches hoffen ließe. Wann wir aber die Sache genau untersuchen, so finden wir zulezt, daß es aus Absicht geschiehet: Zwar eine edle Absicht, die aber dennoch menschlich bleibet, nemlich aus einer Neigung Gutes zu thun. Hiernechst braucht es nur einen Zufall, einen Fehler, ein Misverständniß, ein Nichts, diese edle Neigung zu unterbrechen, oder zu verändern.

Derjenige hingegen, welcher seinen Nechsten aus Liebe zu Gott liebet, ist beständig, weil die wirkende Ursache seiner Güte unveränderlich ist. Doch nicht, als ob er dabey nicht seinen unendlichen Vortheil in der Hoffnung fände, dereinst die Belohnung seiner

Arbeit zu erhalten. Aber da sich seine Einsicht auch außer der Welt erstrecket, so kann er sich niemals auf unserm Wege befinden. Er misgönnet uns nicht das Gute, was er sich selbst wünschet, sein Glück nimmt vielmehr zu, wann wir daran Theil nehmen, und wann wir mit ihm einerley wünschen. Das ist der glückliche Zustand der Seele, welchen derjenige wohl abgebildet, der ihn eine Einsamkeit genannt hat. Nichts in der Welt kann diesen angenehmen Frieden verwirren und verstören: Weil ein Christe weis, daß die Erde nichts als Erde ist, wann sie auch bey ihrer List die prächtige Gestalt von Gold und Edelgesteinen angenommen hätte.

Weil er den wahren Werth der Güter kennet, welche ihm der Himmel gegeben hat: So bringet ihm deren Besitz keinen Hochmuth bey. Er gebrauchet sich derselben auf eine edle und christliche Weise, da er sie mit Freuden austheilet, und da er sie mit Mäßigkeit anwendet; als lauter Sachen, die er verlieren kann, und die er einmal verlassen muß. Allein nach den Gesetzen unserer Religion gehet diese Güte nicht nur auf unsere Freunde, sondern sie erstrecket sich auch bis auf unsere Feinde. Inzwischen hat die Welt so gar die Vernunft und die Religion verlohren, daß sich auch die Menschen mit ihren Leidenschaften rühmen, und die Sache der kleinsten Beleidigungen mit dem größten Nachdrucke verfolgen. So wenig weis man, daß nichts größer sey, als zu vergeben. Ein Niederträchtiger hat sich oft geschlagen, ein Niederträchtiger hat oft den Sieg erhalten: Aber niemals hat ein Niederträchtiger verziehen.

Vergeben zu können, dazu gehöret eine edle und große Seele, die ihre eigene Kräfte empfindet, und die aus dieser Einsicht eine Sicherheit ziehet, welche ihre Feinde nicht stören können. Ein Tapfrer Mann hat dieses besondere, daß er seine Freunde weit über sich, seine Feinde hingegen viel geringer hält.

Allein es ist noch nicht genug, seinen Feinden aus Verachtung gegen sie zu vergeben. Man muß ihnen aus Wirkung der Liebe und des Mitleidens verzeihen. Dieses ist die geistliche und hohe Sittenlehre desjenigen, der für seine Verfolger gestorben ist. Er will, daß wir denen vergeben sollen, die uns beleidigen, wie wir wünschen, daß er uns verzeihe, wann wir ihn beleidigen. Ueberdem so befreyen wir uns, da wir vergeben, von einem beschwerlichen Zustande, wofern immer mehr ein solcher zu finden ist. Denn so lange wir mit dem Vorhaben uns zu rächen beschäftiget sind, so zerreißen uns der Neid, der Haß und die Verachtung das Herz, und man muß niemals die Anmuth einer Versöhnung geschmecket haben, wenn man die Süßigkeit der Rache heraus streichen kann. In dem Augenblicke, da man sich versöhnet, empfindet man, wie die falschen Begriffe verschwinden, die man zuvor eingenommen hatte. Der schimpfliche Verdacht, das Mistrauen, die Furcht, die Verachtung, und das schändliche Vergnügen, welches man bey sich verspürte, wenn man die Fehler und das Unglück seines Feindes sahe, entfernen sich. Seine Seele scheinet uns rein, unbefleckt, unschuldig und ruhig zu seyn. Eben die Handlungen, welche wir vielleicht erschrecklich und verhaßt gefunden, wann wir sie durch den Nebel angesehen hätten, welchen der Haß zwischen

uns und der Wahrheit ziehet, kommen uns schön und ruhmwürdig vor, wann wir sie mit billigen und aufrichtigen Augen ansehen.

Wenn aber ein Mensch seinen Haß gegen uns so weit treibet, daß wir ihn niemals bewegen können: So muß man ihm mit einer unüberwindlichen Tapferkeit widerstehen, und alles so einrichten, daß er ungeachtet seiner Bosheit unserer Güte doch nicht entgehen kann. So weit erstrecket sich die heldenmäßige Großmuth eines Christen, wann man seine Gütigkeit versäumet oder verachtet, daß er sich wider das harte Herz seines Feindes noch härter macht, und daß er ihn ungeacht des Widerstandes zwinget, Gutthaten von ihm anzunehmen. Kurz, der Christe ist so geneigt, seinem Feinde wohl zu thun, als der Philosoph willig ist, seinem Freunde Wohlthaten zu erzeigen.

Weil nun die Gebothe des Christenthums gerade durchgehen, uns die Menschen zu Freunden zu machen: So ist das beste Mittel zu entdecken, wie weit sie uns führen können, wann wir aufmerken, was sie bey denenjenigen zuwege bringen, die alles ausüben können, wohin sie ihr Wille und ihre Neigung leitet. Denn was sich in den engen Schranken des Lebens eines niedrigen Menschen zuträget, ist gleich in der Dunkelheit vergraben, da hingegen die Unternehmungen und die Thaten der Prinzen die Augen der ganzen Welt auf sich ziehen, und alle diejenigen beschäftigen, welche reden können. Es ist unmöglich, daß ein Mann in dieser hohen Würde ohne Religion ein besseres Glück genieße, als der geringste Unterthan. Der Staat und die Pracht, welche ihn umgeben, können ihm endlich nichts, als ein schwaches Vergnügen, zu-

wege bringen, oder ihn auch wohl gar beunruhigen. Ein Prinz muß also nothwendig etwas großes in sich selbst haben, wenn er nicht will, daß seine Macht ihm und andern beschwerlich sey.

Vor der Geburt des Christenthums sind keine Menschen gewesen, die mehr Aufsehens gemacht haben, als die beyden berühmten Nebenbuhler, die sich noch itzo den Beyfall von Europa zuziehen, und welche die Bewunderung der künftigen Zeiten bleiben werden. Beyde waren von der Natur zu dem Endzwecke fähig gemacht, wozu sie der Himmel bestimmt hatte, da er sie uns schickte. Beyde bewegt eine brennende Ehrbegierde. Aber sie suchen sie auf verschiedenen Wegen, und aus verschiedener Absicht. Der eine hat sie dahin geleitet, einer unumschränkten Gewalt ohne Widerrede über seine Unterthanen zu genießen; der andere aber von ihnen einen vernünftigen und freywilligen Gehorsam zu erhalten. Der eine suchet sein Glück darinn, daß er seine Unterthanen in den Stand setzet, ihm nicht widersprechen zu können, der andere hingegen suchet ihnen alle Schwachheiten, auch sogar den Neid zu nehmen. Beyde sind auf den höchsten Gipfel des Glückes gestiegen, dessen sich der eine mit der Pracht und Wollust der alten Perser, der andere aber mit der Mäßigkeit der ersten Lacedämonier gebrauchet. Der eine ist gemacht, die Menschen zu unterdrücken, der andere die Unterdrückten zu erheben. Der eine sucht in Austheilung der Gnadenbezeugungen, mit seiner Gewalt prächtig zu pralen, der andere hingegen, gebraucht sie auf eine gerechte und billige Weise. Bey dem einen ist auch die Religion nichts als eine scheinbare Decke, da sie bey dem andern ein starker und dringender Antrieb ist.

Ohne

Ohne die Begriffe einer wahren und wirklichen Ehre, kann man nur einen machiavellischen Prinzen zuwege bringen; ich will sagen, einen Prinzen, welcher dem Scheine nach, tausend Tugenden besitzet, im Grunde aber keine einzige hat, und der weder freygebig, noch gnädig, noch gerecht ist, insoferne das Ansehen dieser Eigenschaften seiner Absicht dienen kann. Durch Hülfe seiner Verstellung wird sich sein Reich vergrößern, und seine Eroberungen werden sich weit erstrecken. Inzwischen werden seine Schmeichler die Herren der Völker seyn, wenn sie ihnen Ergetzlichkeiten verschaffen, wenn sie den königlichen Pallast zu einer Quelle alles desjenigen machen, was zärtlich und verschmitzt ist, und wenn endlich der Hof ein Muster des Geschmackes, oder vielmehr der Wollust und der Pracht wird. Mit diesem Scheine kann man den blinden Pöbel betrügen, welcher übertäubt und sehr geneigt ist, sich mit Fesseln zu beladen, sogar daß man ihm auch ein Geschwätze für eine allgemeine Sprache aufbürden kann.

Doch dieses ist nur noch der Anfang. Wenn die Reden und der Schein in die Stelle der Sache getreten sind, welche sie nur ausdrücken sollten: So braucht es weiter nichts, ein Volk dienstbar zu machen, als unter demselben einen Hof aufzurichten.

So bald die Eitelkeit eines jeglichen Menschen ihn überreden wird, daß er fähig ist, durch Verschwendung sich hervorzuthun: So bald wird ihn die Beförderung anreizen, alles zu ertragen, und die Hoffnung, sich zu erheben, wird ihn dahin bringen, eine Sclaverey zu ergreifen, welche man mit tausend Annehmlichkeiten ausschmücket und verbirget.

Die edelsten Künste, die besten Werkmeister, die geschicktesten Federn, die trefflichsten Redner, die prächtigen

tigen Schauspiele, die kostbaren Gebäude, die reizenden Gesellschaften, alles wird dazu dienen, diese Sclaverey liebenswürdig zu machen.

Der Fürst darf nur seine Wohlthaten mit Verschwendung, und mit Entscheidung auf diejenigen schütten, welche herrliche Gaben besitzen, so wird es ihm an Schmeicheleyen nicht mangeln. Sie werden die Tugenden ihres Wohlthäters erheben, sie werden seinen Lastern einen verblendenden Schein beylegen, sie werden es endlich dahin bringen, daß er bald, nachdem es die Gelegenheit zuläßt, etwas Gutes wird verrichten, ohne dadurch eine Hochachtung zu erwerben; bald aber auch etwas Böses begehen können, ohne sich Verachtung zuzuziehen, und daß seine Güte der Ursprung seiner Räubereyen, seine Gnade aber der Bewegungsgrund seiner Grausamkeit werden wird.

Man überschreitet weder die Grenzen der Natur noch der Wahrheit, wenn man sich das Reich eines Prinzen, welcher nichts als seine eigene Ehre suchet, auf diese Weise abbildet. Wir wollen uns ein Kind vorstellen, das, sobald es sich kennet, nichts so mächtig siehet als sich, welches wahrnimmt, daß es die Bewunderung und die Hoffnung eines großen Volkes sey, welches bemerket, daß man sich für groß oder klein hält, nach dem Maaße da man sich ihm nahet, oder von seiner Person entfernet ist. Sollte hier nicht seine Einbildungskraft übertäubet werden können, wenn es gewahr wird, daß so viel Menschen, die sich seine Geschöpfe nennen, es auch in der That sind; daß es sie nach seinem Gefallen anwenden kann; daß es ihm frey stehet, sich mit ihrem Blute einen unumschränkten Ruhm, und große Länder zu erkaufen. So müssen die traurigen Schauspiele beschaffen seyn, welche ein Prinz die

Welt sehen lässet, welcher entweder gar keine Religion, oder nur eine falsche hat.

Allein dieses wird noch viel ärger seyn; wenn sich der Eifer mit seiner Ehrsucht verbindet, und ihn mit einer neuen Begierde anfeuret. Sein Volk wird nur ein einziges Kriegsheer ausmachen, welches die Wahrheit der Gewalt aufopfern, und alle Streitigkeiten mit dem Degen entscheiden wird. *) Wofern es aber Leute giebt, welche die Lehrsätze dieser sichtbaren Kirche verwerfen, so mögen sie nur das Ruder in die Hand nehmen, und mit Ketten und Schlägen überhäuft, denjenigen betrachten, dessen Joch sanft, und dessen Last leicht ist. Denn dieses ist das Glück, welches ihnen der Fürst bestimmet. Wenn er nun seine Unterthanen unter seiner Grausamkeit seufzen siehet, und wenn er noch andere Völker bemerket, die da leben, ohne seiner Gnade und seinem Zorne unterworfen zu seyn: Warum sollte er sich nicht bestreben, ein Herr der ganzen Welt zu werden? Wenn die Begierde sich zu vergrößern, der einzige Bewegungsgrund seiner Handlungen ist: Warum sollte er die Bündnisse nicht als schlechte Worte, und die öffentlichen Verträge der Völker als einen Halt ansehen, den er sein Kriegsvolk machen läßt; welches nicht eher die Waffen ablegen soll, als bis es alle Menschen dahin gebracht, seinem Eigensinne gehorsam zu seyn; und bis es seine eigene Sünden nach seinem Gefallen durch anderer Leiden, ausgesöhnet hat; da inzwischen der Prinz beständig auf neue Eroberungen, oder vielmehr auf neues Blutvergießen denket.

Wenn

*) Diese Beschreibung gehet wohl niemanden als Ludewig den Vierzehnten an.

Wenn ein bloßer Mensch eine Gewalt ohne Grenzen besitzet, so ist er ein unersättlicher Abgott, dessen Hochmuth Millionen Opfer nicht vergnügen können. Die Schmeicheleyen tausend schmeichelnder und kriechender Diener, überreden ihn, daß er sich durch solche Sachen weit über die Menschlichkeit erhebe, die ihn doch weit unter dieselbe setzen. Denn was kann nicht ein Sterblicher von sich denken, wenn man ihm göttliche Eigenschaften beyleget? Kann er sich sodann wohl eine andere Gewalt als die seinige vorstellen, welche allgegenwärtig ist? Aber sollte noch wohl gegenwärtig ein so grausamer Feind der Menschen gefunden werden, und haben unsere Sünden den Zorn GOttes so sehr gereizet, daß er uns seiner Raserey überlassen will? Ist denn kein Feldherr und kein Prinz mehr vorhanden, welcher uns vorgehet, um uns zu ermuntern, entweder zu sterben oder uns zu vertheidigen?*) O ja, sie fehlen noch nicht. Der Himmel reißet keine Könige durch seine Erlaubniß weg, daß er nicht andere durch seine Gnade wieder gebe.

Die verschiedenen Begebenheiten des Lebens unsers Königes, haben sich gleichsam verglichen, ihn zum Zaume wider die Tyranney zu machen. Die beständigen Hinderniße haben sein Gemüthe befestiget, und das Unglück hat ihm eine lebhafte Empfindung bey dem Elende der Menschen, zu deren Besten ihn der Himmel hat lassen gebohren werden, beygebracht. Er verachtet die eitele Pralerey, wozu andere ihre Gewalt

und

*) Hier entdecket sich die Neigung des englischen Volkes, da wir hingegen als einen unumstößlichen Satz annehmen, daß Unterthanen niemals das Recht haben, sich wider ihren Oberherrn zu setzen.

und ihre Größe anwenden, und dieser glorwürdige Diener der Vorsehung gehet in seinen Entschließungen mit festen und ruhigen Schritten, und verbirget sie in einem tiefen Stillschweigen. Er ist weder dem Beyfalle noch den Schmähungen unterworfen; und dieses macht ihn zu einem unumschränkten Fürsten, wo nicht im politischen, doch im moralischen, philosophischen, heldenmäßigen und christlichen Verstande. Mit dieser ausnehmenden Ehre zufrieden, wendet er seine Aufmerksamkeit auf sich selbst, um sie ganz und gar der Nothdurft anderer zu widmen, und seine Aufrichtigkeit belohnet ihn für alles, was er unternimmt. Denn wenn man sich nicht den guten Ausgang zum Endzwecke setzet, so kan man nichts von dem Gegentheil untersuchen.

Der allgemeine Ruhm eines großen Feldherrn, und die Würde eines aufrichtigen und redlichen Mannes, welche er allen prächtigen Titeln vorziehet, sind die Hoffnung des ganzen Europa, welches mit uns die Glückseligkeit theilet, die er uns genießen lässet. Die entfernten Fürsten suchen seine Freundschaft, und die beleidigten Völker rufen seinen Beystand an. Er ist auf gewisse Weise ein Herr von Europa, *) durch den Einfluß, den seine Weisheit in die Rathschläge dieses Welttheiles hat. Wofern nun die Ehrsucht noch einmal die Ruhe stöhret, die seine siegreichen Waffen der Welt erworben haben: So ist ein allmächtiger Gott, welcher diesen fürchterlichen Feind in unsere Hände geben kann, wenn er alles zu seinem Siege bereit glaubet; und der ihn sehen lassen wird, daß in der Folge der Zeit solche Veränderungen vorkommen, die ein glückliches Leben, durch einen eben so traurigen Auftritt, endigen

*) Nach der Meynung der englischen Nation.

digen können, als die andern prächtig gewesen sind. Dieses dürfen wir wenigstens von der Wachsamkeit und von der Tapferkeit unsers Fürsten hoffen. Denn was für Rechnung kann man nicht auf einen König machen, welcher von seiner Schuldigkeit gegen demjenigen Wesen, welchem er für sein Verfahren Rechenschaft geben muß, nichts als gerechte Begriffe hat. Ein König, welcher die Lustbarkeiten verachtet, und der tausend Arbeit zum Dienste solcher Creaturen auf sich nimmt, die ihm gleich sind, und deren Gerechtigkeiten und Freyheiten Vertheidiger er ist. Ein König, welcher den edlen Hochmuth hat, lieber zu geben als zu nehmen, und der jeden Tag durch große Thaten, zum Besten der allgemeinen Freyheit derjenigen Menschen merkwürdig macht, deren Undank selbst ihn nicht dahin bringen kann, ihre Wohlfahrt zu vergessen. Ein König, welcher sich in seine Tugend verhüllet, und der das Murmeln der Undankbaren um sich höret, ohne daß sie seine Aufmerksamkeit mehr stören, als ihre Träume seine Wachsamkeit einschläfern, Ein König endlich, welcher niemals etwas gethan noch gesprochen hat, welches sein Volk betrügen könnte, als wenn er seine Nachfolge in Ordnung zu bringen bedacht gewesen ist. Lasset uns den Himmel bitten, daß er uns diesen Prinzen lange erhalte, oder lasset uns wenigstens bey seinem Zelte sterben, ein kostbares Leben zu vertheidigen, welches er allein für die Religion und für die Freyheit anwendet.

Die sieben sogenannten Buß-Psalmen.

von

J. J. Spreng.

Pfarrern der waldensischen Pflanzstädte zu Peruse im Würtenbergischen.

Psalm 6.

Erzürnter Gott! verhänge,
In deines Eifers Strenge
Doch mein Verderben nicht!
Ach laß den Grimm verschwinden,
Und raff in meinen Sünden
Mich nicht vor dein Gericht!

Bezeig, o Herr! mir Armen,
Dein väterlich Erbarmen,
Und heile meine Pein!
Dein Schrecken wirft mich nieder,
Durchädert meine Glieder,
Und trennet mein Gebein.

Es bebt mein sterbend Herze;
Und des Gewissens Schmerze
Zerrüttet meinen Geist.
Wie lang soll ich, mit Zagen,
Umsonst, o Höchster! fragen,
Ob du noch gnädig seyst?

Ach wende dich! ach richte
Zu mir dein Angesichte!
Erschein mit neuer Huld!
Und, daß ich nicht vergehe,
So tilge doch mein Wehe;
So tilge meine Schuld!

Wer ist, der dir lobsinge,
Dir dien, und Opfer bringe?
Wer danket deiner Kraft?
Wenn ihn der Tod zerstöret;
Wenn ihn dein Grimm verzehret,
Und in die Grube rafft?

Wie seufz ich mich so müde;
Und wie so gar kein Friede
Ist mir, o Gott, bestimmt!
Daß bey dem bangen Sehnen
Mein Bett, in Schweiß und Thränen,
Die ganze Nacht durch schwimmt.

Mein Angesicht verfället,
Ist alt, und sieht entstellet
Vor Gram und Ueberdruß:
Weil ich bey meinem Leiden
Der Widersacher Freuden,
Und Hohn erdulden muß.

Doch weicht, verruchte Feinde!
Ich habe Gott zum Freunde.
Der euch zerscheitern kann;
Er lässet nie die Seinen,
Und hört auch itzt mein Weinen
Und meine Seufzer an.

Er hat die Jammerklagen,
Die ich ihm vorgetragen
In Dank und Ruhm gekehrt:
Er läßt mir auf mein Schreyen
Schon mehrers angedeyen,
Als all mein Wunsch begehrt.

Verzagt nun, rohe Seelen,
Die ihr mich nur zu quälen
Und zu vertilgen sucht!
Da Gott mir beygestanden,
So stürzet ihr mit Schanden
Und Schrecken in die Flucht.

Psalm 32.

Wie selig ist die Seel, die Gott aus Gnaden
Der Sünden Schuld, des Fluches Last entladen!
Wiewohl ist ihr, wenn er die Greuel deckt,
Womit sie sich jemals vor ihm befleckt:
Wenn er mit ihr nicht ins Gerichte gehet;
Und sie vielmehr in seinem Frieden stehet!
Wie selig ist, wer ohne Heucheley
Die Beichte thut, daß er ein Sünder sey!

Ich scheute mich, mein Elend Gott zu klagen;
Da schwand mir gleich der Beine Mark vor Zagen.
So Tag als Nacht vergaß ich alle Ruh,
Und brachte sie in bangem Winseln zu.
Gerechter Gott! du schlugst mich hart darnieder.
Dein schwerer Arm zerknirschte meine Glieder.
Durch deinen Zorn verstieg mir Saft und Blut,
Als dörrte mich der Sonnen strengste Glut.

Da konnt ich nicht mein Unrecht mehr verheelen:
Ich mußte dir mein böses Thun erzählen:
Doch, als ich kaum vor dir mein Urtheil sprach,
So ließest du mir Schuld und Strafe nach.
Drum suchet dich ein Reuender mit Weinen,
So lange noch die Gnadentage scheinen.
Du deckest ihn vor aller Wetter Fluth,
Daß er getrost in deinem Frieden ruht.

Ich bin bey Gott in Trübsal aufgehoben;
Drum soll mein Lied den theuren Heiland loben!
„Ach, rufft er mir, ich bin dein Aug und Rath,
„Und lehre dich des Lebens sichern Pfad.
„Daß denn dein Geist von mir erleuchtet werde,
„So sey nicht roh, wie Mäuler und wie Pferde,
„Die kein Verstand von selbst zurechte bringt,
„Und welche nur Gebiß und Zaum bezwingt!

„Es soll mein Fluch und des Gewissens Nagen
„In Ewigkeit verstockte Sünder plagen.
„Wer aber sich zu mir in Treuen kehrt,
„Dem ist mein Heil und Seelenruh gewährt,
Frolocke denn du auserwählte Heerde!
Besingt den Herrn, ihr Heiligen der Erde!
Erhebt sein Lob in heller Frölichkeit
Die ihr vor ihm rechtschaffnes Herzens seyd!

Psalm 38.

Straf, o Herr, mich nicht im Grimme;
Und bestimme
Ueber mich kein Rachgericht!
Rüge meiner Sündenmenge
Nicht mit Strenge,
Und verstoß mich Armen nicht!

Deines Eifers Blitzen trennen
Und durchbrennen
Meine Glieder jämmerlich;
Deine Hand, die mich gefället,
Und zerschellet,
Schlägt noch immer schwer auf mich.

All mein Fleisch ist ausgeschwunden,
Vor den Wunden,
Die von dir geschlagen seyn.
Des Gewissens strenger Schmerze
Frißt mein Herze,
Und durchwühlet Mark und Bein.

Höchster! ich kann selbst die Sünden
Nicht ergründen,
Deren Meer mich übersteigt!
Schau, wie ich mich wind und schmiege!
Ich erliege,
Und bin auf den Tod gebeugt.

Mich entzünden und verzehren
Meine Schwären;
Sie sind voller Staub und Graus.
Für die Thorheit, die ich liebte,
Und verübte,
Faul ich bald lebendig aus.

Ich kann nicht mehr auf mir stehen.
Will ich gehen,
Ach! so kriech ich Lahmer kaum.
Ich verhülle mich bey Tage.
Meine Klage
Führ ich auch bey Nacht im Traum.

Es verdorrt mein Eingeweide,
Und ich leide
In den Därmern Brand und Gicht.
Alles ist an mir verkrümmet;
Bald verglimmet
Meines Lebens mattes Licht.

Kümmerlich kann ich mich rühren,
Und noch spüren,
Wer ich Ohnmachtsvoller war.
Meine Seele, die sich naget,
Und verzaget,
Girrt und winselt immerdar.

Herr! vernimm doch einst mein Sehnen!
Meine Thränen
Leer ich aus in deinen Schooß.
Dir ist, was mich quält und schrecket,
Längst entdecket,
Und du siehst mein Innres bloß.

Mein bestürztes Herz erbebet,
Mich durchgräbet
Und entseelet meine Pein.
Meine Zährengüsse schwächen,
Ja sie brechen
Gänzlich meiner Augen Schein.

Meine vormals besten Freunde
Sind wie Feinde
Itzt vor meiner Krankheit scheu.
Meine nechsten Blutsverwandten
Und Bekannten
Eilen weit und blind vorbey.

Viele, die mich in dem Leiden
Noch beneiden,
Stellen mir nach Ehr und Blut.
Was mich immer schimpft und kränket,
Das erdenket
Ihre List und Lästerwut.

Gleichwohl soll ich weder hören,
Noch sie stören,
Was auch ihre Bosheit thu.
Ob von mir schon diese Schnöden
Giftig reden,
Bleib ich dennoch stumm dazu.

Gott wird richten, eh ich scheide,
Darum schneide
Ihre Zunge noch so scharf!
Mein Gewissen sey mein Zeuge,
Daß ich schweige,
Weil ich mich nicht schützen darf.

Zu dir seufz ich, Herr! alleine,
Ach erscheine
Meiner Seel in ihrem Streit!
Ist mir recht, so soll ihr Ringen
Vor dich dringen;
Und dein Trost ist nicht mehr weit.

Ueberlaß mich ihrer Rotte
Nicht zum Spotte;
Hilf mir auf in meiner Pein!
Sollt ich gleiten und erliegen,
Welch Vergnügen
Würd es meinen Feinden seyn!

Zwar verdien ich, daß ich hinke
Und versinke;
Ich verscherzte deine Huld:
Und ich bin an allen Plagen,
Die mich schlagen,
Höchster Gott! alleine Schuld.

Doch ich opfre voller Treue
Meine Reue,
Und verdamme mich vor dir.
Ach wie martert das Empfinden
Meiner Sünden;
Und wie schäm ich mich vor mir!

Aber sollen sich denn blehen,
Die mich schmähen,
Und mir täglich Unrecht thun?
Weil das Glücke sie erhoben,
Wird ihr Toben
Wider mich so bald nicht ruhn.

Sie vergelten allerwegen
Meinen Segen,
Nur mit Undank, Schmach und Hohn!
Weil ich nun mit aller Mühe
Böses fliehe,
Trag ich Haß und Fluch davon.

Doch will alle Welt zusammen
Mich verdammen,
So verwirf nur du mich nicht!
Blicke gnädig aus der Höhe
Auf mein Wehe,
Davor dir mein Herze bricht!

Komme denn, bezeig mir Armen
Dein Erbarmen!
Eile, Herr, auf mein Geschrey!
Wird dein Beystand auf mein Weinen
Mir erscheinen.
So bin ich erlöst und frey.

Psalm 51.

Vertilg, o Herr, in Gnaden meine Schuld!
Verschleuß doch nicht dein Herze vor mir Armen!
Ermüde nicht, dich meiner zu erbarmen;
Und wirk an mir ein Wunder deiner Huld!
Entreiße mich der tiefen Sündennoth!
Ach spüle weg die Flecken meiner Seelen;
Und säubre mich von aller Greuel Koth,
Die dich betrübt, und mein Gewissen quälen!

Ihr Schreckenbild verfolgt mich immerdar,
Ich seh mich ein, und fühle mein Verbrechen;
Ich darf und kann nichts denken und nichts sprechen,
Als nur, wie ich an dir so treulos war.
Dir, Herr! allein, dir brach ich Bund und Eid,
Ich sündigte dir fast ins Angesichte:
Drum beth ich an auch in der Strengigkeit,
Die ich verdient, dein heiligstes Gerichte.
Ich bin ja schon von Jugend auf verderbt,
Mir war bereits, da ich unwissend lebte,
Und annoch kaum in Mutterleibe webte,
Der Sünden Gift und Krankheit angeerbt.
Doch weil ich dir die Wahrheit frey gesteh,
Und weil du ja ein redlich Herz begehrest:
So gieb mir noch die Weisheit aus der Höh,
Die du so gern den Reuenden gewährest:
Nun sprenge mich mit Isopsgüssen an,
Denn deine Hand entsündigt mich alleine!
Durchwasche mich, bis ich an lichtem Scheine
Und reinem Glanz den Schnee beschämen kann!
Bald, bald versteigt mein letzter Lebenssaft,
Beseele mich durch deine Heilung wieder!
Und flöße mir des Trostes milde Kraft
Durch meinen Geist und meine morsche Glieder!
Entzeuch dein Licht vor meiner Sünden Graus!
Ergründe sie hinfort mit keinem Blicke!
Ja wirf sie weit, unendlich weit zurücke;
Und lesche sie aus meinem Leben aus!
Ertödte du mein Innres auf den Grund;
Und schaffe mich durchaus wie neu gebohren!
Versiegle, Herr! in mir den Gnadenbund
Durch deinen Geist, den ich bereits verlohren!

Ach laß mich nicht von dir verbannet seyn!
Durchstral mein Herz mit deines Geistes Lichte:
Und weyh es ihm durch neuer Unschuld Früchte,
Zum Heiligthum und steten Thronsitz ein!
Sein froher Trieb belebe meine Brust!
Dein Wille sey von nun an auch mein Wille,
Damit ich ihn mit aller Lieb und Lust
Zu meinem Heil bis an mein End erfülle!
Wie kräftig wird das Beyspiel meiner Reu
Der Sünder Volk alsdann zu dir bekehren!
Doch soll ich recht den Heilsweg andre lehren,
So zähle mich von Fluch und Greueln frey!
Eröffne mir, mein Gott, den bangen Mund!
Begeistre mich, und rühre meine Seyten!
So trägt mein Lied durch dieses weite Rund
Dein Lob und Recht und deine Seligkeiten.
Dich, Herr! versöhnt nunmehr kein fremdes Blut,
Ich Sünder, nur; ich muß dein Opfer werden.
Hier büßt für mich kein Opfervieh auf Erden:
Sonst läg es schon in des Altares Glut.
Dein Opfer ist ein ganz zermalmtes Herz,
Der Thränen Fluth, ein Inbrunst volles Flehen,
Ein loher Geist, und wahrer Sündenschmerz:
Dieß bring ich dir; dieß wirst du nicht verschmähen
Erlöser, auf! Erbau dein Heiligthum;
Und laß dereinst den Frieden Salems dauern!
Ergänze selbst und gründe seine Mauern;
Und sorge noch für Zions Heil und Ruhm!
Dann diene dir sein neuerweckter Hauf,
O Heiligster, mit angenehmen Händen!
Dann nimm sein Flehn und Singen gnädig auf;
Und neige dich zu seinen Opferbränden!

Psalm 102.

Herr, vernimm von deinen Höhen,
Meine Thränen und mein Flehen.
Lasse mit geneigtem Ohr
Meiner Klagen Stimme vor!
Nahe dich itzt zu mir Armen!
Itzt verschleuß nicht dein Erbarmen!
Eile vielmehr auf mein Schreyen,
Mir noch Hülfe zu verleihen.

Meines Lebens beste Stunden
Sind als wie ein Rauch verschwunden,
Meine Schmach und Seelenpein
Frißt und brennt ins Mark hinein;
Sie verzehrt des Herzenskräfte,
Wie der Brand der Aehren Säfte;
Daß ich mich vorlängst vergesse,
Und das liebe Brodt nicht esse.

Weil ich längst nur fast und weine,
Schlepp ich kaum noch Haut und Beine,
Ich muß schüchtern und allein,
Und wie heischre Leffner seyn,
Die sich vor dem Tage scheuen,
Und im öden Schilfe schreyen;
Oder wie die düstern Eulen,
Die in banger Wildniß heulen.

Wie die Turteltaube girret,
Die nach ihrem Gatten irret,
Also bring ich ohne Ruh
Wimmernd ganze Nächte zu.
Ach wie kannst du täglich sehen,
Daß mich die Verruchten schmähen,
Die mich nur zum Fluche nennen.
Und vor Mordbegierde brennen?
Seit die Bande mich beschweren,
Tränk ich mich mit meinen Zähren;
Und an aller Nahrung statt
Eß ich mich am Staube satt.
Herr! Wie muß ich doch mit Zagen
Deine Macht und Strenge klagen,
Die mich bald empor gerissen,
Und bald höllenwerts geschmissen!
Meine Zeit ist früh verstrichen,
Und den Schatten gleich entwichen;
Und ich welke schmachtend ein,
Wie versengter Blumen Schein.
Doch du, Fürst der Ewigkeiten!
Gleichest dir zu allen Zeiten.
Aller Ruhm wird untergehen;
Nur der deine muß bestehen.
Auf, Erbarmer! Sammle wieder
Deiner Kirche matte Glieder!
Thu dein Reich und Heil itzund
Zions müder Heerde kund!
Unser Tag ist angebrochen,
Den du, treuer Gott! versprochen.
Endlich ist die Zeit erschienen,
Daß wir dir in Freyheit dienen.

Denke, wie so lang die Deinen
Ueber Salems Asche weinen!
Salem, das dein Brand verzehrt,
Ist uns auch im Schutte werth!
Laß dich von der Heiden Chören
Einst, als Zions Gott, verehren;
Und den Mächtigsten der Erden
Deinen Namen schrecklich werden!
Bau dein Erbe dann in Gnaden!
Heile deines Sions Schaden;
Und entdecke weit und breit
An uns deine Herrlichkeit!
Du erhörst doch unser Sehnen!
Du verwirfst nicht unsre Thränen!
Und wir ganz entblößten Weysen
Werden noch dich, Vater! preisen.
So soll unser Dank in Schriften
Deinem Lob ein Denkmal stiften,
Das von der Verwesung frey,
Und der Nachwelt heilig sey!
Erd und Himmel müsse zeugen,
Wenn wir noch verherrlicht steigen,
Daß dein Heil an Zions Reiche,
Einer zweyten Schöpfung gleiche!
Wohl uns! Denn dein Angesichte
Stralt, aus jenem ewgen Lichte,
Unsrer Erde gnädig zu,
Und verspricht uns frohe Ruh.
Unsre Seufzer unsre Schmerzen,
Dringen dir bereits zu Herzen!
Bald wirst du uns aus den Ketten,
Und vom nahen Tode retten!

Alsdann sollen deine Treuen
Dir ein neues Salem weyhen,
Soll dein Dienst und Ruhm allein
Zions Fleiß und Jubel seyn.
Aldann soll der Fürsten Menge
Dir mit eifrigstem Gedränge,
Sammt der Unterthanen Heeren,
Ewigen Gehorsam schweren.
Knirschet mich schon manches Wehe;
Scheint es gleich, daß ich vergehe:
Lebt die Hoffnung doch in mir;
Und ich bete still zu dir:
Laß mich nicht bey halben Jahren
Elend in die Grube fahren!
Eifre denn für mein Genesen,
Weil du stets mein GOtt gewesen!
Deine Hand, die alles träget,
Hat der Erde Grund geleget.
Aller Himmel Bau und Pracht
Ward und steht durch deine Macht.
Du auch wandelst diese Werke
Deiner ungemeßnen Stärke,
Wenn sie lang genug gehalten,
Daß sie wie ein Tuch veralten.
Aber deine Seligkeiten
Mindert kein Verfluß der Zeiten!
Was du bist das warest du,
Und verbleibst es immerzu.
Aller Dinge Selbsterhalter,
Ohne Wechsel, Maaß und Alter!
Wer kann dich nach Würden nennen,
Oder, wie du bist, erkennen?

Laß die Kinder deiner Knechte,
Und nach ihnen ihr Geschlechte,
Als dein Volk, vor dir bestehn,
Bis die Himmel untergehn!
Dann erst sollen deine Frommen
Zu der wahren Freyheit kommen!
Denn wirst du sie recht verklären,
Und dein Zion ewig währen!

Psalm 130.

Ach fleh in tiefster Reue
Zu deiner Gnad und Huld.
Du milder Gott, verzeihe
Mir Armen meine Schuld!
Eröffne meinem Sehnen,
O Vater! Herz und Ohr;
Und lasse meine Thränen
Und meine Seufzer vor!

Ach! sollte, wenn wir fallen,
Für Gnade Recht ergehn,
So würde von uns allen
Der Frömmste nicht bestehn.
Du aber heilest gerne
Zerknirschter Seelen Pein,
Daß man in Ehrfurcht lerne,
Dir treu und dankbar seyn.

Ich trau von ganzer Seelen
Auf dich, du höchster Hort!
Wenn mich die Sünden quälen;
So tröstet mich dein Wort.
Nach dir nur schau ich immer,
Wenn mich ein Schmerze drückt,
Wie nach des Morgens Schimmer
Der müde Wächter blickt.

Der Saamen Jacobs gründe
Sein Heil allein auf dich!
Denn, Herr! Du bist gelinde,
Und schonst uns väterlich.
Du trägst die schwachen Sünder
In deiner Liebe Schooß;
Und machest Zions Kinder
Von allem Bösen loß.

Psalm 143.

Getreuer Gott! Zu dem alleine
Ich in gebeugter Unschuld weine,
Vernimm mein Klagen und mein Weh!
Damit an mir dein Recht erscheine,
Und deine Wahrheit fest besteh.

Doch, wenn ich dich zum Richter wähle,
Und mich vor deinem Throne quäle,
So rechte nur nicht selbst mit mir!
Denn ach! Es ist nicht eine Seele
Auf aller Welt gerecht vor dir,

Erbarm dich deines Knechts, und schaue,
Wie schmählich ich das Elend baue;
Wie mich der Feinde Heer umstellt;
Und wie so manche Mördersklaue
Mich bald an allen Enden fällt!

Ich bleib im Staube schmachtend kleben!
Und flüchte kaum mein mattes Leben
In wilder Hölen tiefen Graus.
Mein Herz entsinkt vor Angst und Beben,
Und zehrt sich in den Qualen aus.

Zwar denk ich treulich an die Werke,
Durch die sich deine Wunderstärke
Vor Alters an den Frommen pries;
Woraus ich mir zum Troste merke,
Daß sie dein Beystand nie verlies.

Ich will in allen Bangigkeiten
Zu dir denn meine Hände breiten,
Zu dem mein Herze hofft und ächzt,
Und, wie ein Feld in dürren Zeiten
Nach mildem Thau und Regen lechzt.

Ach eile, mich noch zu erquicken;
Und sieh nun einst mit Vatersblicken
Auf meiner Seelen klemme Noth!
Sonst muß ich in der Angst ersticken,
Und bin bereits verschätzt und todt.

Itzt, itzt denn gieb mir auf mein Flehen
Noch deine Liebe zu verstehen,
Die sich mir ehmals kund gethan!
Und lehre mich die Wege gehen,
Da mich kein Böser stürzen kann.

Wenn Neid und Bosheit auf mich dringen,
So hilf du mir den Sieg erringen!
Weil ich mich deinem Schutz vertraut,
Und nur auf dich vor allen Dingen
Mit voller Zuversicht geschaut.

Gewöhne mich, daß ich mit Liebe,
Mein König! deinen Willen übe,
Und weise mich zum Guten an!
Dein Geist beherrsche meine Triebe,
Und leite mich auf ebner Bahn!

Vertreibe du die Todesschrecken,
Die noch in meinem Innern stecken,
Und gieb mir immer Muth und Geist!
So zeigt an mir dein Auferwecken,
Wie treu und wie gerecht du seyst.

Mein Rächer und mein Gott! verzehre
Rings um mich der Verfolger Heere,
Zu deiner Gnaden weitem Ruhm!
Weil ich von Herzen dich verehre,
Als dein erlöstes Eigenthum.

✲ ✲ ✲

Psalm 19.

Idem.

Der Himmel Bau und Pracht
Erzählt des Schöpfers Macht
Und Weisheit aller Welt.
Der vielen Sterne Licht,
Und Wunderordnung spricht,
Daß sie ein Gott erhält.
Es predigt jeder Tag,
So weit er stralen mag,
Ein ewig Licht und Wesen.
Wenn er den Nächten weicht,
Ist auch im Dunkeln leicht,
Der Allmacht Spur zu lesen.

Der Sterne Lehr ist kund
Durch dieses ganze Rund,
Weil sie das Auge rührt;
Und auch der Wilden Sinn
Zum ersten Ursprung hin,
In stiller Andacht führt.
Wird Gott nicht namentlich,
An jedem Himmelsstrich,
In lichter Schrift gepriesen;
Und da, wo er ein Zelt,
Der Sonnen aufgestellt,
Ganz sichtbarlich erwiesen?

So stolz ein Königssohn,
Den öffentlichen Thron

Am Trauungsfest besteigt;
So feurig und erfreut,
Zum Lauf und Ehrenstreit
Ein Riese sich erzeigt:
So bricht auch zu dem Lauf
Die Sonn aus Osten auf,
Daß sie die Welt durchrenne,
Daß Himmel Land und Flut
Durch ihre schnelle Glut
Sich kräftig wärmen könne.

Erscheint der Gottheit Spur
Im Reiche der Natur,
An allen Enden klar:
So stellet sie sich doch
Uns weit vollkommner noch
Im Gnadenreiche dar.
Die Sünder unterweist
Des Herren Wort und Geist,
Bis er sie neu gebohren;
Und seiner Wahrheit Licht,
Eröffnet das Gesicht,
Und den Verstand der Thoren.

Wer sein Gesetz ermißt,
Da nichts als Heiligs ist,
Wird inniglich erquickt:
Durch seine Furcht allein
Wird man gerecht und rein,
Und ewiglich beglückt.
Mich könnte nimmermehr
Die ganze Welt so sehr

Mit ihren reichsten Schätzen,
Noch alle süße Kraft
Vom reinsten Bienensaft,
Wie Gottes Wort ergetzen.

Dieß giebt mir Unterricht,
Wenn aller Rath gebricht,
Und leuchtet Himmel ein.
O welch unendlichs Heil
Wird denen dort zu Theil,
Die ihm gehorsam seyn!
Wer aber, Herr! versteht,
Wie oft er irre geht?
Wer kann sich gnug verwachen?
Ach rechne mir nicht zu,
Was ich unwissend thu,
Und schone doch mich Schwachen!

Vertilg aus meiner Brust
Der Sünden Macht und Lust,
Und eigne Tyranney!
Ja herrsche du in mir;
So leb und sterb ich dir
Von großen Greueln frey!
So muß, o treuer Hort!
Zu dir noch immerfort
Mein Lippenopfer dringen;
Und all mein Seelenfleiß
Zu deines Namens Preis
Und meinem Heil, gelingen.

✲ ✲ ✲

Aus Alciphrons II. Buche der 3. Brief.

Schreiben des berühmten griechischen Poeten Menanders an seine geliebte Glycera,

übersetzt von

Johann-Christoph Gottscheden.

ICh schwere dir bey den eleusinischen Göttinnen, bey ihren Geheimnissen selbst, ja bey allem, wobey ich dir schon oft geschworen habe, liebste Glycera, wenn wir ganz allein beysammen waren, daß ich mich nicht groß zu machen suche: Auch schreibe u. sage ich dir dieses nicht, als ob ich mich von dir entfernen wollte. Denn was könnte mir wohl außer dir angenehm seyn? Und womit könnte ich mich wohl mehr dünken und mehr breit machen, als mit deiner Freundschaft? Maßen mir auch unser Alter selbst, deiner angenehmen Sitten und deines muntern Witzes wegen, allezeit als eine Jugend vorkommen wird. Laß uns derowegen in der Jugend und im Alter beysammen seyn, ja so gar im Tode selbst: Damit nicht etwa eins von uns den Neid mit sich zu den Unterirdischen nehme, daß vielleicht der hinterbliebene Theil noch manches Gute genießen möchte. Mir wünsche ich wenigstens nach deinem Tode, kein einziges zu erlangen: Denn was könnte wohl alsdann noch Gutes für mich in der Welt verhanden seyn?

Was mich aber itzo bewogen hat, so kränklich ich hier im Piräeo bin, (du kennst aber meine gewöhnlichen Zufälle schon, die mir von denen, so mir nicht gut sind, als eine Zärtlichkeit und Weichlichkeit ausgelegt werden,) dir nach Athen, wo du dich wegen des Festes der Göttinn Ceres aufhältst, zu schreiben, das ist folgendes. Ich habe von dem ägyptischen Könige, Ptolomäus, ein Schreiben bekom-

bekommen, darinn er mich inständigst bittet, ja wie man spricht, aller Welt Schätze recht königlich verspricht, und nebst dem Philemon ermahnet, daß ich zu ihm kommen soll: Denn auch dieser soll einen Brief von ihm haben, wie er mir solches selbst schriftlich angedeutet hat; der aber nicht so nachdrücklich u. prächtig klinget, als der meinige, indem er nicht an Menandern gerichtet ist. Doch er mag vor sich selber zusehen, was er thun will. Ich werde keinen andern Rath suchen, wertheste Glycera, als den deinigen. Du sollst mir den Ausschlag geben. Du sollst, so wahr mir Minerva hold ist! mein Areopagus, mein öffentliches Stadtgerichte, mein Alles seyn, so wie du es bisher gewesen bist.

Des Königes Schreiben habe ich dir zugeschickt, daß ich dir nicht beschwerlich fallen möchte; wenn du einerley zweymal, in meinem und in seinem Briefe lesen müßtest. Was ich ihm aber zu antworten gesonnen bin, das mußt du auch wissen. Von hier abzusegeln und nach Aegypten zu reisen, in ein so entferntes und weit entlegnes Reich, das ist mir, wie alle zwölf Götter meine Zeugen sind! noch niemals in den Sinn gekommen. Und wenn gleich Aegypten auf der allernächsten Insel Aegina läge: So würde ich mich nicht entschließen, das Königreich deiner Freundschaft, welches ich hier habe, zu verlassen, und mitten in der Menge der Aegyptier, allein, als in einer volkreichen Wüsteney zu leben. Denn ich halte deine Umarmungen vor weit lieblicher, und weniger gefährlich, als aller Prinzen und Könige. Der Verlust der Freyheit ist ein gefährliches Ding. Die Schmeicheley ist verächtlich; die Gunst des Glückes treulos. Ich mag alle die köstlichen Becher und güldnen Schalen, und was sonst an Höfen beneidenswürdig ist, mit denjenigen Gütern, die wir bey uns haben, mit unsern jährlichen Festen, theatra-

lischen Spielen, den Uebungen des Lycei, und unsrer theuren Academie, nicht vertauschen: So wahr Bacchus lebt, u. so lieb mir sein Epheukranz ist, mit welchem ich lieber als mit des Ptolomäi Krone gekrönet werden will; wenn nur meine liebe Glycera bey mir auf der Schaubühne sitzet.

Denn wo werde ich in Aegypten eine Versammlung der athenienſischen Bürger sehen, welche öffentlich über etwas stimmet? Wo werde ich ein Volk sehen, welches in republicanischer Freyheit lebet? Wo die Gesetzgeber, die in den heiligen Flecken gekränzet worden? Was für einen mit Seilen verhangenen Umkreis? Was für schöne Feste? Soll ich den Markt, die Rednerstühle, das benachbarte Salamis, Psyttalia, Marathon, das in Athen befindliche ganze Griechenland, ganz Iconien, alle cycladischen Inseln; soll ich das alles, und meine Glycera noch dazu, verlassen und nach Aegypten ziehen? Und warum? Gold, Silber und Reichthümer zu empfangen? Mit wem würde ich derselben genießen können, wenn ich durch die weite See von der Glycera geschieden wäre? Würde mir nicht das alles ohne sie, zu einer Dürftigkeit werden? Sollte ich aber vernehmen, daß sie ihre so unschätzbare Zuneigung einem andern zugewandt hätte: Würden mir nicht alle Schätze gleichsam zu lauter Asche werden? Ja, ja, wenn ich endlich stürbe, würde mir zwar mein Gram folgen: Allein mein Vermögen würde ich doch nur denen zum Raube lassen müssen, die nach Unrecht trachten.

Und ist es denn so was herrliches, beym Ptolomäus zu leben! Was sind alle die Fürsten, und andre solche leere Titel mehr, deren Freundschaft nicht viel zu trauen, und deren Feindschaft nicht ohne Gefahr ist? Hingegen, wenn Glycera einmal böse auf mich wird, so ergreife ich sie und küsse sie einmal. Ist sie noch böse, so drücke ich sie noch inniger an mich; ist sie recht unwillig, so weine ich gar. Alsdann

dann kann sie meinen Kummer nicht länger ertragen, und bittet mich, und seufzet; indem sie weder Soldaten, noch Trabanten, noch Schildwachten hat: Denn ich allein bin ihr alles in allem.

Ist es etwa so was großes und wunderwürdiges, den Nilstrom zu sehen? Ist es nicht eben so was schönes den Euphrath, die so große Donau, den Thermodos, den Tigris, den Halys und den Rhein zu sehen? Wenn ich alle Flüsse in der Welt sehen soll: So wird mir das Leben vergehen, ohne daß ich die Glycera kann zu sehen bekommen. Und ob der Nilstrom gleich was treffliches ist: So ist er doch von den Crocodillen sehr unsicher, u. man darf doch nicht an seine Wirbel kommen, damit er den Schiffleuten so heimlich nachstellet. Möchte ich doch, o König Ptolomäus, mein lebenlang mit attischem Epheu gekrönet werden! Möchte ich doch nur in meines Vaters Grabe zu liegen kommen, und jährlich den Bacchus bey seinem Altare preisen; dem geheimen Gottesdienste beywohnen, und dabey, bey den jährlichen Festen, mit lachen und frolocken, mit gefahrlaufen, fürchten und siegen, eine neue Comödie aufführen! Philemon hergegen mag auch mit meinen Gütern bereichert, ganz glücklich in Aegypten leben. Dieser hat keine Glycera; und ist auch eines solches Schatzes vielleicht nicht werth.

Du aber, liebste Glycera, begieb dich doch gleich nach dem Feste, so bald als du kannst, auf einem Maulthiere hieher. Das Fest ist mir niemals länger vorgekommen und ungelegner gefallen, als dießmal. Sey uns gnädig, o Ceres!

Glycera an den Menander.

So bald du mir des Königs Schreiben schicktest, habe ich es gelesen. Calligenia ist mein Zeuge, in deren Hause

Hause ich itzo bin. Ich sprang vor Freuden in die Höhe, mein liebster Menander, so daß ich meiner selbst nicht mächtig war. Ich konnte es auch vor allen Anwesenden nicht verhelen. Es war aber meine Mutter zugegen, nebst meiner andren Schwester Euphorium, und von meinen Freundinnen, die du kennest, und die oft bey dir Abends mit gespeiset hat. Du lobtest einmal ihre recht athenienſische Aussprache, aber so, als wenn du dich scheuetest, sie zu loben: Dabey ich dir mit Lächeln ein heißes Mäulchen gab: Besinnst du dich nicht darauf, lieber Menander? Da sie mir aber eine so ungewöhnliche Freude am Gesichte und an den Augen ansahen: So fragten sie mich: Was ist dir denn wiederfahren, Glycerium, daß du uns an Leib und Seele so verändert vorkommst? Daß du so anmuthig aussieht, und eine so lustige und muntre Farbe bekommen hast? Da sprach ich: Der König Ptolomäus in Aegypten, berufft meinen Menander gleichsam zu einem Theile seines Reiches! Und das sagte ich so laut und heftig, daß alle, die zugegen waren, es hören konten: Ich warf und schwung auch das Schreiben mit dem königlichen Siegel recht hoch empor. So freuest du dich denn, sprachen sie, wenn er dich verlassen wird? Aber das war es nicht, liebster Menander. Denn das glaube ich nimmermehr, und wenn, wie man zu sagen pflegt, ein Rind mit mir zu reden anfinge: Daß Menander seine Glycera in Athen lassen, und ganz allein in Aegypten in allem Ueberflusse sollte herrschen wollen. Und das habe ich aus dem Briefe des Königes, den ich gelesen habe, sattsam abnehmen können, daß er schon von unsrer Liebe, wie es scheint, gehört haben müsse; indem er dich ganz argwöhnisch mit ägyptisch-attischen Stichelreden ein wenig aufziehen will. Ich freue mich also, daß unsre Liebe schon bis in Aegypten erschollē ist: Und er begreift schon, aus dem, was er gehöret

hat,

hat, daß er was unmögliches verlange; indem er wünscht, daß ganz Athen zu ihm hinüber kommen soll. Denn was ist Athen ohne den Menander? Was ist aber Menander ohne die Glycera? Da ich ihm seine Larven zurecht mache, ihm die Kleider anziehe, und auf der Schaubühne mich herzlich freue, wenn die Zuschauer zu klatschen anfangen; und, so wahr mir Diana gnädig ist! ganz zitternd dich wieder erquicke, und dich, als das theure Oberhaupt der Comödie, umhalsend in meinen Armen halte. Daß ich aber zu meinen Freundinnen sagte, daß ich froh wäre; das war, liebster Menander, daß dich nicht nur Glycera liebet; sondern daß dich auch die Könige jenseit des Meeres lieben, und daß das Gerüchte auch über die See gedrungen ist, und deine Gaben verkündiget hat. Denn Aegypten und der Nilstrom, und die Vorgebürge des Proteus, und die pharische Warte, alles ist itzo schon ganz aufmerksam und munter; alles will den Menander sehen, und seine Geizhälse und Liebhaber, die Abergläubischen und Ungetreuen, die Väter, die Söhne und die Knechte, und was er nur auf die Schaubühne gebracht hat, anhören. Von diesem allen werden sie zwar hören; aber den Menander werden sie nicht zu sehen bekommen: Wo sie sich nicht in Athen bey der Glycera einfinden, und meine Glückseligkeit anschauen werden; wie nemlich der seinem Ruhme nach überall befindliche Menander, mich Tag und Nacht in den Armen hat. Indessen, wenn du ja einiges Verlangen nach den dasigen Schätzen hast, oder doch zum wenigsten nach Aegypten, einem so vortrefflichen Lande, nach den Pyramiden, so daselbst sind, nach den redenden Bildseulen, nach dem berühmten Labyrinthe, und allem übrigen, was dort des Alterthumes und der Kunst halber, hoch geschätzet wird: So bitte ich dich, mein Menander, entschuldige dich nur nicht mit mir; und mache

nicht, daß mir die Athenienser gram werden, die wohl itzo schon die Scheffel Weizen nachzählen, die ihnen der König deinethalben schicken wird. Vielmehr reise glücklich in Begleitung aller Götter, mit guten Winden und günstigem Himmel. Denn ich werde dich gewiß nicht verlassen; das bilde dir von mir nur nicht ein: Ja ich kann nicht einmal, wenn ich gleich wollte; sondern ich werde Mutter und Muhmen verlassen, und dir zu Schiffe Gesellschaft leisten. Ich schicke mich sehr gut auf die See, ich weis es schon. Und wenn dir etwa die Seekrankheit ankommen sollte, so will ich sie dir vertreiben, und deine Schwachheit in dem Ungestüme des Meeres pflegen und warten. So will ich dich ohne den Faden der Ariadne nach Aegypten bringen; nicht als dē Bacchus, sondern als einen Diener und Priester desselben. Ich werde auch nicht in der Insel Naxus, in einer Wüsteney gelassen werden, deine Untreue daselbst zu betrauren und zu verwünschen. Weg mit dem Theseus, und allen den Vergehungen der Alten, die ein undankbares Gemüthe anzeigen! Bey uns wird alles fest und unverbrüchlich seyn; Athen, der Hafen Piräeus, und Aegypten. Unsre Liebe wird allenthalben völlig seyn; und wenn wir auch in einem Felsen wohnen sollten: So wird ihn die Liebe, ich weis es gewiß, ganz venerisch machen. Doch bin ich versichert, daß du weder Geld, noch Schätze und Reichthümer wünschest, indem du bloß in mir und in den Schauspielen deine Glückseligkeit findest. Allein die Anverwandten, das Vaterland, und wie du weist, fast alle deine Freunde, haben überaus viel nöthig; sie wollen reich werden und Geld sammlen. Ueber mich wirst du gewiß niemals klagen, weder im Großen noch im Kleinen, das weis ich gewiß: Denn du hast dich mir vormals aus Leidenschaft und Liebe ergeben; nun aber ist auch noch die Ueberlegung selbst hinzugekom-

gekommen. Dieses nimmt mich nun desto mehr ein, liebster Menander; indem ich nicht fürchten darf, daß deine Liebe, wie eine, die nur im Affecte besteht, bald aufhören werde. Denn die Freundschaft, die nur im bloßen Affecte besteht, ist so leicht zertrennlich, als heftig sie ist. Wo man aber auch die Ueberlegung gebraucht hat, da ist sie ein unzertrennliches Werk: Es fehlt ihr auch nicht an Vergnügen, als welches aus den anmuthigen Sitten entsteht; und doch ist sie von aller Furcht befreyet. Doch hiervon magst du selbst das Urtheil fällen, wie du mich öfters davon zu unterweisen pflegst. Wiewohl ob du mir gleich weder Schuld geben, noch mich auf einige Weise anklagen wist: So fürchte ich doch die atheniensischen Hummeln, die bey der Abreise rings um mich her summen würden; als wenn Athen dadurch des Gottes der Reichthümer beraubet würde. Darum bitte ich dich, liebster Menander, übereile dich nicht, und schreibe dem Könige noch nichts. Ueberlege es etwas besser, und warte bis wir beyde mit unsern Freunden beysammen seyn können, nebst dem Theophrastus und Epicurus: Denn vielleicht wirst du u. sie andrer Meynung seyn. Ja wir wollen auch noch ein Opfer schlachten, und sehen, was das Eingeweide verspricht: Ob es besser sey nach Egypten zu schiffen, oder hier zu bleiben? Wir wollen auch das Orakel um Rath fragen, und jemand nach Delphis schicken; als welcher Gott uns gleichsam eigen ist. Dergestalt werden wir auf beyden Theilen die Götter zum Vorwande haben, wir mögen nun reisen oder hier bleiben. Ja ich will dieses selber thun. Denn ich kennē eine Frau, die neulich aus Phrygien hier angekommen ist, die sich trefflich darauf versteht. Denn sie kann wahrsagen, und die Götter erscheinen lassen. Man darf ihr auch nicht nur glauben, sondern man sieht es selbst, wie die Rede geht. Sie muß sich aber erst dazu reinigen, wie sie sprach, u. einige Thiere zum Opfer bereiten, und Weihrauch und Mondenkuchen und allerley andre Dinge dazu haben. Ich hoffe auch, daß sie noch eher kommen werde, als du aus dem Piräeus kömmst: Oder thue mir zu wissen, wie lange du dich noch behelfen kannst, ohne die Glycera zu sehen: So will ich zu dir kommen, und die phrygische Frau in Bereitschaft haben. Denn ich bemühe mich schon den Hafen Piräeus, unser Gütchen, und Munichien zu vergessen,

sen, und aus dem Sinne zu schlagen. Die Götter sind meine Zeugen, daß ich nicht alles verlassen kan: Du aber kanst mich nicht verlassen, indem du dich gänzlich mit mir verbunden hast. Und gesetzt, daß alle Könige an dich schrieben: So bin ich doch in deinen Augen noch weit königlicher, und habe einen treuen Liebhaber an dir, der seinen Eid aufs heiligste beobachten wird. Daher komme doch, mein Liebstes, so bald als dirs möglich ist, nach Athen: Damit du, im Falle du dich wegen der Reise zum Könige anders besinnen möchtest, die Schauspiele bey der Hand habest; und sonderlich diejenigen, die dem Ptolomäus und seinen nicht gemeinen Lustbarkeiten am anständigsten seyn mögen. Z. E die Thais, oder den Verhaßten, oder den Thrasyleon, oder die Epitrepontas, oder den Geprügelten, oder den Sicyonier. Doch was unterfange ich mich so kühn, und verwegen von des Menanders Sachen zu urtheilen, da ich es nicht verstehe? Aber ich habe einen geschäftigen Liebhaber an dir, so daß ich auch dieses wohl wissen kan. Den du hast mich gelehret, daß ein Mädchen von gutem Naturelle, von ihren Liebhabern leichtlich was lerne. Cupido nemlich geht ihnen in allem aufs geschwindeste zur Hand; und wir scheuen den Zorn der Diana, wenn wir durch unsre Langsamkeit im Lernen uns eurer unwürdig machen. Ich bitte dich auch aufs inständigste, lieber Menander, nimm doch auch die Comödie zur Hand, da du mich aufgeführet hast: Damit ich doch dadurch nach Egypten zum Ptolomäus schiffen möge, wenn ich gleich selbst nicht bey dir wäre. Um destomehr wird der König begreifen, wie viel er bey dir gilt, wenn du deine Liebste nur in einer Beschreibung mitbringest, die wahrhafte Person aber zu Athen gelassen hast. Doch du weist schon, daß du sie nicht zurücke lassen sollst. Ich will das Steuerruder regieren lernen, indessen daß du aus dem Piräeus wiederkommst: Damit ich dich mit meinen eigenen Händen frisch und gesund hinbringe; dafern es dir noch rathsam scheinen wird, hinzuschiffen. Die Götter geben nur, daß du dasjenige erwählen mögest, welches uns beyden am dienlichsten seyn wird: Und daß die Phrygerinn uns, was nützliches verkündigen möge, und zwar besser, als dein prophetisches Mädchen.

Lebe wohl!

Staatl. Bibliothek

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottsched, Johann Christoph, 1700-1766

Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften und Uebersetzungen
In gebundener und ungebundener Schreibart

Bd.: 2

Leipzig 1742

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.g.o.169(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11433043-0
VD18 15482235-001